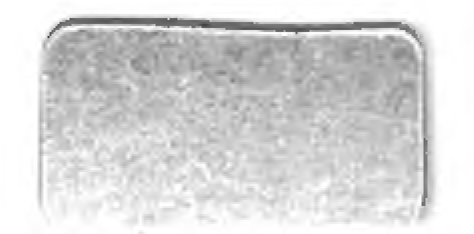

Princeton University Library
32101 064478397


Dei
Sub Numine
Viget



Baltische Monatsschrift.

Siebenzehnter Band.

Riga, 1868.

Druck der Livländischen Gouvernements-Typographie.

Inhalt
des siebenzehnten Bandes.

Erstes Heft.

Zweites Heft.

Drittes Heft.

Viertes Heft.

Fünftes Heft.

Sechstes Heft.

Zur Entwicklungsgeschichte des russischen Agios und Wechselcurses,

mit Rücksicht auf den auswärtigen Handel.

Eine statistische Studie.

(Schluß.)

---

2) Wechselcurs und auswärtiger Handel Rußlands.

Bevor man das Wagniß übernimmt, mit den Daten der amtlichen russischen Handelsstatistik Beweise führen zu wollen, muß man in Rußland vielleicht noch mehr als im Auslande wohl eine Art Rechtfertigung, um nicht zu sagen eine Entschuldigung vorausschicken. Denn das Mißtrauen gegen die Richtigkeit dieser Handelsstatistik ist sehr groß. Indessen, die amtlichen Ausweise, etwa verglichen mit denjenigen andrer Länder, sind einmal die einzige zu Gebote stehende Quelle der Belehrung. Die Fehler der russischen Handelsstatistik werden ferner zu einem Theile dieselben sein, welche in großer Menge auch andren Handelsstatistiken ankleben. In dieser Hinsicht ist es immerhin gut, an die erstaunlichen Differenzen zu erinnern, welche sich z. B. zwischen der englischen, französischen und nordamerikanischen Handelsstatistik ergeben.*) Trotzdem kennt Jedermann die Bedeutung, welche die handelsstatistischen Daten dieser Länder für die Beweisführung in volkswirthschaftlichen Fragen allgemein erlangt haben. Nicht, daß man die

*) Vgl. den Bericht des englischen Generalzollinspector J. Messenger „über die Ursachen der Nichtübereinstimmung der Handelsstatistik verschiedener Länder" im Londoner statist. Congr. Ber., vgl. auch Engel, internat. statist. Congr. in Berlin. (Ber. an die Vorber.-Comm.) Berlin 1863. S. 71. — Ferner die „Betracht. über die verschied. Meth. der Ausarbeitung der Handelsstatistiken", nach dem Ber. aus dem amerik. Congreß, Preuß. Hand. Arch. 1860 I. 491, womit zu vergleichen Hock, Finanz. Amerika's, S. 181 ff. 184.

Fehler der betreffenden Statistik eben hier verkannte, man braucht diese Statistik in Ermanglung besserer Hülfsmittel und trägt jenen Fehlern Rechnung, indem man von vorneherein den statistischen Daten keinen absoluten, sondern nur einen durchaus relativen Werth beilegt. Man verwendet und combinirt sie so, daß die Fehler sich nach Wahrscheinlichkeitsregeln einigermaßen ausgleichen und sucht vornehmlich nur solche Reihen von statistischen Daten für die Beweisführung zu benutzen, durch welche sich der Fehler als eine relativ constante Größe hindurchzieht. So läßt sich denn namentlich die zeitliche Entwicklung der Handelsbewegung doch ziemlich sicher aus der Statistik ersehen. Speciellen Fehlerquellen, z. B. in dem oder jenem Handelszweige, in dieser oder jener Handelsrichtung kann man nachforschen und ebenso lassen sich Veränderungen in diesen Fehlerquellen feststellen.

Aehnlich wird man denn auch in Rußland vorzugehen und die besonderen Quellen aufzuspüren haben, aus welchen sich der der russischen Handelsstatistik vorzugsweise eigenthümliche Theil von Fehlern ergiebt. Die Statistik der Waareneinfuhr wird vornehmlich durch den großartigen Schmuggel, die Folge der streng fiscalischen und hochschutzzöllnerischen Handels- und Zollpolitik, der ungeheuren Ausdehnung des Zollgebiets und der noch immer nicht über den Zweifel erhabener Redlichkeit vieler Zollbeamten, unvollständig. Die Zollreductionen, die Verbesserungen des Zolldienstes und die höhere Bezahlung der Beamten haben wohl auf eine verhältnißmäßige Zunahme des Antheils des legalen Handels am Gesammthandel hingewirkt und dadurch also auch die Statistik der Waareneinfuhr vollständiger gemacht. Aber ob dadurch eine regelmäßige fortschreitende Vollständigkeit bereits erreicht worden ist, steht noch dahin. Die Zunahme des legalen Handels auf diesem Wege möchte ausgeglichen, vielleicht sogar überboten werden durch die aus andren Ursachen hervorgehende Vermehrung des Schmuggels. So mußte z. B. die Entwicklung des deutschen Eisenbahnwesens an Rußlands Westgrenze den Schmuggel nach Rußland wachsend erleichtern. Die amtlichen Ausweise zeigen eine ungewöhnlich starke Zunahme des Verkehrs mit und besonders der Einfuhr aus oder richtiger über Preußen, welche gewiß mit auf die Fortschritte der deutschen Communicationen zurückzuführen ist. Aehnlich könnte letztere Ursache auch auf den Schmuggel eingewirkt haben. Da aber jedenfalls auf Ab- und Zunahme des Schmuggels gleichzeitig verschiedene Ursachen einen Einfluß ausüben, so möchte wenigstens in kurzen Perioden, von einem Jahre zum

andern, die Bewegung der Einfuhr und deren Verhältniß zur Ausfuhr aus den amtlichen Ausweisen einigermaßen zu ersehen sein.

Viel unbedeutender sind die nothwendigen Fehlerquellen bei der russischen Waarenausfuhr. Letztere besteht zumal im europäischen Verkehr aus einer kleinen Reihe voluminöser Waaren geringen specifischen Werths. Die Natur dieser Artikel erlaubte schon früher schwer eine heimliche Ausfuhr, für welche mit der Beseitigung der meisten Ausfuhrzölle jetzt der letzte Grund weggefallen ist. Hier werden daher nur die allgemeinen Fehler aller Handelsstatistik anzunehmen sein. Bei der Beschaffenheit dieser Waaren aber ist wohl weniger als anderswo eine Unvollständigkeit der Mengen, als eine falsche Werthberechnung zu befürchten. Letztere bietet bekanntlich überall besondre Schwierigkeiten. In Rußland wäre wieder bei der Natur der Exportartikel die richtige Werthbestimmung, etwa im Vergleich mit einem Fabrikatenexport, ungewöhnlich leicht. Bedeutendere Fehler könnten sich hier nur aus besondren Nachlässigkeiten, bei der statistischen Aufnahme und aus den allgemeinen Schwierigkeiten, welche die räumlichen und culturlichen Verhältnisse von Land und Volk entgegenstellen, ferner vielleicht auch aus gewissen Tendenzen bei der Aufnahme der Daten ergeben. In letztrer Beziehung hat man wohl behauptet, die russische Ausfuhr werde im Werth zu hoch, die Einfuhr eher zu niedrig angesetzt. Die enormen und sehr ungünstigen Differenzen, nämlich ein starkes Ueberwiegen der Ausfuhr — und das grade ist ein Nachtheil — machen diese Behauptung nicht unwahrscheinlich.

Bei einer Untersuchung über die Beziehungen zwischen dem auswärtigen Handel und der Valuta, erweist sich übrigens der sonst grade störendste Fehler der amtlichen Handelsstatistik, der Schmuggel, nicht durchweg so wichtig. Denn der Stand der Valuta und des Wechselcurses übt nothwendig auf den gesetzlichen und ungesetzlichen Handel denselben Einfluß aus. Das steigende Agio hemmt die Einfuhr und begünstigt die Ausfuhr auf beiden Wegen gleichmäßig, solange die inländischen Waarenpreise dem Agio noch nicht ganz gefolgt sind, und umgekehrt wiederum gleichmäßig wirkt das sinkende Agio. Mit Berücksichtigung solcher Umstände kann man doch wohl die russische Handelsstatistik mit nicht viel weniger Vertrauen für volkswirthschaftliche Untersuchungen verwerthen als diejenige andrer Länder.

Die Statistik des Edelmetallverkehrs mit dem Auslande kann nicht wohl vollständig sein, weil gewisse Theile dieses Umsatzes, z. B. der durch

Reisende vermittelte, sich überall fast jeder Controle entziehen. In Rußland liegen hier noch besondre Fehlerquellen in den gelegentlichen Ausfuhr- und sogar den theilweisen Einfuhrverboten, während die Papiergeldwirthschaft nothwendig grade das Agiotiren, Aufkaufen, Ausführen von Edelmetall und zu Zeiten selbst von Scheidemünze hervorrufen mußte. Ein Silberausfuhrverbot bestand bereits seit dem 29. Decbr. 1850. Dasselbe wurde noch während des Krimkriegs für ausländische Silbermünze (5. Aug. 1855), erst später auch für Barrensilber und inländische Silbermünze (25. Mai 1862) aufgehoben. Nur für Silberscheidemünze der 72er Probe blieb es in Kraft. Die Ausfuhr russischer Goldmünzen wurde am 27. Februar 1854 verboten und am 12. April 1857 wieder erlaubt. Die Rückeinfuhr russischer Gold- und Silbermünzen wurde ausdrücklich am 18. Juni 1860, ebenso wie diejenige der älteren Kupfermünze gestattet. Die Rückeinfuhr der Silberscheidemünze der 72er Probe und der neueren, auf Silber gestellten Kupfermünze blieb verboten. Dazu nehme man, daß ja zeitweilig auch die Aus- und Einfuhr russischer Creditbillete verboten war, um diese Reihe von Anordnungen zu würdigen! Die besonderen Lücken, welche der Statistik der Silberausfuhr nach Asien eigen sind, erklären sich aus anderen bekannten Gründen. Die Statistik des Edelmetallverkehrs Rußlands mag trotzdem sogar während der Jahre der Ausfuhrverbote nicht so ganz unbrauchbar sein, weil der Stand der Wechselcurse, obgleich letztere beim Bedarf größerer auswärtiger Zahlungen nothwendig durch das Vorhandensein der Ausfuhrverbote um die Schmuggelprämie gesteigert sein müssen, nicht immer einen starken Export von Edelmetall hervorgerufen haben kann. Am Meisten kommt jedenfalls das Ausfuhrverbot russischer Goldmünzen in Betracht, während dessen Bestehens jedoch trotz des Kriegs und gleich nach demselben (1856—57) der Curs öfters fast al pari oder darüber war. Die Daten des Waaren- und des Edelmetallhandels controliren sich auch gegenseitig in Etwas.

Waaren- und Edelmetallverkehr machen jedoch nur den einen Haupttheil des gesammten Werthumsatzes zwischen verschiedenen Ländern aus. Ein andrer Haupttheil, welcher bei der gegenwärtigen kosmopolitischen Richtung des Capitalienverkehrs in einigen Ländern und in einzelnen Jahren vielleicht sogar der größere ist, entzieht sich leider bisher meistentheils der statistischen Beobachtung, nämlich der Verkehr in unverzinslichen — Papiergeld, Banknoten u. dgl. m. — und in verzinslichen Werthpapieren aller

Art, vom Wechselverkehr ganz zu schweigen, welcher vornehmlich nur die Abrechnungsform und zeitweilige Ausgleichungsart für internationale Forderungen und Schulden aus dem Waaren- und Werthpapierhandel ist.

Allerdings giebt es einige Anhaltspunkte zur Feststellung des Vorhandenseins und des Umfangs des internationalen Werthpapierhandels, z. B. die Notirung eines Papiers an einer fremden Börse, die Börsenberichte über den Ab- und Zufluß von Papieren u. s. w. Auch eine gute Poststatistik kann einige Aufschlüsse gewähren. Aber zur Bestimmung des Umfangs und der zeitlichen Entwicklung des Werthpapierhandels genügen diese Daten nicht entfernt. Nur scheinbar besser steht es in dieser Hinsicht mit den vom Staate, von Körperschaften, von Actiengesellschaften im Auslande aufgenommenen Anleihen oder Actiensubscriptionen. Denn fraglich bleibt, ob und wie weit sich das inländische Capital an solchen Operationen betheiligt hat, und noch schwerer ist zu bestimmen, ob und in welchem Betrage und wie lange die Papiere im Auslande auch wirklich geblieben sind. Das ist das Mißliche von Berechnungen, wie sie u. A. auch Goldmann über die internationale Zahlungsbilanz angestellt hat (a. a. O. S. 92). Umgekehrt erfolgt auch eine oft recht bedeutende Betheiligung des Auslandes an inneren Anleihen, z. B. an den beiden russischen Prämienanleihen. Doch ist auch hier der Zeitpunkt, die Dauer, der Umfang, die Wiederabwicklung der Betheiligung durch Rückverkauf der Papiere an das Inland nicht genauer zu ermitteln. Selbst die bei auswärtigen Staats- und Gesellschaftsanleihen, bei Actiensubscriptionen öfters zugesagte Zins- und Capitalrückzahlung an fremden Börsen gewährt keine genügende Einsicht. Denn entweder erfolgt die Zahlung ausschließlich an dem fremden Orte, dann müssen also auch die im Besitze von Inländern befindlichen Coupons u. s. w. dorthin zum Incasso geschickt werden. Oder aber die Zahlung erfolgt nach jedesmaliger Wahl des Gläubigers auch im Inlande. Dann hängt es vom Stande des Wechselcurses ab, weil aus diesem ein weiterer Gewinn sich ergeben kann, wo man die Zahlung verlangt. Man kann also aus der Größe der beanspruchten Zahlung nicht ersehen, welcher Theil der Anleihe im In- und Auslande placirt ist. Die gelegentlichen Berechnungen über den Betrag der nordamerikanischen, österreichischen, russischen im Besitz des Auslands befindlichen Papiere mögen trotzdem nicht immer ganz irrig sein, wenn sie auf Wahrnehmungen großer Bankhäuser, also auf guter privatstatistischer Grundlage beruhen. Aber in jedem concreten Fall wird der zur Ziffer gebrachte Betrag zu bezweifeln sein. Vollends

bleibt auch hier die jährliche Bewegung des internationalen Werthpapierumsatzes unbekannt.

Auch die vollständige Berechnung der Zahlungsbilanz zwischen Rußland und dem Auslande ist mithin undurchführbar. Die Daten über den Waaren- und Edelmetallverkehr bleiben die wichtigste leidlich brauchbare statistische Grundlage für eine Schlußziehung. Durch gewisse Gruppirungen und Vergleiche läßt sich dabei gleichzeitig eine Art Controle über den Werth der Daten selbst ausüben. Mit diesen handelsstatistischen Daten kann man dann die Notizen über den Zeitpunkt der Contrahirung auswärtiger Anleihen und über die Größe der letzteren in Verbindung bringen, weil hier jedenfalls zeitweilig besondre Zahlungen zufließen.

Von der großen Reihe von Fragen, welche sich an den auswärtigen Handel Rußlands und sogar speciell an dessen Beziehungen zu der Valuta knüpfen, sollen hier nur zwei für unsre Untersuchung besonders wichtige etwas näher behandelt werden, nämlich die Frage nach dem etwaigen Abhängigkeitsverhältniß des Wechselcurses und Agios von der Zahlungsbilanz im Waarenhandel, und sodann diejenige nach der Beziehung zwischen dem Ausfuhrhandel, den Preisen der russischen Stapelproducte auf fremden Märkten und dem Curse.

Zur Beantwortung der ersten Frage wird man wie bei einem naturwissenschaftlichen Experiment verfahren und zuvörderst für die Berechnung eines längeren z. B. des Jahresdurchschnittscurses solche anomale Curse auszuscheiden haben, welche nachweisbar durch besondre Ursachen wie z. B. die Einlösungsoperation von 1862—63 oder die Kriege von 1859, 1866 günstig oder ungünstig beeinflußt worden sind. Dieser rectificirte Durchschnittscurs läßt sich z. B. aus den nicht besonders gestörten Monatscursen bilden. Er ist für unsre Untersuchung jedenfalls brauchbarer, nur muß man dabei beachten, daß auch in ihm nicht die Wirkung der ausgeschiedenen Sondereinflüsse immer vollständig eliminirt sein wird. Die Curse von 1854, 1855, 1859, 1866, andrerseits von 1856 mögen auch in den anderen „normalen“ Monaten, nach welchen der Durchschnitt berechnet wurde, noch etwas von der Kriegsfurcht oder von der Friedensfreude (1856) „durchbebt“ sein. Um weitre zufällige Einflüsse eines einzelnen Jahres zu eliminiren, ist in der folgenden Tabelle auch eine Gruppirung zu Jahrzweien vorgenommen worden.

Handelsbilanz, Wechselcurs und Agio Rußlands.*)

	Waarenausfuhr gegen Waareneinfuhr		Edelmetallausfuhr gegen Edelmetalleinfuhr		Gesammte Ausfuhr gegen Einfuhr	Londoner Curs		Agioprogression	
	im Ganzen.	im europ. Verkehr.	im Ganzen.	im europ. Verkehr.		wirklicher.	rectificirter.	wirkliche.	rectificirte.
	Mill. Rbl.		Mill. Rbl.		Mill. Rbl.				
1851	— 6,40	— 2,08	+ 9,99	+ 7,24	+ 3,80	37,91	37,84	1011	1011
1852	+13,91	+16,03	— 5,89	— 8,10	+ 8,02	38,23	38,23	1001	1001
1853	+45,37	+48,37	—19,04	— 1,00	+26,33	38,61	38,67	989	989
1854	— 5,02	0,90	+ 5,70	+ 2,74	+ 0,68	36,43	36,71	1049	1042
1855	—33,18	—28,64	+ 4,23	+ 0,43	—28,95	36,09	36,39	1060	1051
1856	+37,69	+41,78	—10,43	—15,14	+27,26	38,06	38,38	1005	997
1857	+18,00	+21,64	+14,89	+ 9,35	+32,89	37,21	37,43	1028	1008
1858	+ 1,00	+ 8,32	+24,24	+19,00	+25,24	35,91	35,96	1065	1064
1859	+ 6,33	+13,21	+25,81	+20,97	+32,14	34,04	35,35	1095	1082
1860	+22,08	+29,21	+ 2,73	0,52	+24,81	35,73	35,73	1061	1061
1861	+10,07	+17,11	+ 8,65	+ 4,76	+18,72	34,16	34,16	1120	1120
1862	+27,36	+34,14	+34,38	+27,31	+61,74	34,61	33,80	1105	1129
1863	— 0,23	+ 7,02	+65,34	+54,93	+65,11	36,61	34,48	1045	1109
1864	+11,43	+20,43	+24,98	+16,59	+36,41	32,80	32,50	1177	1177
1865	+45,05	+45,13	+20,70	+15,90	+65,75	31,55	31,59	1211	1211
1866	—	+16,66		+23,45	—	29,54	30,89	1295	1239
1867	—	—	—	—	—	c. 32,42	c. 32,67	1180	1171
Oder:									
1851—53	+17,62	+20,11	— 4,98	— 7,49	+12,65	38,25	38,25	1000	1000
1854—55	—19,10	—14,77	+ 4,96	+ 1,59	—14,14	36,37	36,55	1055	1046
1856—57	+27,85	+31,71	+ 2,23	2,96	+30,08	37,63	38,16	1017	1002
1858—59	+ 3,66	+10,77	+25,03	+20,28	+28,69	35,42	35,66	1080	1073
1860—61	+16,08	+23,20	+ 5,69	+ 2,13	+21,76	34,05	34,05	1090	1090
1862—63	+13,08	+20,98	+50,11	+41,15	+63,19	35,61	34,19	1075	1119
1864—65	+28,24	+33,26	+22,84	+16,40	+51,08	32,04	32,04	1194	1194
1866—67	—	—	—		—	c. 30,98	c. 31,77	1217	1205

*) Der rectificirte Jahrescurs wurde nach folgenden relativ normalen Monaten berechnet: 1854 Juni—Dec., 1855 Jan.—Aug., 1856 April—Dec., 1857 Jan.—Aug. (hinterher Handelskrisis), 1858 Febr.—Dec., 1859 Jan.—März und Aug.—Dec., 1860, 1861, 1864 1865 blieben die alten Curse (die Affection durch die dänische Frage ließ sich nicht eliminiren), 1862 Jan.—März (hinterher Einlösung), 1863 Dec. und Jan. Febr. 1864, weil vorher der Curs durch die Einlösung beherrscht war, 1866 Jan.—März und Sept.—Dec., 1867 Jan., Febr., Mai—Dec., obgleich seit August der Curs durch die Goldankäufe der Bank niedergehalten wird. Der Jahrescurs für 1866 ist hier nach den inzwischen eingelaufenen Monatsdaten, wie bei den anderen Jahren berechnet, was aber gegen die Berechnung in der früheren Tabelle nur ein Plus von 0,09 ergab.

Die Thatsache und das Maaß der Abhängigkeit des Wechselcurses von der Waarenhandelbilanz muß sich nun aus einer übereinstimmenden Bewegung des Curses und des Agios mit dieser Bilanz ergeben. Freilich kann von vorneherein eine ganz genaue Uebereinstimmung in dieser Beziehung gar nicht erwartet werden. Denn selbstverständlich ist der Wechselcurs sowohl innerhalb kurzer Zeiträume als im Durchschnitte in längeren Perioden von ganz andren Factoren, Finanzoperationen, nichtmercantilen internationalen Zahlungen, Vertrauensschwankungen u. s. w. wenigstens mit abhängig. Und selbst wenn der Waarenhandel vorzugsweise von Einfluß wäre und man die Einwirkung andrer Factoren möglichst ausgeschieden hätte, so könnte diese Abhängigkeit wegen der Mängel der Handelsstatistik in den statistischen Daten nicht ganz genau zum Vorschein kommen. Daraus folgt aber auch umgekehrt, daß ein wenigstens theilweise vorhandener Parallelismus in der Bewegung der Bilanz des Waarenhandels und des rectificirten Curses die Statistik dieses Handels immerhin nicht so ungenau erscheinen läßt, als man wohl annimmt. Ferner weist jener Parallelismus darauf hin, daß trotz aller andren Einflüsse, welche sich nicht eliminiren lassen, und trotz der verwirrenden Papiergeldwirthschaft der Einfluß der Zahlungsbilanz ein mächtig durchgreifender sein muß.

Unsere Tabelle zeigt nun generell, wie das auch aus der specielleren Vergleichung und aus der Beobachtung der Wechselcursbewegung innerhalb des Jahres hervorgeht, daß der Curs nachhaltig jedenfalls nicht von der Handelsbilanz abhängt, daß aber zeitweilig der Curs von dieser Bilanz deutlich mit bestimmt wird, in den einzelnen Abschnitten der vierzehnjährigen russischen Papiergeldwirthschaft übrigens in ersichtlich verschiedenem Maaße.

Insofern wirkt die Handelbilanz ähnlich wie jene im rectificirten Curse eliminirten Factoren. Unter beständigem Schwanken selbst noch des Jahresdurchschnittscurses erfolgt sowohl eine fortgesetzte Verschlechterung des wirklichen als des rectificirten Curses. Die Wirkung jener eliminirten Factoren wie auch der Schwankungen der Waaren- und Gesammthandelsbilanz gleicht sich immer wieder aus. Alle diese Einflüsse werden also nur als accidentelle Ursachen der Cursbewegung anzusehen sein.

Die Vergleichung der Reihe des wirklichen und des rectificirten Durchschnittscurses ergiebt dies für die in letzterem eliminirten Factoren. Zeitweilig wird die Verschlechterung des wirklichen Curses durch Finanzoperationen, wie 1862—63, aufgehalten, um sich gleich darauf, unter

Mitwirkung andrer Ursachen, nur um so stärker Bahn zu brechen (1864). Ungünstige politische Ereignisse (1854, 1859, 1866) steigern sie zeitweise übermäßig, darauf erfolgt eine entgegengesetzte Bewegung, aber die andre Richtung gewinnt doch bald wieder die Oberhand. Der rectificirte Curs bewegt sich gleichmäßiger als der wirkliche, weil er durch diese sich compensirenden Sondereinflüsse nicht bestimmt wird. Die beinahe schon vollständige Compensation der letzteren selbst in einem kurzen Zeitraume wie von 1853—57 wird durch die fast völlige Gleichheit des wirklichen und des rectificirten mittleren Agios in dieser Periode von 15 Jahren bewiesen. Jenes beträgt $9_{,0}$, dieses $9_{,11}$ %. Jene Einflüsse hätten also ganz fortfallen können, ohne daß das Agio nachhaltig irgend erheblich anders geworden wäre. Die mittlere Jahreswirkung dieser Sondereinflüsse läßt sich auf verschiedene Weise, z. B. aus dem Mittel der jährlichen Differenzen des wirklichen und des rectificirten Curses berechnen, indem die Abweichungen beider Jahrescurse von einander als Ergebniß der neben allen andren Wirkungen hergehenden Wirkung jener Einflüsse gelten muß. Die mittlere (im Plus und Minus summirte) Abweichung ist 14 oder $1_{,27}$ % des wirklichen Mittelcurses der Periode von 1099.

Die Reihe des rectificirten Curses enthält alle etwaigen Wirkungen der Handelsbilanz noch in sich. Bei der Gruppirung zu Jahrzweien ergiebt sich von 1856—57 an ausnahmslos und in der ganzen Reihe nur mit der Ausnahme von 1856—57 gegenüber 1854—55 eine fortgesetzte Steigerung des Agios, während der wirkliche Curs noch einmal, 1862—63 wegen der Einlösungsoperation, eine rückläufige Bewegung im Durchschnitte eines ganzen Jahrzweis zeigt. Jene eine Ausnahme im rectificirten Curs deutet wohl mit auf die Macht des Friedensvertrauens nach beendigtem Krimkriege hin. Doch weist das Zusammenfallen des damaligen günstigen Curses mit einem sehr bedeutenden Ueberschusse der Zahlungsbilanz im Waarenhandel wohl auch auf den Einfluß dieses letzteren Moments hin. Von Jahrzwei zu Jahrzwei ergeben sich ferner zweimal bedeutendere Sprünge, resp. Steigerungen auch im rectificirten Durchschnittsagio, nämlich von 1856—57 auf 1858—59 und von 1862—63 auf 1864—65. Das erste Mal correspondirt dieser Sprung dem starken Fallen des Ueberschusses der Waarenaus- über die Einfuhr und auch dem entsprechenden Steigen des Ueberschusses der Edelmetallausfuhr. Das zweite Mal steigt jener erstere Ueberschuß allerdings gleichzeitig erheblich. Doch wird hier zu bedenken sein, daß der Sprung von 1862—63 auf 1864—65

vielleicht auch in der Reihe des rectificirten Agios noch etwas zu groß erscheint, weil die Sondereinflüsse nicht so völlig ausgeschieden sind. Das rectificirte Agio mag in 1862—63, wo man sich für die Berechnung an wenige Monate halten mußte und das Papiergeld sich verminderte, etwas zu niedrig, in 1864—65 etwas zu hoch angesetzt sein, indem hier der deprimirende Einfluß des Mißlingens der Einlösungsoperation und der schwer auszuscheidende der dänischen Verwicklung nicht genügend eliminirt sind. Unter Berücksichtigung dieser Umstände wird der Sprung von 7,5 % vom einen zum andren Jahrzwei wohl zu verringern sein. Wenn er auch dann noch immer ungewöhnlich groß bleibt im Widerspruch mit der Handelsbilanz, so ergiebt sich einmal, daß diese erst im Jahre 1865 wesentlich günstiger wurde. Ferner sind die Jahre 1864 bis Herbst 1865 die Periode sehr niedriger Getreidepreise, wie weiter unten noch gezeigt werden wird, der lohnende Absatz des wichtigsten russischen Exportartikels fehlte mithin. Weiter waren größere Rimessen der Finanzverwaltung nach dem Mißlingen der Einlösungsoperation kaum disponibel, denn die kleinere Anleihe von 1864 (5 % engl.-holl. Anleihe von 6 Mill. Pfd. St. vom 3. April) wird vornehmlich zur Deckung auswärtiger Zahlungen benutzt worden sein. Bleibt nach thunlicher Berücksichtigung aller dieser Umstände immer noch, wie J. St. Mill sagt, ein Rest übrig, welcher nicht aufgeht, d. h. bleibt immer noch ein Theil der beobachteten Erscheinung, hier also des ungewöhnlich hohen Agios von 1864—66 unerklärt, so weist dies noch auf andre mitwirkende Factoren hin, auf welche auch andre Wahrnehmungen hinführen: in der zweiten Hälfte der Papiergeldperiode, vornehmlich in den Jahren 1861—65, kommen besondre Störungen des Agios vor, welche weder durch politische Sondereinflüsse, wie die besprochenen, noch bloß durch die Einlösungsoperation, noch durch die Handelsbilanz, nach der gewöhnlichen Auffassung allein erklärt werden. Doch werden die folgenden Erörterungen eine wiederum etwas umfassendere Erklärung der Agioerscheinungen in 1864—66 gewähren und dadurch dem Einflusse der Handelsbilanz gerecht werden. Es wird sich zeigen, daß dieser Einfluß nicht nothwendig ganz direct wirkt und daß die Einwirkung durch das Agio selbst wieder modificirt wird.

Die Beobachtung der jährlichen Progression des rectificirten Agios führt ebenfalls zur Annahme eines zeitweiligen Einflusses der Waarenhandelsbilanz und zur Constatirung besondrer Störungen in den 1860er Jahren. Seit 1858 finden sich vier Ausnahmen von der Regel des

fortwährenden Steigens des Jahresagios, nämlich in den Jahren 1856, 1860, 1863, 1867. Die beiden ersten fallen mit dem gleichzeitigen starken Steigen des Exportüberschusses im Vergleich zu den unmittelbar vorhergehenden Jahren zusammen. Für 1867 ist vielleicht etwas Aehnliches anzunehmen, jedenfalls herrschte eine günstige Exportconjunctur. Von 1862 auf 1863 fällt dagegen wiederum der Waarenexportüberschuß sehr. Doch ist unsre Cursberechnung hier keine so sichere als in den andren Jahren, und die Einlösungsoperation wirkt ein. Ohne letztere würde vermuthlich der Curs für 1862—63 zusammen, wie oben erwähnt, und für jedes einzelne dieser Jahre sich schon ungünstiger gestellt haben. Der rectificirte Curs für 1862 wurde nach den ersten drei Monaten berechnet. Er würde aber wohl ohne Dazwischenkunft jener Operation statt gestiegen erheblich gefallen und auch 1863 fortwährend gesunken sein, denn die Exportconjuncturen, wie unten noch gezeigt werden wird, verschlechterten sich von 1862—63 an sehr. Die Einlösungsoperation verschob nun die Wirkung dieses Umstands bis zum Jahre 1864, dadurch entstand hier ein um so stärkerer Fall des Curses und ein um so größeres Mißverhältniß, sowohl zwischen 1864 und 1863 im wirklichen und selbst noch im rectificirten Curse, als auch zwischen den Jahrzweien 1864—65 und 1862—63.

Dies wird auch noch durch eine andre Betrachtung erklärlicher. In capitalarmen Ländern wie Rußland erfolgt gemeiniglich der auswärtige Handel unter zweifacher, nur umgekehrter Benutzung fremden Credits bei der Aus- und Einfuhr. Für jene giebt das Ausland Vorschüsse, für diese Creditfristen. Wir wissen nicht genau genug, wie sich in dieser Hinsicht die Verhältnisse in Rußland gestalten, doch wird im Ganzen, wie wir auch vernommen, das gewöhnliche Verhältniß capitalarmer Länder obwalten. Ist dies der Fall, so wird man ein Steigen des Curses erst einige Zeit lang nach dem Umschwung der Handelsbilanz erwarten können. Bleiben die Importe gleich oder steigen sie sogar und fallen dagegen die Exporte, so fehlen nun nach einiger Zeit um so mehr die Rimessen zur Bezahlung der creditirten Einfuhren, weil die Vorschüsse auf die Exporte noch nicht wieder gedeckt sind. Ein Beispiel: der sehr niedrige Export des Jahres 1863 ist zum Theil schon im Jahre vorher durch Vorschüsse bezahlt worden. Der gleichgebliebene Import des Jahres 1863, der gestiegene des Jahres 1864 ist zum Theil erst 1864 und 1865 zu bezahlen. Die gewöhnlichen Vorschüsse für die neue Ausfuhr fallen 1864—65 zum Theil fort, weil nur die alten verlängert werden und diese zuerst zu begleichen sind. Das

drückende Mißverhältniß zwischen Aus- und Einfuhr macht sich also nicht 1863, sondern 1864—65 geltend. Später erfolgt eine entgegengesetzte Bewegung des Handels (1865), deren Ergebniß im Curse wiederum erst hinterdrein hervortritt (1866—67). Statt im Widerspruch, steht die Cursgestaltung demnach doch auch wohl von 1864 an in Uebereinstimmung mit der Hypothese des zeitweiligen Einflusses der Handelsbilanz, wenn es uns auch wahrscheinlich bleibt, daß die ungemeine Cursverschlechterung seit 1863 auch noch auf andre Einflüsse hinweist.

Diese Hypothese des *indirecten*, d. h. nicht *sofortigen* Einflusses der Handelsbilanz auf den Curs wird durch mehrfache Wahrnehmungen der letzten Tabelle bestätigt. Dem Steigen des Exportüberschusses (und dem Ueberwiegen der Metalleinfuhr) bei noch bestehender Einlösbarkeit von 1851—53 correspondirt die Cursbewegung. Der relativ so gute Curs während des Krimkriegs findet aber nun zugleich eine neu mit hinzukommende Erklärung. Die Bewegung des rectificirten Curses von 1856—59 stimmt mit jener Hypothese ebenfalls überein. Am Wenigsten correspondiren die Bewegungen auch hier wieder von 1860—62.

Auch die *stärkeren* Sprünge des rectificirten Jahresagio von einem Jahre zum andren, deren man von 1853—67 6 bis 7 wahrnimmt, nämlich 1854, 1856 (Sinken), 1858, 1861, 1864, 1867 (Sinken), und ein etwas geringerer, aber noch bedeutender 1865, entsprechen analogen Sprüngen des Exportüberschusses, in den vier ersten Fällen deutlicher, in den letzten, wenn man obige Hypothese zu Hülfe nimmt. Dieselbe erklärt es auch wenigstens zum Theil mit, daß zwischen der Größe des Agiosprungs (meist 5—6, auch 6—7 %) und des Sprungs des Exportüberschusses *keine genaue* Uebereinstimmung zu erkennen ist. Im Ganzen weist übrigens schon das fortgesetzte Steigen des Agios darauf hin, daß die gegenwirkenden Potenzen, welche etwa ein Sinken des Agios oder nur ein Stehenbleiben desselben hervorrufen sollen, mit der Zeit selbst mächtiger werden müssen. *Besonders* günstige Factoren, ein *sehr* starker Export gehören jetzt dazu, um ein Sinken des Agios zu bewirken. Eine *geringe* Verschlechterung der Verhältnisse, z. B. ein kleines Fallen des Exports, genügt schon, um bei der lange andauernden Papiergeldwirthschaft ein Steigen des Agios eintreten zu lassen. Seit dem Krimkriege sind die Verhältnisse in diesen Beziehungen wesentlich schwieriger geworden. Die Entwicklung des rectificirten Curses im Vergleich mit der Bewegung der Handelsbilanz verdient Beachtung. Uebrigens leiden alle Berechnungen der Handelsbilanz in

Papierwährungsländern noch unter dem besonderen Uebelstande, daß die Papiergeldpreise nicht unmittelbar zum Vergleich brauchbar sind. Für den internationalen Verkehr kommt nicht der Nennwerth, sondern der Curswerth der Ein- und Ausfuhren in Betracht. Eine Reduction auf den Curswerth, also der Papierwährung auf Münze führt indessen zu zweifelhaften Ergebnissen wenigstens bei der Einfuhr, weil dahin steht, in wie weit die amtliche Handelsstatistik bei den Preisansätzen den Curs berücksichtigt hat. Bei der Ausfuhr erscheint die Umrechnung noch zulässig und kommt im Folgenden noch vor.

Die zweite Frage, welche wir hier erörtern wollten, betrifft die Beziehung zwischen dem Ausfuhrhandel, den Preisen der russischen Stapelproducte auf fremden Märkten und dem Curse. Sie hängt mit der vorstehend behandelten ersten Frage ersichtlich enge zusammen, doch gestattet ihre Besprechung eine nähere Erforschung des Abhängigkeitsverhältnisses des Agios vom auswärtigen Handel grade vornehmlich in Rußland. Wie erwähnt, möchte die Ausfuhrstatistik der relativ beste Theil der russischen Handelsstatistik sein. Die Ausfuhr im europäischen Verkehr, welchen wir jetzt allein betrachten, zerfällt nach der Bedeutung der Exportartikel in drei große Klassen. Die erste bildet das Getreide, vor Allem der Weizen, welcher seit 1861 zwei Drittel und mehr vom Werth des ausgeführten Getreides, früher meistens weniger betrug. Die zweite Klasse enthält die fünf anderen Hauptstapelproducte Rußlands, Flachs, Lein- (und Hanf-) saat, Schaafwolle, Talg, Hanf. Der Gesammtwerth dieser Artikel kommt demjenigen des Getreides ungefähr gleich, in der Regel übersteigt er ihn etwas. Die sechs Agrarproducte bilden durchaus das Gros der europäischen Ausfuhr dem Werthe nach, meistens drei Viertel oder mehr. Jeder einzelne von ihnen, auch der im Werthbetrag geringste, der Hanf, überragte bisher jeden andren Ausfuhrartikel bedeutend. In den letzten Jahren hat sich jedoch die Ausfuhr von Holz und Holzwaaren ungewöhnlich rasch vermehrt (1860 noch $4_{,07}$, 1866 $10_{,19}$ Mill. Rbl.) und dadurch die Werthsumme von Hanf fast erreicht und im Jahre 1866 sogar überschritten (Hanf $9_{,81}$ Mill Rbl. in 1866). Wir haben indessen noch das Holz mit allen andren Artikeln in die dritte Klasse der Exportartikel gebracht. Diese Artikel sind bekanntlich ebenfalls der großen Masse nach ganz überwiegend Producte der Land- oder Waldwirthschaft. Keiner von ihnen hat einzeln für sich seinem Werthe nach eine sehr große Bedeutung für den auswärtigen Handel. Der wichtigste Artikel

noch Holz und Hanf, Borsten, beträgt doch den dritten Theil des Werths eines derselben (1866 3,38 Mill. Rbl.). Sonst stehen unter der bisher größten Ausfuhr des Jahres 1866 noch 1 Artikel mit fast 3 Mill. Rbl., Vieh, zugleich das bisherige Maximum dieses Artikels, 3 Artikel zwischen 1½—2 Mill., Flachsheede, Häute, nicht verarbeitete Metalle, 6 zwischen 1 und 1½ Mill., Hanfgarn, Edelsteine, Butter, Potasche, Stricke und Taue, Pelzwerk, und 11 Artikel zwischen ½ und 1 Mill., Tuch, Hopfen, Hanf- und Leinöl, Harz, Leinwand, Gold- und Silbersachen, verschiedene Oelsaaten, Kaviar, Pferde, Knochen, Lumpen. Die Mehrzahl aller dieser Artikel zeigt die bisher höchste Ausfuhrziffer im Jahre 1866. Stärker zurückgegangen sind z. B. die unverarbeiteten Metalle. Jene 23 anderen wichtigeren Artikel (incl. Holz) betrugen zusammen im Jahre 1866 37,21 Mill. Rbl., alle andren Artikel machen dann nur noch 9,24 Mill. Rbl. aus. Sieht man von letzteren ab, von welchen auch noch die Mehrzahl der Land-, Forstwirthschaft und Rohproduction angehört, so sind von der übrigen europäischen Ausfuhr des Jahres 1866 von 185,6 Mill. Rbl. auf die Landwirthschaft 161,79 Mill., auf die Wald- und Jagdwirthschaft 13,04 Mill. (incl. Fischerei), auf Bergbau u. dgl. 2,08, auf Halbfabrikate 3,80, auf Fabrikate 2,26, auf Abfälle 1,14 Mill. Rbl. zu rechnen. Dazu käme dann noch das roh und gemünzt ausgeführte Edelmetall, vornehmlich Gold. Die amtlich constatirte Mehrausfuhr beider Edelmetalle betrug im europäischen Verkehr von 1851—66 157,28 Mill. Rbl., im asiatischen Verkehr von 1851—65 72,06 Mill., oder jährlich 9,83 und 4,86, zusammen 14,69 Mill. Rbl. Diese Ziffer ist vermuthlich zu klein und erreicht auch mit dem Durchschnitt der Papiergeldzeit von 1854—65 (resp. 66) allein nur 19,22 Mill. Rbl. oder noch nicht einmal den Betrag der jährlichen russischen Goldproduction. Indessen die Edelmetallausfuhr ist zumal in einem Papiergeldlande unter einem andren Gesichtspunkt zu betrachten und von andren Ursachen als die Waarenausfuhr abhängig. Wir können letztere allein in Betracht ziehen und hier davon Act nehmen, daß die Landwirthschaft in außerordentlich überwiegendem Maaße am Export betheiligt ist und in den erwähnten 6 Hauptartikeln wieder der Schwerpunkt der Ausfuhr liegt. Die stark gesteigerte Holzausfuhr, sowie diejenige von Potasche enthält bedenklich genug eine Art Zehren vom Capital in sich.

Die jedesmalige Höhe des russischen Exports muß demgemäß in der Hauptsache offenbar von Ernteconjuncturen, genauer gesagt von dem Verhältniß der russischen und der mittel- und westeuropäischen Ernten zu einander

und den daraus hervorgehenden Preisgestaltungen abhängen. Die Ausfuhr wird um so größer sein, je höher der Preis im Westen, je niedriger derselbe und je besser die Ernte und je größer die Vorräthe im Osten, in Rußland sind. Die Ausfuhr der Agrarproducte bildet mit der Goldausfuhr und — mit dem Export von Werthpapieren, Staatsschuldscheinen, Actien, Prioritätsobligationen u. s. w. die Zahlung für fast alles das, was Rußland aus den verschiedensten Titeln an das Ausland schuldet. Die Agrarproducte nehmen die bedeutendste Stelle unter diesen Zahlungsmitteln ein, sind das normalste von ihnen und die nachhaltigste Quelle der Zahlungsleistung. Man wird demnach auch geneigt sein, einen näheren Zusammenhang zwischen dem Wechselcurse oder Agio und dem Waarenexport überhaupt, vornehmlich aber demjenigen jener sechs Hauptstapelproducte anzunehmen: ein Steigen des Curses oder ein Sinken des Agios bei — ceteris paribus — zunehmender Ausfuhr und höheren westeuropäischen Preisen. Dieser Zusammenhang ist in aller Mund. Es gilt, ihn statistisch näher zu untersuchen und für die Papiergeldfrage einige Schlüsse aus den Ergebnissen dieser Untersuchung zu ziehen.

Zu diesem Zwecke sind die folgenden Tabellen A, B, C D entworfen, welche nach den Ueberschriften der Colonnen wohl keiner besonderen Erläuterung in formeller Hinsicht bedürfen Die Daten über den englischen Weizenimport veranschaulichen in einer einzigen Ziffer den tonangebenden Bedarf des britischen Markts und einigermaßen die Getreideconjuncturen West- und Mitteleuropas, namentlich im Zusammenhang mit den Weizenpreisen (den sogen. Gazettepreisen für englischen Weizen auf den Wochenmärkten). Diese und die beigefügten preußischen Preise zeigen die Preisbewegung des Weltmarkts. Außerdem sind in der Tabelle D nach einer neuen englischen Publication die Preise russischer Stapelproducte zusammengestellt worden, nach welchen das englische Handelsamt den Werth der Einfuhr berechnet.*)

*) Die Daten sind theils den amtlichen Publicationen selbst, theils den deutschen und englischen Fachzeitschriften, namentlich dem Preußischen Handelsarchiv (vgl. darin die erwähnte englische höchst reichhaltige Publication über 1852—66, nach der Times in Nr. 44 ff. 1867), dem Economist (bes. Suppl. v. 16. Januar 1859 und die neueren jährl. Handelsgeschichten) und dem Journal of the statist. society in London entnommen worden Die Durchschnitte der englischen Getreidepreise variiren ein Weniges. Die preußischen (Staatsdurchschnitts-) Preise siehe in Engel's statist. Zeitschr. 1860, 1866, 1867.

Tabelle A.

	*) Russische Ausfuhr im europäischen Verkehr.					Englische Einfuhr zum Consum.		Agioprogression	
	Im Ganzen		Davon Getreide	5 Hauptartikel	andere Waaren	Weizen	Weizenmehl		
	Nennwerth	Curswerth							
	Mill. Rbl.		Mill. Rbl. Nennwerth			Mill. engl. Centn.		wirkl.	rechn.
1851	84,07	83,15	20,54	40,12	23,[illegible]	c. 17,30	c. 4,70	1011	1011
1852	100,[illegible]	99,05	33,82	42,14	23,65	13,22	3,[illegible]	1001	1001
1853	137,[illegible]	138,[illegible]	54,59	53,15	29,[illegible]	20,[illegible]	4,[illegible]	989	989
1854	53,[illegible]	51,[illegible]	15,68	26,44	11,[illegible]	14,[illegible]	3,39	1049	1042
1855	27,[illegible]	25,07	4,[illegible]	14,[illegible]	9,[illegible]	11,42	1,70	1060	1051
1856	146,[illegible]	147,[illegible]	56,[illegible]	59,22	31,[illegible]	17,[illegible]	3,81	1005	997
1857	153,[illegible]	149,24	51,26	63,[illegible]	38,67	14,61	2,[illegible]	1028	1008
1858	136,[illegible]	128,[illegible]	49,41	59,84	26,84	18,30	3,54	1065	1064
1859	149,[illegible]	136,44	59,02	60,02	29,46	17,29	3,21	1095	1082
1860	165,[illegible]	155,[illegible]	63,31	73,21	28,06	25,46	5,06	1061	1061
1861	159,46	142,[illegible]	68,22	63,12	28,52	28,94	5,40	1120	1120
1862	159,97	144,75	53,[illegible]	71,44	35,03	40,[illegible]	7,[illegible]	1105	1129
1863	134,[illegible]	128,22	44,[illegible]	60,34	30,14	24,24	5,[illegible]	1045	1109
1864	164,[illegible]	140,[illegible]	54,45	71,[illegible]	38,95	23,[illegible]	4,46	1177	1177
1865	148,[illegible]	152,[illegible]	61,[illegible]	80,[illegible]	42,[illegible]	20,[illegible]	3,[illegible]	1211	1211
1866	194,44	150,46	73,37	74,76	46,31	23,01	4,05	1295	1239
1867								1180	1171
1851—53	107,41	107,34	36,33	45,52	25,[illegible]	c. 17,23	c. 4,35	1000	1000
1856—58	145,56	141,54	52,42	60,43	32,20	16,71	3,27	1033	1023
1859—61	158,13	144,05	63,62	65,45	28,44	23,01	4,75	1092	1088
1862—63	147,35	136,44	48,45	65,01	32,50	32,62	6,17	1075	1119
1864—66	181,30	147,64	63,26	75,46	42,73	22,39	4,13	1227	1209
Progression									
1851—53	1000	1000	1000	1000	1000				
1856—58	1358	1320	1443	1337	1275				
1859—61	1476	1351	1757	1438	1140				
1862—63	1375	1271	1345	1448	1280				
1864—66	1692	1360	1740	1658	1687				

Aus der Tabelle A ergiebt sich, daß die scheinbar immerhin nicht unbedeutend gewesene *Ausfuhr nach ihrem für den internationalen Verkehr maßgebenden Metallgeldpreis* berechnet in den letzten *zehn Jahren seit dem Ende des Krimkriegs* wenig oder gar

*) Vgl. u. A. über die Entwicklung des russischen Handels in der letzten Zeit die reichhaltige Zusammenstellung Thörner's im Petersburger (deutschen) Kalender f. 1868. Der Band 1866 der amtlichen Handelsstatistik (europäischer Verkehr) recapitulirt zehnjährige Ergebnisse.

Tabelle II.

	Russische Ausfuhr				Weizenpreis		Engl. Handelsamtspreis für		
	Weizen		andere Getreide						
	Menge	Werth	Menge	Werth	engl. per Quart	preuß. per Scheffel	russischen Weizen per Quar	preußischen Weizen per Quart	russische Gerste
	Mill. Tschetw.	Mill. R.	Mill. Tschetw.	Mill. R.	Sch. P.	Sch. P.	Sch. P.	Sch. P.	Sch. P.
1851	2,46	12,44	2,34	8,14	38,8	62,11	—	—	—
1852	4,53	22,30	2,93	11,62	40,6	72,3	—	—	—
1853	7,22	41,58	3,23	12,11	53,3	86,7	—	—	—
1854	1,29	9,03	1,42	6,06	72,5	108,6	66,8	73,8	26,6
1855	0,34	2,60	0,34	1,33	74,8	119,5	59,6	80	24,4
1856	4,17	39,03	3,93	17,14	69,2	113,6	61	73	28
1857	3,15	27,73	4,76	23,63	56,4	85,8	51,3 (?)	60,10 (?)	25
1858	3,31	26,24	5,65	23,68	44,8	76,3	42,5	46,9	23,9
1859	4,31	35,66	5,44	24,06	42	75	42,4	48,8	22,9
1860	4,18	37,15	5,27	25,85	53,3	85	54,3	59,4	28,6
1861	5,10	44,87	4,51	23,33	55,1	92,10	53,9	60,3	27,1
1862	4,28	36,36	3,16	17,25	55,6	89,9	47,3	55,4	24,11
1863	4,16	30,16	2,10	13,61	44,9	77,1	39	49,9	24,1
1864	5,33	37,40	4,03	17,17	40,3	66,10	36,6	43,10	22,3
1865	6,11	43,39	3,89	17,93	41,10	68,4	37,10	44,6	19,8
1866	6,98	49,39	5,29	24,15	49,11	82,4	—	—	—
[1867					c.64	104]			
1851—53	4,36	25,84	2,19	10,79	44,3	73,9	—	—	—
1856—58	3,63	31,00	4,41	21,43	56,9	91,9	51,8	60,3	25,7
1859—61	4,30	39,30	5,07	24,43	50,3	85,3	50,3	56,1	26,3
1862—63	4,31	33,41	2,03	15,43	50,1	83,3	43,1	52,9	24,6
1864—66	6,10	43,44	4,36	29,78	44	72,6	37,3	44,3	21
Progression									
1851—53	1000	1000	1000	1000	1000	1000			
1856—58	443	1214	1616	1985	1285	1244			
1859—61	947	1542	1817	2263	1136	1156			
1862—63	899	1308	1050	1432	1134	1131			
1864—66	1284	1701	1570	2758	996	980			

Courswerthumrechnung.

	Weizen		Andere Getreide		Getreide im Ganz.		5 Hauptartikel		Andere Waaren	
	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.
1851—53	25,84	1000	10,79	1000	36,33	1000	45,82	1000	25,33	1000
1856—58	30,15	1180	20,70	1918	50,85	1400	58,90	1295	31,73	1253
1859—61	36,22	1418	22,43	2079	58,65	1614	60,06	1319	26,24	1036
1862—63	31,03	1215	13,98	1296	45,01	1239	61,23	1345	30,28	1194
1864—66	35,80	1382	16,03	1485	51,31	1412	62,06	1365	34,26	1352

Tabelle C.

	Russische Ausfuhr im europäischen Verkehr.									
	Flachs		Hanf		Lein- u. Hanfsaat		Schafwolle		Talg	
	Menge 1000 Pd.	Werth Mill. R.	Menge 1000 Pd.	Werth Mill. R.	Menge 1000 T.	Werth Mill. R.	Menge 1000 Pd.	Werth Mill. R.	Menge 1000 Pd.	Werth Mill. R.
1851	3029	9,08	3043	7,33	1105	7,81	579	6,29	2999	9,88
1852	3892	10,13	2727	6,70	1295	8,14	805	8,90	2340	7,83
1853	4304	12,43	3571	9,40	1746	11,71	741	9,00	2912	11,83
1854	1480	2,96	1248	2,61	1293	8,97	366	7,45	1386	4,90
1855	1344	1,84	1117	1,43	428	1,91	568	5,88	1012	2,88
1856	4459	11,38	3340	7,06	1960	15,93	633	8,33	3'47	15,63
1857	4610	15,13	2933	7,61	1464	14,30	1020	12,18	3503	14,63
1858	3881	13,83	2866	7,60	1312	12,17	916	11,30	3036	14,88
1859	3223	13,91	3480	8,93	1433	12,33	910	11,87	2818	13,18
1860	3964	15,38	3134	8,04	1653	15,46	1062	16,01	3657	18,13
1861	3420	13,90	2977	7,83	1237	12,10	1033	16,88	2546	12,87
1862	4197	16,40	3152	9,33	1399	16,94	1305	18,83	2004	9,83
1863	4202	16,84	2738	8,06	1136	11,83	1142	14,43	2441	9,13
1864	4240	15,88	3012	8,99	1795	18,28	1384	19,03	2068	9,83
1865	6468	25,98	3668	11,00	1550	15,67	1123	16,09	2938	11,93
1866	4795	19,16	3272	9,63	1690	17,71	1234	15,55	3250	13,90
1851—53	3742	10,43	3114	7,61	1382	9,42	708	8,06	2750	9,70
1856—58	4317	13,46	3046	7,04	1579	14,16	856	10,83	3695	14,77
1859—61	3536	14,13	3200	8,31	1441	13,20	1002	14,91	3007	12,84
1862—63	4200	16,61	2945	8,88	1267	14,30	1224	16,43	2223	9,70
1864—66	5174	20,36	3317	9,64	1678	17,08	1247	16,87	2752	11,88
Progression										
1851—53	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000	1000
1856—58	1154	1277	978	1004	1143	1503	1209	1319	1344	1523
1864—66	1383	1932	1065	1273	1214	1800	1761	2093	1001	1161

Curswerthumrechnung.

	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.	Mill. R.	Progr.
1851—53	10,43	1000	7,61	1000	9,42	1000	8,06	1000	9,70	1000
1856—58	13,03	1236	7,80	973	13,76	1461	10,33	1274	14,31	1475
1864—66	16,38	1574	8,10	1037	13,93	1479	13,80	1712	9,66	985

nicht zugenommen hat. Durchschnitt von 1856—58 141,5, von 1864—66 147,6 Mill. wirkliche Silberrubel, also eine Zunahme um nur 4,3 %! Und selbst schon die nominelle, auf Grund von Papiergeldpreisen berechnete Zunahme in dieser Periode mit 24,6 % bleibt bedeutend hinter der Vermehrung des Handels der meisten Länder zurück, da diese

Tabelle D.

	Rechnungspreise des englischen Handelsamts.											
	Flachs		Hanf		Leinsaat			Talg		Schafwolle		
	russ. und preuß.	belg.	russ.	italien.	russische Ostsee	schwarz. M.	indische	russ.	austral.	russ.	deutsch	austral.
	p. C. Schill. P.		p. C. Schill. P.		p. Centn. Schill. Pence.			p. C. Schill. P.		p. Pfd. Pence (u. Decim.)		
1854	51,3	64,8	59,8	49,6	61,3	61,3	61,3	63	60	8,5	21	18
1855	51	58,3	43	43	63	67	71,4	57	53	8	20,15	18,62
1856	44	53,4	35	37,3	49,8	61,9	58	52,8	52,8	9,27	22,63	21
1857	35,8	58,8	32,3	34,4	55,3	58,3	62	53,9	53,3	9,75	24,11	22,8
1858	46,3	59,8	28,8	34,3	50,8	52	55,3	49	49,3	8,62	24	20,37
1859	52,4	69,8	27,10	38	42,1	48	49,9	54,9	54,1	10	2[illegible],37	20,63
1860	50,3	70,3	30	36,10	43,3	51,4	52,8	56,1	56,3	9,87	23,63	21,63
1861	48,6	71,5	30,3	39	51,8	52,2	55,10	50,9	47,8	10,31	21	19,12
1862	56	72,11	35,8	42,2	54,6	55,11	64,7	45,9	44,1	11,00	23	19,75
1863	53,7	82,8	40,5	42	56,2	59,6	64,7	42,4	40,10	12	21	18,75
1864	53,3	82,5	33,3	42,10	49,2	52,10	59,2	41	39,2	12,81	22,30	21,37
1865	51,10	79,1	31,1	37,5	47,10	54,5	60,8	48,3	42	12,60	22,62	19,63
[1866 ca.	48	74	29	35				54	47	11,7	21,1	18,4]
1854—55	51,2	61,3	51,1	46,3	62,2	64,3	66,5	60	56,6	8,25	20,80	18,31
1856—58	42	57,3	31,11	35,11	51,11	57,6	58,4	51,0	51,8	9,25	23,00	21,19
1859—61	50,6	70,6	29,6	37,11	47,2	50,8	52,8	53,11	52,9	10,06	22,75	20,00
1862—63	54,10	77,10	38	42,3	55,4	57,9	64,2	44,1	42,8	11,36	22	19,25
1864—65	52,7	80,9	32,3	40,3	48,6	53,4	60	44,8	40,8	12,00	22,44	20,50

z. B. in demselben Zeitraume von 1856—58 bis 1864—66 bei der Ausfuhr einheimischer Producte Großbritanniens 45,2, bei derjenigen im Specialhandel Frankreichs 68,6, Belgiens 55,1 (in beiden Ländern nach dem wirklichen Werth berechnet), bei der Einfuhr Hamburgs und Bremens 55,7 % betrug!

Die Constatirung dieser Thatsache, d. h. des relativen Stillstands des internationalen Tauschwerths des russischen Exports ist von allergrößter Wichtigkeit für die Valutafrage und kaum minder

2*

bedeutsam für die handelspolitische, die Agrarfrage und die Frage der Ausbildung der Communicationsmittel. Es wird deßhalb wohl Entschuldigung finden, daß wir in den vier Tabellen etwas reichlich statistischen Stoff angehäuft und insbesondre Durchschnitts- und Progressionsberechnungen in größerem Umfange als es vielleicht für den nächsten Zweck nothwendig zu sein scheint, eingefügt haben. Grade diese Berechnungen und unter ihnen diejenigen über den Curswerth des Exports der Hauptproducte verdienen die aufmerksamste Betrachtung.

Der Curswerth des Waarenexports bildet die Summe der durch die gewöhnliche inländische Production, mit Ausnahme des Gold- und Silberbergbaus, gelieferten reellen Zahlungsmittel zur Begleichung der laufenden Verbindlichkeiten gegen das Ausland. Dieser Curswerth ist der eigentliche Kostensatz, welchen das Inland für seine nicht creditirten Waarenbezüge aus dem Ausland sich anrechnen muß. Der relative Stillstand des Curswerths der russischen Ausfuhr bedeutet mithin, daß Rußland durch seine gewöhnliche Production nicht in den Stand gesetzt worden ist, größere Zahlungen an das Ausland zu leisten. Die Progression der europäischen Gesammtausfuhr in den vier Perioden 1856—58, 1859—61, 1862—63, 1864—66 mit 1320, 1351, 1271, 1360 ergiebt dies sofort. Es ist interessant nach dem Schluß der Tabelle B zu sehen, in welcher Weise die Hauptzweige der Ausfuhr an diesem Stillstand betheiligt sind. Der Curswerth des Getreides ist wie derjenige der fünf andren Hauptartikel, ersterer mit bedeutenderen Schwankungen in der Zwischenzeit, von 1856—58 bis 1864—66 nahezu gleichgeblieben. Etwas stärker ist die Ausfuhr andrer Artikel nach dem reellen Tauschwerth gewachsen. Die gesteigerte Holzausfuhr hat daran ihren Antheil. Der Curswerthbetrag der Weizenausfuhr allein ist allerdings im letzten Jahrdrei wieder höher, aber noch nicht einmal so hoch als schon 1859—61.

Diese Stagnation im Ausfuhrhandel Rußlands kann sich nun aus jeder einzelnen der folgenden drei Ursachen oder aus einem gleichzeitigen Zusammenwirken derselben erklären. Diese Ursachen sind: eine etwaige Stagnation in der Production, resp. hier in der Menge der Exportartikel selbst, ferner ungünstige Conjuncturen, und niedrige in Metallgeld ausgedrückte Preise auf den Weltmärkten, wohin die russischen Exportartikel ihren Absatz finden, endlich eine Dank der Papiergeldwirthschaft und dem Agio nicht genügende reelle Bezahlung dieser Artikel durch die ausländischen Käufer. Die in den

Tabellen zusammengestellten Daten lassen darauf schließen, daß diese drei Ursachen einigermaßen zusammenwirken.

Die Menge der ausgeführten Producte zeigt keine sonderlich günstige Progression, auch wenn man den normalen Charakter einzelner Jahre und Perioden in Betracht zieht, wie das Jahr 1853, wo eine reiche Ernte, westeuropäische Mißernten und Kriegsbefürchtungen die Ausfuhr steigerten, oder das Jahr 1856, wo die durch die Blokade angehäuften Vorräthe (Flachs, Leinsaat, Talg) zur Ausfuhr gelangten, oder 1862—63, wo die Einlösungsoperation zeitweilig den Ausfuhrhandel lähmte oder überhaupt in den letzten Jahren, wo ungünstige Ernten in einigen Theilen Rußlands herrschten. Die Weizenausfuhr ist erst in den letzten Jahren seit 1865 wieder bedeutender geworden, wohl im Zusammenhang mit den höheren englischen Preisen, hat aber selbst 1866 noch nicht wieder das Maximum von 1853 erreicht, obwohl die Fortschritte der Communicationsmittel den Rayon der Getreidebezüge der Ausfuhrhäfen immerhin schon erweitert haben. In der Zwischenzeit war die Weizenausfuhr sehr viel kleiner geworden, die ausgeführte Menge andren Getreides ist seit zehn Jahren mit starken Schwankungen in den einzelnen Jahren eher zurückgegangen. Von den andren Stapelproducten ist die exportirte Menge Hanf und Talg, letztere mit Schwankungen, welche sich durch den Krimkrieg erklären, seit 16 Jahren ungefähr gleichgeblieben. Leinsaat, aus welcher der bei Weitem größte Theil der in der Tabelle summirten Lein- und Hanfsaatausfuhr besteht, hat sich auch nicht bedeutend vermehrt. Selbst die Flachsausfuhr, obgleich im Ganzen größer geworden, hat sich trotz der ausnehmend günstigen Conjunctur, welche die amerikanische Baumwollkrisis für diesen Artikel in den letzten Jahren hervorrief, nicht sehr stark und nicht sehr nachhaltig gesteigert. Die Exportziffern von 1853, 1856, 1857, wenn auch durch besondre Umstände etwas erhöht, stehen den Jahren 1862—64 und 1866 ungefähr gleich. Nur die Wollausfuhr hat erheblicher und im Ganzen nachhaltig zugenommen, freilich, wie Tabelle C zeigt, aber auch Dank dem amerikanischen Bürgerkrieg ungewöhnlich günstige Preisverhältnisse gehabt. Die übrigen minder wichtigen Artikel zeigen ähnliche Verhältnisse, die Ausfuhrmenge z. B. von Borsten, Potasche ist mit einigen Schwankungen im Ganzen gleich geblieben, eine erhebliche Zunahme hat außer dem Holz- nur der Viehexport erfahren, letztrer ebenfalls wohl durch besondre Preisverhältnisse des Westens. Soweit man also aus dem wirklichen Export auf die Exportfähigkeit und

auf die Entwicklung der Agrarproduction schließen kann, erhält man in der That kein günstiges Bild. Die Untersuchung darüber, wieweit ein solcher Schluß zulässig ist, gehört nicht zu unsrer gegenwärtigen Aufgabe. Es genüge die Bemerkung, daß zeitweilige schlechte Ernten in Rußland, niedrige Getreidepreise im Westen, der zwar etwas verbesserte, aber immer noch höchst unvollkommene Zustand der Communicationsmittel und sonstige allgemeine Ursachen, wie insbesondre auch die Handelspolitik und die Papiergeldwirthschaft, zu dem Ergebniß einer einigermaßen stagnirenden Ausfuhr landwirthschaftlicher Producte wohl mitgewirkt haben werden, daß aber die nicht selten vernommene Behauptung, diese Agrarproduction habe in den letzten Jahren seit Aufhebung der Leibeigenschaft keine Fortschritte, wenn nicht gar Rückschritte gemacht, durch die Statistik der Ausfuhr eher bestätigt als Lügen gestraft wird. Dies um so mehr, da aus andren Anzeichen nicht anzunehmen ist, daß der innere Consum von Nahrungsstoffen — mit Ausnahme des Branntweins — und von Rohproducten zur Verarbeitung erheblich zugenommen habe. Stillstand, wenn nicht Rückgang der Landwirthschaft, zunehmender Branntweinconsum, das wären dann die unerfreulichen Erscheinungen, welche einstweilen die Umgestaltung der bäuerlichen Rechtsverhältnisse begleitet haben, und — welche sich auch als mitwirkende Ursache der steigenden Papiergeldentwerthung auswiesen. Die unvermeidlichen, tiefgreifenden Schwierigkeiten der Uebergangszeit, von denen wir im Eingang gesprochen, würden hier deutlich zu Tage treten.

Eine besondre, vornehmlich in einzelnen Jahren des seit 1856 verflossenen Zeitraumes bemerkbare Ursache des Zurückbleibens des Werths der russischen Ausfuhr war aber jedenfalls auch der niedrige Stand der Getreidepreise in Westeuropa. Er erklärt eine Reihe Erscheinungen im russischen Papiergeldwesen, indem sich eine nähere Abhängigkeit des russischen Wechselcurses von den Getreidepreisen der Absatzländer, namentlich Englands wiederholt nachweisen läßt.

Der Gang der westeuropäischen Getreidepreise wird durch die sehr übereinstimmende Bewegung der englischen und preußischen (Staatsdurchschnitts-) Preise des Weizens in Tabelle B zur Genüge bezeichnet. Der Bewegung dieser Preise correspondirt deutlich die britische Weizeneinfuhr zum Consum, aus welcher der für den internationalen Getreidehandel vornehmlich maßgebende Bedarf des britischen Markts erkannt werden kann. Diese Correspondenz beider in Wechselwirkung stehenden Erscheinungen, fehlt auch von 1854—56 und von 1861—63 nicht. Nur steigt der Preis

in dem ersten Zeitraum um so höher, weil die Einfuhr mit wegen der durch Blokade und russisches Getreideausfuhrverbot abgeschnittenen russischen Zufuhr und wegen der Mißernte auf dem Festlande klein bleibt, während in dem zweiten Zeitraum grade die enorme englische Einfuhr den Preis nur kurze Zeit hoch läßt und ihn im Durchschnittssatz doch herabdrückt. Der englischen Gesammteinfuhr von Weizen correspondirt endlich im Ganzen auch die russische Gesammtausfuhr von Getreide und speciell von Weizen, welche bekanntlich theils direct theils über preußische Häfen zu über der Hälfte nach England, im Uebrigen besonders nach Frankreich, Holland, also nach Ländern von gleichen Preisbewegungen und oft ähnlichen Ernteverhältnissen geht. In den obigen Tabellen mag der Leser den Parallelismus der Bewegung der Preise, der englischen Ein- und russischen Ausfuhr näher im Einzelnen verfolgen. Abweichungen finden in besondren nachweisbaren Ursachen ihre Erklärung, z. B. auch in großen Verschiedenheiten der jeweiligen Witterungs- und Ernteverhältnisse in West- und Osteuropa. Der britische Weizenpreis ist im Ganzen der wichtigste Regulator für den Weltgetreidehandel und hierdurch wieder für viele mit letzterem zusammenhängende Phänomene. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß die von ihm abhängigen Erscheinungen, z. B. die britische Getreideeinfuhr, die russische Ausfuhr, der russische Preis und Wechselcurs nicht nur zum Theil wieder mehr oder weniger wichtige selbständige Bestimmgründe haben, sondern wie in der Volkswirthschaft so oft unter einander und mit der sie beeinflußenden Erscheinung, dem englischen Getreidepreise, in Wechselwirkung stehen und somit auch diesen letzteren wieder selbst beeinflußen.

In der Bewegung der Getreidepreise seit 1851 kann man verschiedene Epochen deutlich unterscheiden. Anhaltend niedrige Preise, welche schon von Mitte 1848 herrühren, bis Mitte 1853; dann ein starkes Steigen und ein ausnehmend hoher Stand von da an bis Mitte 1856, in Continentalländern, nicht in England, damals manchfach die höchsten Preise des Jahrhunderts; ein Sinken der Preise, doch noch ein mittlerer Stand bis zur Handelskrisis von 1857; darauf stärkeres Sinken und niedriger Stand bis Frühjahr 1860; alsdann wieder ein anhaltendes, aber nicht übermäßiges Steigen und ein mittlerer Stand bis Anfang 1862, dazwischen und nachher ein Fallen der Preise; letzteres wird Mitte und Ende 1862 bedeutender und von da an bis Mitte 1866 walten im Ganzen, wenn auch mit einigem Schwanken, sehr niedrige und selbst dann öfters noch sinkende Preise vor. Erst seit dem Sommer 1866 erfolgt ein neues, starkes

Steigen der Preise, welches im Herbst 1867 auf dem englischen Markte wieder in ein kleines Weichen übergegangen ist. Für unsre Untersuchung ist besonders der Umstand wichtig, daß **Preise, wie sie in England noch bis zum Herbst 1856 bestanden, in den letzten 11 Jahren nicht mehr vorgekommen sind.** Die Durchschnittspreise vieler Jahre, so 1858, 1859, 1863, 1864, 1865 bleiben gegen diejenigen von 1856 um 40 % zurück und auch die zeitweise höheren Preise um 10—20 %.

Dies möchte der wichtigste Punkt sein, in welchem sich ein starker Einfluß der Waarenhandelsbilanz auf den russischen Wechselcurs erkennen läßt. Je höher der englische Getreidepreis und je niedriger das russische Agio, um so vortheilhafter erfolgt zur **Begleichung auswärtiger Zahlungen** die Ausfuhr von Getreide als des wichtigsten russischen Stapelproducts, und umgekehrt. Wie haben sich in dieser Hinsicht im Laufe der letzten 10—11 Jahre die Dinge geändert! Mit **derselben Menge** Weizen, mit welcher Rußland im Jahre 1856—57 z. B. 30 Mill. **wirkliche Silberrubel** an auswärtigen Zahlungen bei einem englischen Preise von 62 sh. 9 d. per Quart Weizen berichtigen konnte, vermochte es 1864—65 bei 41 sh. Preis nur $20_{,56}$ Mill. Rbl. S auszugleichen, und selbst **diesen Betrag nur, wenn die inländischen Getreidepreise um den Belauf des ganzen Agios gestiegen waren.** Erfolgte — allerdings sehr gegen die Wahrscheinlichkeit — **gar kein** Steigen durch das Agio, so würde sich jener Betrag in der genannten Periode weiter auf $17_{,46}$ Mill. Rbl. S. reduciren. Erfolgte wenigstens nur ein geringeres als das dem Agio entsprechende Steigen, so blieb um soviel auch der wirkliche **für Zahlungen im Auslande** disponible Erlös hinter der Summe von $20_{,56}$ Mill. Rbl. S. zurück. Bei Getreide ist wohl am Regelmäßigsten die Uebertragung des vollen Agios auf den Preis zu erwarten, aber doch auch unter Conjuncturen wie den letzjährigen, wo das Getreide mehr ausgeboten als aufgesucht wird, nicht ganz sicher. Bei andren Artikeln steht sie noch mehr dahin. Dann muß grade das Vorhandensein eines Agios, obgleich die Ausfuhr begünstigend, solange sich die Preise des Inlands nicht ebenmäßig erhöht haben und der internationale Tauschwerth der Ausfuhr also **geringer** ist, um die betreffende Differenz einen **erhöheten anderweiten Bedarf** an Zahlungsmitteln für die Begleichung der auswärtigen Verpflichtungen nothwendig machen, d. h. **das Inland muß eine entsprechende Menge Waaren mehr ohne Aequivalent abgeben oder mehr Edelmetall ausführen.**

Die Volkswirthschaft leidet also sicher einen Verlust und das Agio wird durch diesen Betrag der Mehrausfuhr nicht, wie es sonst geschähe, gedrückt. Grade so nachtheilig muß jede andre Maßregel wirken, welche zur Folge hat, daß die Waarenausfuhr gegen ein geringeres Realäquivalent des Auslands erfolgt. Die den Goldpreis künstlich hochhaltenden Goldankäufe der Bank wirken in dieser Richtung, wie unten gezeigt werden wird.

Nach dem Allen kann man den niedrigen Stand der westeuropäischen Getreidepreise als eine der wesentlich mitwirkenden Ursachen der steigenden Entwerthung des russischen Papiergelds und zugleich als eine der besonderen, den Curs seit 1862 ungünstig afficirenden Störungen bezeichnen, auf deren Vorhandensein die Untersuchung mehrfach hinführte: der Erlös aus der Getreideausfuhr, welcher zu auswärtigen Zahlungen disponibel war, fiel viel geringer aus. Namentlich ist zu beachten, daß in den für die Einlösungsoperation gewählten Jahren 1862—63 ein gewaltiger Umschwung der Getreidepreise stattfand. Am Beginn dieser Operation kostete der englische Weizen 60 sh. 3 d. (1. Quart. 1862), am Schluß 40 sh. 8 d. (4. Quart. 1863). Das war kaum vorauszusehen, aber es war unglücklicher Weise ein störender Zwischenfall für das russische Geldwesen von kaum geringerer Bedeutung als der andere, ebenso unvorhergesehene, der polnische Aufstand. Der enorme Metallabfluß, zu welchem die Einlösungsoperation die Gelegenheit gab, wird durch dieses starke Weichen der englischen Getreidepreise nur um so erklärlicher. Die der Menge nach vermehrte Ausfuhr, soweit sie stattfand, und der größere Metallexport konnten auf das Agio jetzt keinen günstigen Einfluß ausüben, denn abgesehen von der Bilanz der nichtmercantilen Zahlungen war jetzt zunächst die Lücke in der Waarenhandelsbilanz auszufüllen, welche die niedrigen Getreidepreise ergeben.

Die Preise der fünf anderen russischen Hauptstapelproducte haben, wie aus Tabelle D ersichtlich, unter den Krisen der Jahre 1856, 1857 zum Theil bedeutend gelitten. Dieser Umstand wirkte damals in derselben Richtung wie das Fallen der Getreidepreise und mag zu dem damaligen ersten ungünstigen Umschwung des Wechselcurses nach dem Kriege beigetragen haben. Später und namentlich in den Jahren des niedrigen Getreidepreises von 1862 an erfolgte allerdings eine Preiserhöhung dieser Producte, vor allen der Wolle, dann des Flachses, Hanfs, der Leinsaat

und diese Erhöhung bot für kürzer oder länger eine mehr oder weniger bedeutende Entschädigung für den Ausfall im Erlös aus Getreide. Allein eine volle Compensation fand nicht statt, weil die Preise jener Producte doch relativ viel weniger stiegen und nicht so lange hoch blieben, als das Getreide fiel und billig blieb. Eine bestimmte Abhängigkeit des russischen rectificirten Wechselcurses vom englischen Getreidepreise kann danach nicht auffallen. Der Raum verbietet die Mittheilung ausführlicherer Daten zur Nachweisung dieses Zusammenhangs. Im Folgenden geben wir nur noch eine Uebersicht der parallelen Bewegung des Petersburger Curses auf London und des englischen Weizenpreises (in sh. und d.) mit ausschließlicher Hervorhebung der Wendepunkte.

	Preis.	Curs.		Preis.	Curs.
Jän. 1851	38	38,10	1. Quartal 1860 . .	44,4	35,19
Novbr. 1852 . . .	40	38,08	3. u. 4. Quart. 1860	58	36,08
Decbr. 1852 . . .	44	30,40	3. Quart. 1861 . .	52,3	34,07
Mai 1853	44,2	38,19	1 Quart. 1862 . .	60,3	33,80
Juli—August 1853 .	51	39,03	Decbr. 1863 . . .	40,8	34,73
Novbr. 1853 . . .	72	39,17	(nach Emissionsoperation)		
März 1856. . . .	69	37,34	1. Quart. 1864 . .	40,6	34,29
Juli 1856	76	38,37	Decbr. 1864 . . .	38,2	31,08
Octbr. 1856 . . .	65,9	38,01	Jan. 1865	38,6	31,10
Jan. 1857	58,7	38,40	Decbr. 1865 . . .	46,6	31,24
Mai 1857	56,7	38,06	Septbr. 1866 . . .	49	30,83
August 1857 . . .	59,6	59,46	Novbr. 1866 . . .	56,6	31,03
Febr. 1858. . . .	45,4	45,90	Jan. 1867	65,4	33

Die dritte der möglicher Weise mitwirkenden Ursachen der Stagnation des russischen Ausfuhrhandels kann endlich in der nicht genügenden reellen Bezahlung der Exportartikel Seitens des Auslands, m. a. W. in der mangelhaften Uebertragung des Agios auf die inländischen Preise dieser Artikel liegen. Dieser Punkt ist im Vorhergehenden schon berührt worden. Erfolgt dieser Uebertragung nicht völlig, so bekommt das Ausland im schließlichen Effect einen Theil der Producte umsonst, die Ausfuhr kann dann groß erscheinen, sie dient aber nicht völlig zur Deckung der auswärtigen Zahlungen. Die Bilanz des Waarenhandels wird ungünstiger, das Agio steigt, und von Neuem beginnt derselbe Kreislauf.

Es liegt hier eines der vielen schwierigen Dilemmas vor, in welche die Papiergeldwirthschaft unvermeidlich hineinführt. Ohne Zweifel äußern

sich für die meisten inländischen Einzelwirthschaften die störenden Wirkungen der Papiergeldwirthschaft vornehmlich dadurch, daß das Agio sich auf die Preise der Waaren überträgt, die Entwerthung, wie es früher genannt wurde, zur Werthverminderung wird. Als Consumenten leiden alle Einzelwirthschaften hierunter. Ebenso zweifellos fördert der Umstand, daß das Agio sich noch nicht völlig auf den Preis übertragen hat, die Ausfuhr, weil das Ausland um die Differenz billiger kauft. Die Exporteurs als Producenten haben zwar auf der einen Seite ein Interesse an der entsprechenden Preiserhöhung, aber auf der andren Seite auch ein Interesse an einem diese Erhöhung übertreffenden Agio, weil dieser Umstand ihren Absatz zu erweitern strebt. Im schlimmsten Fall handelt es sich bei ihnen, wenn der Preis nicht um das volle Agio steigt, um lucrum cessans. Erhalten sie nur beim Verkauf ihr einzelwirthschaftliches Capital mit Gewinn in der Form von Papiergeld zurück und verfügen sie mit letzterem über eine genügende Kaufkraft im Inlande, so ist ihr Interesse gewahrt, mag auch der Waarenpreis nicht um das ganze Agio gestiegen sein. Wie steht es aber mit dem Interesse der Volkswirthschaft? Für diese kommt es nicht auf die Masse Papiergeld an, welche der ausländische Käufer für den Export bezahlt, sondern auf ein möglichst hohes reales Aequivalent für die Ausfuhr. Die Volkswirthschaft hat also im Exporthandel das Interesse, daß der inländische Preis sich um das volle Agio erhöht, wenn nicht ein Theil der Ausfuhr ohne Aequivalent erfolgen soll. Steigt der Preis weniger, so entsteht für die Volkswirthschaft ein eigentlicher Verlust (damnum emergens). Hier liegt mithin wieder ein Fall des möglichen Conflicts zwischen dem einzel- und volkswirthschaftlichen Interesse vor. Und das Interesse der Volkswirthschaft selbst ist insofern getheilt, als auf der einen Seite das Zurückbleiben der Waarenpreise hinter dem Agio zu wünschen ist, damit eine große Menge Störungen der Papiergeldwirthschaft nicht so allgemein und tief empfunden werden, auf der andren Seite dagegen grade dann im auswärtigen Handel directe Einbußen für die Volkswirthschaft hervortreten.

Ein Beispiel wird zu näheren Erläuterung des Gesagten dienen. Wir wählen den schon mehrfach berührten Fall der Goldankäufe der Bank zum künstlich hoch fixirten Curse des Goldes. Diese Maßregel wurde früher als ein Geschenk an die Goldbesitzer und Goldimporteurs oder, was auf dasselbe hinausläuft, an die fremden Exporteurs

russischer Agrarproducte charakterisirt. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung läßt sich nunmehr leicht führen.

Wir gehen von dem Bankpreis von 598 Kop. des Halbimperials aus. Dieser Preis muß nothwendig, solange die Bank dazu Gold kaufen kann, was bis jetzt der Fall ist, ein momentanes Maximum des in Papiergeld berechneten Goldpreises und ein ebensolches Minimum des in Gold berechneten Papiergeldwerths sein, wie schon oben constatirt wurde. Für die folgende Argumentation gelte dann die Voraussetzung, daß die Kaufkraft des Papiergelds im Inlande die gleiche bleibe.

Man hat der Maßregel nun nachgerühmt, daß sie das Gold herbeiziehe. Das ist ein Irrthum, wie wir unten noch sehen werden. Nur denjenigen Theil Gold aus dem Besitze von Inländern oder aus dem Auslande zieht die Bank durch diese Operation heran, welcher sonst nicht heimgeführt würde. Dieser Theil läßt sich nicht zur Ziffer bringen, aber genau bezeichnen: es ist derjenige Mehrbetrag, der um des höheren Goldpreises Willen, genauer ausgedrückt um der Differenz zwischen dem künstlich erhöheten und dem sonst niedrigeren Goldpreise Willen herankommt, also vornehmlich deßwegen aus dem Auslande importirt wird. Ein mehr oder weniger bedeutender Theil des factischen Goldimports ist dies ohne Zweifel, sobald die obige Bedingung zutrifft und mit dem größeren Betrage Papiergeld auch ein entsprechend größerer Betrag Güter eingekauft werden kann. Das Argument der Vertheidiger der Bankpolitik wird daher zwar nicht in seinem vollen Umfange, aber für diesen Mehrimport zutreffen: es involvire die Operation nämlich eine größere Nachfrage nach russischen Producten Seitens des Auslands, — nur nicht, wie behauptet wird, weil allein durch diese Maßregel Gold abzusetzen sei, sondern weil mehr Gold zu besserem Preise desselben abgesetzt wird, — sonst würde der Wechselcurs noch weiter gestiegen, das Agio gesunken, das russische Product also dem Auslande vertheuert und in Folge alles dessen der jetzt in Schwung bleibende oder steigende Export gefallen sein. Das sind mit der bezeichneten Modification und unter der angegebenen Voraussetzung strict logische Schlüsse. Es ist nicht zu bestreiten, daß die Maßregel dann eine Zeitlang dem Export zu Gute kommt. Die Vertheidiger bleiben leider nur mit ihrer Schlußziehung auf halbem Wege stehen. Geht man weiter, so ergiebt sich der Nachtheil der Operation und die „Blüthe des Exports“, läuft ungefähr für die russische Volkswirthschaft auf dasselbe hinaus, als wenn man die

Waaren, welche in Folge der durch die Maßregel bewirkten **größeren** Nachfrage und **Mehr**ausfuhr exportirt werden, einfach in die Ostsee und das Schwarze Meer würfe. Zu dieser „Blüthe“ des Exports gelangt man auch auf jenem Wege, sobald man einmal den volkswirthschaftlichen Zweck aller Ausfuhr, die Beschaffung von nützlichen Gegenwerthen zur auswärtigen Zahlungsleistung resp. zur Bezahlung der Einfuhr bei Seite setzt. Ein Glück ist dabei nur, daß die gemachte Voraussetzung der Stabilität der Kaufkraft des Papiergelds nicht lange zutreffen und demgemäß die Maßregel in Folge ihres Einflusses auf die Preise der Exportartikel nicht lange in der beabsichtigten Weise die Ausfuhr steigern kann. Daraus ergeben sich aber wieder andre Nachtheile.

Es sind hier nämlich zwei Hauptfälle zu unterscheiden, welche sich wieder in untergeordneteren Punkten modificiren können, wovon hier abgesehen werden darf. Entweder nämlich bleiben die Preise der Exportartikel, in Papiergeld ausgedrückt, die gleichen wie bisher, oder die größere Nachfrage, welche durch den erhöhten Papiergelderlös aus dem importirten Golde ermöglicht wird, steigert den Preis um die Differenz des natürlichen und des jetzt künstlich gesteigerten Agios. Den ersten Fall haben die Vertheidiger der Goldankäufe vor Augen. Nur wenn er wirklich vorliegt, wird der ostensible Zweck erreicht, das Ausland exportirt für denselben Goldbetrag mehr, m. a. W. es kauft reell billiger und ebendeßhalb mehr, aber es giebt für dieselbe Masse Exportartikel also auch ein geringeres Realäquivalent. Trifft dies zu, so ist der Dank den Goldankäufen bewirkte Mehrexport ein reines Geschenk der russischen Volkswirthschaft an das Ausland, mit ganz denselben Folgen, als wenn das Mehrausgeführte einfach ins Meer geworfen würde. Der zweite Fall ist indessen jedenfalls der regelmäßige: es steigt der Hauptexportartikel im Preise oder, wenn man von diesem im Auslande weniger gebraucht, so wendet sich die größere Nachfrage andren Artikeln zu, welche dann theuerer werden. Der Vortheil für das Ausland verschwindet hier, weil dem Plus des Papiergelderlöses aus dem eingeführten Golde ein gleiches Plus des in Papiergeld ausgedrückten Preises entspricht. Dadurch fällt dann auch der beabsichtigte Nachtheil der russischen Volkswirthschaft fort. Aber schädlich bleibt die Maßregel nicht minder, weil sie, wie ein Schutzzoll, eine Besteuerung der Masse der Bevölkerung, insbesondre der unteren Klassen, zu Gunsten der Producenten

und Verkäufer der Exportartikel ist. Der ostensible Zweck, den Export zu steigern, wird hier natürlich nicht erreicht, denn das Ausland kauft eben doch — glücklicher Weise — *nicht reell* billiger.

Die Bank giebt dermalen $5_{,98}$ Mill. Rbl. Creditbillete für 1 Mill. Halbimperials, für welche sonst weniger zu bekommen wäre, z. B. 2 % oder $119_{,600}$ Rbl. weniger. Bei gleichen Preisen kann man jetzt 1 Mill. Tschetw. Getreide kaufen, sonst nur $980_{,000}$. Diese $20_{,000}$ Tschetw. *mehr*, die Erhöhung des Exports um diesen Betrag, repräsentirt genau den Verlust der russischen Volkswirthschaft in diesem Beispiel. Man wendet ein, wenn das Ausland nicht Dank den Goldankäufen der Bank für 1 Mill. Halbimperials 1 Mill. Tschetw. Getreide, sondern nur $0_{,98}$ Mill. kaufen könne, so würde ihm das russische Getreide zu theuer geworden sein und es sich nach andren Märkten gewandt haben. Abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit dieser Folge eines weiteren Weichens des Agios unter Exportconjuncturen wie 1867 ist auf diesen Einwand zu erwidern, daß mit oder ohne Goldankäufe der Bank die Dinge schließlich doch dieselben bleiben würden. Angenommen, das Ausland kann keinen höheren Preis für 1 Tschetw. Getreide als 1 Halbimperial zahlen, so wird der Curs des Halbimperial in Papiergeld eben den inländischen Preis des Getreides — ceteris paribus — bestimmen. War dieser Curs zur Zeit des Beginns der Goldankäufe 5 Rbl. 98 Kop., so war letzteres der Preis des Tschetw. Getreide. Fiel das Agio durch die Exportconjunctur weiter, so mußte der Preis in demselben Maaße, also z. B. um 2 %, auf $586_{,04}$ Kop. herabgehen und der Export würde nach wie vor 1 Mill. Tschetw. Getreide für 1 Mill. Halbimperials betragen haben. Jetzt bleibt der Curs 598 Kop., folglich auch der Preis oder, da der natürliche Curs des Halbimperials und Preis des Tschetw. jetzt $586_{,04}$ Kop. wäre, so *steigt* eben, nach der vorher aufgestellten zweiten Alternative, der Preis gemäß dem höher fixirten Curse auf 598 Kop. In diesem Falle wird der Export also auch gar nicht größer, der Vortheil des — nur weil in Papiergeld ausgedrückt nominell — höheren Preises überträgt sich ganz auf den inländischen Producenten zum Nachtheil aller inländischen Consumenten. Das *verhütete* Herabgehen des Preises ist natürlich für Producenten und Consumenten von ganz gleichen Folgen als das beförderte Steigen. Man kann die möglichen Fälle noch mehrfach verändern, immer wird man zu demselben Resultate gelangen: die Goldankäufe zum künstlich hoch gehaltenen Goldcurse sind bei gleichen Papiergeldpreisen der Exportartikel ein Geschenk an

das Ausland und bei steigenden Preisen ein Geschenk an die Producenten auf Kosten der Consumenten.

Letzteres ist wohl die regelmäßigere Wirkung. Deßwegen wird die oben statuirte Folge eines größeren Goldimports, als sonst eingetreten wäre, auch kaum aufrecht zu erhalten sein. Gold wird nicht importirt, um Papiergeld, sondern schließlich um Producte zu kaufen. Die Umwechslung gegen Papiergeld geschieht bloß, weil dieses die russische Landeswährung ist. Mehr Gold als sonst kann in Folge der Nachfrage der Bank nach Gold nur eingeführt werden, wenn wie oben vorausgesetzt wurde, der größere Erlös an Papiergeld auch eine größere Kaufkraft darstellt. Ist dies aber bei entsprechend steigenden Preisen nicht der Fall, so lohnt es auch nicht, mehr Gold von der Bank gegen Papiergeld umwechseln zu lassen, als sonst im freien Verkehr, allerdings zu einem niedrigeren in Papiergeld gemessenen Preise des Golds, aber andrerseits auch gegen ein Papiergeld von entsprechend höherer Kaufkraft eingewechselt würde. Man muß also strict daran festhalten: entweder erreicht die Operation ihren Zweck nicht, weil die Preise der Waaren steigen — oder höher bleiben, wenn sonst ein Sinken eingetreten wäre —: also Besteuerung der Consumenten, um den Producenten einen besseren Preis zu verschaffen, in deren Gefolge Zustände, wie sie im Augenblick in Rußland vorkommen, Theuerung, Hungersnoth, welche man durch solche Maßregeln wie die Goldankäufe der Bank und die neue Papiergeldausgabe noch verschlimmert. Oder die Operation führt zum Ziele, dann erhält Rußland für seinen größeren Export ein geringeres Realäquivalent, d. h. keine entsprechend gewachsenen Mittel zur Berichtigung seiner auswärtigen Verbindlichkeiten. Schließlich erfolgt nach dem Ende der günstigen, den Wechselcurs auf den Bankgoldpreis zutreibenden Exportconjunctur ein um so stärkerer Fall des Curses, je weniger Schulden mit dem Export reell bezahlt werden konnten und je mehr Papiergeld durch die Operation wieder in den Umlauf gebracht worden ist.

Freilich hat man noch einen vermeintlichen Hauptgrund für jene Bankpolitik angeführt, den schon angedeuteten, daß nämlich ohne die Bereitwilligkeit der Bank, Gold zu kaufen, Niemand in Rußland Gold würde gekauft, also Niemand aus dem Auslande solches würde eingeführt haben. Der Beweis für diese auffällige Behauptung wird durch die Darlegung der Verhältnisse der Papiergeldwirthschaft selbst geführt: neben entwerthetem, mit Zwangscurs versehenem Papiergelde könne keine Münze im Umlaufe sein, also finde sich für das etwa einzuführende Edelmetall

auch keine Verwendung. Die erste Behauptung ist völlig begründet, der Schluß aber durchaus falsch. Es liegt hier die alte Verwechslung von Gold als Umlaufsmittel und Gold als Capital vor. Wir können, ohne uns bei diesem vielfach erörtertem Punkte weiter aufzuhalten, einfach auf die Lehre über die Function der sogenannten Hoards (Geldhorte) im internationalen Verkehr und im Geldwesen verweisen.*) Hier genüge die Bemerkung, daß es ein Irrthum ist, zu meinen, die in Fällen einer plötzlichen Mißernte z. B. in England nöthig werdende größere Getreideeinfuhr, welche sich freilich nicht sofort durch eine entsprechende Steigerung der Waarenausfuhr decken läßt, werde durch einen aus der circulirenden Münzmenge gezogenen Edelmetallexport gezahlt. Dies ist ein bekannter Hauptirrthum der Geld- und Credittheorie der Peel'schen Bankacte. Weder geht dieser Extraexport von vielleicht 20 Mill. Pfd. St., welchen eine solche Mißernte für England nothwendig macht, aus der dortigen Circulation hervor, noch geht er sofort in die Circulation der Importländer, also derjenigen, welche Getreide ausführen, über, auch wenn hier Metallwährung, selbst die gleiche, z. B. Goldwährung besteht, also das äußere Hinderniß des Zwangscurses entwertheten Papiergelds ganz fehlt. Vielmehr handelt es sich in beiden Fällen zunächst nur um eine Bewegung in den Vorräthen disponiblen Geldcapitals. Solche bestehen in Papiergeldländern, in Newyork, Wien, Petersburg nicht minder als in Ländern der Metallwährung. Gold würde im Jahre 1867 auch ohne die Ankäufe der Bank nach Rußland geströmt, zu weichendem Curse gegen Papiergeld umgesetzt, reservirt oder eventuell sofort wieder reexportirt und zur Zahlung russischer Verbindlichkeiten im Auslande verwendet worden sein, — eine vortheilhaftere Procedur als die Aufspeicherung in den Gewölben der Bank. Auch den letzten Einwand der Gegner, daß der größere Goldvorrath die Bank in die Lage setze bei einem Umschwung der Handels- und politischen Conjuncturen durch Wiederverkauf des Golds das Agio eine Zeitlang zu drücken, können wir nicht für stichhaltig erklären. Denn diese Geschäfte führen zu dem wahrhaft unleidlichen Zustande, daß die Bank beständig in unberechenbarer Weise mit dem Curs experimentirt, den ausländischen Handel vollends

---

*) Vgl. bes. Fullarton, regul. of currenc. p. 69—75, danach J. St. Mill, polit. Oekon. (1. Aufl. deutsch von Soetbeer, II, 120 ff.), Tooke, hist. of prices, IV, 218 ff., A. Wagner, Beitr. zur Lehre v. d. Banken, S. 61. ff., und Theorie der Peel'schen Acte S. 94—101.

unsicher macht und zur Herrschaft über den Wohlstand von Millionen gelangt.

Operationen, wie die Goldankäufe der Bank, wie die Vermehrung der Vorschüsse auf Fonds und überhaupt wie alle Papiergeldvermehrung, haben die mehr oder weniger klar ausgesprochene Tendenz, den Handel zu beleben, d. h. wie man dies in Rußland und in Ländern ähnlicher Lage meistens versteht, den Export zu steigern. Sie erreichen dieses Ziel nur, soweit sie dem Agio einen beständigen Vorsprung vor der Preissteigerung der Exportartikel zu verschaffen wissen. Dann bezahlt aber das Ausland diese Artikel reell eben nicht genügend und die Folge ist grade eine ungünstigere Handelsbilanz, eine steigende Papiergeldentwerthung und ein reiner Verlust der exportirenden Volkswirthschaft im Verhältniß der Differenz zwischen Agio und Preissteigerung. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser beabsichtigte Zweck wirklich längere Zeit hindurch erreicht wird, aber doch macht es die Thatsache des außerordentlich niedrigen und in seinem Betrage nicht wachsenden Curswerths der russischen Waarenausfuhr fraglich, ob nicht die unheilvolle Papiergeldwirthschaft auch diesen Nachtheil in Etwas in Rußland mit sich geführt hat.

Wir müssen die vorausgehende Untersuchung über die Beziehung zwischen dem Agio und dem auswärtigen Handel hiermit abschließen, obwohl sie trotz ihrer Ausführlichkeit noch weit von systematischer Vollständigkeit entfernt ist. Unsren Hauptzweck glauben wir jedoch erreicht und einige der wichtigsten Punkte zur Erklärung der Entwicklungsgeschichte des russischen Curses festgestellt zu haben. Indem wir die Ergebnisse unsrer Untersuchung im Folgenden kurz resumiren, kehren wir zugleich zu dem Punkte zurück, wo wir die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Papiergeldmenge und dem Wechselcurse oder Agio früher abgebrochen haben, um mit Hülfe der gewonnenen Resultate auch die Erörterung dieser Frage nunmehr rasch zum Abschluß zu bringen.

Der durchgreifend rasche Einfluß günstiger und ungünstiger politischer Ereignisse auf den Curs zeigt die Bedeutung des Creditmoments im uneinlösbaren Papiergelde, fast unabhängig von den Bewegungen der Papiergeldmenge, sehr deutlich, — ein von der Lehrbuchdoctrin der Schule meist ganz übersehener Punkt. Jener Einfluß ist aber ein bald vorübergehender. Die nachhaltige Bewegung des Curses oder Agios wird dadurch kaum

berührt, wie sich aus dem Vergleich des mehrjährigen Durchschnitts-, des wirklichen und des rectificirten Agios ergiebt.

Die Waarenhandelsbilanz erweist sich auch bei fortdauernder Papiergeldwirthschaft in Rußland zeitweise von mehr oder weniger mächtigem Einflusse, indem den Schwankungen des Exportüberschusses einigermaßen diejenigen des rectificirten Jahresagios entsprechen, zumal wenn man die Hypothese der Nichtgleichzeitigkeit der Zahlungsempfänge für die Ausfuhren und der Zahlungsleistungen für die Einfuhren zu Hülfe nimmt. Doch erklärt die Waarenhandelsbilanz in ihrer gewöhnlichen Auffassung weder die nachhaltige Gestaltung des Curses, noch auch alle zeitweiligen Bewegungen selbst nur der Jahresdurchschnittscurse, namentlich auch nicht genügend die bedeutende Cursverschlechterung in der zweiten Hälfte der russischen Papiergeldwirthschaft seit 1861.

Grade hierfür liefert die Untersuchung über Rußlands Waarenausfuhr eine Erklärung, woraus denn auch die richtige Auffassung der Waarenhandelsbilanz folgt. Der russische Export ist seinem Curswerthe nach seit dem Krimkriege wenig oder gar nicht gestiegen, theils weil die Production oder wenigstens der Absatz der Producte stagnirte, theils und vornehmlich, weil die westeuropäischen Getreidepreise, insbesondre von 1862 bis 1866 andauernd sehr niedrig standen und keinen lohnenden Absatz des wichtigsten russischen Products ermöglichten, theils endlich — vielleicht auch, weil die Papiergeldwirthschaft die reelle Bezahlung des Auslands für die Exportartikel schmälerte, — nach dem Wunsche der Papiergeldverwaltung selbst schmälern sollte! Vermuthlich haben diese Ursachen mehr oder weniger, kürzer oder länger zusammengewirkt.

Während grade je länger die Papierwirthschaft dauerte, desto stärkere Potenzen zur Günstighaltung des Curses erforderlich gewesen wären, wurden diese Potenzen nur um so schwächer. Der Waarenexport wenigstens bot statt größerer nur höchstens absolut gleiche oder ganz wenig gewachsene, relativ vermuthlich erheblich geringere Mittel zur Zahlungsleistung im Auslande dar. Relativ geringere, denn die mercantilen und nicht-mercantilen jährlichen Zahlungsverbindlichkeiten Rußlands im Auslande à Conto der legalen und illegalen Einfuhr, der Zinszahlungen für Staats- und Gesellschaftsanleihen, Actien u. s. w. sind vermuthlich absolut nicht unbedeutend größer geworden. Zeitweilig haben natürlich die Rimessen für auswärtige Anleihen, für Actienzeichnungen, für die Betheiligung des Auslands an inneren Anleihen einen besonderen Zufluß gewährt. Aber es ist auf der

anderen Seite nicht unwahrscheinlich, daß während der aus politischen und anderen Gründen neuerdings nicht seltenen Krisen auf den Börsen Mittel- und Westeuropas und durch die Concurrenz nordamerikanischer Papiere veranlaßt, mancher ältere russische Papierbesitz des Auslands realisirt worden ist, zumal die sinkende Tendenz der russischen Papiere nicht zum Festhalten ermunterte. Ferner haben einige Zuflüsse für Anleihen zeitweilig nur den großen Ausfall in der Waarenausfuhr ausgeglichen, wie dies namentlich von der größten Operation der Periode, der Anleihe von 15 Mill. Pf. St. von 1862 gilt und in den hohen Ziffern des damaligen Metallexports (1862—63) auch unmittelbar zum Vorschein kommt. Wir verzichten absichtlich auf eine Rechnungsconjectur, für welche doch nur die früher charakterisirten Daten über die auswärtigen Staatsanleihen und etwa über die Finanzoperationen der russischen Eisenbahnen vorliegen würden, d. h. kein genügendes Material. Man wird nur mit Rücksicht auf das Hervorgehobene sagen dürfen, daß selbst die zeitweiligen Zuflüsse durch die etwaigen Realisirungen russischer Papiere und durch die Ausfälle des Exports nicht unbeträchtlich geschmälert sein werden, trotzdem aber der überbleibende neue Schuldbestand jährlich wachsende neue Zahlungsverpflichtungen schuf. In diesem Sinn kann man eine Verschlechterung der internationalen Zahlungsbilanz insbesondre seit 1861 annehmen und in ihr, resp. in der Stagnation des reellen Werths des Waarenexports — insofern dann auch in der Verschlechterung der Bilanz des Waarenhandels für sich — die bestimmende Hauptursache auch der nachhaltigen Bewegung und Verschlechterung der russischen Papierwährung von 1861—66 finden. Die seit 1866 wieder eingetretene Cursbesserung ist ebenfalls auf eine zeitweilige Verbesserung der Handelsbilanz zurückzuführen. Die Nachfrage nach Edelmetall für die Berichtigung auswärtiger Zahlungen schwankt dann mit der Bewegung der internationalen Zahlungsbilanz und steigert oder drückt dem entsprechend das Agio.

In unsrer früheren deductiv entwickelten Agiotheorie war das Resultat gewonnen worden, daß die Bewegung des Agios von Angebot und Nachfrage, d. h. von den Geschäften in Edelmetall abhänge und diese Geschäfte vornehmlich wieder von der internationalen Zahlungsbilanz, besonders in der normalen Zeit der Papiergeldwirthschaft, bestimmt würden. Das Ergebniß der vorausgehenden statistisch-inductiven Untersuchung über die Entwicklung des russischen Curses stimmt mit dem Resultate jener anderen Untersuchung überein.

Wie verhält sich aber nun zu den im Obigen constatirten Einflüssen der Factor der Papiergeldmenge? Wiederum so, wie es früher von uns entwickelt worden ist. Das Endergebniß aller Experimente mit dem Papiergelde war, wie wir sehen, daß gegenwärtig die Papiergeldmasse wiederum ihr ehemaliges, durch den Krimkrieg erlangtes Maximum von über 700 Mill. Rbl. nahezu erreicht hat. Diese stets wieder nach kurzer Einschränkung erfolgte Vermehrung des Papiergelds ermöglichte erst die volle Wirksamkeit der vielen ungünstigen Einflüsse der letzten Jahre und ist insofern mittelbar an der so ganz außerordentlichen Cursverschlechterung dieser Jahre Schuld. In dieser Hinsicht kann man die mittelbare nachhaltige Wirkung des Factors der Papiergeldmenge erkennen.

In der That, das traurige Resultat kann nicht Wunder nehmen angesichts einer solchen Papiergeldpolitik, wie man sie in Rußland seit vierzehn Jahren gesehen, wenn man anders ein wiederholt die Principien wechselndes, oft ganz principloses Experimentiren mit Curs und Valuta, eine willfährige Nachgiebigkeit gegen jede „mehr Papiergeld" rufende Forderung des Handelsstandes und seit dem Mißglücken der verfrühten Maßregel von 1862—63 ein völliges Verzichten auf jeden rationellen Versuch zur Anbahnung geordneter Geldverhältnisse, — wenn man solches Gebahren noch „Politik" nennen darf.

Es ist früher nachgewiesen worden, daß in gewissen Zeiten der Papiergeldwirthschaft ein „Geldmangel" — im Sinn der Börse — eintreten muß, dieser aber zugleich das wirksame Correctiv des fallenden Wechselcurses, des steigenden Agios, der sich mit dem höheren Agio ins Gleichgewicht setzenden Waarenpreise und insofern die zwar peinliche, aber unvermeidliche Durchgangsstufe zu einer besseren Gestaltung der Geldverhältnisse ist. Dieses Correctiv hat man in Rußland nicht nur niemals wirksam werden lassen, sondern man hat, freilich zum Theil wohl ohne jede klare Einsicht der Folgen, noch Alles gethan, um das Correctiv zu lähmen und alle, aber auch alle schlimmen Wirkungen der übermäßigen Papiergeldmasse hervortreten zu lassen. So vermehrte man die kaum verminderte Papiergeldmenge immer wieder, neuerdings in der ausgesprochenen Absicht, den Handel, zumal den Exporthandel zu befördern, indem man einem der schädlichsten Vorurtheile der Börse schmeichelte. So fügte man zu den hunderten Millionen eigentlichen Papiergelds, den Creditbilleten, noch Massen uneigentlichen Papiergelds, die Serien, welche jetzt auch schon in die hunderte

Millionen geben (in 1867 216 Mill. Rbl.). Diese Serien haben sich seit 1856 um 153 Mill. Rbl. vermehrt, — ein Betrag, um welchen der gesammte heutige Papiergeldumlauf sogar gegen das einstige Maximum von über 700 Mill. Rbl. erhöht erscheint, da dieses uneigentliche Papiergeld in vieler Beziehung den Creditbilleten gleich zu stellen ist. Statt einen Theil dieser in den öffentlichen Kassen sich aufsammelnden Reichsschatzscheine zu fundiren, verwendet man sie, wie wir sehen, durch eine neuere Maßregel wenigstens „zeitweise" (?) in eigentliches Papiergeld! So — last not least — hat man durch jene ominöse Zinsreduction der Depositen in den öffentlichen Banken im Jahre 1857 (Befehl vom 20. Juli) — eine Maßregel reiner Zerstörungspolitik, ohne irgend einen Gedanken eines organischen Neubaus, eine Beschwörung des Bösen, den man dann nicht wieder zu bannen vermochte![1] — auch noch die brachliegenden, daher für den Curs unwirksamen Papiergeldmassen, statt sie ordentlich zu fundiren, förmlich in den Umlauf hineingetrieben, dem Verkehr aufgezwungen, also die Wirksamkeit der ausgegebenen Papiergeldmasse möglichst gesteigert! Diese Maßregel hat mächtig dazu beigetragen, daß jene ungünstigen Factoren, welche schon seit 1857 und mehr noch seit 1861 einwirken sollten, jetzt nur um so mehr zur Geltung gelangen und ihre störenden Folgen für den Curs offenbaren konnten. Die kurzsichtige Zinsreduction und die Zerstörung der alten Banken ist insofern ebenfalls eine stark mitwirkende Ursache der neueren Verschlechterung des russischen Papiergelds, weil sie die Wirksamkeit jener nachtheiligen Factoren erst recht ermöglichte!

Wahrlich in der Entwicklungsgeschichte des russischen Curses nimmt nur Eines Wunder, gereicht auch nur Eines zum Trost: daß die Früchte solcher „Finanzpolitik" nicht noch viel trauriger sind!

Adolph Wagner.

Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie.

Zwei Vorträge gehalten im Gewerbeverein zu Riga.

I.

Die Handelsschule als Bestandtheil der technischen Hochschule.

Ein neuer Zweig des Wissens soll in den vollen Kranz der Bildung, welche Riga in seiner höchsten wissenschaftlichen technischen Lehranstalt, in dem Polytechnikum, den Angehörigen der Stadt, der Provinz und dem ganzen russischen Reich bietet, geflochten werden.

Die kaufmännische Bildung soll auf die gleiche Höhe mit der des Technikers allen Namens und der des Literaten aller Art gehoben werden durch die neue kaufmännische Abtheilung am Polytechnikum, deren Eröffnung im nächsten Studienjahre bevorsteht.

Diesen neuen Bildungskreis, über dessen Gestalt und Organisation in der nächsten Zeit eine Veröffentlichung durch den Verwaltungsrath des Polytechnikums zu erwarten steht, möchte ich sammt dem ganzen Bildungskreis des Polytechnikums während einiger Winterabende Ihnen ans Herz legen, Ihnen Allen, mögen Sie mehr oder weniger nah dem Institute stehen; nah stehen Sie demselben Alle, denn es gilt Ihre liebe Vaterstadt, Ihr liebes baltisches Ostseeland in neue Bahnen des Fortschrittes zu leiten.

Denjenigen Jünglingen, welche in Riga sich dem Handel, dem unbestritten ersten Beruf dieser Stadt, widmen wollen, soll die Möglichkeit geboten werden, sich eine Bildung anzueignen, wie sie bisher auch nicht entfernt gewährt werden konnte, bis das baltische Polytechnikum sich erhob und erstarkte.

Diese Bildung soll Riga neue innere und äußere Kraft und neuen Wohlstand verleihen.

Daß Bildung Macht ist, ja auf die Dauer die größte Macht ist und zwar nach allen Richtungen, in allen Lebensverhältnissen, lehrt die Weltgeschichte auf jedem Blatte, ich brauche Ihnen der Belege nicht viele aufzuzählen. Daß Bildung den Menschen bessert, erlaube ich mir als trockener Zahlenmensch, Statistiker, statt allgemeiner Raisonnements, daran zu beweisen, daß ich zeige, welchen Einfluß schon die allergeringste Bildung, das Lesen- und Schreibenkönnen, auf den Charakter des Menschen ausübt.

Dieser statistische Beweis ist ermöglicht durch eines der vorzüglichsten statistischen Werke die wir besitzen, durch die Enquête über den Stand der Pariser Industrie im Jahre 1860.*) In den statistischen Resultaten dieser Enquête finden wir die Angabe von mehr als 100,000 Handwerksmeistern und Fabrikherren über den Bildungsgrad und das sittliche Verhalten der von ihnen beschäftigten 300,000 männlichen Arbeiter. Daraus ergiebt sich, daß in denjenigen Gewerben, in denen die je größere Anzahl der Arbeiter lesen und schreiben kann, auch die um so größere Zahl sich durch gute Aufführung auszeichnet. Da ich des Näheren Ihnen die Resultate der 260 verschiedenen Gewerbe nicht vorführen kann, möge das folgende Hauptresultat Ihnen genügen. In den 130 Erwerbszweigen, in denen unter je 100 Arbeitern durchschnittlich 14—15 weder lesen noch schreiben konnten, betrugen 11—12 sich schlecht, hingegen in den andern 130 Gewerben, welche auf je 100 Arbeiter nur 2—3 des Lesens und Schreibens Unkundige aufwiesen, hatten auch nur 7—8 ein schlechtes Betragen. Ungleich schlagender würde der Beweis noch sein, wenn wir von jedem einzelnen Arbeiter den Bildungsgrad und das moralische Verhalten kennen würden, so aber wissen wir nur, wie viele in jedem Gewerbe lesen und schreiben können, und auf der andern Seite, unabhängig davon, wie viele sich gut oder schlecht aufführen, nicht aber wie viele von den Gebildeten gut und schlecht sich betragen und wie viele von den Ungebildeten.

Sollte irgend Einem dieser meiner Meinung nach größte Vortheil der Bildung nicht genügender Ersatz für die Mühe des Lernens scheinen, so kann ich demselben einen sehr handgreiflichen Nutzen der Bildung, nämlich einen größeren Verdienst versprechen; ich gehöre nicht zu den Superidealisten, welche es verachten, das Gute durch Aussicht auf materielle Vortheile zu

*) Statistique de l'industrie à Paris pour l'année 1860. Paris 1864. 4°.

erreichen. Ist der Zweck ein lobenswerther und das Mittel gleichfalls, so wäre es schon weit getriebene Askese, wollte man Zweck und Mittel verachten, weil sie pecuniären Gewinn bringen.

Die genannte Industriestatistik von Paris zeigt uns auch, daß der Arbeitslohn ein um so höherer ist, je höher die Bildung steht. Während nämlich in den 130 Gewerben, welche auf je 100 Arbeiter 14 des Lesens und Schreibens Unkundige haben, der Lohn per Kopf nur 4 Fr. 40 Cent. ist, steigt der Lohn in den 120 Gewerben mit durchschnittlich nur 3 des Lesens und Schreibens Unkundigen auf 4 Fr. 75 Cent., der Lohn ist also in den Gewerben mit der größern Bildung um 35 Cent. oder um 8 pCt. höher. Um zu zeigen, daß dieses Plus der Einnahme von 35 Cent. oder 8 pCt. durchaus nicht wenig ist, sehe man sich einmal an, wie viel von den Gesammtausgaben in einer Arbeiterfamilie auf die Bildung der Kinder verwendet wird. In Belgien, welches bekanntlich einen gut gebildeten Arbeiterstand hat, betragen die Ausgaben für Bildung der ganzen Familie in den Arbeiterklassen nur 1 pCt. aller Ausgaben. Zu diesen positiven Kosten der Bildung kommt nun aber noch hinzu der Verlust an Lohn während der Schulzeit der Kinder. Dieser ist nicht bedeutend, denn im Durchschnitt trägt jedes Kind zu den Einnahmen der belgischen Arbeiterfamilien nur 8 pCt. bei. Wenn von dem geringen Zuschuß, welchen die Kinder zur Einnahme der Familie stellen, abgeht, was der kurze Schulbesuch während weniger Jahre nimmt, so ist der Ausfall ein sehr unbedeutender und kommt jedem Kinde in dem langjährigen späteren Erwerb mit hohen Zinsen zurück. Ueber Rentabilität der Bildung kann man also kaum in Zweifel sein. Bildung ist aber nicht nur die Mutter der Moral, die Mutter des Erwerbes, sie ist auch die Mutter der Macht. Der oft gehörte Ausspruch, daß in der Schlacht von Sadowa die preußischen Schulmeister über die slawischen und romanischen Völker Oesterreichs gesiegt haben, hat seine vollste Berechtigung. Es war ein Sieg geistiger Ueberlegenheit. Preußen steht hierin allen Großmächten voran. In Preußen entgehen dem Stock des Schulmeisters nur 4 pCt. der militairpflichtigen jungen Leute, in Frankreich, der „civilisirtesten aller Nationen", nach den günstigsten mir in Paris selbst in dem dortigen statistischen Verein gemachten Angaben noch immer 25 pCt., und diesen Vorsprung der Deutschen holen die andern Nationen nicht sobald ein, selbst wenn dieselben die Macht der deutschen Bildung schon klar erkannten. Bisher hat man die s. g. deutsche Gelehrsamkeit von der Volksschule bis zur Universität und dem Polytechnikum

für etwas den andern Nationen sehr Ungefährliches angesehen, allmählich sieht das Ausland aber mehr und mehr in der Bildung der Deutschen eine auf allen Gebieten gefährliche Concurrenz. Schauen Sie nur nach England. So wie Frankreich seit der Schlacht von Sadowa im Jahre 1866 für sein Prestige auf dem Schlachtfelde zu fürchten beginnt, so ist seit der unblutigen Völkerschlacht auf dem Marsfelde von Paris, seit der Ausstellung des Jahres 1867, England in Sorge um seine bisher in der alten Welt unbestritten erste Stelle in der Industrie. Deutschlands Industrie namentlich die auf der Ausstellung mit Ausnahme der Krupp'schen Kanonen so wenig äußern Effect machende Eisenindustrie wird von England mit scheelen Augen angesehen. Deutschlands Industrie, kann man in den englischen Blättern lesen, ist ein junger Riese der furchtbar wird, wenn er seine Kraft kennen lernt. Doch werden Sie fragen, wie gehört das hierher? Nun die Engländer erkennen den Zusammenhang mit der Frage des Unterrichtswesens wohl. Kein Meeting vergeht jetzt in England, keine Zeitung erscheint jetzt in England, ohne daß das Thema ausführlich behandelt würde, wie kann man die englische Industrie unterstützen — durch die Volksschule. Der Amerikaner und der ihm mehrfach verwandte Schweizer, die man beide einer übertriebenen Idealität gewiß nicht zeihen kann, haben seit lange eingesehen, was Schulkenntnisse zu bedeuten haben, ihnen ist das Schulgebäude das wichtigste im ganzen Ort, man lese nur die Berichte über das amerikanische Schulwesen, z. B. aus dem Staate Massachusetts, oder man habe in der Schweiz nicht nur ein Auge für die blauen Berge mit den weißen Firnen, sondern auch für die stattlichen weißen Schulgebäude an den blauen Seen, vornehmlich im Canton Zürich. Zürich aber hat das eidgenössische Polytechnikum und beweist, daß es erkennt, welchen Schatz es daran besitzt.

Wenn wir so sehen, welche Fülle von Gesittung, Wohlstand und Kraft schon aus dem Minimum von Bildung, dem Lesen- und Schreibenkönnen, ersprießt, wie viel mehr muß das der Fall sein, je höher die Bildung steigt. In fast allen Erwerbszweigen hat diese Erkenntniß Platz gegriffen, nur in dem Kaufmannsstande verhält man sich fast in der ganzen Welt noch renitent.

Trotz diesem allgemeinen Vorurtheil und trotz den bisher verunglückten Versuchen, dem Kaufmannsstand und der Stadt Riga, welche so große Opfer für das Polytechnikum bringen, die Vortheile einer wissenschaftlichen Bildung der heranwachsenden handeltreibenden Generation zugänglich zu machen,

hat der Verwaltungsrath des Polytechnikums auf mein Anregen doch die Errichtung der kaufmännischen Abtheilung am Polytechnikum mit großer Bereitwilligkeit und großem Eifer wieder in die Hand genommen.

Die Professorenconferenz und der Verwaltungsrath haben sich bei Entwerfung des Lehrplanes fast ganz den Erwägungen angeschlossen, welche ich denselben unterbreitet hatte. Das Hauptfundament ist dieses:

„Das kaufmännische Studium muß auf einer ebenso tüchtig nationalökonomischen Grundlage, als das Studium in den anderen Fachschulen auf einer naturwissenschaftlichen, basiren. Darum bildet in dem projectirten ersten Fachcurse die gesammte Nationalökonomie in einem Umfang, wie sie vollständiger auch auf den Universitäten nicht vorgetragen wird, den Unterbau für diejenigen Theile der Nationalökonomie, welche mit dem Handel, der Fabrikation und den ihnen vorzüglich dienenden Hülfsgewerben sich befassen, während auf den meisten Handelsschulen die Nationalökonomie als eine Art Luxus in der obersten Klasse als Nebenfach vorgetragen wird, nachdem diejenigen Theile der Nationalökonomie, welche den Handel betreffen, als s. g. theoretische Handelswissenschaft schon vorher in den unteren Klassen einzeln ohne organischen Zusammenhang unter einander und mit der übrigen Volkswirthschaft als die für den Geschäftsbetrieb nothwendigen äußeren Kenntnisse gelehrt worden sind

Sache der Handelsschule darf es aber nicht sein, für die bestimmte kaufmännische Branche, zu welcher der Schüler sich wenden will, vorzubereiten, ja in höherem oder geringerem Grade abzurichten, die Handelsschule hat vielmehr besonders zwei Aufgaben.

Erstens soll sie ihre Schüler so bilden, daß sie schnell jedes beliebige Geschäft erlernen können. Wenn man dagegen einwenden will, daß das auf dem bisher üblichen Wege der kaufmännischen Ausbildung erreicht werden könnte, so ist daran zu erinnern, daß ein anderer Weg als das Studium auf den polytechnischen Schulen auch in den andern Fächern bis vor gar nicht langer Zeit Mode war, allein mehr und mehr verlassen wurde, weil er umständlich ist und weniger sicher zum Ziel führt, namentlich aber weil er die allgemeine Bildung hintenansetzt.

Außerdem gilt es besonders, den Kaufmann mit allen denjenigen Geschäftsbranchen vertraut zu machen, die nicht sein Hauptgeschäft bilden, mit denen er aber in stetem oder vorübergehendem Verkehr sich befindet. Hierher ist das gesammte Transportwesen zu Wasser und zu Lande per Achse, Dampf, Segel oder Telegraph, das gesammte Versicherungswesen

und vor Allem die schwierige Partie des heutigen complicirten Geld- und Creditwesens der Staaten und der Privaten zu rechnen, über dessen Natur noch so viele theils ganz irrige, theils wenigstens schiefe Ansichten herrschen, und in denen die durch eigene Geschäftserfahrung erworbenen Kenntnisse gewöhnlich sehr theuer bezahlt worden sind. Dieses theure Lehrgeld zu ersparen, kann durch nichts besser bewirkt werden, als durch eine gründliche Kenntniß der Thatsachen (Statistik), der Gesetze, nach denen alle wirthschaftlichen Vorgänge sich vollziehen (Nationalökonomie) und der juristischen Formen, in welche sie sich kleiden (Handels-, Wechsel- und Seerecht).

Die zweite noch höhere Aufgabe der Handelsschule ist aber für ein Gemeinwesen, wie das Rigas, vielleicht noch wichtiger, nämlich dem Kaufmann Interesse für und Einsicht in alle diejenigen Fragen der kaufmännischen und der gesammten Erwerbsverhältnisse zu verschaffen, die sein persönliches Geschäft nicht oder nur entfernt berühren, auf die den Kaufmann aber eine öffentliche Stellung, sei es als Director oder Verwaltungsrath irgend einer Gesellschaft, sei es als Consul, als kaufmännischer Beamter, als Mitglied des Börsen-Comités u. s. w. führt. Kaufleuten und Fabrikanten auch diesen über ihr eigenes Interesse hinausgehenden weiteren Blick zu schaffen, muß ein Hauptziel der hiesigen Handelsschule sein. Eine genauere Kenntniß der wirthschaftlichen Thatsachen der Gegenwart und, um die Zukunft aus dem bisherigen Gange beurtheilen zu können, der Vergangenheit muß geboten werden in der Handelsstatistik und Handelsgeschichte Rigas, Rußlands und der übrigen Welt, mit der Rußland und speciell Riga in Handelsbeziehungen steht. Für diese Fächer hofft der Verwaltungsrath einen, kraft seiner Stellung in besonders hohem Grade damit vertrauten Mann zu gewinnen, wie auch für die juristische Seite des Handels eine hiesige Kraft in Aussicht genommen ist. Gerade für diese genannte zweite Hauptaufgabe der Handelsschule hat der Nationalökonom, der die Naturgesetze erforscht, welche zu allen Zeiten und an allen Orten in der Wirthschaft herrschen, mit denjenigen, welche die localen Thatsachen und juristischen Erscheinungsformen schildern, in welchen das Geschäft local sich bewegt, zu einem gedeihlichen Resultat zusammenzuarbeiten." *)

Dieß der Grundgedanke unseres Planes.

---

*) Vgl. Beilage zur Rigaschen Zeitung vom 18. (30.) Juli 1867, Nr. 24. Die Handelsfachschule am Polytechnikum zu Riga von Dr. Laspeyres.

Wenn wir nun aber wirklich einer kaufmännischen Bildungsanstalt in Riga bedürfen, warum sollen wir denn gleich mit dem Höchsten, das verhältnißmäßig nur Wenigen zugänglich ist, beginnen und nicht erst mit dem für Viele leichter Erreichbaren? Die Gründe liegen nahe genug. Einmal schon ein äußerlicher. Wenn die Abtheilung für Kaufleute mit dem Polytechnikum verbunden werden soll, so muß sie im Interesse eines gedeihlichen Verkehrs der Lehrenden unter einander und der Studirenden unter einander völlig gleichberechtigt mit den anderen Abtheilungen dastehen.

Mancher wird vielleicht lächeln, daß ich behaupte, weil die Bildungsanstalt mit dem Polytechnikum verbunden werden soll, muß sie das höchste Maaß der Bildung anstreben, denn über die Bedeutung eines Polytechnikums als technischer Hochschule, ja als der höchsten Bildungsanstalt für eine große Reihe von Berufszweigen, ist das Publicum weder in Rußland noch in den Ostseeprovinzen hinreichend aufgeklärt, ja nicht einmal in Riga, welches doch zum weitüberwiegenden Theile das Polytechnikum geschaffen hat. Ich sage, ein Polytechnikum ist die höchste Bildungsanstalt für eine Reihe von Berufszweigen, und das baltische Polytechnikum ist die höchste Anstalt, welche alle diese Zweige vereint, für die vereinzelt auch sonst Rußland höhere Lehranstalten besitzt, und dieses Polytechnikum ist sogar darauf angelegt, auch für diejenigen Lehrfächer, welche bisher in anderen Ländern weder mit dem Polytechnikum noch mit der Universität verbunden waren, für die Landwirthschaft und für den Handel, die höchste Lehranstalt zu bilden. Die Bildung der Landwirthe und der Kaufleute über die Gymnasialbildung hinaus war bisher fast überall besonderen Lehranstalten überwiesen, den landwirthschaftlichen Akademien und den Handelsakademien. Daß namentlich die letzteren bisher verhältnißmäßig weniger Nutzen gestiftet haben als andere Bildungsanstalten ist wohl besonders gerade dem Umstande ihrer Isolirung zuzuschreiben, welche es nicht gestattete für alle Fächer gute Lehrkräfte zu gewinnen, die doch nicht genügend ausgenutzt werden konnten. Mit einem Polytechnikum verbunden, findet eine Unterrichtsstätte für zukünftige Kaufleute diese Lehrkräfte zum großen Theil schon vor. — Ein Polytechnikum ist eine Hochschule. Die Abtheilungen eines Polytechnikums bilden gewissermaßen die Parallelklassen der verschiedenen Facultäten auf der Universität, wie die Realgymnasien neben den s. g. humanistischen oder classischen Gymnasien sich gebildet haben; das Polytechnikum ist die Universität für

alle die Fächer, welche in der Verfassung der Universitäten, die sich seit Jahrhunderten wenig verändert hat, nicht Raum fanden. Auf den Universitäten wurden früher betrieben das Studium der Jurisprudenz, der Medicin und der Theologie in der juristischen, medicinischen und theologischen Facultät. Daneben bestand endlich die vierte, die s. g. philosophische Facultät, in welcher vorzüglich als Hülfswissenschaft für alle Facultäten die Philosophie, und als Fortsetzung der Gymnasialstudien zur Bildung von Lehrern, die nicht aus dem geistlichen Stande hervorgingen, Philologie und Geschichte gelehrt wurden. Ferner wurde der mathematische Unterricht in derselben Facultät ertheilt. Mit dem Aufblühen der Naturwissenschaften wurde jeder neue Lehrgegenstand in die philosophische Facultät gesteckt, bloß weil er weder Jurisprudenz, noch Medicin, noch Theologie war. Ebenso erging es der Nationalökonomie und den s. g. politischen Wissenschaften, so weit man nicht wie in Oesterreich aus den juristischen Facultäten durch Vereinigung mit diesen Fächern staats- und rechtswissenschaftliche Facultäten machte. Durch dieses Verschlucken schwoll allmählich die philosophische Facultät der Universitäten so an, daß man vielfach dieselbe getheilt hat, in eine historisch-philologisch-philosophische und in eine mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung oder auch in zwei ganz getrennte Facultäten, eine philosophische und eine naturwissenschaftliche, an welche sich dann in Baiern und Würtemberg noch staatswissenschaftliche Facultäten anschlossen. In diese philosophische Facultät oder deren Theile hätte nun auch die Ausbildung für alle die in unsrem Jahrhundert neu aufkommenden technischen Fächer eingereiht werden müssen, wollte man nicht dieselben jede für sich in eigene Lehranstalten, Bergakademien, Bauakademien, Ingenieurschulen, Maschinenbauschulen u. s. w. zersplittern und sie damit in eine einseitige Richtung drängen, oder man mußte alle zusammenfassen in Anstalten, welche neben die bisherigen Universitäten gestellt wurden unter dem Namen Polytechnikum. Meistens ist das Letztere geschehen, doch hat in den verschiedenen deutschen Staaten bald das eine bald das andere Fach eigene Lehranstalten höherer oder niederer Art behalten. Das Polytechnikum ist ein echt deutsches Institut, es konnte auch in seiner heutigen Gestalt kaum in einem andern Lande entstehen als in Deutschland, das jede nützliche praktische Kenntniß sogleich theoretisch zu vertiefen strebt. Die Polytechniken sind aber in erster Linie die höchsten theoretischen Lehranstalten für die s. g. technischen Berufsklassen. Dieser theoretische Charakter muß ihnen gewahrt werden. Auch für die neu zu errichtende

kaufmännische und die zu erweiternde landwirthschaftliche Abtheilung gilt das meiner Meinung nach in demselben Grade. Der Fehler, der so viele kaufmännische Lehranstalten in Mißcredit bei den Kaufleuten gebracht hat, und mit Recht, ist der, daß man meint, junge Leute in diesen Anstalten praktisch zu Kaufleuten ausbilden zu können, was unmöglich ist.

Der Charakter des Polytechnikums als der höchsten Lehranstalt für die technischen Fächer wird noch vielfach verkannt und zwar besonders in Riga.

Das Vorurtheil gerade gegen das baltische Polytechnikum würde jedenfalls sich schon sehr gelegt haben, wenn nicht in Riga die uns Ausländern unbegreifliche Scheu herrschte, über öffentliche Anstalten und Verhältnisse zu schreiben und öffentlich zu reden. Das muß für das Polytechnikum, welches das Tageslicht nicht zu scheuen braucht, anders werden.*)

Daß überall bei Begründung eines Polytechnikums demselben Unkenntniß oder was schlimmer ist, halbe Kenntniß und damit Vorurtheile entgegen stehen, ist keineswegs zu verwundern. Eine solche Anstalt muß fast überall unscheinbar anfangen, und es dauert lange bis von einer solchen Pflanzung die Früchte gepflückt werden können.

Vom Anfang der Curse bis zur ersten Diplomertheilung liegt eine Studienzeit von mehreren Jahren, in denen man kein äußeres Resultat gewahrt, ja ehe die Studien auf dem Polytechnikum beginnen können, vergehen ein oder zwei Jahre, weil namentlich im Anfang sich nicht Studenten mit der Vorbildung, welche die Hochschule verlangt, finden, also diese erst in dem s. g. Vorcursus herangebildet werden müssen. So haben, was speciell Riga angeht, die ersten Diplome an Landwirthe und Chemiker erst im Herbst 1866, an Ingenieure erst im letzten Herbst ertheilt werden können, die ersten Maschinenbauer werden gar erst im Herbst 1869 ihr Diplom erhalten.

Nicht einmal äußerlich konnte bisher unsere Hochschule imponiren, sie mußte provisorisch in irgend ein beliebiges Privathaus, zusammen mit

---

*) Nachdem dies geschrieben, kommt mir zu: Das Polytechnikum zu Riga. A. Gründung und Entwicklung der Anstalt von Prof. Kovis. B. Der Bau des Polytechnikumgebäudes von Prof. Hilbig Notizblatt des technischen Vereins zu Riga. Jahrg. VII. Januar 1868.

Tischler, Buchbinder, Kegelbahn, Barbier- und Haarschneidestube, einquartirt werden. Der des Locales Unkundige konnte statt in den Wissenschaften gefördert gerade so gut gehörig eingeseift oder geschoren werden. Jetzt da nach langem Harren das neue Gebäude überaus stattlich und würdig auf dem Thronfolger-Boulevard sich erhebt, hat der äußere Eindruck des bisherigen Polytechnikums sich beim Publicum nun leider schon so festgesetzt, daß man sich nicht über die bisherige Stätte der Wissenschaft wundert, sondern halb erstaunt halb unwillig fragt, wie denn das Polytechnikum dazu komme ein so viel stolzeres palastähnliches Gebäude zu erhalten als die „anderen Gymnasien".

Wie tief das Polytechnikum leider noch vielfach in der Meinung des Publicums steht, sieht man daraus, daß das Vorrecht, welches die Regierung dem Verwaltungsrath gegeben hat, nach Analogie der Universität, Professoren zu creiren, vielfach nur ein mitleidiges Lächeln hervorruft. Daß die Studirenden am Polytechnikum nicht wie die Dorpater Studenten die bunte Mütze, das nur äußere Abzeichen der Studenten und nicht einmal aller Studenten, tragen dürfen, schafft gleichfalls einen großen Unterschied in der Meinung, welche das Publicum von dem Dorpater und dem Rigenser Studenten hat. Ja so wie einmal die Anschauungen in Rußland sind, sollte es mich nicht wundern, wenn man die Professoren am Polytechnikum wissenschaftlich um zwei Stufen tiefer stellt als die Professoren an der Dorpater Universität, weil dieselben um zwei Stufen tiefer in der Rangklasse gestellt wurden, obwohl die höchste wissenschaftliche Autorität des Landes, der Dorpater Conseil, sich unbedingt für Gleichstellung mit der Universität ausgesprochen hat.

Daß aber auch Leute, welche sich nicht an Aeußerlichkeiten bei der Beurtheilung klammern, von dem Polytechnikum als Hochschule Nichts wissen wollten, war so lang ihnen nicht zu verdenken als die Anstalt Studirende in den verschiedenen Abtheilungen nur sehr wenig oder in den ersten Jahren gar keine zählte. Statt dessen mußte in den vergangenen Jahren die Vorbereitungsklasse in den Vordergrund treten mit nicht einmal erwachsenen jungen Leuten, welche hier den Unterricht genossen, den sie auf den Gymnasien nicht genießen wollten oder nicht genießen konnten. Daneben wurden in ein paar Abendstunden Handlungslehrlinge nach dem ermüdenden Tagesgeschäft in Comtoir und Bude einige Wintermonate hindurch in Schulkenntnissen unterrichtet oder Gesellen im Zeichnen und einigen andern Fächern gefördert. Das sind an sich Alles sehr lobenswerthe

Bestrebungen, die auch vielleicht ganz gut die Professoren so lange beschäftigten, als sie beim Polytechnikum aus Mangel an Studirenden noch nicht Beschäftigung fanden, allein man hätte im Interesse der Anstalt sicher besser gethan, diesen Unterricht wenigstens äußerlich davon zu trennen. Wenn jetzt auch mehr und mehr diese Anhängsel weggefallen oder wenigstens auf den Aussterbeetat gesetzt sind, wenn zudem in den letzten Jahren die Zahl der Studirenden in den verschiedenen Abtheilungen die Zahl der Schüler in der Vorbereitungsklasse weit überflügelt hat, so sind die leidigen Spuren des früheren Zusammenhanges noch nicht verwischt. In das neue Gebäude wird nur die Hochschule, und da die Trennung äußerlich nicht möglich ist, auch die Vorbereitungsklasse mit hinübergenommen, obwohl innerlich zwischen beiden Anstalten nicht mehr Zusammenhang ist als zwischen einem Gymnasium und einer Universität, welche auch in anderen Städten zuweilen gemeinsame Lehrkräfte besitzen, nicht indem jeder Lehrer an dem Gymnasium auch Professor an der Universität ist, sondern indem einige Professoren auch Lehrer an den Gymnasien sind. Die guten Vorbereitungsanstalten Basels, welche ich in einer solchen Stellung kennen lernte, verdanken ihre Höhe vielfach dieser Betheiligung der Professoren an dem Gymnasialunterricht.

Die geschilderten Uebelstände werden genügen, um zu zeigen, mit welchen Mächten ein neu gegründetes Polytechnikum überall und speciell hier in Riga zu kämpfen hat. Allein selbst wenn diese vorübergehenden Uebelstände besiegt worden sind, wird immer noch genug übrig bleiben um unserm Polytechnikum die Concurrenz mit den ausländischen Anstalten zu erschweren. Das baltische Polytechnikum kann wohl niemals die äußere Ausdehnung und die innere Bedeutung gewinnen, wie die Hochschulen von Zürich, Carlsruh, Hannover, oder zukünftig von Aachen. Als eine Hochschule, welche zu zwei Drittel von der einzigen Stadt und Kaufmannschaft Riga erhalten wird, sind die Geldmittel mit andern Anstalten verglichen, ungemein beschränkt. Bei den hohen Rigaschen Preisen für alle Güter, welche viel größere Gehalte der Professoren verlangen, als an irgend einer auswärtigen Anstalt, betragen die Einnahmen der Anstalt, abgesehen von den Studiengeldern, noch nicht die Hälfte des Budgets, dessen z. B. das eidgenössische Polytechnikum sich zu erfreuen hat. Damit kann natürlich nicht das Gleiche geleistet werden. Um mit diesen Mitteln überhaupt

auszukommen, müssen die Professoren zu ungleich größeren Leistungen herangezogen werden als an andern Anstalten und als z. B. auch an der Dorpater Universität. Daß unter diesen Umständen den Lehrern nicht die Möglichkeit bleibt, neben dem Unterricht die Wissenschaft durch eigene Arbeiten zu fördern und dadurch den Ruf der Anstalt in das Ausland zu tragen, ist auch unschwer einzusehen. Für das baltische Polytechnikum hat das insofern allerdings nicht viel zu bedeuten als die Anstalt unbedingt die allererste der Welt sein müßte um in diese nordischen Gegenden Studirende aus andern Ländern zu führen. Ja wenn nur die Fremden nicht kämen, der Schade wäre zu tragen, allein sogar die eigenen Landeskinder gehen lieber ins Ausland. Wer könnte es auch einem jungen Menschen verargen, wenn er bei der Aussicht dermaleinst als Ingenieur im Innern von Rußland sein Leben zu verbringen, lieber seine Studien an dem schönen Züricher See als am Dünastrande machen will, zumal da die gesammten Reisekosten sogar jedes Jahr hin und zurück durch die weitaus geringeren Vorlesungshonorare fast aufgewogen werden und das Leben in Zürich ungleich billiger ist als in Riga. Aus der geringen Frequenz des Polytechnikums darf also nicht der Schluß auf dessen Inferiorität in den Lehrkräften, welche das Budget gestattet, geschlossen werden.

Was von der Schwierigkeit Studirende heranzuziehen gilt, läßt sich auch auf die Professoren ausdehnen. Einen besondern Reiz hat der Gedanke nach Riga, d. h. nach deutschem Vorurtheil in eine unwirthsame von Wölfen und Bären unsicher gemachte Gegend zu gehen, vielleicht nur für den Nationalökonomen und Culturhistoriker, der einen Einblick in ihm bisher nur aus Büchern bekannte Culturstufen thun will. Gar bald freilich merkt ein Jeder, besonders wenn er aus der wenig gastfreundlichen Schweiz kommt, daß Riga bedeutend besser als sein Ruf ist und daß der Fremde durch die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Rigenser für Vieles entschädigt wird, was er hinter sich gelassen hat, und was ihm hier fehlt.

Riga wird es sich gefallen lassen müssen, daß es sehr bedeutende Gelehrte aus dem Auslande, wenn dieselben eine ihnen zusagende Stellung schon gefunden haben, nicht erwerben kann, es wird auf junge Lehrkräfte angewiesen sein, welche, wenn sie bedeutende Befähigung zeigen, dem baltischen Polytechnikum bald wieder entzogen werden. Es wird hierin das Schicksal jener Universität theilen, welche mit dem Rigenser Polytechnikum in vielen Beziehungen große Aehnlichkeit hat, der Baseler, welche

gleichfalls nur von der Stadt Basel mit ihrem nominellen Gebiet unterhalten wird und in Deutschland unter dem Namen des akademischen Schwungbrettes eine gesuchte Anfängeruniversität ist. Trotz dieser Ungunst des raschen Wechsels der Professoren hat Basel mit Recht durch alle Finanznöthe seine alte Universität gerettet, wie Riga, was noch mehr anzuerkennen ist, zu einer Zeit, da die junge Schöpfung noch leichter aufzugeben war, sein neues Polytechnikum nicht hat fallen lassen wollen, obwohl Basel wie Riga wissen müssen, daß sie aus äußeren Gründen immer nur kleine Hochschulen werden halten können, falls nicht die Verhältnisse sich sehr ändern.

Fragen Sie nun aber ob es unter diesen und andern für das baltische Polytechnikum so ungünstigen Umständen das Richtige war, die großen Opfer für eine solche Anstalt zu bringen, während andere Zweige des Unterrichtswesens namentlich nach unten hin der Erweiterung, nach oben hin der Reformirung bedurften, so stehe ich trotz vielfach gegentheiligen Ansichten, keinen Augenblick an zu sagen, daß gut gehandelt wurde, wie gehandelt wurde.

Die Errichtung einer höchsten Bildungsanstalt drängt wegen der zu dem Studium nothwendigen Vorkenntnisse von selbst und viel sicherer als wenn die höchste Anstalt fehlte, zur Reform dessen, was an den niedrigeren Bildungsanstalten mangelhaft ist. Lassen Sie mich diesen Satz mit ein paar Beispielen illustriren. Im Mittelalter genügten anfangs die Schulen der Klöster, welche fast die einzigen niederen Bildungsanstalten waren um zum Studium auf der theologischen, juristischen und medicinischen Hochschule, welche man später in den Universitäten vereinigte, vorzubereiten. Die Universitäten, welche man seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland gründete, riefen durch die immer größeren Anforderungen, welche man an die Studenten stellte die Gymnasien hervor. Von den Universitäten zweigten sich in unserem Jahrhundert die Polytechniken ab und kaum hatte dieser Proceß sich vollzogen, als sich das Bedürfniß herausstellte, zur Vorbereitung auf diese Hochschulen noch andere Bildungsanstalten, s. g. Realgymnasien, Gewerbeschulen u. dgl. zu gründen, resp. zu reformiren. Solche Anstalten konnten jedoch natürlich nicht gleich überall um der Wenigen willen, die an jedem Ort sich zum Studium auf diesen Hochschulen vorbereiten, errichtet werden. Das Bedürfniß nach einer besondern Vorbildung hat vorläufig fast an allen technischen Hochschulen zu den s. g. Vorcursen oder zu den mathematischen Vorklassen geführt, die an sich zum

Polytechnikum nicht gehören. Auf einem jeden Polytechnikum hat sich die Nothwendigkeit solcher Vorschulen herausgestellt, ein jedes gesteht sich aber auch ein, daß dieselben nur so lange beibehalten werden sollen, bis andere Schulen die jungen Leute genügend vorbereitet zuführen. In der Schweiz hat das eidgenössische Polytechnikum in dieser Beziehung einen großen Einfluß auf die s. g. Cantonsschulen, ja weiter, auf das gesammte Schulwesen ausgeübt. Die Schweiz würde bald für ihre Angehörigen den mathematischen Vorcursus entbehren können, indessen muß sie ihn für die Menge der Ausländer, aus dem russischen Reich z. B. in den letzten Jahren 50 bis 60, beibehalten. In Oesterreich sind die Realgymnasien schon so weit vorgeschritten, daß die Vorcurse am Polytechnikum überflüssig geworden sind. In Riga sehen wir denselben Entwicklungsgang vor uns. Seit das Polytechnikum existirt, wird die Reform des hiesigen Realgymnasiums mit ungleich größerer Rührigkeit und Gründlichkeit angefaßt. Möchte doch dasselbe recht bald wenigstens für die Rigenser den Vorcursus überflüssig machen. Der Einfluß des Polytechnikums geht aber auch noch in weitere Kreise, die höhere Bildung der Landwirthe, der Chemiker, der Ingenieure, läßt in den kaufmännischen Kreisen mehr und mehr fühlen, daß auch hier die Bildung eine höhere werden muß, ja die Regungen für eine Reform im Unterrichte des weiblichen Geschlechts sind auch dem Polytechnikum mit zu danken. Selbst auf die Elementarschulen, auf die Volksschulen kann der Einfluß mit der Zeit nicht ausbleiben, denn gebildete Geschäftsherren aller Art wollen auch gebildete Arbeiter haben. So ist die Bildung mit Recht anfangs eine aristokratische um immer mehr eine demokratische zu werden. Ist es in unserem Gewerbeverein etwa anders? Durchaus nicht. Die Seite der Vereinsthätigkeit, welche der Belehrung sich zuwendet, ist noch eine stark aristokratische; für die meisten Unterrichtsstunden haben sich bisher weder Meister noch Gesellen in genügender Anzahl gefunden, hingegen die Vorlesungen erfreuen sich des eifrigsten Besuches, und wenn auch noch vielfach die s. g. Literatenkreise ein großes Contingent zu der Hörerschaft stellen, so zweifle ich doch nicht daran, daß aus diesem Bedürfniß der Minderheit für mancherlei Vorträge über mancherlei Gegenstände sich ein Bedürfniß der Mehrheit für Unterrichtscurse über je einen Gegenstand herausbilden wird; haben es doch schon im vergangenen Winter viele der Mitglieder über sich gewonnen, meine 7 Vorträge über denselben speciellen Gegenstand mit regem Eifer durchzumachen.

Dieser Gang von aristokratischer Bildung zu immer demokratischer ist keine Abnormität, fast ein jeder Fortschritt beginnt aristokratisch um demokratisch zu enden, von dem Trivialsten bis zum Allerhöchsten. Jede Mode beginnt in den s. g. höheren Gesellschaftsklassen in denen ein Bedürfniß die Trachten oft zu wechseln sich findet und in denen die Mittel dazu vorhanden sind, von dort aus dringt sie in immer tiefere Schichten. Nehmen Sie das Bedürfniß zu reisen: wie Viele können sich in Ländern, welche den schönen Gegenden nicht gar zu fern liegen, das Vergnügen, Körper und Geist in großartiger Natur auszuruhen, machen, welches Vergnügen noch vor wenigen Jahrzehnten nur Wenigen zugänglich war! Wie haben die Symphonieconcerte, welche anfangs um hohen Preis in den Residenzen nur der hohen Aristokratie zugänglich waren, um sich gegriffen, so daß man in Berlin solche Concerte in den brillantesten Räumen für 2½ Sgr. oder 10 Kop. hören kann. Die Reform für die Arbeiterwohnungen, die, noch in den ersten Anfängen, bald enorme Dimensionen annehmen wird, kann nicht da eingreifen wo ein Eingreifen am nothwendigsten wäre, bei den untersten Arbeiterklassen; diese fühlen die Wohnungsnoth im Vergleich mit anderer Noth weniger, und wenn sie dieselbe fühlten, fehlten ihnen die Mittel, sich bessere Wohnungen zu verschaffen; die Reform muß sich an die höheren Schichten des s. g. Arbeiterstandes halten und von dieser Höhe immer tiefer herabsteigen, ja die Wohnungsreform begnügt sich jetzt schon nicht mehr mit dieser Höhe, auf der sie ihre Arbeit begonnen hatte, sondern fängt in den großen Städten noch höher bei den kleinen Beamten und überhaupt beim Mittelstande an, um, wenn für diese Bevölkerungsklasse gesorgt ist, ihre Bemühungen zu verallgemeinern.

Auch in höheren Dingen, im politischen Leben, haben wir vielfach denselben Gang von oben nach unten. Eine Theilnahme des Volkes an der Regierung, ein constitutionelles Leben fängt fast überall auf der obersten Stufe an, mit der Vertretung des Volkes bei der Staatsgesetzgebung und nicht in dem kleinsten Verbande, der Gemeinde und der Kirche. Wohl ist es beklagenswerth, daß die Volksvertreter in den meisten Staaten für die Kammern nicht die Schulung in parlamentarischen Verhandlungen mitbringen, welche die Würde einer solchen Versammlung, auf welche Aller Augen gerichtet sind, erheischt. Allein man darf doch nicht das ganze Institut wegen der anfänglichen Fehler verwerfen und warten bis die parlamentarische Regierung von unten auf einem Jeden in Fleisch und Blut

übergangen ist, nein, man fange getrost von oben an und schreite immer weiter nach unten vor.

Sie werden aus diesen wenigen Zügen gesehen haben, daß der Entwicklungsgang des Unterrichtswesens vom Polytechnikum auf das Realgymnasium, vom Realgymnasium auf die Realschulen, von den Realschulen auf die Volksschulen, wie er in Riga sich jetzt vollzieht, nicht eine Abnormität im Rigenser Unterrichtswesen ist, sondern daß dieses der übliche Gang ist, ja daß dieser Gang des Unterrichtswesens kein anderer ist als der des Fortschrittes in der Welt überhaupt.

Soweit von Seiten des Lehrgegenstandes in der kaufmännischen Abtheilung, und von Seiten des gesammten Polytechnikums als der technischen Hochschule, die Gesichtspunkte, welche bei Entwerfung des Planes der Handelsschule maßgebend gewesen sind.

„Zur gedeiblichen Wirksamkeit der projectirten Handelsschule*) genügt nun aber nicht die Thätigkeit und der gute Wille der Lehrenden und der Lernenden, sondern es wird vor Allem erfordert, daß die Geschäftsherren ihrerseits sich willig zeigen, ein Opfer, wenn auch kein materielles, so doch ein für Viele schweres immaterielles Opfer zu bringen, nämlich eine durch lange Zeit liebgewordene Gewöhnung aufzugeben.

Eine Aenderung in dem Bildungsgang des heranwachsenden kaufmännischen Geschlechtes in den sogenannten Lehrlingsjahren ist wünschenswerth, ja nothwendig. Wollte man nämlich die projectirte Studienzeit von zwei Jahren zwischen die Schulzeit und die bisherigen Lehrlingsjahre einfach einschieben, so wäre von vornherein auf einen nur ganz ausnahmsweisen Besuch unserer Handelsschule zu rechnen, da, nach der Zeit bemessen, dem kurzsichtigen Blick vieler Aeltern, welche die Söhne versorgt zu sehen wünschen, die zwei Studienjahre als ein Verlust von zwei Lebensjahren erscheinen würden.

Die Zeitverhältnisse drängen dahin, daß die Kaufleute mehr und mehr sich entschließen müssen, die Zeit, welche die jungen Leute ohne Salair in ihren Geschäften arbeiten, wirklich zu dem zu machen, was sie bisher vielfach nur dem Namen nach war, zur Lehrzeit. Nicht nur in Riga, sondern fast in allen deutschen Handelsstädten wird der sogenannte Handelslehrling zum Mindesten die längere Zeit seiner Lehrjahre zu Arbeiten benutzt, welche ihn in seiner Carrière nicht fördern, sondern welche wegen ihres

*) Dieses wieder aus meinem oben citirten Gutachten über die Handelsschule.

mehr mechanischen Charakters ebensogut oder vielleicht besser von einem Comptoir- oder Ladendiener verrichtet werden könnten, wo also die trotzdem dazu verwendete höhere Begabung eine Vergeudung von Kraft ist. In kleinen Geschäften, namentlich in allen Laden- und Detailgeschäften wird dem kaum jemals abgeholfen werden können, vielleicht ist aber hier wie anderwärts die werthvollere männliche Arbeit, durch weniger kostspielige weibliche theilweise zu ersetzen. Anders in großen Geschäften. Hier kann die mehr mechanische Arbeit von der mehr geistigen in immer höherem Grade getrennt werden. Die Verwendung der jungen Leute im Comptoir, im Waarenlager, im Hafen, auf der Börse, Post u. s. w. muß von dem Grundsatz geleitet werden, dieselben rein mechanisch nur soweit zu beschäftigen, daß sie die in jedem Geschäft nöthige Routine und Sicherheit sich erwerben. In die halb mechanischen halb geistigen Verrichtungen, z. B. der Correspondenz, Buchführung, wird Derjenige, welcher theoretisch derselben Herr ist, sich praktisch schnell hineinarbeiten, gilt es doch nur die Anwendung allgemeiner Regeln auf die concreten Verhältnisse des bestimmten Geschäfts. Was endlich die hohen und höchsten Arbeiten in dem kaufmännischen Geschäft betrifft, so wird bei richtiger Leitung der Lehrzeit von Seiten des Principals der theoretisch durchgebildete junge Mann in gar kurzer Zeit im Stande sein, als Commis in das Geschäft einzutreten, so daß der Geschäftsherr, welcher kurze Zeit die Mühe des Lehrers auf sich genommen hat, lange Zeit den Vortheil dieser Ausbildung genießt. Dieser Vortheil besteht besonders darin, daß er bei der Vielseitigkeit der heutigen Geschäfte nicht überall selbst zu handeln braucht, sondern daß er schneller als vordem seinen Lehrling so weit gebracht hat, daß derselbe als Commis ihn an vielen Orten vertreten kann. Es ist nämlich ein Fehler, daß in fast allen deutschen Handelsstädten der Lehrling meistens nicht der Commis desjenigen Geschäftsherrn wird, dessen Lehrling er gewesen war. Nichts ist da natürlicher, als daß der Kaufherr den Lehrling nicht über das hinaus fördert, was er innerhalb der Lehrlingszeit gerade in seinem Geschäft verwerthen kann, und daß er einen ungebildeten Lehrling vielfach besser ausnutzen kann. Anders, wenn jede Belehrung von Seiten des erfahrenen Geschäftmannes sogleich dem Geschäft wieder zu Gute kommt. Eine höhere Bildungsanstalt für Kaufleute treibt naturgemäß dazu, daß die bedeutend abzukürzende Lehrlingszeit in eine bloße Vorstufe für die Stellung als Commis verwandelt wird. Der Commis kann alsdann das auf dem Polytechnikum Erlernte, so lang es ihm frisch vor dem Geiste steht,

praktisch verwerthen, während die Beschäftigung fast nur mechanischer Art das Erlernte vergessen macht und die Lust weiter zu lernen ertödtet. Die bei dem bisherigen Bildungsgang allerdings vielfach begründete Furcht, daß das Verbleiben des Lehrlings als Commis in dem gleichen Geschäft denselben einseitig mache, ist bei der vielseitigen Bildung, welche die Studienzeit pflanzt, wohl eine leere.

Also dem Commis und durch denselben dem Geschäftsherrn trägt der Unterricht im Polytechnikum Früchte, welche dem Lehrling, träte er nach der Studienzeit in eine Stellung wie die bisherige, nicht reifen, und die folglich auch nicht der Principal durch den Lehrling in seinem Geschäft pflücken kann.

Der Hauptnutzen freilich, das kann nicht oft genug wiederholt werden, liegt nicht in den Kenntnissen, welche sogleich praktisch verwerthet werden können, der Buchführung, der Sprachkenntniß, der Waarenkunde u. s. w., sondern in denjenigen, welche erst dem selbständigen Geschäftsherrn oder dem selbständigen Stellvertreter, dem Procuristen, in einem weitern Gesichtskreis und schärfern Blick für das eigne Geschäft und für das Wohl der Gesammtheit zu Gute kommen, in der nationalökonomischen, statistischen und juristischen Kenntniß des Handels und aller anderen Erwerbszweige."

Wer nun trotz diesen Ausführungen von dem Nutzen nicht überzeugt ist, dem können andere Vortheile als Reizmittel in Aussicht gestellt werden. Wer mit dem Zeugniß der Reife aus der Abtheilung für Kaufleute vom Polytechnikum entlassen ist, erlangt dadurch politische Rechte, die sonst nur durch einen langen Geschäftsbetrieb erworben werden können. Giebt dieß eine bessere sociale Stellung nach Absolvirung der Studienzeit, so ist auch während der Studienzeit die Stellung als Student diejenige, welche als die schönste des Lebens gilt. Die jungen Leute Rigas, welche dem kaufmännischen Beruf sich widmen wollen, sollten ihre Eltern bestürmen, sie am Polytechnikum studiren zu lassen, und sollten die Eltern zu arm sein dafür, so ist ja jetzt durch Freistellen, Stipendien u. dgl. auch Unbemittelten die Möglichkeit des Studiums erschlossen. Ja und diese schöne Studienzeit ist auch rein äußerlich betrachtet kein Zeitverlust, seit die Kaufmannschaft sich dahin ausgesprochen hat, daß die theoretische Studienzeit auf dem Polytechnikum in die praktische Lehrlingszeit zum Vollen eingerechnet werden soll. Wenn diese Vergünstigung manchen jungen Leuten nicht genügend erscheint, wie mir und andern gegenüber geäußert wurde, wer vom Polytechnikum aus der kaufmännischen Abtheilung als reif

entlassen ist, müßte gleich von vorneherein als Commis in ein Geschäft eintreten können, so ist darauf zu erwidern, daß diese Anschauung eine ganz verkehrte ist. Eine praktische Lehrzeit kann durch das Studium auf dem Polytechnikum nun und nimmermehr überflüssig gemacht werden, denn das Polytechnikum kann nur vollständige theoretische Ausbildung erstreben, für die Praxis aber nur eine Anleitung zur Ausführung der praktischen Berufsarbeiten geben. Das gilt von allen Abtheilungen unseres Polytechnikums gleichmäßig und die Herren Polytechniker, für deren sociale Stellung als Studenten ich mit Wärme gesprochen habe, mögen alle einen wohlgemeinten Rath beherzigen. Wer aus dem Polytechnikum mit dem Diplom austritt, bilde sich nicht ein, daß er ein fertiger Mann ist. Wissenschaftlich nicht, denn die Keime, welche auf dem Polytechnikum gelegt sind, müssen sorgfältigst gepflegt werden, damit sie nicht bald in der Praxis, welche anfangs nicht gleich die höchsten Aufgaben stellt, verkümmern. Praktisch nicht, denn hier soll das Lernen erst beginnen nach Austritt aus dem Polytechnikum, und es ist als eine besondre Gunst des Schicksals zu betrachten, wenn der Student bei seinem Abgang sogleich in eine Stellung eintreten kann, welche ihm seinen Unterhalt gewährt und doch Zeit läßt, nicht nur für seinen Arbeitgeber, sondern auch für sich zu arbeiten an seiner weiteren wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung. Den Studirenden, welche als Theologen, Juristen oder Mediciner von der Universität abgehen, fällt nicht immer ein so günstiges Loos als den auf den technischen Hochschulen Gebildeten, deren spätere Lebensstellung neben dem wissenschaftlichen Boden auch noch einen besseren goldenen Boden hat.

Dr. Laspeyres.

Baltische Uferbilder.

I. Am frischen Haff.

Von der großen europäischen Verkehrsstraße, deren Endpunkte, Nishni-Nowgord und Lissabon, bereits an die Nähe der beiden benachbarten Erdtheile mahnen, zweigt seit dem Sommer des Jahres 1865 ein bescheidener Schienenweg ab. Dritthalb Stunden nimmt die Fahrt in Anspruch, dann ist das halbe Ziel, bisher das einzige der Bahn, erreicht. Ein bedeutender Strom hemmt die Weiterreise; willig trägt er selbst uns abwärts, doch widerstrebt er aufgezwungenem Joche? Nimmt man ja doch sein Toben und Stürmen sogar zum willkommenen Vorwand einen Bau zu unterlassen, den Gerechtigkeit und Vernunft gebieten sollten! – Nach vollendeter Verlängerung der Insterburg-Tilsiter Bahn bis nach Memel würde diesem Orte nicht mehr die traurige Rolle zugewiesen sein, bei seinem trefflichen Hafen und natürlichen Hinterlande von seiner Lebensquelle abgeschnitten zu sein. Diese Verlängerung hätte aber auch für uns ein großes Interesse. Sind erst Riga und Libau verbunden, so dürfte die Concession der Staatsregierung zur Ueberschienung der wenigen Meilen Küste um so mehr zu verhoffen sein, als Preußen seit Jahren deßwegen in Unterhandlung getreten ist. Dann wäre der alte Weg, auf dem wir bis zu Anfang der dreißiger Jahre nach Deutschland reisten, nur in neuer verbesserter Auflage wieder eröffnet; Zeit und Geld würden gespart, und nebenbei sähen wie uns auch etwas mehr um in dem Lande, das doch einmal in mancherlei Beziehungen zu uns gestanden und steht. Immer weiter nach Südosten ist der Eingang in dasselbe verlegt, immer fremdartiger ist die Vorhalle des Thores geworden, bis nach Polen sind wir schließlich gedrängt, und da erinnert der Querdurchschnitt des Augustowo-

schen Gouvernements so gar lebhaft an jene Oede, die das Prohibitivsystem an der Tauroggenschen Chaussee eine halbe Werst lang zwischen den Grenzposten beider Staaten gezogen.

Je größer die Strecke russischen Gebietes geworden, um so geringer die des preußischen und um so viel schneller durchstiegen wir diese. Unvermittelt treten uns dann die Erscheinungsformen westlicher Cultur gegenüber, die unter glücklicheren Bedingungen eine weit höhere Vollendung gewonnen haben, als auf unserem Boden erreicht werden konnte. Das Selbstgenügen, die Freude, daß wir's so herrlich weit gebracht, gehört vergangenen Jahrzehnten livländischen Lebens an; den plumpen Fingerzeigen unserer östlichen Schulmeister danken wir es, daß auch jetzt zuweilen, nur berechtigter als früher, etwas davon durchbricht. Im Großen und Ganzen fühlt man mehr die Fesseln, die unsere gesunden Glieder hemmen, als daß man sich der Kraft freute, die — offen gesagt — in dieser Lage Großartiges leistet. — Wie mag es ganz rathsam sein, die hohen Naturwunder unseres Erdtheils und den industriellen Wettkampf der Völker einmal bei Seite zu lassen — gewiß empfangen wir auch dort Eindrücke, die man in der Heimat verwerthen kann! — und in der bescheidenen Niederung zu verweilen, wo die Berge nicht die Wolken tragen, nur einen erwünschten Standpunkt verleihen, die Früchte regsamen Fleißes zu überschauen, wo auf dem unseren gleichartigem Boden unter ähnlichen Naturbedingungen Menschen derselben Stämme sich geeinigt, Gemeinwesen zu bilden und eine Geschichte zu leben, die mit der unsrigen zusammen ging, mit ihr verwandt blieb und erst in jüngerer Zeit diametrale Gegensätze zeigt. Was unter günstigeren Verhältnissen von Memel an bis Kiel geschaffen, mag unser Spiegel sein! Haben wir erreicht, vielleicht übertroffen, was dort geleistet wurde, so ist unsere Arbeit des Schweißes, wir sind unserer weltgeschichtlichen Aufgabe werth, Vorposten der Gesittung unseres Volkes zu sein, Erben unserer Väter, die nicht vergeblich an diese Küste gezogen sein sollen.

Wer aus Insterburg kommt unbeweibt
Und aus Gumbinnen unbekneipt
Und aus Pillkallen ungeschlagen —
Der kann von großem Glücke sagen.

So singt man in Königsberg, ein altes Studentenlied parodirend, von dem Lande, das wir zunächst vor uns finden, wo wir auch von unseren

Provinzen aus in den Nachbarstaat treten. Wir dürfen hoffen, dem letztbesungenen Ungemach zu entgehen: der Ort liegt weder an der Poststraße, noch an der Bahn. Doch behäbig und freundlich sieht es in Preußisch-Littauen aus. Solchen Eindruck macht Eydtkuhnen auf den Ankömmling aus Osten. Die laubumschwiegten Häuser, die weißen Gardinen hinter den Fenstern, die geschmackvollen Anlagen am Bahnhof; dann die weitgedehnten Felder, sauber in lange Beete getheilt, daß der Regen abfließe; hie und da ein stattlicher Hof, ein Rittergut mit Park; kräftige Rinder und Füllen auf den Wiesen Trakehnens; wenige Dörfer nur sichtbar, aber ansehnliche Städte, Stallupönen, Gumbinnen, in breiter Anlage mit niedrigen Häusern; der Ackerbau überwiegt; vierschrötige Gestalten kommen und gehen, in der gedehnten Mundart wird nur von Klee und Pferdekauf verhandelt: da mögen nun wohl die materiellen Interessen und Freuden einen gedeihlichen Boden finden, und die Stadt der Philosophen macht sich etwas breit mit den Grundsätzen ihrer großen Mitbürger; darf in der Provinz es doch Keiner wagen, an der Hauptstadt zu mäkeln, weiß sie doch für ihre Interessen stets den ersten Gesichtspunkt geltend zu machen.

Es ist jener Vers eben nicht ein nachbarliches Spitzwort, wie es herüber und hinüber klingt; altererbt und neugeboren aus eines jeden Ortes Besonderheiten, die nicht vor den Augen des anderen Gnade finden, wie in Pommern Dorf und Stadt je Spottlied und Ehrentitel hat, wie sich das in Gebirgsdörfern und sonst vielfach zeigt, wie wir das von der Universität her gleichfalls kennen und doch gut zusammenstehen und den Werth des Spottenden und Bespöttelten achten. Jener Vers scheint mir ein Symptom der bösen Krankheit des deutschen Volkes, die, im 13. Jahrhundert zuerst auftretend, immer noch fortlebt: die Geringachtung einer seiner größten bleibendsten Schöpfungen, seiner östlichen Colonisation. Der Welfenname ist durch seine jüngsten Träger zum Ekel geworden, aber es soll unvergessen sein, daß der große Löwe, die Bestrebungen der ersten Sachsenkaiser zusammenfassend, seinem Volke die Ostseegebiete wiedergewann, die, in der Zeit flutender Gährung verlassen, fremden Stämmen Raum zur Siedlung und Blüte geboten hatten. Große Ereignisse werden nicht planmäßig von den Menschen geschaffen. Langsam bereiten sich die Bedingungen vor, oftmals vereinzelt, oft in losem Zusammenhange; eine gewisse Combination der Thatsachen hat sich gestaltet: hochbegabte Persönlichkeiten wissen sie zu ergreifen. Für ihr zeitliches Interesse wirkend, dienen

sie unbewußt der Entwickelung der Geschichte zur Darstellung ihres obersten sittlichen Gesetzes, der Gerechtigkeit.

Die Gestade des Baltischen Meeres hatten die deutschen Stämme erwachsen sehen zu jenem Volke, das sich über die abgestandenen Nationen der alten Welt ergoß, beschleunigte und von Neuem lebenskräftige Bildungen im Völker- und Staatsleben hervorrufend, die von germanischem Blute durchrollt, von germanischen Sitten getragen waren. In der Erfüllung ihres providentiellen Berufs gingen die ausgewanderten Söhne der Heimat verloren. Auf engerem Bezirk saßen die Zurückgebliebenen beisammen. Gerechtigkeit war es, daß das deutsche Volk zum Entgelt für die Einbuße, die es zum Besten der Menschheit erlitten, seine alten Wohnsitze sich eroberte und in rauhem Kampfe, wie in friedlicher Arbeit das lang entfremdete Land mit seinen anders gearteten Insassen sich wieder in vollstem Sinne zu eigen machte. Zu jener Zeit, als das reine Slaventhum der Odergegend zusammenbrach, christliche Lehre und Ritterschaft im unteren Weichsellande sich verbreitete und der deutsche Kaufmann, an Inseln und Küsten landend, durch die Ostsee strich und Livland aufsegelte: da war Norddeutschland eine so einheitliche Macht, wie es nach dem Sturze Heinrichs des Löwen erst seit wenigen Monaten wieder geworden. Wunderbar ist das Walten in der Geschichte! Der doch so nothwendige Fall Heinrichs hatte die fast siebenhundertjährige Ohnmacht des deutschen Reiches zur Folge. Aber auf den von ihm gewiesenen Wegen erwuchs der Staat, der den Plan des alten Herzogs, Deutschland durch die engste Vereinigung der Slavenländer mit dem Sachsengau zu festigen, nur durch die Zertrümmerung der letzten Reste der einstigen Welfenherrschaft erreichen konnte.

Doch hier sei auf dieses bedeutsame Moment geschichtlicher Entwickelung nur hingewiesen. An anderer Stelle werde der Erinnerung vorgeführt, wie jene Nichtachtung des deutschen Culturlebens nach Osten zu immer weiter westlich zurückgreift. Wie Littauen von Königsberg gering geschätzt wird, so die ganze Provinz Preußen in Berlin, so die alte Monarchie von den Rheinlanden, so Deutschland im Elsaß, so die verlassene Heimat von den Auswanderern in Amerika, so die Deutschen Pensylvaniens von den compacteren Massen im Nordwesten und den kühnen Pionieren, die, am Neckar geboren, den Columbia der Union gewonnen haben. Sind auch strichweise hierin Wendepunkte eingetreten, sie sollen den an der Hand der Geschichte und Statistik zu führenden Nachweis wie

dieses Verhalten oft unverdient sei, nur erleichtern. Zunächst begleite der freundliche Leser den einsamen Wanderer die Ostsee entlang von der Narvamündung bis zum Gellen, der die Insel Rügen von Pommerns Küste scheidet, und folge den Gedanken, die die Liebe zur mütterlichen Scholle auf dem verwandten Gestade eingab! — Manch lockender Ruhepunkt ladet zum Verweilen.

Wer zur Sommerzeit auf der Eisenbahn nach Deutschland hinausgeeilt ist, hat hinter Ludwigsort, der zweiten Station nach Königsberg, den blauen Spiegel des frischen Haffes erglänzen sehen. Auf der Eingangs genannten europäischen Verkehrsstraße ist dies, außer der Küstenstrecke von Bayonne bis St. Sebastian, der einzige Punkt, wo die Bahn dem Strande nahe kommt. Aber nicht von hier aus besuchte ich den großen Küstensee; von Norden her stieg ich zu ihm hinab. An trüben Regentagen, wie sie der Juli des verflossenen Jahres uns brachte, hatte ich das kurische Haff seiner Länge nach durchschifft, hatte die Fahnen und Kränze, die die ostpreußischen Sänger in der Hauptstadt empfingen, durchweicht gesehen, war bei Nebel und Sprühregen durch das Samland gefahren, wo die fast grundlosen Wege und die auf den Feldern stehenden Lachen die Mißernte und die jetzige Noth anzeigten, und nur selten hatte ein Sonnenstrahl die prächtigen Buchen, die lauberfüllten Schluchten am Nordabhang der Halbinsel und das weite Meer beleuchtet. Doch bei Brüsterort, dem Leuchtthurm der Nordwestspitze, angelangt, fand ich auch Ruhe in der Natur; der Sturm hatte sich gelegt, und bereits tanzten auf den noch immer hoch gehenden Wellen die kleinen Flößer, auf denen die Leute mit Hülfe gewaltiger Hebel, die auf dem schwanken Fahrzeug Krahnen ähnlich erbaut sind, die großen Steine etwas lockern, um den an ihnen haftenden Setang zu lösen, in dessen Faserngewirre der Bernstein sich verfangen. Aber wie mühselig war noch anderen Tages die Wanderung durch den dichten Forst von Warniken! Die ewige Nässe hatte den Boden zum Sumpf gewandelt, jeder Windstoß stürzte kleine Wassergüsse von den Zweigen, in den Lichtungen dampfte die Erde. Endlich war das Freie erreicht, und raschen unbehinderten Schrittes wurde das Hügelland durchmessen, um zu gehöriger Zeit den Schienenweg zu erreichen, der als Verlängerung der ostpreußischen Südbahn Königsberg mit dem Hafen Pillau verbindet.

Von SW nach NO sich erstreckend, im NW durch die frische Nehrung, das Witland Wulfstans, vom Meere geschieden, im W und S von Pomesanien, im SO von Pogesanien, dem Ermeland und Natangen begrenzt, greift das frische Haff, der Form nach fast einem Todtengebein ähnlich, in zwei Busen in das nördliche samländische Flachufer. Der östliche Busen wird durch die Mündung des Pregel gebildet; der westliche beschreibt jetzt ein nur nach Süden offenes schönes Oval, während er bis in die Hälfte des 15. Jahrhunderts die Gestalt eines Halbkreises hatte. In der Mitte der ihn jetzt im Westen begrenzenden Landzunge befand sich nämlich der älteste nachweisbare und bis ca. 1426 befahrene Ausfluß, das Tief bei Witlandsort oder dem späteren Lochstet. Im genannten Jahre bildete sich ein zweites Tief, gegenüber der von Osten in das Haff vorspringenden Halbinsel, auf welcher schon 1239 die Deutschordensburg Balga erbaut worden war, um den damals bis zum Pregel reichenden Besitz der Ritter und die Mündung des Flusses zu beherrschen. Dieses Tief wurde bald von den Seefahrern dem Lochstetschen vorgezogen, welches in der Folge versandete. Um 1525 endlich bildete sich die noch heute übliche Fahrstraße, das Pillauer Tief, während die übrigen sich wieder schlossen.

Bei Fischhausen, im innersten Winkel des westlichen Busens, berührt die Bahn das Haffufer, um dasselbe bis Pillau kaum mehr zu verlassen. Ueber den tiefen Sand gleitet der Zug dahin auf Dämmen, die vom Wasser bespült, bei starkem Süd- oder Westwind von den Wellen überschlagen werden. Ein Bollwerk aus kräftigen Eichenschwellen, von Faschinen überdeckt, leistet dem nagenden Andrange Widerstand. Stellweise drängt dichter junger Laubwald sich zwischen den Weg und das Haff. Pillau ist erreicht, jenseit des Busens, auf der kleinen Halbinsel, die einst das Ende der Nehrung bildete und mit beiden Armen die alte Verbindung nicht sowohl erstrebt als abwehrt, da die Trennung die Bedingung seiner Existenz wurde. Die Wohlstand bringenden Schiffe schützend, bilden sie den Hafen. Der östliche kürzere Arm trägt einen alten Thurm, an dessen Fuß das Fischerdorf Alt-Pillau sich hinzieht; der westliche die Stadt, in die man durch hübsche Anlagen, dann durch die Festung gelangt, durch die sie nach der Landseite zu im Halbkreise völlig umzingelt und somit auch gegen feindliche Angriffe von der See aus geschützt wird. Freundlich, sauber, still ist der Ort. Hier ist nicht das Treiben und Drängen eines Handelsplatzes zu erwarten. Von allen im Jahr einlaufenden Schiffen

bleiben ca. 150—200 hier; die anderen gehen, wenn auch zum Theil gelöscht, nach Königsberg und den Städten des Haffes hinauf. Die Clarir- und Expeditionsgeschäfte werden hier besorgt, die volle Ladung wird hier genommen; Fahrzeuge werden gebessert, zu neuen Reisen gerüstet. Vom Schiffsvolk, zumal dem englischen, das nur für je eine Reise gemiethet wird, bleiben Viele zur Erholung. — Mag der köstliche Abend, die völlige Ruhe der Luft, der Untergang der aufglühenden Sonne, die weit über den regungslosen Spiegel des Haffs und des Meeres ihre purpurne Färbung ausgoß, auch die Vespermuße im Städtchen dazu beigetragen haben: mir erschien Pillau so recht zum Asyl für den alten Seemann geeignet, der seine Tage im Wetter verbracht, seinen letzten Feierabend in der Nähe des geliebten Elements, im Verkehr mit seinen Berufsgenossen, im Anblick der Schifffahrt, nicht durch den ihm lästigen Handel gestört, zu verleben wünscht. Reinlich stehen die niedrigen Häuser in geradlinigen Straßen oder am Hafen, an dem ein breites Bollwerk eine angenehme Promenade gewährt. Holländische Linden, rechtwinklich geschoren, trennen die Fenster der Stockwerke; vor jeder Hausthür eine Bank oder eine erhöhte Treppe, auf der sich die Bewohner versammeln. Von den nur zerstreut geankerten Schiffen schießen Boote hierher und dorthin. Die Lampe des schlanken weißen Leuchtthurms strahlt auf der Flut wieder.

Nachbarlich dämmert (etwa 1800' entfernt) der Strand der Nehrung über dem Tief; zwei Molen begleiten dieses ins Meer hinaus. Aus den hierher geführten Trümmern des Schlosses Balga aufgeschichtet, haben sie den Stürmen nicht zu trotzen vermocht; sie drohten im Einsturz den Zugang in das Haff zu versperren. Die neueste Wasserbaukunst fordert hohe senkrechte Mauern aus durch Cement verbundenen Granitquadern, die in Viertelkreisbogen auf dem Grunddamm zu stehen kommen, so daß die Wellen hinaufgleitend ihre Gewalt verlieren, die Steine zu lockern und mit den gelösten ihr wildes Spiel zu treiben. Solche Bauten erstehen nach dem Beispiele, das Frankreich und Swinemünde gegeben, auch hier; wir wissen, daß die Mündung der Düna in derselben Weise geschützt wird. Außerhalb der Festung zieht sich die Plantage bis zum Meeresufer, wo Badeanstalten das Bedürfniß der Bewohner befriedigen. Die Anpflanzungen, die in jedem preußischen Ostseehafen wiederkehren, sichern den Strand vor dem Versanden; ist der lockere Boden erst durch den Strandhafer und Strandhalm fester geworden, werden Kiefern gesäet; oft folgen diesen Laubgehölze, wie hier, wo sie schon

älteren Bestandes sind. Auch der Hafen Rigas hat den ersten tüchtigen Grund zu solcher Vergrößerung seines Areals gelegt.

Wonnige sonnenhelle Tage lohnten meinen Aufenthalt am Haff. Ein dunkelblauer Himmel wölbte sich über der Bucht, glänzte von der Fläche zurück. Goldgelb leuchtete der Strand: das fahle Weiß ward durch das fast südlich intensive Licht verklärt. Auf dem unebenen Boden leicht ansteigend bildet Fischhausen den Mittelpunkt der Landschaft, ein altes kleines Städtchen mit engen Straßen, ziemlich unansehnlichen Häusern, doch von sehr malerischer Lage. Bis ans Ufer erstrecken sich die ziegelgedeckten Wohnungen aus Fachwerk; von den Thüren reichen Stege in's Wasser; buntes Leben, geschäftig und müßig, am Strande. Schiffe geringeren Gehaltes, direct hierher gesendet, werden ausgeladen, befrachtet; Fischerboote, vom Nachtfang heimgekehrt, sind ihrer Beute entledigt, und rüstig geht man daran, sie für den Abend in Stand zu setzen. Die bescheidene Mittagskost wird am Wasser zubereitet; Mägde kommen und gehen, die Eimer zu füllen. Buben wiegen sich im Kahn. Bis in die Stadt hinein dringt das Getreibe. Ein Arm des Haffs ist tief genug, auch größere Fahrzeuge so weit zu führen, daß die Masten zwischen den Dächern aufragen. Ueber die Brücke geht man ins alte Schloß, das an einen schönen wohlgepflegten Park gelehnt ist, voll schattiger Gänge mit lauschigen Plätzchen am Ufer der Bucht. Hier residirte meist der Bischof von Samland. Bischofshausen, einst Schönwyk genannt und 1299 schon Stadt, ist der eigentliche Name, der allmählich in Bischhausen, Fischhausen überging; und die heutige Bezeichnung erklärt sich so gut aus dem Gewerbe eines Theiles der Bewohner, daß die richtige Herleitung in weiteren Kreisen wohl fremd sein mag. Am Orte selbst vielleicht nicht. Denn noch erhebt sich in der Stadt die bischöfliche, jetzt die evangelische Pfarrkirche, die, wenn auch nicht Kathedrale, welche der Dom zu Königsberg war, doch immer den bedeutendsten und schmuckreichsten Kirchenbau des ganzen Sprengels darstellt. Die Kunstgeschichte hat die Erforschung der Backsteinbauten des Mittelalters noch kaum über Königsberg hinaus fortgesetzt. Drum sei hier eine detaillirte Schilderung gestattet; der gänzliche Mangel an Hülfsmitteln verbietet mir jedoch auf die Geschichte und näheren Umstände des Baues auch nur im Mindesten einzugehen.

Die Kirche zu Fischhausen theilt im Allgemeinen das Charakteristische der Kirchen des preußischen Ordenslandes. Sie gehören alle der Gothik an, dem aufstrebenden Spitzbogenstil; aber der eine Name umfaßt eine

Unzahl Varietäten und Nüancen nach dem Material, den Ländern, dem Bedürfniß, den Mitteln. Unter den Backsteinkirchen ist die Hallenform, die drei Schiffe von gleicher Höhe und sehr oft gleicher Breite zeigt, eine häufig vorkommende, namentlich in Alt-Baiern, der Mark Brandenburg, im östlichen Pommern, in Preußen. In diesem Lande tritt manches Eigenthümliche, vielleicht durch den vorherrschenden Einfluß des Burgbaus bedingt, hinzu. Die Kirchen haben nicht den meistüblichen polygonen Chorschluß, sondern den rechtwinkligen. Im Innern wird dadurch die schöne Perspective genommen, die den Blick zum geistigen Mittelpunkt des Gotteshauses, zum Altar leitet. Das Aeußere gewinnt den Charakter der Einfachheit, der noch dadurch erhöht wird, daß die Langseiten wegen der oft in das Innere gezogenen Strebepfeiler glatte Wände bieten, nur belebt durch die schlanken, von senkrechten Pfosten getheilten Fenster. Die Giebel im Osten und Westen erhielten dagegen reicheren Schmuck durch mehr oder weniger kräftig gegliederte Wandpfeiler, auch durch zierliche Ornamente im Scheitelwinkel. Vor der Fronte der Kirche erhebt sich der völlig steinerne Thurm, meist abgestumpft, oder mit zwei Giebeln versehen als s. g. Sattelthurm. Das Innere zeichnet sich durch die Schlankheit der achteckigen Pfeiler und den Schmuck der Wölbung aus, die meist als Stern-, Netz- oder gar als Fächergewölbe erscheint. Die Profilirung der tragenden, verbindenden, einrahmenden Glieder ist meist eine dürftige, und doch, dünkt mich, zeigt sich gerade in diesen untergeordneteren Theilen eines Bauwerks auch bei den unzulänglichsten Mitteln die schöpferische Kraft, wie der feine, liebevoll in seine Aufgabe eingehende Sinn des Künstlers am Deutlichsten.

Auch die Kirche zu Fischhausen ist eine dreischiffige Hallenkirche unter einem Dach, mit rechtwinkligem Chorschluß und der Westseite vorgesetztem Sattelthurm. Dieser Thurm steht aber meines Wissens einzig im Lande da, von den Kirchen zu Thierenberg und Medenau abgesehen, zwei großen Dörfern des Samlandes in geringer Entfernung von Fischhausen, ehemals Kammerämtern des Bischofs, die unzweifelhaft ihr Muster in der Hauptkirche ihrer Gegend fanden. Das ihn Auszeichnende ist der Mangel jeder horizontalen Gliederung; die Seiten sind nur durch hohe Bogenblenden belebt. Seine Giebel, nach Ost und West ausschauend, werden mit je fünf Zinnen, auf der Ostseite übereck gestellt, bekrönt. Die höchst einfachen rechtwinkligen Profile, der Mangel jedes Frieses lassen den Thurm als den ältesten Theil der Kirche erscheinen, deren erster Bau in den

Anfang des 14. Jahrhunderts zu setzen sein dürfte. Das Langhaus, wie der Chor sind viel gefälliger. Das Erstere, aus vier Jochen bestehend, die durch die kräftig vorspringenden und nach oben zu abgestuften Strebepfeiler gekennzeichnet werden, hat durch die oft naive, oft wahrhaft liebenswürdige Rücksichtslosigkeit der mittelalterlichen Werkmeister gegen alle Symmetrie im modernen Sinne ein sehr lebhaftes Aeußere gewonnen. Drei Fenster von jeder Seite in der Mitte zwischen den Pfeilern lassen das Licht zu; theils sind sie von einer großen Blende umschlossen, theils von zweien flankirt, theils nehmen drei Blenden, von denen zwei in halber Höhe zusammenlaufen, den Raum ein, und das Fenster ist so gesetzt, als ob es eben nur zufrieden gewesen, überhaupt einen Platz zu finden. Die Profilirung ist sehr zierlich: ein an das birnenförmige streifender Rundstab zwischen zwei Hohlkehlen. Unter dem schön ausladenden Gesims läuft ein von übereck gestellten Ziegeln gebildeter Fries. Die abgeschrägten Fenster- und Blendenbrüstungen sind nach märkischer Weise mit quadratischen glasirten Ziegeln in Gelb und Schwarz schachbrettartig belegt, wie solches auch die katholische Nikolaikirche zu Elbing zeigt. Am dritten Gewölbfelde beider Seiten befinden sich in der Außenlinie der Pfeiler Portale mit dreizinnigen Giebeln. — Der Chor, ein wenig niedriger als das Langhaus, zählt zwei Joche. An die Nordseite lehnt sich ein späterer Ausbau mit unverhältnißmäßig hohem Giebel. Die Ostwand ist durch ein großes Maßwerk durchbrochen, zu dessen Seiten je ein Blendbogen von halber Höhe Raum sich befindet. Der Chorgiebel mit sechs übereck gestellten Zinnenthürmchen, die von doppelten Rundstäben allseitig eingefaßt sind, wird noch zudem von je drei kleinern Giebeln begleitet, die eine große Kreisöffnung, unter derselben kleine Spitzbogenblenden haben.

Die Kirche gewährt somit einen sehr gefälligen Anblick. Dazu ist sie gut renovirt, von Anpflanzungen umgeben und neuerdings durch zwei Statuen am Hauptportal geschmückt, recht tüchtigen Werken aus Sandstein: der des ersten Predigers des Gotteswortes im Samlande und des Ersten, der die getrübte Wahrheit wieder in reiner Form hier verkündete. Der heilige Adalbert von Prag, der Apostel der Preußen, wurde 997 von den Heiden am samländischen Strande, etwa bei dem Dorf Tenkitten, erschlagen, wo später die Deutschritter ihm eine Capelle erbauten. Georg v. Polenz, der letzte katholische Bischof von Samland, schon früher als Hauscomthur dem Hochmeister Albrecht ergeben, war ihm als Herzog die festeste

Stütze bei Einführung der Reformation, ein Vorbild evangelischen Hirtenamtes und durch den freiwilligen Verzicht auf seine weltliche Gewalt ein Haupthebel zur Rettung und Stärkung der deutschen Herrschaft in Preußen, die gerade damals nur zu sehr Gefahr lief, von Polen geschwächt, ja verdrängt zu werden. Staatsrechtlich freilich gewann dieses Reich die Oberhand; der lose Zusammenhang, der den Hochmeister mit dem deutschen Reiche noch verbunden hatte, war nun zerrissen; aber das katholische Polen fand jetzt doch nicht mehr solchen Eingang bei den protestantischen Ständen des Herzogthums, wenn es Zwietracht zwischen sie und dem Landesherrn säen wollte, als es ihm zuvor gegen den Orden gelungen, dessen Zeit schon dahin war, und dessen Geboten man nur widerwillig gehorchte. 115 Jahre hatte er sich doch noch gehalten seit dem Unglückstage bei Tannenberg, da er die Ueberlegenheit des allmählich mächtig gewordenen Feindes furchtbar erkannte, da die innere Zerrüttung und der Haß des eigenen Landes gegen ihn so grell hervortrat, da der beste Mann, der heldenmüthig die anstürmenden Schaaren vom Herrschersitz der Marienburg abschlug und den Frieden erzwang, der Feindschaft weichen mußte, die er sich zugezogen, als er nur der eigenen Kraft und der erprobten Gesinnung seiner Freunde vertrauend, den ihm gesetzlich beigeordneten Rath der Gebietiger verschmähte — Heinrich von Plauen! Wie lebhaft tritt an diesem Ufer die Erinnerung an ihn hervor, vielleicht die anziehendste unter den großen Gestalten in der Geschichte des deutschen Ordens. Des Hochmeisteramtes, das er sich durch seine Tapferkeit verdient, schon nach drei Jahren entsetzt, ward ihm eine dürftige Existenz auf der Comthurei zu Engelsburg im verheerten Culmer Lande. Von hier aus blickte er grollend auf das Schalten seines Gegners, der ihn zum Sturz gebracht und an seiner Statt zum Herrn gewählt war; er sah, wie Küchmeister von Sternberg sich demüthig vor dem Polenkönig wand, um dem doch unausbleiblichen Kriege zu entgehen. Da trieben ihn Erbitterung und Rachedurst zum großen Fehltritt, zum Verrath am Orden, den er doch selbst in größter Gefahr aufrecht erhalten. Sein Bruder, der Pfleger von Lochstet, floh nach Littauen; Heinrich selbst, des Einverständnisses mit Polen, durch das er die Wiedererlangung der Hochmeisterwürde bezweckte, überführt, wurde nach Brandenburg am Ufer des Haffs in strenge, doch anständige Gefangenschaft gebracht, in der er acht Jahre schmachtete, bis der neue Meister Rußdorff bei seinem Regierungsantritt ihn erlöste. Burg Lochstet ward ihm mit einem angemessenen Jahrgehalt zur Ruhestätte angewiesen;

in ihr sah er in stiller Zurückgezogenheit seinen letzten Tag gegen Ende des Jahres 1424.

Da leuchtet sie herüber die Behausung des unglücklichen Helden, im warmen Ton ihrer Backsteinfarbe, auf grüner steiler Düne, vom Haff geschieden nur durch den schmalen Strand, auf den der Bahndamm sich hinzieht. Kaum Einer der Reisenden wendet den Blick aufwärts zum schmucklosen Gemäuer, nicht ahnend, was es Köstliches birgt. Der Weg um die Bucht ist im tiefen Sande beschwerlich. Von der Marine Fischhausens gewann ich einen der müßigen Bursche. Auf dem hohen Bord des Kahnes ruhend, genoß ich die wehende Kühle. Der Schiffer stand am Steuer, mit kräftigem Stoß das Fahrzeug treibend, daß es aufbaumend durch das Röhricht brach, die schwanken Halme ringsum niederbeugend. Ein leises Rauschen und Murmeln begleitete uns, wenn sie, vom eingesogenen Wasser schwer, sich wieder erhoben. Wir landeten an.

Eine weite Sandstrecke, nur spärlich von Kartoffelbeeten, dürrem Riedgras und großen Lattichblättern unterbrochen, läßt die Stelle des ehemaligen Tiefs erkennen, zu dessen Schutz gegen die Angriffe der Samländer im Jahre 1270 das Schloß Lochstet erbaut wurde. Die Haffseite zeigt nur hohe, schlichte Mauern, die nach Osten zu von drei Spitzbogenfenstern und leichten Wandstreifen belebt werden; der zum Lande nach SW. gewendete Flügel ist in freundlicher Weise zum Wohnhause umgestaltet, zu dem ein etwas wilder Garten hinansteigt. Das Schloß ist jetzt Domaine, da sieht es im Hofe wirthschaftlich genug aus. Nirgends ein Thurm, eine Brüstung; nur zwei prächtige Fenster oder Thore in der Höhe eines Stocks, sorgsam mit feinem Drahtgitter versehen, deuten an, daß hier Schätze der Kunst sich bergen. Freundlich erschloß man mir die Thüren und überließ mich meiner Wanderung im oberen Stock des mäßig großen Gebäudes. So, wie jetzt hier, mag es einst in der Marienburg ausgesehen haben, ehe der Freiherr v. Schön sich 1815 des gefährdeten Kleinods deutscher Baukunst annahm. Durch Hühnerstall und Speicherkammern trat ich in einen, wenn ich nicht irre, fensterlosen Raum, an dessen Wänden mächtige, fast dem Halbkreise entnommene Bogenspuren zu sehen sind. An der Südseite nach dem Haff zu läuft ein schmaler Gang zwischen der Außenmauer und der Wand des Gemaches, wie sich ein solcher auch auf der Hauptburg an der Nogat findet, nur durch Lichtlöcher erhellt, die hier fehlen. Es folgt ein rechteckiger Saal mit vier Fenstern auf den Hof. Ein breiter Pfeiler mit ausgekehlten Ecken trennt

sie in der Mitte, ohne sein Gegenstück an der correspondirenden Wand zu finden, die durch zwei Blenden, dem Raum je zweier Fenster entsprechend, ihre Nacktheit verliert. Auch finden sich an ihr Spuren von Gurtungen der beiden ehemaligen Kreuzgewölbe, die auf vier Eckconsolen, deren zwei von gefälliger Form, mit leicht angelegtem Blattwerk verziert, noch vorhanden sind, und zweien Kragsteinen in Mitten der Langwände ruhten. Diese sind aus grobem Kalkstein roh gearbeitete Menschenköpfe mit Armen, von denen der rechte in die Seite gestemmt, aber abgebrochen, der linke tragend erhoben ist. Die von starken plumpen Locken umgebenen Gesichter sind verstümmelt. Jetzt wird die Stelle des Gewölbes durch eine Bretterlage vertreten, zu deren Herrichtung erst die halb niedergerissenen Wände durch aufgeschichtete Ziegel zu gleicher Höhe gebracht werden mußten. Der Durchgang der frischen Zugluft mag der Oekonomie, der auch dieser Raum dient, recht förderlich sein. Kräuter lagen auf der Diele zum Trocknen gebreitet; in anderen Gemächern mußte ich mich durch ausgehängte Wäsche winden. Besser erhalten sind: ein Remter (Versammlungssaal der Ordensbrüder) mit einem Fächergewölbe,*) dessen Rippen auf einen achteckigen Granitpfeiler in der Mitte herabsteigen und ohne Capitäl an dessen Seiten verlaufen; ein kleines Gemach mit Kreuzgewölbe auf zierlichen Consolen, gleich denen in den Ecken des Saales; und ein eben solches mit einem Sterngewölbe.

Sehen wir demnach bei dem Bau dieser Burg, die keineswegs zu den bedeutendsten des Landes zählte, die nur einem Pfleger**) unterstand, über das unumgänglich Nöthige hinausgegangen; war der Orden bedacht, den Fremden und Feinden nur den Anblick massiver Mauern, an denen jeder Anlauf abprallen mußte, zu gönnen, den Brüdern aber den Aufenthalt

*) Dies war die im preußischen Ordenslande so beliebte Wölbungsweise beim Burgbau, wie in den Prachtsälen der Städter und den Refectorien der Klöster. Nach der Größe des zu überspannenden Raumes wurde die Zahl der Pfeiler vermehrt. Die Beschränkung auf einen Pfeiler bei bedeutender Räumlichkeit ist dem großen Remter zu Marienburg eigenthümlich.

**) Ein Ordensbeamter, der übrigens in Livland nicht vorkommt, dessen Stellung wohl mit der eines Vogtes in gleichem Range stand und sich dem Wirkungskreise nach dadurch unterschied, daß der Pfleger einem Bezirke vorgesetzt wurde, in dem vorzugsweise der Burg- und Heerdienst zu besorgen war, während der Name Vogt da gewählt wurde, wo Wirthschafts- und Gerichtsangelegenheiten überwiegende Bedeutung hatten. Nach Töppens histor.-comparativer Geographie von Preußen. Gotha, 1858, der auch manche der im Text gegebenen geographischen Bestimmungen und Gründungsdaten entnommen sind.

durch Schmuck wohnlich zu machen: so ist der Schloßcapelle, der Stelle, wo die Schutzpatronin der Ritter thronte, wo diese zum Kampfe sich stärkten, ihr geistliches Leben im Gebete erneuten, eine Sorgfalt gewidmet, die sie zu einem Juwel unter allen Bauten derselben Bestimmung erhebt. Von außen nur durch ihre Fenster kenntlich, ist sie in einem Dach- und und Mauerverband mit dem Flügel an der Haffseite. Eine niedrige Vorhalle ist dreimal ins Kreuz überwölbt. Die Felder sind Rectangel, im Nord und Süd der Spitzbogen sehr weit gespannt, in Ost und West daher drei Lanzettbogen. Die Wandflächen sind in tiefe Bogennischen aufgelöst, deren jede von drei kräftigen Rundstäben eingefaßt wird. Die birnenförmigen Gurten, in ihren Schneidepunkten mit zierlichen Rosetten geschmückt, ruhen auf Consolen, die in den Ecken mit Laubwerk verziert sind, an den Wänden Engelsköpfchen darstellen. Die Säulen und Wülste des Portals, das die mittlere der östlichen Nischen einnimmt, stehen auf grün glasirten Basen und Capitälen. Aus der südlichen Nische führt eine Wendeltreppe auf den Bodenraum; die entgegengesetzte hat wohl einst den Eingang gebildet, der von innen vermauert ist, den aber außerhalb jenes prachtvolle vergitterte Thor, dessen ich oben gedachte, anzeigt. Der Zutritt mußte von einer jetzt verschwundenen Gallerie aus, die die Hofseiten des Schlosses entlang lief, stattgefunden haben. Fünf Spitzbogenwülste von gelb glasirten Ziegeln auf Diensten derselben Art, rahmen die sich verjüngende Thüröffnung ein und verleihen dem Portal eine sehr bedeutende Wirkung. Reich mit Blattwerk geschmückte Capitäle von rothem gebrannten Thon erhöhen den Eindruck der bunten Pracht. Zur Seite befindet sich noch eine ähnliche nur noch mit mächtigem Dreipaß aus rothem Thon versehene und gleichfalls vermauerte Pforte, deren Zweck mir nicht klar geworden ist, da sie, durchgebrochen, in die Capelle führen würde, die aber an der entsprechenden Stelle nicht nur keine Unterbrechung aufweist, sondern auch in ihrer Regelmäßigkeit dadurch empfindlich gestört würde; es müßte denn die jetzige Anordnung auf einem Umbau beruhen, bei dem die Pforte (oder Fenster?) ihren Zweck verlor, aber ihrer Pracht wegen erhalten wurde.

Die Capelle selbst enthält drei hohe quadratische, im Spitzbogen geschnittene Kreuzgewölbe, an die sich noch der Raum eines halben Quadrates schließt, mit dem der Chor rechtwinklig endet. Das schwierige Problem, die gegebene Ausdehnung mit dem geradlinigen Chorschluß in schöner Weise zu vereinbaren, (ein Tonnengewölbe oder ein ausgerecktes Kreuzgewölbe hätte die Sache wohl auch gemacht, wäre aber barbarisch —

gewesen) ist sehr genial gelöst, indem die beiden rechten Winkel ihr eigenes kleines Gewölbe erhalten haben, das der Construction entnommen ist, wie sie bei dem von einem Pfeiler getragenen Remtergewölbe gebräuchlich war, so daß nun der Chor im Innern den Anschein eines polygonen Schlusses, und zwar aus fünf Seiten des Achtecks, gewinnt. Die Täuschung wird vollkommen, wenn vom Portal aus der nach oben gewandte Blick das Gewölbe entlang gleitet. Schlanke Halbsäulchen auf Consolen, auch hier feine Menschenköpfe darstellend, tragen die gerundeten Gurten, von ihnen durch Laubwerkcapitäle gesondert, und laufen bis auf etwa sieben Fuß vom Boden herab. In dieser Höhe zieht an der Nord- und Südseite, zum Theil auch an der Chorwand, ein reizender Rundbogenfries entlang, jeder Halbkreis um die Länge seines Durchmessers vom nächsten geschieden. Unter dem die Hauptform bildenden kräftigen Rundstabe läuft ein dünnerer hin, auf den eine dem ersten entsprechende tiefe Kehle folgt, die von erhabenem Saume gegürtet ist. Den gesammten Fries, auch die Rundbogen ausfüllend, geleiten flach erhabene Hopfenranken mit fein geäderten Blättern, zwischen den Bogen zierliche Arabesken; alles dieses aus dem feinsten gebrannten rothen Thon. — Den drei Fenstern der Südseite, denselben, die wir vom Haff aus bemerkten, stehen ebensoviel Spitzbogenblenden gegenüber, wie jene zweigetheilt, mit vollständigem Maßwerk. Die Zeichnung dieses letztern, die Theilungsbogen auf ihren leicht ausschweifenden Capitälen, die Fensterdienste, die Rosetten im Scheitelpunkt der Gewölbe, alle architektonischen Glieder weisen die regelmäßigen keuschen Formen der noch unentwickelten, doch reiches Leben verheißenden Frühgothik. Vom letzten Fenster der Südseite reicht bis an die Chorwand eine kleine Loge zu ebener Erde, aus drei mit Maßwerk verzierten Bogen bestehend; zwischen diesen je ein Dreiblatt; darüber, durch ein an das Jonische (nur ohne den Zahnschnitt) streifendes Gesims getrennt, der geschilderte Rundbogenfries, hier etwa um einen Fuß höher laufend, nur fehlt die Hopfenranke und sind die Bogen nicht ausgefüllt, sondern bilden tiefe Nischen, der Loge entsprechend, so daß über diese ein äußerst reiches Steinbaldachin herabhängt. Der Fries setzt sich wieder vollständig auf einer kleinen Strecke der Chorwand fort, die im Uebrigen nur durch die hier bis auf den Fußboden herabreichenden Dienste der Gewölbgurten und durch ein großes Mittelfenster ohne Maßwerk belebt ist, dem außerhalb noch von zwei Rundstäben eingerahmte kleine Blenden zur Seite stehen. Vor dem Fenster steht der Altarschrein. Das Mittelstück stellt in bemaltem Holz-

schnitzwerk die Krönung der Maria dar. Diese selbst ganz unbedeutend, Gott Vater und Christus von gutem Ausdruck, der letztere nur von zu hagerer Gestalt. Unter Gott Vater das Hochmeisterwappen, unter dem Heiland der sächsische Rautenkranz, unter der Jungfrau die Zahl: .ꝫ ƆƆƆƆƆ. W., welche ich für eine mir sonst freilich nicht begegnete Schreibweise der Zahl X halte, aus V + V entstanden. Demnach wäre das Bild wohl unter dem vorletzten Hochmeister Friedrich von Meißen gestiftet, der im December 1519 starb. Die Innenseiten der Flügel zeigen rechts die heil. Katharina von Siena mit dem Kelch, links einen Jacobsbruder, d. h. einen Pilger nach St. Jago de Compostella mit Muschelhut und starken Stiefeln. Unter den Figuren zwei mir unbekannte Wappen, wohl die der Stifter.

Die Capelle mit der Vorhalle ist durchweg mit weißer Tünche überzogen, die zum Glücke so lose aufliegt, daß sie sich mit leichter Mühe abblättern und dann die große Schönheit der Ornamente und das wohlthuend warme matte Roth derselben hervortreten läßt. Leider ist dieses nicht hoch genug zu schätzende Denkmal einer hohen und in vielen Einzelnheiten von der preußischen Entwickelung abweichenden Kunstentfaltung seit dem Jahre 1669, da die erwähnte Adalbertscapelle einstürzte, der evangelischen Gemeinde zum gottesdienstlichen Gebrauche übergeben. Der Fries ist in seiner Höhe durch das häßliche Gestühl nicht beschädigt worden, wohl aber durch die Treppe, die zum rohen Holzgerüst führt, auf dem sich die Orgel befindet. Dieser Bau, der spätestens aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts stammen dürfte, wäre es wohl werth, der Rücksichtslosigkeit der Bauern entzogen und in seinem verhüllten Glanze wieder hergestellt zu werden. Wie ich erfahren, hat ein junger, vielfach mit Restaurationen der alten Bauten in Preußen betrauter Architekt voll Liebe für seine Heimat auch Lochstet in den Plan seiner Arbeiten gezogen. Möge seinem Bemühen kein Hinderniß in den Weg treten!

Voll des genossenen Eindrucks ging ich ins Freie. Mittägige Schwüle, deren Kommen ich in der kühlen Halle nicht gespürt, lag auf der Landschaft. Nicht mehr das tiefgesättigte Blau des Haffs dehnte sich zu meinen Füßen, spielte nicht mehr in sanftem Violett an das geschweifte Ufer, wurde nicht von helleren Streifen, wie leichte Strömungen sie erzeugen, durchwirkt — kalt, farblos, unbeweglich gab die Fläche nur die glühenden Strahlen gleißend zurück. Kein vorübereilendes Wölkchen warf einen flüchtigen Schatten über das Lichtmeer. In der dunstigen Luft verschwanden die

sonst so hell schimmernden Dünen der Nehrung. Nur der Rauch eines Dampfers, der hinter der Bucht seine gewohnte Bahn zog, ließ die Entfernungen messen. Ich schritt langsam hinab an den Strand, das Boot führte mich hinüber. Sinnend schaute ich zurück auf die ernsten, jetzt mir nicht fremden Mauern. Ich hatte so viel mehr gefunden, als erwartet; wenige Andeutungen nur über die Burg, keine Zeichnung war mir je in die Hand gefallen. Wie das Gefühl einer gemachten Eroberung kam es über mich. Oder beschlich mich Erinnerung an die Jugendzeit, da ich in munterer Gesellschaft an den Abhängen des Harzes umherstreifte, bei den Bauten der alten Sachsenkaiser allein verweilend, um später die Gefährten wieder zu finden; da ich im Waldesdunkel die alte Reichsburg der Staufen am Rhein, den mächtigen Trifels, erstieg oder in der leichten „Grazie" mich über den schönsten der Seen, auf den des Splügen Schneehaupt blickt, hinruderte zu jenem Vorgebirge Lavedo, an dessen Spitze eine wunderbar träumerische Villa die Stufen ihrer verlassenen Arcaden ins Wasser taucht?

Das Samland lag hinter mir. Noch am Abend desselben Tages war ich wieder in der Nähe des Haffs, im Ermeland, nach manchem Jahr wieder einmal im katholischen Lande. Hat das doch seinen eigenen Reiz, früh Morgens die Kirchen geöffnet zu sehen! Nicht flutet die Menge hinein, nicht sieht man Allen das gemeinsame Ziel an der gleichen Haltung und Miene an; Jeder geht seinen Geschäften nach, aber das geöffnete Gotteshaus lockt ihn; die Zeit zur Kniebeugung, zum stillen Ave findet sich noch. Hier betet der Arbeiter, das Beil ruht ihm im Arme; da kniet die Marktfrau, neben ihr steht der gefüllte Korb. Tief gebeugt verbirgt jene Dame ihr Gesicht; das Klingen des Glöckleins vom Altar her geht an ihr vorüber, nur mechanisch machen die müden Finger das Zeichen des Kreuzes; wohl nach ruheloser Nacht hat es sie getrieben, im Heiligthume Frieden zu suchen. Andächtig folgen diese Männer in ihren Gebetbüchern der fortschreitenden Messe. Das gottesdienstliche Leben der Gemeinde verbindet sich so mit dem häuslichen des einzelnen Gläubigen. Freilich! dort zwischen der Bank knien auch Knaben und Mädchen in eifrigem Wechselgeflüster. Die Bücher im Riemen mit dem Schulsack in Eintracht gepaart, verrathen die Pflichtversäumniß. Ihn hat sicher kein religiöses Bedürfniß getrieben, denn er ist wohl Gymnasiast; und indem ich weiter durch Braunsbergs Straßen gehe, über die brausende Passarge hinweg, kommt aus dem neuen Schulhause ein großer Zug, die

Kleinen voran, die Lehrer beschließend, über den Hof in die Gymnasialkirche. Durch die Messe wird der Unterricht eingeleitet; dafür beginnt sie auch eine halbe Stunde zuvor. Im alten Hosianum, der geistlichen Akademie Preußens, ist schon Zwischenpause, da die Collegien im Sommer früh anfangen. Die Alumnen in ihren langen Röcken ergehen sich auf der Freitreppe. Ich aber eile zum Postwagen, der mich den kurzen Weg über das hügelige Land in die Bischofstadt bringen soll.

Nach einer Stunde war Frauenburg erreicht. Da tauchte das Haff auf, am Abfall der Anhöhen aber, die sich von Elbing aus, das Südostufer begleitend, bis in diese Gegend ziehen, der gewaltige Domhof, zu dessen Füßen sich die kleine saubere Stadt ungemein freundlichen Ansehens gelagert hat. „Unter'm Krummstab ist ja gut wohnen!"

Jetzt hat das keine Bedeutung. Als das Bisthum Ermeland 1442 an Preußen fiel, verlor es die landeshoheitlichen Rechte, die es unter der Krone Polen besessen, doch blieben, ganz im Einklang mit der günstigen Stellung, die die katholische Kirche überhaupt im preußischen Staate einnimmt, Bischof und Capitel im Besitz ihrer umfassenden Güter. Sie bilden auf dem Domberge, der, mit dem Hügelland eng zusammenhängend, doch durch zwei zur Stadt führende Schluchtwege selbständig abgeschnitten wird, eine streng gefügte, von der ganzen Bevölkerung des ehemaligen Bisthums, in die das polnische Element entweder wenig eingedrungen oder schnell aufgesogen ist, geschiedene Gemeinschaft. Der Gedanke liegt nahe, daß die Pfründen als Versorgungsanstalten verarmter katholischer Adeligen zu betrachten seien. Dem ist nicht so. Das Capitel, dem das volle Cooptationsrecht zusteht und das aus seiner Mitte den Bischof erwählt, besteht aus (wenn ich nicht irre) 13 Domherren und einem Weihbischof, meist Polen, wie auch der jüngst verstorbene greise Bischof selbst, und zwar von keineswegs vornehmer Herkunft. Von seinen reichen Einkünften hat es gesetzlich nichts zu gottesdienstlichen Zwecken und frommen Stiftungen der Diöcese beizusteuern; doch wird rühmend anerkannt, daß in Zeiten der Noth der Stiftsseckel nicht geschlossen sei; vor Allem dient er zur Bestreitung des eigenen Lebens und zum Unterhalt des Domes. So machen denn auch die Stiftsgebäude den Eindruck einer Behäbigkeit, wie ich ihn in ganz katholischen Ländern nicht gewonnen. Viel trägt die offene Lage auf dem Lande, in der anmuthigen Gegend dazu bei.

Mit seiner Nordseite hart am Rande der Höhe, erhebt sich der alte Dom, fortwährend renovirt, so daß vielleicht nur wenige Steine seiner

Außenwand noch vom ersten Baumeister gefügt sein mögen. Ein gewaltiges Gebäude von acht Gewölbefeldern im Schiff und vier im Chor, trägt es die oben angezeigten Merkmale der Kirchen dieser Gegend, ist aber, trotz des mangelnden Thurmes, lebensvoll gegliedert, „eine der schönsten architektonischen Zierden Preußens." (Schnaase). Die geringere Höhe des Chores, dessen mit Blenden und einem Rosenfenster versehener Giebel durch zwei sehr einfache durchbrochene Thürmchen gesichert erscheint; die Anordnung der Langhausgiebel, welche ohne senkrechte Theilung eine einfache, aber durch Maßwerkblenden und durch eine reiche Einrahmung von aufsteigenden gothischen Arcaden geschmückte Fläche bilden, die durch achteckige den Dachfirst überragende Treppenthürmchen mit schlanker Spitze flankirt ist; die wieder mit einem bunten Giebel gezierte westliche Vorhalle; das bedeutende tiefe Portal: dies Alles bringt eine sehr mannigfache Abwechselung und erzeugt je nach dem verschiedenen Standpunkt eine Reihe der prächtigsten Architekturbilder. Das Portal fordert noch zum Verweilen auf. Es mahnt, wenn auch in freilich weit gespanntem Spitzbogen gewölbt, merkwürdig an Formen des romantischen Styls, wie an die Portale des Doms zu Freysing oder der Schottenkirche zu St. Jacob in Regensburg. Zwei Archivolten, von denen die äußere mit sehr zerstörten Gewinden und Figuren — unter ihnen Narrenköpfe mit der Kappe erkennbar — geschmückt, die innere aus Dreiblättern und einer sich darüber hinziehenden gebrochenen Linie gebildet ist, ruhen auf jeder Seite auf zwei sich entgegentretenden Löwen von sehr roher Steinmetzarbeit, die den beiden aus dem Achteck gebildeten Pfeilerpaaren als Capitäle dienen.

Ein weiter Hof mit prächtigen Bäumen wird durch Wirthschaftsgebäude und hohe Mauern umschlossen. Den Eingang bildet ein colossaler Thorbau, über dem sich ein massiver vierseitiger Glockenthurm mit zopfigem Helm erhebt, der eine entzückende Aussicht bietet, zugleich auch das Domterritorium in der Vogelperspective zeigt. Um den Hof liegen die Häuser der Domherren; fast ein jeder bewohnt sein eigenes; nur ein paar größere sind getheilt. Jeder hat sein Gärtchen, seine eigene Wirthschaft. Dem Bischof ist in einiger Entfernung, auch nahe dem Abhang, ein neuer Palast errichtet, ein ernster schöner Backsteinrohbau. Die Hauscapelle tritt in Polygonform aus der Wandfläche hervor. Der geräumige Garten mit wohlgepflegten Rasenplätzen und dunkeln Buxbaumhecken gewährt reizende Blicke auf den Dom, die Stadt, das Haff. Dessen Spiegel liegt wieder duftig da, schön umrahmt von Wiesen, Feldern und schweigender Waldung;

auch gerade gegenüber, auf der Nehrung, ist es grün. Kiefern wachsen dort zahlreich genug, um dem entfernten Beschauer die Täuschung, als gebe es dort gesegnetes Land, zu erleichtern. Die nackten Dünen muß man weit nordöstlich suchen. Hier auf der offenen Wasserstraße herrscht auch reges Leben, wohl passend zu dem heiteren Landschaftsbilde. Flußschiffe ziehen häufig vorüber nach Elbing oder in die Weichsel; gehen die „Oderschiffe" ja doch von Stettin bis Memel durch Binnengewässer. Auch kleinere Seefahrer (von durchschnittlich 36 Last) finden ihren Weg nach Elbing durch das Haff. Dampfboote unterhalten eine regelmäßige Verbindung zwischen den umliegenden Städten. Ein solches zu erwarten stieg ich hinab. Am Gasthaus „Zum Kopernikus", wo ein altes Oelbild von dem großen Frauenburger Domherrn in der Wirthsstube hängt, — ein anderes, das ihn in seinem geistlichen Ornat darstellt, befindet sich an einem Pfeiler des Doms — an seinem Thurm, von dem aus er durch ein Druckwerk den Domberg mit Wasser versorgt hat, vorüber gelangte ich zum kleinen Hafen; allmählich kam der Dampfer heran und nahm mich auf. Wie anziehend war die Rückschau vom Bord des Schiffes: der Steindamm mit der Bake unter den Weiden, die rothen Dächer des Städtchens in grüner Umhüllung; darüber die stolzen Stiftsgebäude, der Dom mit seinen Giebeln und Thürmchen so scharf sich gegen den blauen Himmel abzeichnend und das riesige Glockenhaus.

Schäumend durchschnitt das Boot die Fluten schräg zur Nehrung hin. Da liegt ein reizender Fleck Erde, das Seebad Kahlberg, seit etwa 25 Jahren den öden Dünen abgewonnen. Flugsand, Haidekraut und Kiefern haben in beträchtlicher Ausdehnung frischem Rasen und Laubdickicht Platz gemacht; auf der höchsten Anhöhe erhebt sich ein zierliches Belvedere, in weitem Umkreise von Landhäusern der verschiedensten Stilproben umgeben. Die hohe Düne jenseits des Nadelwaldes schützt vor dem Nordwind. Ist sie überschritten, braust die Ostsee in ihrer größten Breite dem Wanderer entgegen. Doch nur wenige Minuten verweilte das Boot am Ufersteg; eine Strecke lang legte es wieder den eben genommenen Weg zurück, um dann in scharfem Bogen in die sorgfältig bezeichnete Straße nach Elbing einzukehren. Rothe und schwarze Tönnchen, Flaggenstangen und Reisbesen geben in vielfachem Zickzack die Bahn an, welche der thätige Bagger in gehöriger Tiefe erhalten muß. Aber wie reizvoll wird nun das festländische Ufer! Unwillkührlich mußte ich es dem Gemälde vergleichen, das sich dem Rigipilger aufrollt, wenn er, Zürich verlassend, das Häuser-

gewirre, vom Großmünster überragt, immer mehr zusammenschwinden sieht, und ihm nun am östlichen Seerande Dörfer und Villen aneinandergereiht inmitten lachender Fluren unter krönenden Hügelketten auftauchen. So auch hier. Der ehrwürdige Bischofssitz bleibt lange die Grenzmark zur Linken. Dunkele Baummassen auf vortretender Höhe spiegeln ihre Wipfel; dann goldige Saatfelder und darüber wieder Waldung. Das stattliche Dorf Tolkemit dehnt sich am Ufer wohl eine Stunde aus und kleinere Siedlungen erblickt man mithin auf dem flacher ansteigendem Lande. Doch die Höhe herrscht vor. An ihr erscheint Kloster Cadienen (erst 1826 aufgehoben) in prächtigem Park über dem niedrigeren Dorfe, manches stolze Herrenhaus, die Heilanstalt Reimannsfelde. Da rechts zeigen sich die Mündungsarme der Nogat und vor uns zwei kleine Molen, die den Elbingfluß durch die seichte Haffbucht geleiten. Zu beiden Seiten drängen sich die durch die Räder des Dampfers aufgeschreckten Wellen gegen den flachen Damm. Der Sumpf daneben verschwindet. Die laubigen Höhen ziehen sich ins Land hinein, immer dichter mit Gebäuden besetzt, mächtige Schornsteine schießen dazwischen auf. Fette Wiesen bespült der kleine tiefe Fluß. Was sind das für Gräser! wie üppig die Hecken! Der Werder hat eben begonnen, das reiche, fruchtbare Delta.

Schöne, erhebende Bilder liegen dahinter. Nun ist es als habe ein Ruysdael seine wunderbaren Gemälde vorgezaubert; nicht jenen erschütternden Anblick des Kirchhofs, dessen Gräber der Wildstrom durchwühlt, über den vergeblich sich der Friedensbogen spannt; auch nicht seine köstliche Waldesdämmerung, oder das herbstliche Stoppelfeld mit der einsamen Thurmspitze — wohl aber die idyllischen Niederungsscenen seiner Heimat: die sauberen bräunlichen Häuser hart hinter dem Deich, die breite Fähre, zu der Menschen und Thiere sich drängen, der ganze Verkehr auf dem Wasser. Das Alles ist hier. Hier ist Norddeutschland zum ersten Male, hier spürt man hanseatischen Boden. Da sind wir an manchem Schiffe vorbei und an manchem Kahn, der, vom stehenden Mädchen gelenkt, vom Markte heimkehrt, auch schon in der thurmlosen Stadt.

Fr. Bienemann.

Notizen.

Der vorige Jahrgang der Balt. Monatsschr. hat zwei Artikel über den „Marschall Rosen" gebracht, die über den Charakter dieses alten Livländers sehr verschiedener Meinung waren. Seitdem ist uns von einem mit der Geschichte seiner Ahnen wohlvertrauten Mitgliede der Familie v. Rosen ein dritter, insbesondere die Auffassung des zweiten bestreitender Beitrag über denselben Gegenstand zugekommen. Da wir aber fürchten müssen, ohnehin schon in dieser Sache einer rein historischen und auf die Praxis der Gegenwart keinen Bezug habenden Discussion zuviel Raum gegeben zu haben, so erlauben wir uns aus dieser neuen Einsendung nur einige der wesentlichsten Ergänzungen und Berichtigungen zu den früheren Aufsätzen zu notiren, im Uebrigen die gründlichere Erörterung der ganzen Frage, wenn es deren noch bedürfen sollte, lieber irgend einer eigentlich historischen Zeitschrift (z. B. den Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen) überlassend.

Conrad v. Rosen verlor seinen Vater Fabian v. Rosen sehr früh, da derselbe schon 1633 in Klein-Roop meuchlings ermordet wurde, wie es scheint auf Anstiften eines Nachbars. Conrads Mutter Sophie, geb. v. Mengden, aus dem Hause Idsel und Maikendorf muß eine sehr kluge und thatkräftige Frau gewesen sein, wie theils aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren, von denen verschiedene Bruchstücke noch in der Roopschen Brieflade sich befinden, theils aus Zeugnissen der Zeitgenossen zu schließen ist. Sie war in zweiter Ehe an einen v. Krüdener verheiratet.

Der frühe Tod des Vaters mag dazu beigetragen haben, daß Conrad v. Rosen die Schule in Riga eigenmächtig verließ. Sein Verwandter Reinhold v. Rosen aus dem Hause Hochrosen (zu unterscheiden von dem

französischen Generallieutenant Reinhold v. Rosen aus dem Hause Groß-Roop) commandirte die schwedische Garde in Stockholm und stand in großem Ansehen bei der Königin. Es zog ihn also dahin.

In den Jahren zwischen 1667 und 69 kam Conrad v. Rosen nach Livland, um seine Erbschaft in Klein-Roop zu reguliren, und unterschrieb mit seinen Brüdern einen Transact, kraft dessen Klein-Roop nie aus den Händen der Familie kommen sollte.

Er ist beerdigt unweit Bollweyler in einer katholischen Kirche, die er einige Jahre vor seinem Tode hatte erbauen lassen. Im Laufe der Zeit hat sich um diese Kirche ein kleines Dorf gebildet, Feldkirch genannt. Der Eingang zur Gruft ist unter dem Altar; darüber eine weiße Marmorplatte mit lateinischer Inschrift. Die Einwohner von Bollweyler erzählen, daß 1814 die Oesterreicher das Grab geplündert hätten. Gegenwärtig sind vom Sarge nur wenige kleine Bruchstücke nach, die Gebeine liegen unverschoben und zeigen einen Mann von ungewöhnlicher Körperlänge.

In dem Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, 2. série, tome III, 2. livraison, Paris et Strasbourg 1865, befindet sich eine ziemlich umfassende Notiz von Ernst Lehr über den elsässischen Zweig der Familie Rosen, welche auch dem Herrn Dr. v. Holst bei Abfassung seines Aufsatzes über den Marschall nicht unbekannt gewesen zu sein scheint.

Was den Charakter Rosens betrifft, so wird versucht, die aus Macaulay's Darstellung der irländischen Expedition gezogenen Schlüsse zu entkräften. Wenigstens seine Erzählung von der Belagerung Londonderry's könne man nicht anders als für arg mit Dichtung vermischt ansehen. Gegen eine wirkliche Belagerung mit den in jener Zeit schon bedeutend vervollkommneten Hülfsmitteln hätte sich ein so schlecht befestigter Ort keine zwei Wochen halten können. Es habe offenbar nur eine ungenügende Umstellung stattgefunden, bei der Rosen durch Drohungen im Styl des siebzehnten Jahrhunderts die Uebergabe zu erzwingen suchte; wieviel davon wirklich in Ausführung gekommen, stehe dahin. Diese schaudererregenden Drohungen paßten für Macaulay, um die Erzählung desto effectvoller zu machen; um aber über Rosen abzuurtheilen, bedürfe es einer eingehenderen Kritik der betreffenden Berichte.

Auch mit der Verurtheilung wegen Marodirens habe es nicht soviel auf sich. Die Sache verhalte sich folgendermaßen. Rosen hatte in Frankfurt all sein Geld verspielt. In dieser Lage wollte er sich dem Oheim

nicht vorstellen und zog es daher vor, ohne seinen Namen zu nennen, als gemeiner Soldat in ein französisches Reiterregiment zu treten, ein Entschluß, der für die Energie seines Charakters spricht. Er verlor sein Pferd — ein großes Unglück für einen Cavalleristen. Einige ältere Kameraden, die sich in derselben Lage befanden, überredeten ihn auf Beute nach Pferden auszugehen. Jung und unerfahren folgte er ihnen und wurde mit ihnen vom grand prévôt gefangen. Gleich nach überstandener Gefahr eilte er zu seinem Obersten, einem Grafen v. Brimon und Freunde seines Oheims, um sich ihm zu entdecken. Das Urtheil St. Simons über diesen Vorfall — heißt es — beweise nur, daß dieser eingefleischte Hofmann sich durchaus nicht in die verzweifelte Lage eines jungen Soldaten hineindenken konnte, der um sein Pferd gekommen ist.

Gegenüber der von Herrn v. d. Brüggen dem Marschall vorgeworfenen Schmiegsamkeit in fürstliche Launen wird folgende Thatsache geltend gemacht. Nach dem Tode Reinholds v. Rosen (1667) gab der König das Regiment desselben seinem Schwiegersohn Conrad. Aber schon im nächsten Jahre wurde es — wahrscheinlich in Folge allgemeiner Armeereductionen nach dem Pyreneer Frieden — aufgelöst. Rosen fühlte sich dadurch so verletzt, daß er es ausschlug zur Disposition gestellt zu werden. Er nahm seinen Abschied und zog sich auf seine Besitzungen im Elsaß zurück. Als der Krieg von 1671 ausbrach, beauftragte der König den Herrn de la Cardonnière, einen Freund Rosens, diesen zur Errichtung eines neuen Regiments zu bewegen. Der Abgesandte kam nach Dettweyler (nicht Ettweyler), aber alle seine Bemühungen waren umsonst. Rosen wollte von nichts hören. Erst als der König ihn nach Hofe beschied und mit ausgezeichneter Güte empfing, als Louvois ihn dort mit Freundschaftsversicherungen überschüttete und alle seine alten Freunde ihn baten wieder in den Dienst zu treten, gab er nach.

Soweit unser Auszug. Um einem möglichen Mißverständniß des Eingangs Gesagten zu begegnen, bemerken wir nur noch, daß keineswegs die Bedeutung verkannt werden soll, welche auch die zurückgreifende Betrachtung älterer Zeiten für die Gegenwart hat. Selbst, wo sie weniger auf allgemeine Gesichtspunkte bezogen und weniger von patriotischem Gefühl getragen auftritt als in dem diese kritische Verhandlung veranlaßt habenden Aufsatz des Herrn Dr. v. Holst, — selbst da ermangelt sie des directen Einflusses auf die Gesinnung des lebenden Geschlechtes nicht. Ein geschichtsloses Volk mag leicht in eine neue Form umgegossen werden; weitreichende

Erinnerungen und altbergebrachte Erbstücke geschichtlichen Lebens geben selbst kleineren Völkerparcellen eine Zähigkeit, daß bei ihnen eher an Vernichtung als an Umwandlung gedacht werden kann. Wenn es z. B. möglich wäre, einem Lande, das eine 700jährige Geschichte hat, plötzlich alle seine Chroniken, Archive, Grabsteine und Baudenkmale zu nehmen, wieviel leichteres Spiel hätte da ein etwaiger Versuch seine Bewohner zu einer völlig veränderten Existenzform „überzuführen".

Die Erinnerung an den „Marschall Rosen", diesen Livländer des 17. Jahrhunderts in französischem Kriegsdienst, ist freilich keine besonders wichtige, aber aus einzelnen Persönlichkeiten setzt sich überhaupt die Geschichte zusammen, man denkt bei jenem alten Baron an eine ganze Reihe ihm ähnlicher Gestalten, bis zum Feldmarschall Loudon in der Mitte des 18. Jahrhunderts herab, und bei dieser Reihe von Abenteuersuchenden in der Fremde an eine ganze Periode der baltischen Geschichte — so zu sagen die staatslose. Die nächstfolgende kennzeichnet sich dadurch, daß — nach dem Ausdruck der Nordischen Post — „das Blut der baltischen Landeskinder auf allen Schlachtfeldern ihre Gefühle der Treue für Thron und Vaterland besiegelt hat". Welches entsprechende Merkmal würde wohl derjenige Zustand aufzuweisen haben, welcher gewissen neuesten Anforderungen conform wäre?

Doch genug vom Marschall Rosen, um keiner irgendwie ungehörig scheinen könnenden Ideenassociation die Zügel schießen zu lassen!

Ein lateinisches Sprüchwort lautet: Caesar non supra grammaticos d. h. selbst der Kaiser kann keine Sprachregeln vorschreiben. Und in der That sind Politik und Grammatik zwei sehr getrennte Gebiete. Daher verarge man es einem Grammatiker, der diese Notiz schreibt, nicht, wenn er gesteht, bei Gelegenheit der so lebhaft und so allgemein ventilirten Frage wegen Beschränkung des Gebrauchs der deutschen Behördensprache in unseren Provinzen seinerseits den höchst unpolitischen Gedanken gehabt zu haben, ob nicht durch eine solche Maßregel ebenso viel an der Qualität unserer deutschen Rede zu gewinnen stehe, als quantitativ an Terrain verloren geht. Wie das zu verstehen ist, soll sogleich gesagt werden.

Die deutsche Sprache im Munde der Kur- Est- Livländer leidet bekanntlich an zwei Uebeln: erstens einer gewissen Armuth, indem eine Menge von Wörtern, Redensarten und Redewendungen, die in Deutschland

umlaufen, hier, wenn auch dem Gebildeten verständlich, doch in der Sprache des Lebens ungebräuchlich sind; zweitens an einer noch auffallenderen Verunstaltung durch barbarisch klingende Lehnwörter oder Formauswüchse, die meistens dem Einfluß des Lettischen, Estnischen, Russischen entstammen.*) Dennoch ist diese Sprache mehr als ein nur unorganisch zusammengewürfelter Colonisten-Jargon. Sie ist ein in langem historischen Proceß gewordener Dialekt, der noch manche Spuren des einst hier herrschenden Niederdeutsch aufweist, manches in der gegenwärtigen Schriftsprache Deutschlands ungebräuchliche aber gut deutsche Wort bewahrt und auch mit mancher unverwerflichen Eigenbildung sich sehen lassen kann,**) so daß bei jeder dialektologischen Behandlung der deutschen Gesammtsprache auch unsere Sprechweise einige Berücksichtigung verdient.

Doch nicht eigentlich über unsere gesprochene, sondern vielmehr nur unsere geschriebene Sprache, über die Ausdrucksweise unserer Schriftsteller soll hier etwas bemerkt werden.

Wer schreibt unter uns? Am meisten die Büreaukratie, die Kanzleien, die Staats-, Landes- und Stadtbeamten.***) Gegen die Masse der jährlich ausgefertigten, gedruckten oder nur geschriebenen Geschäftspapiere bildet die ganze übrige Provinzialliteratur, mit Einschluß aller seit dem Jahre 1860 unternommenen Ikarusflüge unserer Journalistik, nur ein verschwindendes Minimum. Der Kanzleistyl ist daher der vorherrschende im Lande und von seinen Gebrechen sind auch solche Scribenten angesteckt worden, die selbst nie in einer Kanzlei gedient haben. Einige Beispiele der auch in den allgemeineren Gebrauch übergegangenen Kanzlei-Curiosa mögen sofort hier notirt werden, damit wenigstens Jeder, der nicht eine „Predloschenie" aufzusetzen, ein Project zur Bestättigung „vorzustellen" (представить!) oder sonst dergleichen Sonderbares zu verrichten hat, sich davor hüten könne. Ein halbes Dutzend bedenklicher Wörter und ein Paar

---

*) Vgl. Hoheisel, Einige Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache Estlands. Reval 1860.

**) Gutzeit, Wörterschatz der deutschen Sprache in Livland. Obgleich unvollendet (nur bis zum Buchstaben F), sollte dieses Buch in der Hand jedes Kur- Est- Livländers sein, dem es darum zu thun ist, mit Bewußtsein zu reden

***) Die ersten bekanntlich in baltischer Provinzialsprache „Kronsbeamte" geheißen, wie „Kronsgüter", „Kronsschule", „Kronskosten", was Alles man neuerlich in „Kronbeamte", „Krongüter" u. s. w. umzuschulmeistern versucht hat.

fehlerhafte Constructionsweisen werden für's Erste genügen. Fortsetzung vielleicht ein anderes Mal.

Ein Gesetzentwurf und Aehnliches werden ganz allgemein in baltischen Landen *beprüft*, einer Commission zur *Beprüfung* übergeben. Im Grimmschen Wörterbuch stehen diese beiden Wörter nicht und in andern Gegenden deutscher Zunge pflegt man dergleichen zu *erörtern* oder zu *begutachten*. Prüfung ohne Vorsylbe will auch nicht passen. Im Holländischen freilich giebt es in der That ein Zeitwort beproeven (spr. bepruven) und jedes Mal, wenn ich in der Rigaschen Zeitung oder sonstwo, des beliebten *beprüfen*, *Beprüfung* ansichtig werde, denke ich mir dabei unwillkürlich einen bedächtigen Mynheer, eine Tabaksprise zur Nase führend und das baltische „Project" wie einen zweifelhaften Ducaten gegen das Licht haltend.

Jede baltische Behörde ist gewohnt ihre Verfügungen in *Grundlage* irgend eines Gesetzes oder einer Vorschrift zu erlassen, während man doch denken sollte, daß nur *auf* einer Grundlage gestanden werden kann.

Unserem Kanzleistyl geläufig ist auch der Gebrauch von *solcher* statt *dieser*, z. B. „es wurde beschlossen eine Commission zu dem und dem Behufe niederzusetzen und *solchen* Beschluß dem Rathe mitzutheilen". In den nichtdienstlichen Productionen der baltischen Schriftsteller findet sich dieser Mißbrauch freilich nur selten.

Den Kurländern eigenthümlich ist *diesbezüglich* oder *desbezüglich*, adjectivisch und adverbial: „der diesbezügliche Antrag", „es ist desbezüglich vorgebracht worden" Ein Paar Wörter, die noch häßlicher sind als das aus dem allgemeindeutschen Kanzleistyl stammende *desfallsig*, da man nicht begreift, welchen Casus *dies* und *des* in ihnen vorstellen sollen.

In Rigaschen Schriftstücken (ich weiß nicht, ob auch in anderen) stößt man auf die beiden auffälligen Substantive *Erbau* und *Erhalt*: „der Erbau einer Kaserne", „der Erhalt einer Zahlung". In dem Grimmschen Wörterbuch findet sich das letztere derselben als eine Seltenheit verzeichnet, das erstere gar nicht.

Allgemein baltisch hinwiederum und sogar zu *guten* Stylisten sich verirrend ist: *Allem zuvor* statt *vor Allem*. Man übersieht, daß *zuvor* gar keine Casus regierende Präposition ist und daß man z. B. nicht sagen kann: „der Geburt Christi zuvor".

Unter dem, was an dem Satzbau unserer Landsleute tadelnswerth zu sein pflegt, sind es insbesondere zwei Liebhabereien, die aus dem Sprachgebrauch der Kanzleien abzuleiten sein dürften: erstens die unmotivirte Auslassung der Hülfsverben sein und haben, zweitens die invertirte Satzstellung nach und. An der erstern dieser beiden Ungeschicklichkeiten ohne weitere Erörterung vorübergehend, will ich wenigstens die andere mit einigen unsern Zeitungen entnommenen Beispielen belegen:

„Dieses Gesetz bezieht sich nur auf Krongüter und hat eine Anwendung desselben auf Privatgüter auch in der Praxis niemals stattgefunden“.

„Graß' sicilische Ansichten fanden den größten Beifall und soll der König von Neapel ihm einen hohen Preis dafür geboten haben“.

„Der Landtag hat die Freigebung des Güterbesitzrechts beschlossen und ist hiebei ohne Zweifel das Beispiel Kurlands von Einfluß gewesen“.

„Pastor A. verreist auf ein Paar Wochen in's Ausland und übernimmt Pastor B. dessen Stellvertretung“.

„Aeltestenbank und Bürgerschaft schritten sodann zur gemeinsam vorzunehmenden Aeltermannswahl und wurde mit Stimmenmehrheit zum Aeltermann für die nächsten zwei Jahre der Aelteste M. gewählt“.

Wer sich solcher verrenkten Sätze fähig oder schuldig fühlt, möge selbst an den gebotenen Beispielen probieren, wie dieselben zurechtzustellen sind. Meinerseits habe ich nur noch zu bemerken, daß diese falsche Wortfolge, wie mir nicht unbekannt ist, zwar auch in Deutschland selbst — doch wohl nur in Norddeutschland und vorzugsweise längs der Ostseeküste, in Altpreußen, Pommern, Mecklenburg, Holstein — vorkommt, daß sie aber auch dort zuvörderst und zumeist dem Kanzleistyl angehören dürfte und fehlerhaft bleibt, dort wie hier.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 19. Februar 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Russische Typen.

II. Oblomow.*)

Oblomow ist der Titel eines nun schon vor zehn Jahren erschienenen russischen Romans von Gontscharow, dessen culturhistorische Bedeutung es werth erscheinen läßt, daß man auch jetzt noch die Leser dieser Zeitschrift mit seinem Inhalt bekannt mache. Wie später Turgenjew den Typus des Nihilisten zeichnete und benannte, so damals Gontscharow einen anderen, freilich weit älteren, der aber bis auf den heutigen Tag in der russischen Gesellschaft nicht ausgegangen sein dürfte. Seine Schilderung machte ungemeines Aufsehen, man fühlte sich getroffen und der Name des Helden wurde zur Bezeichnung einer ganzen Gattung.

„Oblomowschtschina“ hieß fortan ein Zustand, den man mit einigem Vorbehalt durch „Zerfallenheit“ dürfte wiedergeben können. Oblomow nämlich und seine Eigenschaft, die Oblomowschtschina, repräsentiren einen großen Theil des russischen Adels zu Ende der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts, sie repräsentiren einen Zustand der Baufälligkeit, der Unbeweglichkeit, der Fäulniß, der Versumpfung, — einen Zustand, in dem der Keim einer zukünftigen Regeneration zwar liegt, der aber nichtsdestoweniger nicht durch sich selbst, sondern erst durch jene Triebkraft entwickelt wird und emporwächst, die der mit dem Charakter seines Volkes so sehr vertraute Dichter unparteiisch genug in dem Einflusse des Deutschthums findet und von der er seiner Nation halb freundschaftlich mahnend, halb ironisch persiflirend ein in allen feinen Einzelheiten trefflich durchgeführtes Gemälde verhält.

*) Balt. Monatsschr. Bd. X, S. 410.

Im Vordergrunde steht — liegt, träumt und schläft vielmehr — Ilja Iljitsch Oblomow, der sich gehen lassende, melancholisch-phlegmatische Edelmann, der nach altem Brauch und Gewohnheit in Petersburg die Einkünfte seines entfernten, vernachlässigten, von einem betrügerischen Leibeigenen eigennützig beaufsichtigten Gutes „Oblomowka" verlebt. Ihm gegenüber erscheint von Zeit zu Zeit sein Jugendfreund, der russificirte Deutsche Andrei Stolz, sich immer und immer wieder bemühend, den Unbeweglichen aufzurütteln, ihn zu eigener Thatkraft, ja nur zu einem eigenen Willen zu erheben. Vergebens! Oblomow, dessen einzige, durchgreifende Thätigkeit in dem ganzen langen, vierbändigen Roman sich auf eine Ohrfeige beschränkt, die er, aufs Aeußerste gereizt, der personificirten Unverschämtheit verabfolgt, — Oblomow repräsentirt jene Zerfallenheit oder jenes Etwas, das unbeweglich stehen blieb seit der Zeit, wo es aus seinen Fugen ging; Stolz hingegen, diese thätige, energische deutsche Natur, die unablässig bemüht ist, jenes Etwas wieder in seine Fugen zu bringen, ihm ein modernes, den Anforderungen des Zeitgeistes entsprechendes Ansehen zu geben, Stolz repräsentirt — den Deutschen in Rußland.

Das sind die Charaktere, deren Ausschälung aus dem Roman unsere gegenwärtige Aufgabe ist; beide sind typisch.

Wie war Oblomow?

Oblomow, Edelmann von Geburt, Collegien-Secretair dem Range nach (er hat, wie jeder russische Edelmann, „gedient"), lebt ununterbrochen bereits elf Jahre in Petersburg.

Anfangs, bei Lebzeiten seiner Eltern, wohnte er mehr eingeschränkt, fand Raum in zwei Zimmern und genügte sich mit einem Diener, dem Sachar, den er sich vom Lande mitgebracht. Aber nach dem Tode des Vaters und der Mutter wurde er alleiniger Besitzer von 350 Seelen, die ihm in einem der entfernten, an Asien streifenden Gouvernements als Erbe zufielen. Jetzt betrugen seine Einkünfte, statt der früheren fünf, schon sieben bis zehn Tausend Bancorubel, und da erhielt denn auch seine Lebensweise andere, weniger beschränkte Dimensionen. Er miethete eine größere Wohnung, vervollständigte seine Dienerschaft durch einen Koch und hielt sich ein Paar Pferde. Er war noch jung, noch erfüllten ihn kühne Pläne und Hoffnungen, noch erwartete er Manches sowohl vom Schicksal als von sich selbst, indem er sich zu einer Laufbahn vorbereitete, zu einer Rolle, die er vor allen Dingen natürlich im Staatsdienste zu spielen gedachte — was denn auch das Ziel seiner Reise nach Petersburg gewesen war. Später

allerdings dachte er auch an eine Rolle in der Gesellschaft, und ganz zuletzt, am Wendepunkt der Jugend zu den reiferen Jahren, stellte sich seiner Phantasie in weiter Ferne das liebliche Bild eines glücklichen Familienlebens dar.* Aber den Tagen folgten Tage, Jahre lösten Jahre ab, der zarte Flaum um die Lippen ward zu einem Bart, der Glanz der strahlenden Augen trübte sich, es schlug „dreißig“ an seine Lebensthür, — und er? nicht um einen Schritt war er auf irgend einer Laufbahn vorwärts gekommen, nie hatte er irgend welche Rolle gespielt; er stand immer noch an der Schwelle seiner Arena, dort, wo er vor zehn Jahren gestanden.

In seinen Augen hatte das Leben nur zwei Seiten: auf der einen war Mühe und Langweile (das galt ihm gleich), auf der andern Ruhe und friedlicher Genuß. Daher wurde ihm auch seine vornehmste Lebensaufgabe, der Dienst, von vornherein höchst widerwärtig.

Erzogen im Schoße der Provinz, inmitten sanfter und schlaffer Sitten, verhätschelt in den Umarmungen der Eltern, Freunde und Bekannten, war er in dem Grade durchdrungen von den Elementen des Familienlebens, daß er sich auch den zukünftigen Dienst nicht anders als in einer häuslichen Beschäftigung bestehend vorstellte, z. B. in Buchführung über Einnahmen und Ausgaben, wie es der Vater zu Hause zu thun pflegte. Er war der Meinung, daß Beamte einer und derselben Behörde unter sich einen engen, freundschaftlichen Familienbund bildeten, unablässig damit beschäftigt, unter einander Ruhe und Gemüthlichkeit herzustellen und zu erhalten; er bildete sich ein, daß das Erscheinen in der Behörde durchaus keine gewohnheitsmäßige Nothwendigkeit, eine Verpflichtung sei, welcher man täglich obzuliegen habe, und daß naßkaltes Wetter, Hitze oder einfach Unbequemlichkeit stets Ursache genug sein würden, das Nichterscheinen zu entschuldigen. Wie bitter jedoch war er getäuscht, als ihm klar wurde, daß mindestens ein Erdbeben hereinbrechen müsse, um den gesunden Beamten von seiner Schuldigkeit zu entbinden. Unglücklicher Weise giebt es in Petersburg keine Erdbeben, und eine Wassersnoth — nun ja, die könnte allenfalls Vieles entschuldigen, aber auch die ist selten.

War diese erste und selbstverständliche Anforderung an einen Staatsdiener schon geeignet, unseren Helden den Weg per aspera ad astra recht herzlich zu verleiden — einen entschiedenen Widerwillen gegen den Dienst faßte er erst, als man ihm Arbeiten zumuthete, deren bloßer Name ihn in bange Unruhe versetzte. Sich in den Acten zu vergraben, Nachweise aus denselben zu beschaffen, fingerdicke Auszüge zu machen, die man trotz dessen

„Notizen“ zu nennen beliebte — alles das erfüllte ihn mit Schauder, Abscheu und Langweile. Tief bekümmert wünschte er nichts sehnlicher, als daß ein Ereigniß eintreten möchte, wo sich sein Ausscheiden aus dem Dienste, so zu sagen, von selbst machen würde, denn ein solches herbeizuführen, hatte er zu viel Gewissenhaftigkeit und zu wenig Willen.

Zu Hause hatte er gehört, daß der Chef seinen Untergebenen ein Vater sei, und daher sich den freundlichsten, den häuslichsten Begriff von dieser Person gemacht. Er dachte sich den Chef in steter Sorge um das leibliche, ja, namentlich um das leibliche Wohl seiner Untergebenen, mit väterlicher Zärtlichkeit bemüht sie zu beschenken, zu belohnen, jede Noth von Ihnen abzuwenden, überhaupt Ihnen das Leben in jeder Weise freundlich und angenehm zu machen. Ilja Iljitsch glaubte nicht anders, der Chef werde sich theilnahmsvoll bei jedem Morgengruße erkundigen, wie er die Nacht geschlafen habe, warum die Augen ihm so trüb seien und ob er nicht Kopfweh habe, ganz so, wie es zu Hause Gebrauch war. Aber bereits am ersten Tage seines Dienstes mußte er grausam getäuscht werden. Mit der Ankunft des Chefs begann ein Hin- und Herrennen, eine Geschäftigkeit, Alles athmete beklommener und man verwirrte sich gegenseitig, indem jeder Einzelne das Streben äußerte, so vortheilhaft als möglich von dem Chef bemerkt zu werden. Das kam daher, mußte sich Oblomow gestehen, weil es Vorgesetzte giebt, die in dem bis zur Verwirrung erschreckten Gesichte des ihn umschwänzelnden Untergebenen nicht allein Achtung für ihre Person erblicken, sondern sogar Eifer und nicht selten Fähigkeit zum Dienst.

Zwei Jahre hielt Ilja Iljitsch aus; möglich, daß er es auch bis auf drei Jahre gebracht hätte, aber ein besonderer Vorfall nöthigte ihn, den Dienst vor der Zeit aufzugeben. Er hatte einmal irgend ein wichtiges Schreiben statt nach Astrachan nach Archangelsk geschickt. Die Sache wurde ruchbar; man forschte nach dem Schuldigen. Seine Kollegen erwarteten mit Spannung den Moment, wo Oblomow würde vor den Chef gerufen werden; er sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten, las in ihren Mienen das Schuldig, und ob er zwar, wie die Andern, wußte, daß das Urtheil nicht über eine mündliche Rüge von Seiten des Chefs hinausgehen werde, so war doch seine eigene Gewissenhaftigkeit um Vieles strenger gegen sich selbst. Oblomow wartete die verdiente Rüge nicht ab, sondern begab sich nach Hause und schickte des andern Tages statt seiner ein ärztliches Attest.

In diesem Attest hieß es: „Ich Endesunterschriebener bescheinige mit Hinzufügung meines Amtssiegels, daß der Collegien-Secretair Ilja Oblomow erkrankt ist an einer Ueberernährung des Herzens neben Erweiterung der linken Kammer desselben (Hypertrophia cordis cum dilatatione ejus ventriculi sinistri), und desgleichen an einem chronischen Leberübel, welches bei einem weiteren Umsichgreifen das Leben des Kranken gefährlich bedroht; man muß annehmen, daß dieser Zustand aus der täglichen Arbeit in der Behörde hervorgegangen. Demzufolge und um das Ueberhandnehmen dieses doppelten Uebels zu verhindern, erachte ich für nothwendig, die Amtspflicht des Herrn Oblomow zeitweilig zu unterbrechen, ihm überhaupt vorzuschreiben, sich einer geistigen Beschäftigung und aller Thätigkeit bis auf weitere Vorschrift zu enthalten."

Aber das half nur für eine Zeit: man mußte doch gesund werden. Oblomow ertrug den Gedanken nicht und reichte bald darauf um seine Entlassung ein. So endete, um sich nie wieder zu erneuern, seine Thätigkeit im Staatsdienste.

Die Rolle in der Gesellschaft gelang ihm anfangs besser. In den ersten Jahren nach seiner Ankunft in Petersburg, also gerade während seines Lebensfrühlings, belebten sich seine jetzt so müden und abgespannten Gesichtszüge öfter, die Augen leuchteten im belebenden Feuer und sprühten Strahlen der Hoffnung, des Vertrauens, der Kraft. Er war angeregt, wie die Andern, hoffte, freute sich oft über ein Nichts und aus einem Nichts entstanden oft seine Leiden. Aber alles das war lange her, noch zu jener unschuldigen Zeit, wo der Mensch in jedem andern Menschen einen aufrichtigen Freund voraussetzt, sich fast in jedes Frauenzimmer verliebt und ihm, nicht selten zum ewigen Leidwesen, Hand und Herz darzubieten bereit ist. Während dieser glückseligen Tage ging auch Ilja Iljitsch nicht leer aus von schmachtenden, sammetweichen und wohl auch leidenschaftlichen Blicken seitens coquetter Schönen; manch verfängliches Lächeln, zwei, drei nichtprivilegirter Küsse, hier und da ein verborgener, warmer Händedruck mit obligaten Abschiedsthränen in den Augen wurden auch ihm zu Theil.

Indessen ließ er sich nie von den Schönen ganz fesseln; ihr Sclave war er nie, ja nicht einmal ihr fleißiger Verehrer, schon darum nicht, weil ein Verhältniß zu Frauen stets durch Bemühungen und Umständlichkeiten, deren erklärter Feind er war, erhalten werden will. Oblomow beschränkte sich meist auf eine Huldigung von Weitem, aus achtbarer Entfernung.

Selten gerieth er mit einem weiblichen Wesen in so nahe Berührung, daß er für einige Tage Feuer zu fangen und sich für verliebt zu halten vermochte. Daher verliefen seine verliebten Beziehungen nie in's Romanhafte; sie machten dort Halt, wo die meisten anzufangen pflegen, und waren in ihrer Unschuld und Verschämtheit mit der Liebe eines jugendlichen Pensionsfräuleins vergleichbar. Zuletzt, mit den Jahren, schien auch dieser Funke ausgegangen oder doch nur unter der Asche seiner Unbeweglichkeit fortzuglimmen.

Entschiedener noch sagte sich Ilja Iljitsch von dem Ueberfluß seines Hausstandes los. Gleich nach Empfang des ersten Mißwachs und Unterschuß verkündenden Briefes vom Starost (beim Beginn des Romans erhält er den zweiten noch mehr trostlosen), vertauschte er seinen ersten Hausbeamten, den Koch, mit einer Köchin, verkaufte alsdann die Pferde und entließ zuletzt das übrige Dienstpersonal.

Kaum bewog ihn nunmehr irgend etwas das Haus zu verlassen, und mit jedem Tage nistete er sich tiefer und bleibender in seiner (des Comforts nicht entbehrenden, aber von Sachar vernachlässigten, aus vier Zimmern bestehenden) Wohnung in der Gorochowaja ein.

Anfangs fiel es ihm allerdings noch schwer, den langen lieben Tag allein zu verbringen, später vermied er aus Trägheit den Einladungen zu Mittag Folge zu leisten, außer denjenigen, die ihm von intimen Bekannten, zumeist Junggesellen, zugingen, wo man die Halsbinde ablegen, die Weste aufknöpfen, ja sich sogar „wälzen“ oder ein Stündchen schlummern durfte. Bald wurde er auch der Abende überdrüssig, an denen man den Frack anziehen und sich rasiren mußte.

Ungeachtet solcher Grillen, gelang es seinem Freunde Stolz doch, ihn mit einiger Mühe in die Welt zu ziehen; aber Stolz entfernte sich auf seinen Geschäftsreisen nicht selten von Petersburg nach Moskau, nach Nishni-Nowgorod, nach der Krim, in der Folge auch in's Ausland — und ohne ihn verfiel Oblomow von Neuem in seine Einsamkeit und Abgeschlossenheit, aus der ihn nur irgend ein außergewöhnliches, aus der Reihe täglicher Erscheinungen stark hervortretendes Ereigniß zu locken vermochte.

So verlief seine Rolle in der Gesellschaft. Müde verabschiedete er alle Hoffnungsbilder, die ihn getäuscht hatten oder denen er selbst untreu geworden war, und entsagte allgemach allen zarten, freundlichen, lebensfrohen Erscheinungen, die Andern auch noch im Alter das Herz schlagen machen.

Was aber that er zu Hause? las er? schrieb er? studirte er? Ja, wenn ihm ein Buch unter die Hände kommt oder eine Zeitung, so liest er sie durch. Hört er von irgend einer bemerkenswerthen Entdeckung, so stellt sich bei ihm das Verlangen ein, die Bekanntschaft derselben zu machen; er sucht, bittet um Bücher, und wenn sie ihm schnell gebracht werden, macht er sich auch an's Lesen; der Gegenstand fängt an ihm klar zu werden, — noch eine Anstrengung und er wäre Herr über denselben geworden, aber siehe da! er liegt schon wieder (im bequemen Schlafrock auf seinem Bett oder auf dem Divan) mit apathischen, auf die Decke gehefteten Blicken, und das Buch liegt ihm zur Seite, nicht durchlesen, nicht begriffen. Er erkaltete noch viel schneller, als er hingerissen wurde, und alsdann kehrte er nie wieder zu dem einmal aufgegebenen Buche zurück. Unterrichtet war er indessen worden wie alle Anderen, d. h. bis zum fünfzehnten Jahre in der Pension.

Aber hören wir nur — wie!

Der arme Iljuscha fährt hin und her in die Schule zu Stolz (zu Andrei's Vater, auf den wir noch zurückzukommen gedenken). Wenn er Montags früh erwacht, beschleicht ihn eine eigene Unruhe. Er hört die durchdringende Stimme des Waska, welcher auf die Treppe hinausgetreten ist und ruft:

„Antipka! spann' den Schecken vor: den kleinen Herrn zum Deutschen zu fahren.“

Das Herz klopft ihm. Traurig kommt er zur Mutter. Die weiß, warum er traurig ist, und bemüht sich, ihm die Pille zu versüßen, obgleich sie innerlich aufseufzt über die Trennung von dem Einzigen auf eine ganze Woche. An einem solchen Montagsmorgen weiß sie denn auch nicht wie sie das Kind satt machen soll: sie hat Abends vorher Brödchen gebacken, Kringelchen, hat Gesalzenes und Verzuckertes, trockene und saftige Leckerbissen zurechtgelegt. Sie versorgt ihn mit diesen Lebensmitteln in dem festen Glauben, daß bei dem Deutschen Schmalhals Küchenmeister ist.

„Dort wird man sich den Magen nicht überladen,“ meint sie, „was giebts zu Mittag? Suppe, Braten, Kartoffeln; zum Thee Butter, und zum Abend — ja, wisch' dir den Mund!“

Uebrigens sind in der Erinnerung des Ilja Iljitsch größtentheils solche Montage vertreten, wo der Knabe die dem Kutscher Antipka zurufende Stimme Waska's nicht vernimmt, sondern solche zumeist, an denen die

Mutter ihn beim Thee mit einem wohlgefälligen Lächeln und der Neuigkeit empfängt:

„Heute fährst Du nicht, denn Donnerstag ist ein großer Feiertag; lohnt es wohl auf drei Tage hin- und herzufahren?"

Oder aber sie macht die übrigens nicht schwierige Entdeckung, daß heute der Namenstag dieses oder jenes Heiligen oder dessen Sterbetag sei, und an einem solchen Tage dürfe man gar nicht an das Lernen denken, meinte sie: „Heute bleibst Du zu Hause — ich werde Pfannkuchen backen."

Ist aber auch ein solcher Vorwand nicht mehr gut anwendbar, so bleibt der Mutter noch dieser ganz einfache, psychologische: sie nimmt den Kopf ihres Augapfels am Montagmorgen in beide Hände, sieht ihn lang und bang an und meint endlich:

„Mir scheint, Deine Augen sind nicht, wie sie sein sollten. Bist Du auch gesund?"

Der schlaue Junge ist gesund wie ein Fisch im Wasser — aber er zieht es vor zu schweigen.

„Bleib' mir diese Woche nur zu Hause," sagte sie dann in der Regel, „bis dahin — wie Gott will."

Und so waren alle im Hause durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Lehrstunden mit dem Namens- oder Sterbetage eines Heiligen nicht zusammenfallen dürften, oder daß ein Fest am Donnerstage ein unausweichbares Hemmniß der Studien für die ganze übrige Woche sei. Höchstens macht dieser oder jener Vernünftige aus der Dienerschaft, wenn er dem verzogenen Herrchen unbemerkt beikommen kann, seinem Aerger durch die Worte Luft:

„Hu, Du Schooßkind! trollst Du Dich bald hin zu Deinem Deutschen!"

Nicht selten erscheint der Kutscher Antipka plötzlich inmitten oder zu Anfang der Woche bei Stolz, um den kleinen Herrn abzuholen, da Marja Sawischna oder Natalija Fadejewna oder die Kusowkins mit allen Kindern zu Gaste angefahren sind.

Zwei, drei Wochen, je nachdem der Besuch währt, gastirt nun Iljuscha zu Hause und da, ehe du dich dessen versiehst, ist auch die stille Woche nicht mehr weit, dann folgen die Feiertage, und in der Woche nach Ostern, meint der Eine oder der Andere aus der Familie, lernt kein vernünftiger Mensch.

Uebrigens bemühten sich Oblomows, ihren Vorwänden ein möglichst legales Ansehen zu geben in den eigenen Augen ebenso, als namentlich im

den Augen des alten Stolz, welcher eine solche Verzärtelung ohne Rücksicht auf Person und Stand mit seinen ärgsten „Donnerwettern“ belegte. Die Zeiten, da Von-Wisin die adlige Kindererziehung in seinen Lustspielen geißelte, waren ja längst vorüber. Der Spruch: „Wissen ist Licht, Unwissenheit Finsterniß“ irrte in den Flecken und Dörfern zugleich mit einigen Büchern umher, die von Büchertrödlern eingeführt worden waren. Die alten Leute begriffen den Vortheil der Aufklärung nur halbwegs; sie meinten damit den äußeren, lucrativen Vortheil. Sie sahen, wie Alle vorwärts kamen, d. h. zu Rang, Stern und Geld gelangten — nur auf dem Wege des Wissens, und sahen, wie es denen herzlich schlecht erging, die, gleich den Advocaten und Beamten aus der alten Schule, ergraut waren in den hergebrachten Gewohnheiten, Ränken und Kniffen. Es gingen beunruhigende Gerüchte von der Nothwendigkeit, nunmehr nicht nur schreiben und lesen zu können, sondern sich auch mit anderen, bis dahin unerhörten Wissenschaften und Kenntnissen vertraut zu machen. Zwischen dem Titularrath und dem Collegien-Assessor lag nun eine tiefe Kluft, über die, als Brücke, nur ein gewisses Diplom führte. Allgemach verschwanden die alten Staatsdiener, die Kinder der Routine, die Blutigel in dem Sumpfe der Sporteln. Viele von ihnen, die nicht Zeit hatten zu sterben, trieb man wegen Unzuverlässigkeit aus dem Dienste, andere unterzog man der gerichtlichen Anklage, und nur solche, die ihr Schäfchen in's Trockene gebracht, die Vorsichtigen, fanden für zweckmäßig, sich rechtzeitig „krankheitshalber“ aus dem Staube zu machen.

Alles das erwogen die Leute in Oblomowka und begriffen den Vortheil der Bildung recht wohl, aber auch nur den äußeren Vortheil. Von der inneren Nothwendigkeit des Wissens besaßen sie nur ein in Nebel gehülltes, entferntes Verständniß; ihnen galt es daher hauptsächlich, ihrem Iljuscha bis auf Weiteres einige glänzende, in die Augen fallenden Eigenschaften anerziehen zu lassen, vermöge welcher sie ihn im Geiste schon in der gestickten Uniform eines Reichsrathes, ja die Mutter ihn sogar als General-Gouverneur fungiren sahen. Alle diese Ziele aber gedachten sie, wie gesagt, mit guten Bancorubeln zu erkaufen und die vielen auf dem Pfade der Bildung und der Ehre umhergestreuten Hindernisse mit List ganz sachte zu umgehen, d. h. Iljuscha sollte lernen, aber nur so leicht hin, nicht bis zur Erschlaffung der Seele und des Körpers, nicht bis zum Verlust jener gesegneten, in der Kindheit erworbenen Frische und Fülle, sondern nur so weit, um die vorgeschriebene Form zu beobachten und aus der Prüfung

ein Attest retten zu können, in welchem es heißen müßte, daß Iljuscha „den vollen Cursus der Künste und Wissenschaften absolvirt habe." ....

Nach langem Kampfe entschlossen sich Oblomows Eltern, den fünfzehnjährigen Knaben nach Moskau auf die Universität zu schicken, wo er auch wirklich, mehr aus Schüchternheit und Scham vor seinen Lehrern als aus gutem Willen, den Cursus der Wissenschaften zu Ende hörte.

Hier nun, auf der Universität, beginnt der Einfluß des jungen Stolz auf Oblomow sich geltend zu machen. Gewiß, auch hier wäre er über kurz oder lang seiner Unlust zur Thätigkeit und Anstrengung verfallen, wenn ihm nicht eben jene deutsche Ausdauer und Zähigkeit zur Seite gestanden hätte. Immer überredend, ermunternd, drängend, führte er den Freund gleichsam an der Hand durch die verschiedenen Lehrstufen, ohne daß es ihm indessen gelungen wäre, den apathischen Charakter für irgend Etwas bleibend zu interessiren. Jenes Datum, an welchem er die letzte Prüfung überstanden, bildete gleichzeitig die Herkulessäule seiner Gelehrsamkeit. Der Namenszug des Curators unter dem Diplom war unserem Helden, wie vormals das Nagelzeichen des Lehrers unter den Lectionen, jene Grenze gewesen, über die hinaus er durchaus zwecklos erachtete, in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu schreiten.

So viel von der gelehrten Laufbahn Oblomows.

In seine Einsamkeit kehrte er leer, ohne jenes aufgehäufte wissenschaftliche Material zurück, das seinen frei umherschweifenden, im Feiertagsschlummer sich ergehenden Gedanken irgend eine Richtung hätte geben können. Aber was that er denn? Er entwarf fort und fort ein Muster für das eigene Leben. In diesem fand er, nicht ganz ohne Grund, so viel Weisheit und Poesie, daß alle Bücher und Gelehrsamkeit nichts dagegen waren. Nachdem er dem Dienst und der Gesellschaft den Rücken gekehrt, fing er an, in eigener Weise das Problem seines Lebens zu lösen, vertiefte sich in seine Bestimmung und entdeckte am Ende, daß der Horizont seiner Thätigkeit, seines Strebens und Webens in ihm selbst verborgen liege. Er kam endlich zum weisen Schluß, daß auf sein Theil das Familienleben und die Sorge um sein Eigenthum gefallen seien. Bis dahin waren ihm seine auswärtigen Angelegenheiten so gut wie fremd; um alles das bekümmerte sich von Zeit zu Zeit Stolz. Selbst hatte er weder eine klare Anschauung von seinen Einnahmen, noch von seinen Ausgaben, er hatte nie einen Kostenanschlag gemacht und sich um seine Wirthschaft nie gekümmert.

Wie der alte Oblomow das Gut vom Vater übernommen, so übertrug er es auch auf den Sohn. Er hatte sein ganzes Leben lang auf dem Gute zugebracht, hatte nie philosophirt, sich den Kopf nie zerbrochen mit allerlei Projecten, wie es die Leute heutzutage zu thun pflegen, um hier der Ertragsfähigkeit der Erde einen neuen Quell zu öffnen, dort den alten zu reinigen, kräftiger zu machen. Wie und womit zur Zeit des Großvaters die Felder besäet wurden, auf welchem Wege und durch welche Mittel man damals producirte, — dieselben verblieben auch bei ihm. Nichtsdestoweniger war der Alte sehr zufrieden, wenn eine gute Ernte oder vortheilhafte Preise die laufenden Einnahmen vor den vorjährigen vergrößerten: er nannte das einen Segen Gottes. Aber von Projecten und ähnlichen Gedankenanstrengungen durfte keine Rede sein, denn das hieße dem Willen Gottes vorgreifen. „Will's Gott — wir werden unser tägliches Brod haben," pflegte er zu sagen.

Ilja Iljitsch schlug in dieser Richtung allerdings weder nach dem Vater noch dem Großvater. Er war ja gebildet, hatte in der Welt gelebt und war dadurch zu Ansichten gelangt, welche den Voreltern fremd bleiben mußten. Er begriff, daß der Erwerb nicht nur keine Sünde, sondern daß es die Pflicht eines jeden Weltbürgers sei, mit ehrlichen Kräften den allgemeinen Wohlstand aufrecht zu erhalten, zu unterstützen. Aus diesem Grunde bestand der größere Theil jenes Musters, das er in seiner Einsamkeit für die Zukunft entwarf, aus einem mit den Bedürfnissen der Zeit übereinstimmenden neuen Plan zur Organisation seiner Gutsverwaltung und zur freundlichen Umgestaltung der Verhältnisse seiner Bauern. Die Grundidee des Planes, die Disposition, einzelne Hauptpunkte — alles war längst in seinem Kopf zurechtgelegt; es blieben nur noch alle Einzelheiten, Anschläge und Ziffern übrig. Einige Jahre bereits arbeitet er unermüdlich an dem Plan; er grübelt und überlegt, wo er geht und liegt (denn „steht" würde weniger passen), zu Hause und unter Freunden: bald ergänzt er etwas in den Paragraphen, bald streicht er einiges, oder er ruft in's Gedächtniß zurück, was ihm gestern in den Sinn gekommen und über Nacht vergessen worden war; manchmal schießt ihm ein ganz neuer, unerwarteter Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf — und da giebt's wieder Arbeit, was er so nennt. Er ist durchaus nicht der seichte Nachahmer einer fremden, bereits fertigen Idee; er selbst ist der Schöpfer, der Vollzieher seiner Entwürfe. Morgens, sobald er sich aus dem Bett erhoben und den Thee eingenommen, wirft er sich sogleich wieder auf den Divan,

legt das Haupt in die unterstützende Hand und liegt und staunt und schont die Kräfte nicht, bis endlich der Kopf müde wird und schwer von der abspannenden Arbeit und das Gewissen ihm die beruhigenden Worte zuruft: genug gesorgt für heute um das allgemeine Wohl.

Von den materiellen Sorgen befreit, liebte es Oblomow in sich zu gehen und in der von ihm selbst erschaffenen Welt zu leben. Er war für den Genuß edler Gedanken nicht unzugänglich, namentlich berührte ihn das Elend der Menschen bleibend und tief. In solchem Seelenzustande litt er förmlich unter den sich ihm lebhaft vorstellenden Drangsalen, Leiden und Lastern, von denen die Menschheit heimgesucht ist — und dann hätte er helfen, retten mögen mit Aufopferung seines Lebens. Wie ein guter Schauspieler, so vermochte auch er sich hineinzuexaltiren in eine vorgestellte andere, bessere Welt, in die Rolle eines Erretters. In solchen Augenblicken sah man ihn oft sich mit blitzenden Augen in seinem Bett erheben und, von einer in ihm wirklich vorhandenen und hohen sittlichen Kraft bewegt, wie ein gütiger Vater um sich schauen mit segnenden Händen. ...

Sollte das das Erwachen zu dem langersehnten Fortschritt sein? Werden wir die wohlthätigen Folgen einer so edlen Kraftanstrengung verwirklicht, Oblomow in Thätigkeit sehen? O nein — sieh nur hin — der Morgen ist vorüber, der Tag neigt sich bereits zum Abend — und mit ihm neigen sich auch die ermüdeten, unzureichenden Kräfte Oblomows: die Wellen in seinem Innern und die Aufregung legen sich, der Kopf wird frei von den betäubenden Gedanken und ruhig durchrieselt das Blut die Adern. Still, nachdenklich kehrt er sich auf den Rücken, heftet den trüben Blick auf das Fenster und begleitet mit den Augen die wolkenumschleierte Sonne, bis sie hinter jenem vierstöckigen Hause verschwindet. Wie vielen solchen Sonnenuntergängen sah er nicht schon zu!

Am andern Morgen beginnt dasselbe Leben, dieselbe Aufregung, beginnen dieselben Träumereien von Neuem.

Niemand ahnte und beobachtete dieses innere Leben und Weben des Ilja Iljitsch; Alle glaubten, daß er den langen lieben Tag über nur ißt und schläft und daß mehr von ihm gar nicht erwartet werden könne; ja Einige meinten sogar, daß er unfähig sei über etwas nachzudenken. Der Einzige, der über seine Fähigkeiten, über die innere vulcanische Thätigkeit des guten, menschenfreundlichen Herzens genaue Auskunft zu ertheilen vermochte, war Stolz, aber, um den Freund die Anwendung dieser guten Eigenschaften lehren zu können, hielt er sich zu wenig in Petersburg auf.

Wohl wußte auch Sachar um seines Herrn inneren Zustand, denn er war ja sein ganzes Leben lang beständig in seiner Nähe gewesen; aber er gerade war überzeugt, daß sie beide lebten, wie es sich gezieme, und daß es sich gar nicht gezieme anders zu leben.

Sachar zählte fünfzig Jahre. Er war schon kein directer Nachkomme mehr jener Ritter „ohne Furcht und Tadel", die ihrem Herrn bis zur Selbstverleugnung ergeben waren, alle Wohlanständigkeiten in sich vereinten und keine Untugenden besaßen. Dieser Ritter war weder ohne Furcht noch ohne Tadel. Er gehörte zweien Zeiträumen an und beide hatten auf ihn ihren Stempel gedrückt. Von der einen Epoche ererbte er eine unbegrenzte Ergebenheit zum Oblomow'schen Hause, von der anderen, späteren, die Verfeinerung und Verdorbenheit der Sitten. Dem Herrn wirklich und wahrhaft ergeben, glaubte er, ein Kind der Neuzeit, gleichzeitig sich durch nichts gebunden, ihn täglich zu belügen, ihm hier einen Fünfer, dort einen Zehner vorzuenthalten. So wanderten alle die da und dort zerstreuten Kupfermünzen, von denen er voraussetzte, daß sie bei dem Herrn bereits in Vergessenheit gerathen seien in seine Tasche; ebenso kehrte eine herausgewechselte Geldkleinigkeit nie zu Ilja Iljitsch zurück, wenn dieser vergessen hatte sie zu fordern. Größere Summen stahl er nicht, möglicherweise darum, weil er seine Bedürfnisse nach Zehnern und Fünfern bemaß oder weil er entdeckt zu werden fürchtete, jedenfalls aber nicht aus Ueberfluß an Ehrlichkeit.

Von seiner Unordentlichkeit gar nicht zu reden ist Sachar äußerst ungeschickt. Mit einem Mal wird er nie ein Tuch oder sonst einen Gegenstand von der Diele erheben, sondern, nach demselben gleichsam haschend, sich mindestens drei Mal bücken, und auch dann noch geschieht es, daß das Ergriffene seinen Händen wieder entfällt. Ohne etwas zu zerschlagen hat er selten eine Anzahl zerbrechlicher Sachen durch das Zimmer getragen. Gleich beim ersten Schritt gerathen die obersten Gegenstände in schwankende Bewegung und streben nach Newton's Gesetz zur Erde; fällt ein Stück, so thut er einen so heftigen, aber verspäteten und nutzlosen Griff darnach, daß durch die Erschütterung in der Regel noch zwei andere dem ersten folgen. Mit vor Verwunderung weit geöffnetem Munde begleitet er das fallende Geschirr mit seinen Blicken, anstatt Acht zu geben auf das was noch auf dem Präsentirbrett zurückgeblieben, und so geschieht es mitunter, daß von allem Geschirr nur ein Gläschen oder nur ein Teller unzerbrochen an Ort und Stelle anlangt, wenn er nicht, was auch vorkam, den ganzen

Rest zusammt dem Brette mit heftigen Verwünschungen auf die Diele schleudert und davon läuft. Durch's Zimmer gehend, bleibt er bald an einem Stuhl oder an einem Tisch hängen; er gelangt auch nicht immer gerade durch die geöffnete Hälfte der Flügelthür, sondern stößt oft mit der breiten Schulter an die andere. In solchen Fällen müssen die Thüren ebenso, als der Wirth des Hauses oder der Tischler, der den Gegenstand des Anstoßes verfertigt hat, herhalten, an denen er insgesammt seinen Zorn in den derbsten Schimpfreden ausläßt. In Oblomows Gemache waren fast alle Gegenstände entweder angebrochen oder eingeschlagen, jedes Stück hatte, wie man zu sagen pflegt, seinen Knix wegbekommen, namentlich die kleinen und feinen Sächelchen, die eine größere Sorgfalt im Umgange mit ihnen erheischen, und alle hatten sie ihre Verstümmelung der Taktik des Sachar zu verdanken. Er macht nämlich gar keinen Unterschied in der Behandlungsweise des einen oder des andern Stückes, sondern bezieht seine Fähigkeit, einen Gegenstand anzufassen, gleichartig auch auf alle übrigen, mögen diese auch noch so verschieden von einander sein. Man kann sich leicht vorstellen, was entstehen muß, wenn er auf einen vom Staube zu reinigenden Spiegel dieselbe Kraft verwendet, welche er nöthig haben würde das eisenbeschlagene Straßenthor aufzustoßen. Behüte Gott, wenn Sachar sich manchmal, seinem Herrn zu Gefallen, vom Eifer hinreißen läßt, wenn es ihm in den Sinn kommt, aufzuräumen, zu säubern, den Sachen die ihnen zukommenden Plätze zu geben, überhaupt alles schnell und mit eins in Ordnung zu bringen! Der Unfälle und Verluste war dann kein Ende. Kaum dürfte ein in's Haus gedrungener feindlicher Soldat ärger wirthschaften: es beginnt ein Brechen, ein Umwerfen, ein Zerschlagen der Gegenstände und endet gewöhnlich damit, daß Sachar aus dem Zimmer getrieben wird, wenn er dasselbe nicht schon vorher unter Schmähungen und Verwünschungen selbst verlassen hat.

Sachar hat sich den Kreis seiner Thätigkeit ein für alle Mal vorgezeichnet und gutwillig überschritt er denselben nie. Morgens richtet er die Theemaschine an, putzt, wenn es nöthig ist, die Stiefel und diejenigen Kleider, welche der Herr, falls er ja das Zimmer verläßt, täglich anlegt; nichts aber konnte ihn bewegen, auch die übrigen zu reinigen, und mochten die Motten an ihnen seit Jahren nagen. Dann fegte er — keineswegs täglich — das Zimmer, d. h. nur so einen kleinen Fleck, die Mitte desselben, und wischte den Staub nur von demjenigen Tische, auf welchem sich nichts befand, alles einzig darum, um sich die Mühe des Abhebens der auf

demselben befindlichen Sachen zu ersparen. Nach dieser Pflichterfüllung glaubte er sich völlig berechtigt, unbekümmert um alles Uebrige, auf der Ofenbank zu schlummern oder mit der Köchin und dem übrigen Hausgesinde zu schwatzen.

Befahl man ihm irgend etwas außer dem eben Aufgezählten zu verrichten, so that er es, ja, aber ungern und erst nach vielem Gezänk und hartnäckiger Beweisführung von der Nutzlosigkeit des Befehls oder der Unausführbarkeit desselben. Keine Mittel vermochten ihn zu bestimmen, den Kreis seiner Thätigkeit durch Aufnahme einer neuen Pflichtleistung zu erweitern.

Abgesehen von allem diesem und auch davon, daß Sachar sein Gläschen liebte und die Klätscherei, mußte man nichtsdestoweniger zugeben, daß er ein seinem Herrn tief ergebener Diener war. Er hätte sich nicht bedacht, für diesen in's Feuer zu rennen oder in's Wasser, nicht weil er das als ein Verdienst ansah, würdig der Bewunderung oder der Belohnung, sondern als etwas vollkommen Natürliches, Selbstverständliches; er würde so ohne alle Vernünftelei, aus Instinkt gehandelt haben, gleich dem treuen Hunde, der sich auf Tod und Leben dem Feinde seines Herrn entgegenwirft, unbekümmert, ob solches mehr ihm oder mehr seinem Herrn zustände. Aeußerlich trug er keine besondere Aufmerksamkeit für den Herrn zur Schau, im Gegentheil er pflegte sogar ein wenig grob und familiär im Umgange mit ihm zu sein, sich über ihn in allem Ernst jeder Kleinigkeit wegen zu ärgern, ja ihn gar draußen vor der Pforte zu verleumden. Aber solche Capricen waren nur periodisch; immer wieder trat das wärme, verwandschaftliche Gefühl der Ergebenheit nicht nur zur Person des Ilja Iljitsch besonders, sondern zu allem, was den Namen Oblomow führte oder ihm lieb und theuer war, zu Tage. Möglich, daß dieses Gefühl sogar im Widerspruche stand zu der selbsteigenen Ansicht, die Sachar von der persönlichen Beschaffenheit Oblomows besaß; möglich auch, daß das Vertrautsein mit dem Charakter seines Herrn ihm diese und jene unvortheilhafte subjective Meinung einflößte; ja es ist gewiß, daß, wenn man ihn wegen der großen Anhänglichkeit an Ilja Iljitsch loben wollte, er eine solche entschieden verleugnen könnte.

Diese gemischten Gefühle brachten es mit sich, daß Sachar seinen Herrn fast eben so oft bei den täglichen Versammlungen draußen an der Pforte verleumdete und anschwärzte, als er ihn mitunter über alle Maßen herausstrich; dann war des Entzückens kein Ende. War sein Herr gestern

noch geizig, launisch, jähzornig, ein so schlimmer Herr, daß er, Sachar, lieber sterben als ihm ferner dienen wolle, so kannte er heute keine Grenze für die Tugenden desselben. Er begann mit der Aufzählung aller glänzenden Eigenschaften des Ilja Iljitsch, pries dessen hohen Verstand und Herzensgüte und hob seine Freundlichkeit und Biederkeit bis in den siebenten Himmel; wurde er indessen gewahr, daß seinem Herrn die gelegentlich nöthigen Eigenschaften abgingen, so kam es ihm nicht weiter darauf an, seine Lobreden mit anderweitig entliehenen Tugenden zu vervollständigen, so daß der Herr ein einflußreicher, über Schätze gebietender Mann wurde, dessen Macht keine Grenzen kannte. In diesem Sinne drohte er denn auch vorkommenden Falls nicht allein dem Hausknecht oder dem Hausverwalter, sondern sogar dem Hauseigenthümer selbst mit der stereotypen Bemerkung: „Paß' auf, ich sag's dem Herrn — da wirst du schon kriegen!“ Eine höhere Autorität als diese zu vermuthen, kam ihm gar nicht in den Sinn. Und dennoch hatten die äußerlichen Beziehungen Oblomows zu Sachar stets etwas Feindseliges an sich; beide verbitterten sich gegenseitig das Leben. Ohne ein Opfer von der einen oder der anderen Seite kann nun einmal eine Annäherung zwischen zwei Menschen nicht stattfinden; viel Lebenserfahrung, Logik und Treuherzigkeit ist beiderseits erforderlich, um sich einzig und allein an den Vorzügen des Nebenmenschen zu erfreuen, die wechselseitigen Mängel hingegen mit Geduld zu übersehen. Ob er wollte oder nicht, einen bedeutenden Vorzug mußte Ilja Iljitsch an Sachar schätzen, das war dessen Ergebenheit zu ihm; sie war ihm zur Gewohnheit geworden, er betrachtete sie so, als könne und dürfe es gar nicht anders sein. An diesen Vorzug ein für alle Mal gewöhnt, beachtete er ihn als solchen nicht mehr, während andererseits, bei all seinem Gleichmuth, ihm die Unzahl kleiner Mängel des Sachar unerträglich wurden. Und wie Sachar den Herrn oft zu heftigen Auslassungen gegen sich veranlaßte, so hatte in gleicher Weise jener seine liebe Noth mit diesem.

Aber der uralte Zusammenhang zwischen Herrn und Diener war gleichwohl ein unzerstörbarer. Wie Ilja Iljitsch ohne den Sachar sich Morgens nicht zu erheben, Abends nicht hinzulegen vermochte, wie er ohne dessen Hülfe sich weder hätte ankleiden noch sättigen können, also vermochte auch Sachar sich keinen anderen Herrn vorzustellen als Ilja Iljitsch, sich kein anderes Dasein zu denken als den Herrn zu kleiden, ihn zu pflegen, zu ärgern, zu überlisten, zu betrügen, um ihn gleichzeitig wieder zu verehren.

In derselben Situation, in der wir den jungen Edelmann im Eingange des Romans vorfinden: wach, aber noch im Bette, das seine, regelmäßige, etwas bleiche Gesicht der Decke des Zimmers mit dem Ausdruck „jener unbestimmten Nachdenklichkeit" zugekehrt, welche zeigt, daß der Mensch durch nichts bewegt, durch nichts beschäftigt wird, — in dieser, manchmal nur durch den Wechsel des Bettes mit dem Divan veränderten Situation finden wir ihn von Scene zu Scene, von Act zu Act der ganzen, durch seinen eigenen Willen auch nicht im Entferntesten beeinflußten Handlung wieder, ausgenommen, doch selbst da nur bedingungsweise ausgenommen, die Zeit einer tief empfundenen und erwiederten Liebe, die indessen, aus Mangel an Willen seinerseits, zusammenfällt, wie alles, was er sich vorgenommen hat, wie er selbst.

Das Liegen war dem Ilja Iljitsch weder eine Nothwendigkeit, wie einem Kranken oder einem Menschen, der das Bedürfniß hat, zu schlafen, noch eine Zufälligkeit, wie Demjenigen, welcher ermüdet ist, noch war es ihm ein Genuß, wie dem Faullenzer: das Liegen war sein normaler Zustand. War er zu Hause — und er war fast immer zu Hause — so lag er stets und unabänderlich in einem und demselben Zimmer, das ihm als Schlafgemach diente und zugleich als Empfangszimmer. Er besaß noch drei andere Gemächer, die aber betrat er selten, höchstens am Morgen einmal, wenn sein Bedienter das Cabinet fegte, was (wie wir wissen) durchaus nicht alle Tage geschah.

Heute war er gegen alle Gewohnheit sehr früh erwacht — um acht Uhr ungefähr. Irgend etwas scheint ihn stark zu beschäftigen. Seine Züge drücken wechselweise bald Furcht, bald Bekümmerniß und Unwillen aus. Man sah, daß er der drückenden Last eines ungewohnten Nachdenkens zu unterliegen anfing.

Die Sache war die, daß Oblomow Abends zuvor einen Brief unangenehmen Inhalts von dem Starost seines Gutes erhalten. Es ist nicht schwer zu errathen, welcher Art die Unannehmlichkeit sein könnte, über die ein Starost zu berichten hat: Mißwachs, Rückstände, Verminderung der Einkünfte 2c. Wenngleich der Starost in dem vorhergegangenen Jahre einen ziemlich ähnlichen Brief geschrieben, so verfehlte doch auch der letzte, wie jede unangenehme Ueberraschung, seine Wirkung nicht: man mußte jedenfalls nachdenken, wie diesem Uebelstande abzuhelfen sei, und das eben war die drückende Geistesbeschäftigung Oblomows.

Wir wissen bereits von einem Plane, den er in Folge des ersten Briefes zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Zustände seines Gutes zu entwerfen angefangen, mit dem er sich herumtrug und der ihn auch am heutigen Morgen, wo ein neuer Anlaß ihn dazu zwang, beunruhigte.

Die Uhr schlug halb Zehn; Ilja Iljitsch schrak zusammen.

„Was thue ich," sagte er laut, ärgerlich, „wirklich, es ist gewissenlos — die Arbeit drängt! — Laß dich nur erst gehen — und ..."

„Sachar!" rief er.

In dem Zimmer, das nur durch einen schmalen Corridor von dem Gemache Oblomows getrennt war, konnte man ein tiefes Knurren, dann den Schall zweier von einer Höhe herabspringenden Füße vernehmen. Es war der mürrische Sachar, der von der Ofenbank sprang; er trat ein.

Seine fünfzig Jahre sah man ihm an. Er trug einen grauen, langen Rock, aus dem unter dem Arm ein Stück rothen Hemdes hervorsah, eine graue Weste mit kupfernen Knöpfen und einen wie das Knie so blanken Schädel; nur sein Backenbart war groß, stark, weit abstehend, das Kinn war rasirt.

Ilja Iljitsch, in Nachdenken versunken, schien den Eingetretenen gar nicht zu bemerken. Sachar stand vor ihm und schwieg. Endlich hustete er.

„Was willst Du?" fragte Ilja Iljitsch.

„Sie riefen ja."

„Ich rief? Warum sollte ich gerufen haben — ich weiß wirklich nicht mehr warum," sagte er, sich reckend; „geh' nur wieder, indessen fällt es mir wohl ein.

Sachar ging; Ilja Iljitsch aber fuhr fort, über den Unglücksbrief nachzudenken.

Eine Viertelstunde verging.

„Genug des Liegens — es ist Zeit, daß man aufsteht ... Uebrigens — laß sehen, ich will zuvor den Brief des Starost noch einmal mit Aufmerksamkeit durchlesen — dann ... Sachar!"

Wieder derselbe Sprung, dasselbe nur verstärkte Brummen. Sachar war in's Gemach getreten, während Oblomow von Neuem in Nachdenken versank. Der Alte stand eine geraume Zeit, betrachtete den Herrn mit einem verbissenen Seitenblick und begab sich endlich wieder zur Thür.

Der eifrig Nachdenkende hatte es gleichwohl bemerkt.

„Wohin willst Du?" fragte er plötzlich.

„Sie sprechen ja nichts, — was soll man denn hier umsonst stehen,“ antwortete Sachar mit heiserer Stimme. Er war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben, nur halb zu Oblomow gewendet, den er mit zusammengezogenen Brauen unverwandt von der Seite ansah, wie er zu thun pflegte, wenn er seinem Unwillen Ausdruck geben wollte.

„Deine Füße sind wohl verdorrt, daß Du nicht einen Augenblick stehen kannst, liegst ja ohnehin den ganzen Tag über auf der Bärenhaut, während mir die Sorge um euch und die Plage überlassen bleibt. — Suche mir den Brief auf, den ich gestern vom Starosta zugeschickt bekam Wohin hast Du ihn wieder gesteckt?“

„Was für einen Brief? Ich habe gar keinen Brief gesehen,“ sagte Sachar.

„Du, Du selbst empfingst ihn ja vom Postillon, besinne Dich, er war so schmierig.“

„Wohin haben Sie ihn verlegt — wie soll ich das wissen,“ brummte der Alte, indem er mit den Händen auf den Papieren umhertappte, die auf dem Tische zerstreut lagen.

„Du weißt nie etwas Sieh im Korbe nach! Oder er ist vielleicht hinter den Divan gefallen — da, sieh wie die Lehne vom Divan aussieht! zerbrechen konntest Du sie, aber einen Tischler herschaffen fällt Dir schwer.“

„Ich habe nichts zerbrochen,“ meinte Sachar, „sie ist von selbst gebrochen; für die Ewigkeit ist sie doch nicht gemacht: alles muß einmal brechen.“

Ilja Iljitsch hielt es für überflüssig, das Gegentheil zu beweisen.

„Nun — hast Du?“ fragte er.

„Hier sind Briefe.“

„Nicht die.“

„Nun, andere finde ich nicht,“ sagte Sachar.

„Es ist gut, geh' nur wieder!“ rief Oblomow ungeduldig. „Ich werde aufstehen und selbst suchen.“

Sachar entfernte sich in seine Kammer. Kaum jedoch hatte er beide Hände rückwärts auf die Ofenbank gestützt, um sich hinaufzuschnellen, als von Neuem der eilige Ruf „Sachar! Sachar!“ erscholl.

„Ach, du barmherziger Gott!“ stöhnte er, sich nach dem Cabinet begebend, „diese Qual! Wenn doch der Tod käme!“

„Was wollen Sie?“

„Mein Schnupftuch, schnell!“

„Wie soll ich wissen, wo das Tuch steckt?“ Er umging brummend das ganze Zimmer und betastete jeden Stuhl, wiewohl ein einziger Umblick deutlich zeigte, daß auf den Stühlen nichts lag, das einem Tuche ähnlich sah.

„Alles verlieren Sie,“ sagte er, die Thür zum Gastzimmer öffnend, um auch dort zu suchen.

„Wohin? hier suche: ich bin seit vorgestern nicht dort gewesen. Rühre Dich doch!“ fügte Ilja Iljitsch streng hinzu.

„Wo ist es denn? das Tuch ist fort!“ gesticulirte der Alte und sah sich im Kreise um. — „Da ist es ja,“ rief er plötzlich mit vor Aerger röchelnder Stimme, – „Sie liegen darauf — da, da hängt der Zipfel. Selbst liegen Sie darauf, aber fragen nach dem Tuch!“

Und ohne eine Antwort abwarten zu wollen, begab er sich zur Thür. Oblomow schämte sich der Blöße, die er sich gegeben. Schnell war eine andere Ursache gefunden, die den Sachar dennoch verurtheilen sollte.

„Was für eine Reinlichkeit bei Dir herrscht: Staub, Schmutz, Unordnung — Du lieber Gott! Sieh hin, betrachte Dir die Winkel — Du thust ja gar nichts!“

„Wenn ich auch wenig verrichte,“ begann Sachar in beleidigtem Tone, „so spare ich doch weder Mühe, noch schone ich mein Leben! Ich wische sowohl den Staub, als ich das Zimmer fege und nach Kräften Ordnung halte. ...“

Er wies auf die Mitte der Diele und auf den Tisch, an dem Oblomow zu speisen pflegte.

„Sehen Sie, alles ist aufgenommen, geordnet, rein — wie zur Hochzeit. Was wollen Sie mehr?“

„Und was ist das,“ unterbrach ihn Ilja Iljitsch, indem er auf die Wände und auf die Decke wies: „und das? und das?“ fuhr er hinweisend auf ein seit gestern auf der Diele liegen gebliebenes Handtuch und auf einen vergessenen Teller mit Brodschnitten fort, — „was ist das?“

„Das, meinetwegen, will ich forträumen,“ meinte Sachar zugebend und erfaßte den Teller.

„Nur den Teller? Und den Staub an den Wänden und das Spinngewebe?“

„Die Wände pflege ich alle Jahr vor Ostern zu reinigen: dann putze ich die Heiligenbilder und mit eins die Wände von den Spinngeweben.“

„Und die Bücher, die Bilder?“

„Die heidnischen Götterbilder und Bücher vor Weihnachten: dann räumen wir, die Köchin und ich, alle Schränke auf. Wie soll man jetzt etwas machen? Sie sitzen ja beständig zu Hause!“

„Zuweilen bin ich im Theater oder zu Gaste — da wäre ...“

„Wo wollen Sie hin? eine Säuberung bei Nacht.“

Oblomow sah den Unnachgiebigen unmuthsvoll an, schüttelte den Kopf und athmete tief; Sachar sah zum Fenster hinaus und athmete auch tief. Der Herr schien zu denken: „Nun, Freund, Du bist denn doch noch ein größerer Oblomow als ich,“ während Sachar glauben mochte: „Sprich was Du willst, ich weiß doch, daß Staub und Spinngewebe Dich wenig kümmern.“

Nach einer Weile fuhr Ilja Iljitsch fort: „Siehst Du nicht ein, daß durch den Staub Motten entstehen? ja, ich habe zuweilen eine Wanze auf der Wand bemerkt!“

„In meiner Kammer habe ich deren mehr,“ bemerkte Sachar gleichgültig.“

„Ist das gut? das ist ja ekelhaft!“

Sachar schmunzelte.

„Habe ich Schuld daran, daß es Wanzen auf der Welt giebt?“ fragte er mit naiver Verwunderung — „habe ich sie erfunden?“

Oblomow erhitzte sich ein wenig. „Das rührt von der Unsauberkeit her, Du alter Lügner!“

„Auch die Unsauberkeit habe ich nicht erfunden.“

„Bei Dir in der Kammer — man hört's hier — laufen die Mäuse des Nachts herum.“

„Die Mäuse habe ich auch nicht erfunden. Von diesem Geschöpf, seien es Mäuse, Katzen, Wanzen, giebt es überall eine große Menge.“

„Nein, bei reinlichen Menschen nicht.“

Das Gesicht des Sachar drückte einen starken Zweifel aus, oder richtiger gesagt, die ruhige Gewißheit, daß so etwas nicht möglich sei.

„Ich wenigstens besitze von den Wanzen sehr viel,“ sagte er eigensinnig: „auf jede einzelne kann man nicht Acht geben, zu ihr in die Spalte kann man nicht kriechen.“

„Fege öfter, reinige die Winkel von dem angesammelten Schmutze — und es wird gut werden,“ belehrte Oblomow.

„Was hilft's: heute nimmt man alles auf, morgen hat sich's wieder angesammelt.“

„Es wird sich nicht ansammeln,“ eiferte der Herr, „es darf nicht sein!“

„Es wird sich ansammeln — das weiß ich,“ wiederholte der Diener standhaft.

„Sammelt es sich an, so reinige auf's Neue.“

„Wie? jeden Tag und alle Ecken?“ fragte Sachar verwundert, — „da will ich lieber Gott bitten, daß er den Erzengel nach meiner armen Seele sende!“

„Wie machen es denn Andere,“ fuhr Oblomow wohlmeinend fort, — „hier gegenüber zum Beispiel, bei dem Clavierstimmer: es ist eine Freude in die Wirthschaft hineinzublicken. Und doch schafft alles nur eine einzige Magd.“

„Ja, wo sollen die Deutschen auch den Schmutz hernehmen?“ fiel Sachar, dem ein guter Gedanke gekommen zu sein schien, hier ein. „Betrachten Sie sich nur einmal das Leben das sie führen! Die ganze Familie nagt die Woche über an einem und demselben Knochen; der Rock geht von den Schultern des Vaters auf den Sohn über, vom Sohne wiederum auf den Vater; die Frau und die Töchter tragen Kleiderchen wie die Puppen, kurz, eng .. Wo soll da der Schmutz herkommen? Bei ihnen ist nicht Gebrauch, in den Schränken Jahre lang ganze Haufen von Kleidern liegen zu lassen, bei ihnen werden sich nicht, wie bei uns, die Brodreste den Winter über so ansammeln, daß sie einen ganzen Winkel ausfüllen ... dort geht nichts verloren: sogar die Brodrinden dienen ihnen als Zwieback, den sie mit Bier anfeuchten und so hinunterschlucken. Pfui!“

Sachar spie durch die Zähne bei dem Gedanken an ein derart garstiges Leben.

„Es fehlt noch, daß ich mich mit Dir in einen Discurs einlasse,“ sagte Ilja Iljitsch in der Besorgniß, zum zweiten Mal vor dem Diener den Kürzeren ziehen zu müssen, — „schweig und thue, was Deine Pflicht ist.“

„Das thue ich immer; aber Sie hindern mich ja selbst manchmal daran, z. B. wenn ich alles aufräumen will.“

„Die alte Leier! ich, nicht wahr, ich hindere immer?“

„Natürlich Sie; wer sonst? Sie verlassen ja Ihr Lager gar nicht: wie soll man in Ihrer Gegenwart ... Gehen Sie einmal auf einen ganzen Tag aus und Sie sollen sehen ...“

„Was fällt dir ein — ausgehen! Thu' mir den Gefallen und geh' nur selbst wieder.“

„Ja, es ist wahr,“ bemerkte Sachar befriedigt und ging hinaus.

Oblomow versank in Nachdenken. Nach wenigen Minuten schlug die Uhr.

„Was ist das!“ rief fast mit Schrecken Ilja Iljitsch, „schon Elf und ich immer noch nicht aus dem Bette! Sachar! Sachar!“

„O diese ausgesuchte Marter! Ja doch, ja!“ kommt's aus dem Vorzimmer und der bekannte Sprung wiederholte sich.

„Kann ich mich waschen?“ fragte Oblomow den Eingetretenen.

„Alles steht schon längst bereit. Warum erheben Sie sich denn nicht?“

„Das hättest Du mir sagen sollen und ich wäre schon um acht aufgestanden. Geh' nur, ich folge gleich. Viel liegt mir heute zu thun ob: eine Unzahl Briefe habe ich zu schreiben.“

Sachar entfernte sich, kehrte aber gleich darauf mit einem vollgeschriebenen, schmierigen Heftchen und einer Anzahl Papierzettel zurück.

„Da Sie zu schreiben gedenken,“ begann er, „so kommt es gerade gelegen, hier diese Rechnungen zu reguliren: wir müssen bezahlen.“

„Was bezahlen? welche Rechnungen?“ fragte mißvergnügt Ilja Iljitsch.

„Vom Fleischer, Gemüsehändler, der Wäscherin, dem Bäcker: sie verlangen alle ihr Geld.“

„Warum reichst Du mir alle zugleich ein und nicht allmählich?“

„Sie trieben mich ja jedesmal hinaus; immer hieß es: morgen, morgen.“

„Nun, kann es denn nicht auch heute auf morgen verschoben werden?“

„Nein, das geht nicht! die Leute werden dringend: sie borgen nichts mehr. Wir haben heute den Ersten.“

„Ach!“ seufzte Oblomow, „eine neue Sorge! Nun, was gaffst Du? leg' die Rechnungen auf den Tisch. Ich werde gleich aufstehn, mich waschen und dann auch die Rechnungen durchsehen. — Das Waschwasser ist also bereit?“

„Es ist bereit.“

„Nun, dann ...“

Mit einer obligaten Ermunterungsinterjection hatte er sich wirklich bis zur Hälfte im Bette erhoben.

„Noch etwas,“ begann Sachar, während Oblomow wieder in die Kissen zurücksank: vorhin schickte der Verwalter den Hausknecht herauf: der Verwalter, sagt der Hausknecht, bittet nun in allem Ernste, daß wir die Wohnung räumen, sie werde umgebaut werden.“

„Ja wohl, gewiß. Wenn es nicht anders sein kann — versteht sich, daß wir ausziehen.“

„Und lieber heute als morgen, meint der Verwalter, sagte mir der Hausknecht."

„Siehst Du, Sachar, wie Du mich quälst! Das dritte Mal kommst Du mir mit dieser Angelegenheit, während ich Dich doch gebeten, mich mit ihr zu verschonen."

„Aber Väterchen Ilja Iljitsch, wenn Sie wüßten, wie man mich bedrängt ..."

„Sage ihnen, daß wir ausziehen werden."

„Das thue ich auch, sie antworten aber: vor einem Monat, sagen sie, hätten Sie schon versprochen; wir, sagen sie, werden die Polizei davon benachrichtigen."

„Mögen sie das," entgegnete Oblomow entschlossen, — „wir werden umziehen, sobald die Tage nur wärmer werden — nach drei Wochen vielleicht."

„Wo wollen Sie hin? drei Wochen! Der Verwalter, sagt der Hausknecht, besteht auf morgen oder spätstens übermorgen."

„Ei, wie hitzig! schon morgen also? Beliebt er nicht zu befehlen, daß es gleich auf der Stelle geschehen soll? ... Du aber erlaube dir nicht, mich noch einmal an die Wohnung zu erinnern — sonst, gieb Acht!"

„Was soll ich denn machen?" fragte Sachar.

„Was Du machen sollst? Was fragst Du mich darum? was geht das mich an? Lasse mich in Frieden — im Uebrigen thue was Du willst, nur richte es so ein, daß wir nicht nöthig haben auszuziehen. Aber so bist Du: nicht die kleinste Sorge nimmst Du den schwerbeladenen Schultern Deines Herrn ab."

„Väterchen Ilja Iljitsch," begann Sacher fast gerührt, „was soll ich dabei thun? Das Haus gehört nicht mir — ja, wenn es mir gehörte, glauben Sie, mit dem allergrößten Vergnügen ..."

„Könnte man den Verwalter nicht auf irgend eine Art überreden, zum Beispiel: wir wohnen, seht, schon viele Jahre hier, sind pünktliche Zahler rc."

„Das und noch mehr habe ich gesagt," bemerkte Sachar.

„Nun, und er?"

„Er? er bleibt dabei: zieht aus und damit basta! Man will aus der Doctorwohnung und dieser hier eine einzige große machen, zur Hochzeit, heißt es, für den Sohn des Hauswirths."

„Ach, du mein Gott!“ rief Oblomow im Aerger, „giebt es denn wirklich solche Esel, die heiraten!“

Er drehte sich auf die andere Seite.

„Schreiben Sie, Herr, an den Wirth, vielleicht nimmt er Rücksicht.“

„Es ist wahr — ich werde gleich aufstehn und schreiben ... Jetzt geh' nur wieder — indessen denke ich darüber nach.“

Sachar ging und Oblomow begann nachzudenken.

Woran sollte er nun zuerst denken: an den Brief des Starost, an den Umzug, oder an die Rechnungen. Er lag und sann und kehrte sich von der einen Seite auf die andere.

Wer weiß, wie lange er noch in dieser Unentschlossenheit gelegen hätte, — aber die Glocke im Vorzimmer ertönte; es kam Jemand zu ihm.

Oblomow, ohne seine Lage zu verändern, heftete die Blicke neugierig auf die Thür. ....

In schneller Aufeinanderfolge werden uns nun die Freunde unseres Helden vorgeführt, Beamte und Schriftsteller, fünf an der Zahl, alle mehr oder weniger von der Freigebigkeit und Großmuth des Edelmanns lebend und seine Gutmüthigkeit ausnutzend. Namentlich ist einer unter ihnen, ein gewisser Tarantjew, der mit frecher Zudringlichkeit und den eigennützigsten Absichten sich in die Angelegenheiten seines „Landsmannes“, wie er Oblomow nennt, mischt und nicht, ohne daß ihm seitens des letzteren, dessen Unbeholfenheit in Ausführung irgend eines bürgerlichen Geschäfts gar keine Grenzen kennt, nur zu oft Veranlassung und Gelegenheit geboten wird. Wie Stolz der gute, so ist Tarantjew der schlimme Genius Oblomows. Ueber die Miethkündigung und den Brief des Starost entspinnt sich folgende Unterredung zwischen Tarantjew und Oblomow.

Tarantjew ist gekommen, sich, wie gewöhnlich, zu Mittag anzumelden.

„Hast Du Madera zu Hause?“ fragt er.

„Ich weiß nicht, erkundige Dich bei Sachar, da muß noch Wein sein,“ antwortet Oblomow zerstreut.

„Immer derselbe von dem Deutschen? Nein, den trinke ich nicht; schicke in's englische Magazin.“

„Wen soll ich schicken? es wird an dem genügen, der da ist.“

„Gieb nur Geld, im Vorübergehen nehme ich den Wein mit; ich habe vor dem Diner noch einen Gang zu machen.“

Oblomow läßt sich ein Kästchen reichen, nimmt einen rothen Zehnrubelschein heraus, zögert aber noch, dem Zudringlichen die ganze Note hinzugeben.

„Der Madera kostet sieben Rubel, hier sind zehn,“ sagte er.

„Gieb nur alles — was fürchtest Du.“

Er entriß ihm das Geld, steckte es in die Tasche und wollte sich entfernen.

„Warte, Michel Andreitsch, Du mußt mir einen guten Rath geben.“

„Schon wieder! sprich schnell, ich habe Eile.“

„Ein doppeltes Unglück ist über mich gekommen: erstens treibt man mich aus der Wohnung ...“

„Das ist dir recht, Du zahlst wahrscheinlich nachlässig.“ Er machte Miene zu gehen.

„Ach, schweige! ich zahle stets vor dem Termin. Das ist es nicht, sondern man will diese umbauen ... Warte, wohin eilst Du? Belehre mich, wie man hier verfahren soll: in einer Woche muß ich die Wohnung räumen und das kann ich um alles in der Welt nicht.“

„Bin ich Dein Rathgeber, oder was denkst Du von mir? Bilde Dir nicht ein ...“

„Ich bilde mir nichts ein,“ sagte Oblomow, — „beruhige Dich, schrei nicht so gewaltig, denke lieber nach, was dabei zu machen ist: Du bist ein praktischer Mensch.“

Tarantjew schien über etwas nachzudenken. „Ja, so soll es sein,“ sagte er endlich, die Mütze wieder vom Kopfe nehmend und sich setzend, — „danke mir und lasse zu Mittag Champagner auffahren: Deine Sache ist abgemacht.“

„Wie so? sprich.“

„Giebt's Champagner?“

„Meinetwegen, wenn der Rath dessen werth ist.“

„Umgekehrt! Du bist des Rathes nicht werth! Meinst Du, ich werde Dir umsonst rathen?“

„Gut, gut, sprich nur,“ bat Oblomow.

„Da ist der Rath: morgen schon kannst Du ein anderes Quartier beziehen ...“

„O seltner Rath! Das weiß ich nämlich selbst auch ...“

„Halt! was unterbrichst Du mich!“ schrie Tarantjew; morgen mußt Du in das Haus meiner Gevatterin, auf die Wiborger Seite ziehen ...“

„Was heißt das? auf die Wiborger Seite! Winters, sagt man, sollen die Wölfe sich dahin verirren," lachte Oblomow, „es muß dort schauerlich sein, so einsam, öde, menschenleer."

„Das lügst Du, denn meine Gevatterin, eine ehrbare Beamtenwittwe, wohnt da mit ihren zwei Kindern und einem Bruder, einem Kerl, kann ich dir sagen, der uns beide in die Tasche steckt."

„Was geht mich das alles an," sagte Oblomow ungeduldig, „dorthin ziehe ich nicht."

„Das will ich mal sehen: Nein, Freundchen, wenn Du mich einmal um Rath fragst, so befolge ihn auch."

„Dorthin ziehe ich nicht," wiederholte Oblomow entschieden.

„So hol' Dich der Teufel," schrie Tarantjew und schritt, sich den Kopf bedeckend, wieder zur Thür. Auf halbem Wege kehrte er jedoch um.

„Was Du einfältig bist," sagte er, „was ist denn hier, das Dich anzieht?"

„Was? die Nähe der Magazine, des Theaters, der Freunde — ich lebe im Mittelpunkte der Stadt ..."

„So? und was hilft Dir das alles? Wie lang ist es her, daß Du nicht von Hause gegangen? Wann warst Du zuletzt im Theater? Welche Freunde besuchst Du? Was, zum Teufel, soll dir denn dieser Mittelpunkt, wenn man fragen darf?"

„Was er soll? ich weiß schon, was er soll."

„Siehst Du, Du weißt es selbst nicht! Dort aber, bei meiner Gevatterin, bedenke, lebst Du ruhig, still, Deinen Neigungen entsprechend; Niemand stört Dich; da ist alles rein, sauber. Sieh Dich einmal um — lebst Du hier nicht wie in einer Kaserne? Dort ist alles, wie Du es liebst: sauber und still und gemüthlich. Außer mir wird Dich Niemand besuchen. Die beiden Kinder sind nett und wohlerzogen, mit ihnen kannst Du Dich erheitern. Was verlangst Du mehr? Und nun erst die Ersparniß? Was zahlst Du hier?"

„Tausend fünfhundert."

„Darum — und dort nur tausend fast für das ganze Haus, für diese freundlichen, hübschen Zimmerchen! Sie wünschte sich immer einen stillen ordentlichen Einwohner — der bist Du ..."

Oblomow schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Dorthin ziehe ich nicht," sagte er zerstreut.

„Ich sag' Dir aber, Du wirst hinziehen. — Ueberlege doch, daß Du dort zweifach billiger lebst, auf die Wohnung allein fünfhundert Rubel gewinnst; der Mittagstisch wird noch einmal so gut und sauber sein; weder wird Dich die Köchin noch dieser Sachar bestehlen ..."

Aus dem Vorzimmer ließ sich ein Knurren vernehmen.

„Und welche Ordnung herrscht dort," fuhr Tarantjew fort; „hier kann man sich ohne Ekel gar nicht an den Tisch setzen, dort aber wird die Hand einer erfahrenen und gebildeten Frau wirthschaften, wird verhindern, daß Du in Schmutz und Staub vergehst, daß Deine Wäsche von Motten zerfressen werde — pfui, abscheulich! Euch, d. h. Dir und Deinem Dummkopf Sachar ..."

Ein heftiges Knurren im Vorzimmer.

„Diesem alten Vieh," ergänzte Tarantjew, da er das Knurren vernahm, „Euch wird nichts zu thun übrig bleiben, radical nichts. Was also ist hier zu überlegen? Du ziehst um und damit abgemacht!"

„Wie soll ich so plötzlich? nein, nein! Und noch dazu auf die Wiborger Seite."

„Hör' ihn Einer!" sagte Tarantjew und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, so viel Anstrengung kostete ihm heute die Ueberredung. „Es ist Sommer — Du lebst gleichsam im Grünen. Was simpelst Du hier in der Gorochowaja? Dort hast Du den Besborodkoschen Garten, zur Seite die Ochta, zwei Schritt weiter die Newa — weder Staub noch ungesunde Ausdünstungen — was willst Du mehr; gleich nach dem Diner fahre ich hinüber — gieb mir Geld für den Iswoschtschik — und morgen ziehst Du um ..."

Oblomow bleibt unschlüssig; Tarantjew schickt sich zum Fortgange an.

„Erlaub' gefälligst. Es bleibt noch eine viel wichtigere Sache zu erledigen. Höre nur, welche entmuthigende Post mir von meinem Starost zugekommen und entscheide, was ich thun soll."

„Was bist Du doch für eine Pflanze! nichts verstehst Du, alles ich und immer ich ..."

„Nun, was meinst Du? wie soll ich mich hierbei verhalten?" erkundigte sich Oblomow, nachdem er den Brief laut vorgelesen.

„Verlorener, ganz verlorener Mensch," sagte Tarantjew den Landsmann mitleidig ansehend.

„Wie so verloren?"

„Wie so denn nicht verloren?"

„Nun, so hilf mir."

„Was giebt's dafür?"

„Ich sagte ja schon: Champagner. Was verlangst Du noch?"

„Der Champagner ist für die Bemühungen um das Quartier. Du scheinst zu rechnen, abzuwägen, Undankbarer! Du verstehst die Wohlthaten, die ich dir erweise, gar nicht zu würdigen."

„Gut, schon gut," unterbrach ihn Oblomow, „sage mir nur, was ich mit dem Starost anfangen soll."

„Lasse Porter zu Mittag kommen, so will ich's dir sagen."

„Ach, nun auch Porter ..."

„Du willst nicht? leb' wohl!" sagte Tarantjew und stülpte sich die Mütze wieder auf.

„Du mein Gott! der Starost schreibt, daß sich meine Einkünfte voraussichtlich um 2000 Rubel vermindern werden — und jener verlangt Porter! — Gut denn, kaufe auch noch Porter."

„Geld," sagte Tarantjew, die Hand ausstreckend.

„Dir bleiben ja von den zehn drei Rubel übrig."

„Und für die Fahrt nach der Wiborger Seite?"

Oblomow reichte dem Zudringlichen achselzuckend noch einen Rubel hin.

„Dein Starost ist ein Spitzbube," sagte Tarantjew kurz, „das ist das Ganze."

„Nicht möglich — er schreibt so natürlich."

„Was Du doch einfältig bist! Alle Spitzbuben schreiben natürlich — Du kannst mir schon glauben."

Die Rathschläge Tarantjews: selbst auf's Gut zu reisen und sich mit eigenen Augen von dem Stande der Dinge zu überzeugen, weist Oblomow mit Entschiedenheit zurück.

„Ach, wenn doch Andrei bald ankäme, der würde alles schnell in Ordnung bringen und weder Champagner noch Porter beanspruchen!" ruft er seufzend aus.

„Ja, das ist der Rechte! so ein verfluchter Deutscher! ein ganz durchtriebener Schurke!"

Abgesehen von dem sehr erklärlichen Widerwillen gegen Stolz, nährte Tarantjew eine instinctive Abneigung gegen alle Ausländer: in seinen Augen waren Franzosen, Deutsche, Engländer gleichbedeutend mit Spitzbuben, Betrüger, Räuber.

„Höre, mein Bester,“ bemerkte Oblomow streng, „ich habe Dich wiederholt gebeten, Deine Zunge zu zügeln, namentlich wenn Du von einem mir nahestehenden Menschen redest.“

„Von einem nahestehenden Menschen!“ entgegnete Tarantjew gehässig, — „was ist er Dir denn — so ein Deutscher!“

„Er steht mir näher als Alle und jede Frechheit gegen ihn ...“

Tarantjew wurde ganz roth vor Bosheit.

„Ah, Du ziehst ihn mir vor — wir sind geschiedene Leute!“

Er bedeckte den Kopf und ging auf die Thüre zu. Oblomow bereute bereits seine Härte.

„Du hättest in ihm meinen Freund achten sollen und Dich in Deinen Ausdrücken gegen ihn mäßigen — das ist alles, was ich verlange und ich glaube, es ist so ungerecht nicht,“ sagte er.

„Einen Deutschen achten? einen Deutschen?“ wiederholte Tarantjew mit dem Ausdruck inneren Abscheus.

„Ja, einen Deutschen, der, wenn er hier wäre, mich längst von allen Sorgen befreit hätte und, ich wiederhole, ohne Ansprüche auf Champagner und Porter.“

„Ah, Du machst mir Vorwürfe! So hole Dich der Teufel sammt Deinem Porter und Champagner! Da, nimm Dein Geld — hier — wohin habe ich's gleich verlegt, das verfluchte — Du undankbare Kreatur! — wo steckt es es nur ...“

„Laß gut sein, bemüh' Dich nicht,“ sagte Oblomow, — „ich mache Dir keine Vorwürfe, sondern wünsche, Du möchtest anständiger von einem Manne sprechen, der so viel für mich gethan.“

„So viel!“ höhnte Tarantjew. „Geduld, er wird noch mehr thun; er wird Dich schon berupfen, der Vagabund!“

„Höre, Tarantjew ...“

„Was soll ich noch hören? zu viel schon habe ich angehört! So'n Deutscher! in Sachsen hatte der Vater an den Hungerpfoten zu lutschen, hier trug er die Nase hoch.“

„Laß die Todten! Der Vater war ein ehrlicher, geachteter Mann.“

„So? als er in unser Land kam, trug er all sein Hab und Gut unterm Arm, trotzdessen hinterließ er dem Sohne ein Vermögen — was hat das zu bedeuten?“

„Dem Sohne hinterließ er ein Vermögen von einigen und vierzig Tausend,“ sagte Ilja Iljitsch ruhig. „Von diesen ist ein Theil angeheiratet,

den andern hat er sich ehrlich erworben, einmal im Amte eines Lehrers, namentlich aber als gut besoldeter Verwalter, wie Du weißt, der fürstlich T..schen Besitzlichkeiten. Du siehst somit: der Vater ist unschuldig. Was nun verbrach der Sohn?"

„Ein saub'res Bürschchen! Macht dir nichts mir nichts aus den 40,000 des Vaters ein Capitälchen von 300,000; dabei bringt er es in kurzer Dienstzeit bis zum Hofrath, giebt den Dienst auf, wird Gelehrter — und nun macht er Reisen! Dem Vagabunden fliegt's in den Mund! Würde ein rechter, braver Russe so handeln, frag' ich Dich? Der russische Mann erwählt sich ein Geschäftchen, langsam, bedächtig und gemächlich, gleichsam vor langer Weile. Wir wollen sagen: er übernimmt die Branntweinspacht, wenn die Ledige ihm gerade in den Weg läuft — gut, da weiß man doch wodurch er reich geworden; hier aber ist alles so vielseitig — warum? weil es Schwindel ist, nichts als Schwindel! Wenn's auf mich ankäme, in russische Ketten legen lassen wollt' ich alle diese deutschen Schwindler! Jetzt bummelt er umher, der Teufel weiß wo," fuhr Tarantjew nach einem langen Athemzuge fort, — „warum hockt er nicht im Lande und nährt sich redlich?"

„Er will immer mehr lernen."

„Lernen! er lügt, sag' ich Dir, er lügt Dir in's Angesicht wie Dein Starost. Hier hast Du einen kurzen, schlagenden Beweis, daß er lügt: welcher Hofrath, sag' selbst, welcher Hofrath wird noch lernen? also lügt er. Ich aber weiß, daß er gefahren ist, eine Maschine zu besichtigen und zu bestellen, wahrscheinlich wieder so eine Presse für russisches Geld! oder er bringt seine Schwindelpapiere, jene sogenannten Actien, an den Mann. O diese Actien, die werden uns aussaugen!"

Oblomow lachte.

„Lassen wir das," sagte er ausweichend. „Gehe Du, wohin Du mußt und ich will aufstehen um Briefe zu schreiben, wie Du mir räthst an den Kreisrichter, damit er die brieflichen Aussagen meines Starost gerichtlich untersuche, und dann zweitens einen Mißtrauensbrief an den Starost selbst."

Endlich war Tarantjew gegangen, kehrte jedoch bald wieder zurück.

„Ich hatte es total vergessen! Mein Gang zu Dir galt eigentlich," so hub er im einschmeichelnden Tone an, „Dich um Deinen Frack zu bitten. Morgen ist Rokotow's Hochzeit und meiner ist, wie Du siehst, ein wenig schäbig geworden."

Oblomow verzog das Gesicht zu einem Lachen. „Wo denkst Du hin! mein Frack ist Dir ja viel zu klein. ...“

„Er ist es nicht, verlaß Dich darauf, er ist nicht zu klein; weiß ich's denn nicht — ich habe ja Deinen Rock schon einmal angehabt: er saß wie aufgegossen ... Sachar, Sachar! komm' einmal her, altes Vieh!“

Das Gebrumm eines Bären war die Antwort, aber Sachar kam nicht.

„Rufe Du ihn doch, Landsmann; siehst Du, wie Du ihn verwöhnst!“

„Sachar!“ rief Ilja Iljitsch.

„Daß Euch dort ...!“ kam's aus der Kammer, zugleich mit einem Sprunge von der Ofenbank.

„Was wollen Sie?“

„Gieb doch meinen schwarzen Frack heraus — Michei Andreitsch will morgen zur Hochzeit.“

„Den Frack geb' ich nicht,“ sagte Sachar trocken.

„Was! Du wagst zu widersprechen, wenn der Herr befiehlt!“ schrie Tarantjew. „Warum schickst Du ihn nicht in ein Irrenhaus, Ilja Iljitsch?“

„Schweige doch! — Sei nicht eigensinnig, Sachar; gieb den Frack — ich will es,“ setzte Oblomow gewichtig hinzu.

„Ich gebe ihn nicht,“ wiederholte der Alte entschieden. „Mög' er zuvor unsere Weste und unser Hemd zurückbringen; mehr als vier Monate gastiren sie bereits bei ihm. Den Frack gebe ich nicht.“

„Nun, so hol' Euch beide der Teufel!“ schließt, die Schwachheit des Herrn und die Hartnäckigkeit des Dieners kennend, Tarantjew zornig und geht hinaus.

Oblomow ist wieder allein; die Briefe, die er zu schreiben sich vorgenommen, quälen ihn; er legt sich, um bequemer nachdenken zu können, im Schlafrock auf den Divan; er schläft ein. Das ist die Zeit, wo draußen vor der Pforte die Zusammenkünfte abgehalten zu werden pflegen.

Still, ganz still öffnete Sachar um die fünfte Nachmittagsstunde die Thür des Vorzimmers und begab sich auf den Fußspitzen lautlos in seine Kammer. Hier schlich er zur Thür des herrschaftlichen Gemaches, legte das Ohr an dieselbe und bückte sich dann zum Schlüsselloch nieder. Ilja Iljitsch lag auf dem Divan und schnarchte.

„Er schläft wieder,“ flüsterte Sachar zufrieden, „man muß ihn wecken: es ist bald fünf.“

Er trat in's Gemach und hustete.

„Ilja Iljitsch," begann er dann, am Kopfende Oblomows stehend — „Ilja Iljitsch!"

Das Schnarchen dauerte fort.

„Ilja Iljitsch!" Sachar berührte leise den Arm des Herrn. „Stehen Sie auf, es ist fünf."

Ein schlaftrunkenes Gemurmel war die Antwort.

„So stehen Sie doch auf, Ilja Iljitsch, — es ist ja eine Schande," sagte er mit immer mehr gehobener Stimme.

Keine Antwort.

„Ilja Iljitsch!" rief nun der eigensinnige Alte laut und zupfte den Arm Oblomows hin und her.

Dieser wandte das Haupt ein wenig und schlug nur mit Mühe das eine Auge, als wäre es gelähmt, zur Hälfte auf.

„Wer ist da?" fragte er geisterhaft.

„Ich bin's — stehen Sie auf!"

„Hinweg!" brummte Oblomow und schlief gleich darauf wieder fest ein. Sachar wurde dreister und rüttelte heftiger an dem Schlafenden.

„Was willst Du?" murmelte der wieder Erweckte und schlug beide Augen ganz auf.

„Sie befahlen mir ein für alle Mal, daß ich Sie wecke, wenn Sie am selben Tage einschliefen."

„Gut, ich weiß das. Du hast nun Deine Schuldigkeit gethan, jetzt mache, daß Du fortkommst. Das Uebrige verantworte ich ..."

„Ich rühre mich nicht vom Fleck," sagte Sachar, den Arm Oblomows wieder erfassend.

„Ach, Sacharuschka, laß doch," flüsterte der so schwer Bedrängte sanft und vergrub das Gesicht in das Kissen."

„Unmöglich, Ilja Iljitsch — ich wäre ja überglücklich — aber es geht wirklich nicht. Stehen Sie auf," bat der Alte eindringlich.

Aber jener schnarchte schon wieder. Sachar erfaßte ihn von Neuem am Arme.

Oblomow öffnete die Augen; der Blick war bittend: „Sei doch so gut ..."

„Ja, sei Einer Ihnen so gut — und nachher zanken Sie, daß ich Sie nicht geweckt."

„Nur eine kleine Minute laß mich noch schlafen, sie ist ja so kurz — die eine kleine Minute ..."

Die letzten Worte verschwammen: er war eingeschlummert.

„Daß muß man ihm lassen: schlafen kann er aus dem ff!“ Ueberzeugt, daß der Herr ihn nicht höre, fuhr er ziemlich laut fort: „Warum bist Du denn eigentlich da auf Gottes Erdboden, Du bejammernswerther Mensch? Wie ein Stück Holz liegt er da, wie der leibhaftige Tod.“ Sachar sah ihn mitleidig an.

„Steh' auf, sagt man Dir —“

Oblomow mußte die letzten Worte vernommen haben; er erhob schnell das Haupt.

„Was? was war das?“

„Warum Sie nicht aufsteh'n, mein' ich.“

„Lüge nicht! Wie hast Du gesagt? wie unterstandst Du Dir das?“

„Was?“

„Unehrerbietig zu sprechen.“

„Das hat Ihnen geträumt; bei Gott! es muß Ihnen geträumt haben.“

„Du glaubst ich schlafe — o nein — ich höre ...“

„Er hört,“ murmelte Sachar mit einer hinweisenden Kopfbewegung, da er das Gegentheil an dem während seiner Rede Entschlafenen deutlich sah, — „er hört! O Du Dammelkopf, Du Schooßhund — — Mir wird wirklich schlimm, wenn ich ihn ansehe ... Stehen Sie auf, stehen Sie auf!“ rief er dann laut, „sehen Sie, was hier vorgeht!“

Oblomow fuhr auf, schaute sich im Kreise um und fiel mit einem tiefen Seufzer wieder in die Kissen zurück.

„Laß mich in Frieden,“ sagte er nachdrücklich; ich befahl Dir, mich zu wecken, es ist wahr; jetzt aber ändere ich meinen Befehl: ich befehle Dir nun, mich nicht zu wecken. Verstehst Du?“ Und damit drehte er sich auf die andere Seite, mit dem Gesicht zur Wand.

Zuweilen ließ sich Sachar durch solche Reden bestimmen, zuweilen aber auch nicht; so war es heute.

Den Herrn mit beiden Händen erfassend, schrie er aus vollem Halse: „Stehen Sie auf, stehen Sie auf!“

Oblomow sprang plötzlich, unerwartet auf die Füße, so daß Sachar vor Schreck zurücktaumelte.

„Wart', ich will Dich lehren ...“

Aber wie in der Rede, so hielt er auch in der Bewegung gegen den dreisten Diener mitten an, denn hinter dem Rücken des Sachar ließ sich ein lautes Lachen hören. Beide sahen sich um.

„Andrei Iwanytsch,“ sagte Sachar verlegen.

„Stolz, Stolz!“ rief Oblomow in freudiger Ueberraschung und eilte auf den Gast zu.

Stolz krümmte sich immer noch vor Lachen; er war Zeuge der letzten Scene gewesen. . . .

Stolz! wie war nun der?

Stolz war nur ein halber Deutscher, nämlich väterlicherseits; seine Mutter war eine Russin, daher auch seine Religion die rechtgläubige und seine Muttersprache die russische. Er hatte sie von der Mutter und aus Büchern, in den Hörsälen der Universität und in den Spielen mit der Dorfjugend erlernt. Die deutsche Sprache hingegen hatte er vom Vater und ebenfalls aus Büchern ererbt. In Werchlewo, der fürstlichen Besitzlichkeit wo der Vater Verwalter war, ist er aufgewachsen. Der achtjährige Knabe trieb unter Leitung des Vaters bereits Geographie, Mathematik, Latein, während er mit der Mutter die biblische Geschichte und Krylows Fabeln las. Seine Erholungsstunden benutzte er, neben andern Knabenstreichen, zur Untersuchung der Vogelnester, und nicht selten, wenn in der Schule alles still und aufmerksam war, oder gar während des Gebets, ertönte aus seiner Tasche heraus das Gepiepe einer jungen Dohle. Es geschah auch, daß, wenn von der Straße her Lärm, Geschrei und Tritte eines Menschenhaufens sich dem elterlichen Hause näherten und die besorgte Mutter ängstlich nach der Ursache fragte, — daß der Vater da kaltblütig erwiderte: „wahrscheinlich bringen sie den Heinrich.“ Und so war es in der That. Man brachte entweder ihn selbst mit blutig geschlagener Nase und zerrissenen Kleidern, oder zugleich mit ihm denjenigen, den er auf ähnliche Weise zugerichtet hatte. Die Mutter bricht in Thränen aus, den Vater aber ficht es nicht an; er schaut völlig gleichgültig drein. „Das ist kein Junge, der einem andern noch nie eins auf die Nase gegeben,“ war seine Redensart.

Als er größer geworden war, mußte er den Vater allenthalben auf dessen Gängen und Fahrten begleiten; es begann die Schule des Lebens. Sie besuchten zusammen die Fabriken der Gegend, in denen Potasche, Theer, Fett gewonnen wurde, besahen die Felder, fuhren in die Stadt, wo der Vater, alles in Gegenwart des Knaben, entweder seine Einkäufe machte, oder mit den Behörden zu thun hatte; ferner zeigte er ihm Erdarten, von denen er einige dadurch erkannte, daß er sie zwischen den Fingern zerrieb, andere am Geruch, wieder andere am Geschmack. Der

Knabe sieht alles, reibt, riecht und schmeckt mit, merkt sich ihre Gattung und ihre Verwendung. Mit vierzehn Jahren fährt oder reitet er schon allein in die Stadt, und nie kam es vor, daß er diesen oder jenen der vielen Aufträge des Vaters vergessen oder nicht zur Zufriedenheit ausgeführt hätte.

Diese Art von Erziehung gefiel der Mutter nicht sehr. Sie fürchtete, der Sohn möchte derselbe deutsche „Bürger" werden, wie der Vater einer war. Dieses patentirte Bürgerthum aber, das sich in einer ihm nur eigenen Grobheit, Selbständigkeit und Aufgeblasenheit breit macht und, gleich einem Stier, die Hörner zur Schau trägt, ohne dieselben, wo die Umstände es erheischen, verbergen zu können, — dieses deutsche Bürgerthum war ihr zuwider. In ihren Augen besaß die deutsche Nation nicht einen einzigen Gentleman. In dem deutschen Charakter vermißte sie jene Nachsicht, Zartheit und Delicatesse, welche das Leben in der noblen Welt so angenehm machen und vermittelst derer man die gemeine Ordnung straflos umgehen und sich gegenüber den Gesetzen oder obrigkeitlichen Vorschriften freier und ungezwungener bewegen kann. Nein, diese deutschen Unholde sind wie plumpe Pfeiler. Wie auf Felsgrund stützen sie sich auf das was ihnen recht und billig scheint, und führen aus, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt, jeden Augenblick bereit, mit der Stirn die Wand zu durchrennen, die ihnen den Weg verlegen wollte. Als Gouvernante mit einer reichen Familie im Auslande umherreisend, hatte sich Frau Stolz diese Ansichten angeeignet. Alle Deutsche schlug sie über einen Leisten: sie trugen alle dieselben Alltagsgesichter, taugten nur zu groben Arbeiten, zu unermüdlichem Gelderwerb, zu Wächtern herkömmlicher Gebräuche und zu pedantischer Erfüllung ihrer Pflichten, — sie warf sie alle durch einander, diese Bürger mit den eckigen Manieren, den frisch-freifröhlichen Gesichtern, den großen, groben Händen und den breiten, groben Reden. „Putzt den Deutschen noch so sehr auf," meinte sie, „habe er ein noch so feines Hemde, lacklederne Stiefel, gelbe Handschuhe an, — er erscheint doch wie aus Sohlenleder zugeschnitten, aus dem eleganten Costüm guckt doch der Handwerker hervor." Bewahre, wenn ihr Sohn dahin ausarten sollte! Wenn schon der Sprößling eines bürgerlichen Vaters, so war er doch der Sohn einer Russin von Adel, besaß er nichtsdestoweniger kleine Hände und Füße, ein feines Gesicht und einen kühnen Blick, ähnlich dem, wie sie ihn in vornehmen russischen Häusern angetroffen. Sie litt förmlich unter dem Gedanken, daß ihr Sohn einmal,

gleichwie der Vater jetzt, mit von Fett und Mist besudelten Kleidern aus der Fabrik oder von den Feldern heimwärts kommen werde, müde, braun gebrannt, mit rothen, rauhen Händen und mit einem bürgerlichen Heißhunger. Sie war unablässig bemüht, in dem Knaben andere, entgegengesetzte Neigungen zu erwecken, ihn so viel als möglich von jenen „unwürdigen“ Beschäftigungen zu entfernen, an welche der Vater ihn seinerseits bereits frühzeitig gewöhnt hatte; sie flößte ihm, und in der That mit vielem Erfolg, Liebe zur Musik ein, sang ihm von der Poesie des Lebens und wußte ihm so viel zu erzählen von einer höheren, glänzenderen Bestimmung des Mannes, sei es als Krieger oder als Schriftsteller. Zu ihrem nicht geringsten Leidwesen kam noch, daß Andrei ganz unaristokratisch viel und mit ausgezeichnetem Erfolge lernte und daß der Vater ihn demzufolge zum Hülfslehrer seiner kleinen Pension mit einer monatlichen Gage von zehn Rubeln ernannte.

Wie sehr auch diese Jugenderziehung seitens des Vaters von der der Mutter abwich, beide Methoden wirkten doch wohlthätig auf den Charakter des Jünglings, und immer, auch in dem nun gereiften Manne, war der gute Einklang einer männlichen Thatkraft und Festigkeit mit dem Zartgefühl eines für die schöne Seite des Lebens nicht unempfänglichen Herzens nicht zu verkennen.

Heinrich verfolgte bis zur Entlassung von der Universität genau die Laufbahn seines Vaters; so wollte es dieser. Als daher der Sohn aus Moskau zurückgekehrt war und sich drei Monate im Vaterhause von dem angestrengten Studium erholt hatte, sagte der Alte, daß in Werchlewo für den graduirten Studenten der Staats- und Volksökonomie nichts mehr zu thun sei, daß sogar der junge Oblomow bereits nach Petersburg geschickt und daß somit auch für ihn die Zeit herangekommen sei, sich in der Welt nach einer Berufsthätigkeit umzusehen. Warum er aber nicht in Werchlewo bleiben und dem Vater in der Verwaltung des großen Gutes zur Seite stehen durfte — darüber hatte der alte Stolz weiter nicht nachgedacht; er erinnerte sich nur, daß er damals, wo er selbst seine Universitätsstudien beendet, in die Welt mußte. An dieser althergebrachten Sitte durfte nichts geändert werden; zudem war Niemand da, der hätte widersprechen können, denn die Mutter war gestorben.

Am Tage der Abreise gab der Vater dem Sohne hundert Bancorubel.

„Du reitest bis zur Gouvernementsstadt,“ sagte er, „empfängst dort von Kalinikow 350 Rubel und läßt das Pferd bei ihm zurück. Falls er

kein Geld haben sollte, verkaufe das Thier: es ist dort Jahrmarkt und 400 Rubel zahlt man Dir unter Freunden. Bis Moskau wird Dir die Fahrt etwa vierzig Rubel zu stehen kommen — von dort bis Petersburg fünfundsiebenzig; es bleibt genug übrig. In Petersburg — thue was Du willst. Du halfst mir in der Wirthschaft, folglich mußt Du wissen, daß ich einiges Capital besitze; vor meinem Tode jedoch rechne nicht darauf, der aber, so hoffe ich, noch einige und zwanzig Jahre auf sich warten lassen wird, denn die Lampe brennt hell und Oel ist noch reichlich vorhanden. Du besitzest eine gründliche Bildung; alle Carrièren stehen Dir offen: der Dienst, der Handel, die Schriftstellerei — prüfe, wozu Du die meiste Neigung empfindest."

„Könnte man nicht alles zugleich verrichten?" fragte Heinrich.

Der Vater lachte laut auf und klopfte ihm befriedigt auf die Schulter: „Brav, mein Junge!"

„Solltest Du indessen bei der Wahl eines Berufes dennoch in Verlegenheit gerathen und eines Raths bedürfen — gehe zu Reinhold: das ist der Mann. Wir sind zusammen aus Sachsen in's Land gekommen. Er besitzt in Petersburg ein vierstöckiges Haus. Seine Adresse ...."

„Laß sein, nenne sie nicht," fiel ihm der Sohn in's Wort; „ich werde ihn aufsuchen, wenn ich gleichfalls im Besitze eines vierstöckigen Hauses bin, bis dahin helf ich mir selber ..."

Wieder ein zufriedenes Lächeln seitens des Vaters, begleitet von einem „brav, mein lieber Junge."

Heinrich sprang auf's Pferd.

Inzwischen hatte sich eine Anzahl neugieriger Nachbarn um sie versammelt; sie standen und waren begierig zu sehen, wie der Verwalter den jugendlichen Sohn entlassen werde in die fremde, weite Welt.

„Nun!" sagte der Vater.

„Nun!" sagte ebenso der Sohn.

„Fertig?" fragte der Vater.

„Fertig!" antwortete der Sohn.

Sie sahen sich lang und schweigend an; sie verstanden sich. Dann folgte ein kurzer, fester Händedruck und Heinrich ritt davon.

„Das ist ein Kind: nicht ein Thränchen!" sagten die Nachbarn.

„Ein Russe könnte das nicht."

„Und der Alte? so ein Heide!" bemerkte eine Mutter, „als ob er ein Katzenjunges auf die Straße wirft: ohne Umarmung, ohne Schluchzen!"

„Halt, halt, Heinrich!“ rief in diesem Augenblicke der alte Stolz.

„Ah!“ bemerkte diejenige aus dem Kreise der Nachbarn, die zuletzt gesprochen, begütigend, — „regt sich das Gewissen?“

„Nun?“ fragte der Sohn.

„Der Sattelgurt ist nicht fest genug, man muß ihn anziehen.“

„Auf der nächsten Station werde ich es ändern; die Zeit ist kostbar und ich möchte noch bei Tage in Schamgewka anlangen.“

„Nun!“ grüßte der Vater mit der Hand.

„Nun!“ machte der Sohn mit dem Kopfe zum Abschied.

„O ihr Wölfe, wahre Wölfe! wildfremde Menschen würden nicht so von einander scheiden!“

Nächst diesem halb unterdrückten Ausruf drang mitten aus dem Menschenhaufen ein lautes Weinen: irgend ein altes Mütterchen vermochte nicht länger an sich zu halten.

„Warte, mein Söhnchen!“ rief sie und trocknete sich mit dem Zipfel ihres Kopftuches die Thränen, „Du arme Waise hast keine Mutter, die Dir den Segen geben könnte auf den Weg ... Komm' ich will es für die Mutter thun, komm' näher!“

Heinrich war vom Pferde gesprungen und an die alte Frau herangetreten. Mit einer kurzen Umarmung gedachte er es abzuthun, aber die Rührung kam über ihn, während das Weib über seinem Haupte das Zeichen des Kreuzes machte und ihn küßte; große Thränen quollen ihm aus den Augen, da die Alte betete und er in ihren bebenden glaubensvollen Worten die Stimme und das liebe sanfte Wesen der entschlafenen Mutter zu vernehmen glaubte. —

Stolz ist ein Altersgenosse Oblomows; auch er zählt mehr als dreißig Jahre. Er hat gedient, seine Entlassung genommen, sich mit eigenen Unternehmungen beschäftigt und in der That Haus, Hof und Geld erworben. Gegenwärtig ist er Mitglied einer Compagnie, die Waaren in das Ausland befördert. Seine Thätigkeit ist unermüdlich: bedarf die Gesellschaft eines Agenten für Belgien, England oder Holland — sendet sie ihn; wird ein neues Unternehmen projectirt, oder ist an dem Geschäftsbetrieb eine wichtige Aenderung vorzunehmen — erwählt man ihn. Er ist fast immer auf Reisen; wo er die Zeit zu seiner eigenen beständigen Fortbildung erübrigt — weiß Niemand.

Sein Aeußeres entspricht dieser Vielbeweglichkeit. Er ist hager; die Wangen fehlen fast ganz, d. h. Knochen und Muskeln sind da, aber keine Spur von einer Fettabrundung; die Farbe des Gesichts ist einförmig, bräunlich, ohne jede Röthe; das Auge ist ausdrucksvoll. Wie sich in seinem körperlichen Organismus nichts Ueberflüssiges vorfindet, so auch in seiner seelischen Beschaffenheit; er weiß stets ein Gleichgewicht zwischen beiden herzustellen, ein Zusammengehen beider Kräfte, und das immer nach einem praktischen Ziele, zu bewirken. Er lebt nach einem Budget, immer bedacht, jeden Tag so anzulegen wie jeden Rubel, mit beständiger nie unterbrochener Controle der verwendeten Zeit, Mühe, Kraft, mit unermüdlicher Wachsamkeit über Seele und Herz. Es schien, als beherrsche er Freude und Leid wie seine Hände oder seine Schritte; er wußte mit ihnen umzugehen wie mit gutem und bösem Wetter. Er breitete den Schirm aus, so lang der Regen währte, d. h. er litt so lang die Betrübniß anhielt, und nicht, wie Andere, mit Demuth und Unterwürfigkeit, sondern mit Unwillen und Aerger, eben darum, weil er die Ursache jedes Leids sich ganz allein zuschrieb. In gleicher Weise trank er den Becher der Freude nie bis zu jenem herben Tropfen, welcher auf dem Grunde jedes Genusses perlt! Eine klare, richtige Ansicht des Lebens zu erlangen und darnach zu handeln — das war seine unablässige Aufgabe und, beständig auf ihre Lösung hinarbeitend, begriff er vollkommen ihre Schwierigkeit, war aber auch jedes Mal stolz und glücklich, wenn es ihm gelang, einen zeitig bemerkten Fehltritt wieder gut zumachen. Ueber alles fürchtete er die Einbildung. Trugbilder, Räthsel, Mysterien fanden in seinem Innern keinen Raum. Das, was sich einer Analyse durch die praktische Erfahrung nicht unterwerfen wollte, war in seinen Augen eine optische Täuschung, mindestens aber eine Thatsache, an die die Erfahrung noch ihr Maß zu legen hat. Hartnäckig blieb er an der Schwelle zum Wunderbaren stehen, äußerte weder Glauben noch Zweifel, sondern wartete ruhig den Nachweis eines Gesetzes ab und mit ihm den Schlüssel zur Lösung des Räthsels.

Dieselbe Vorsicht, mit der er seine Phantasie hütete, verwendete er auch auf das Herz, und um so mehr, da gerade das Herz mit seinen Untiefen, in denen Wahrheit und Lüge nur zu oft unverkennbar derselben Quelle entspringen und zu verkehrten Handlungen Anlaß geben, ihm fast noch eine terra incognita war.

Aber auch da, wo er den Einflüsterungen der Herzensgelüste nachgab, fühlte er immer noch festen Boden unter seinen Füßen und genügende Kraft, im äußersten Falle sich von den ihn umstrickenden Banden zu befreien. Darauf war er stolz; er wußte den Werth dieser seltenen Eigenschaften so sehr zu schätzen, er geizte mit ihnen dermaßen, daß man ihn einen Egoisten, einen Gefühllosen nannte. Aber je mehr man sie ihm zum Vorwurf machte, desto eigensinniger verharrte er bei dieser Lebensweise und behauptete, daß die normale Bestimmung des Menschen darin bestehe, die vier Lebenszeitalter gemessen, ohne Ueberspringung, zu durchschreiten und die Schale des Lebens, ohne auch nur einen Tropfen nutzlos überschüttet zu haben, bis zum letzten Lebenstage gewissenhaft hinzutragen, und daß ein gleichmäßiges, ruhiges Feuer besser sei als ein wildaufloderndes, mag in dem letztern auch noch so viel Schönheit und Poesie liegen. Er versicherte, daß er glücklich sein würde, wenn er diese seine Ueberzeugung an sich ganz wahr machen könnte, daß er aber wenig Hoffnung dazu habe, denn es sei sehr schwer. Inzwischen verfolgte er unablässig den einmal eingeschlagenen Weg. Nie hatte man bemerkt, daß er irgend einem Gefühle bis zur Selbstquälerei und Krankheit nachhing; er verlor sich nie in neuen, schwierigen, verwickelten Verhältnissen, sondern näherte sich ihnen so, als wären sie alte Bekannte, mit deren Umgangsweise er vertraut war. Was ihm auch begegnete, gleich hatte er denjenigen Empfang bereit, welcher der Erscheinung entsprach, ähnlich dem Schließer, der ohne hinzusehen in den Bund greift und nie den richtigen Schlüssel verfehlt. Höher als Alles stellte er die Ausdauer in Erreichung der Ziele: das galt ihm als Zeichen von Charakter, und Leuten von solcher Ausdauer versagte er nie seine ganze Achtung, mochten deren Ziele auch noch so geringfügig sein. „Das sind Männer!“ pflegte er zu sagen. Soll man noch hinzufügen, daß er selbst seinem Ziele unbeirrt zuging, muthig jedes Hinderniß überschreitend; denn solche Ziele, vor denen sein Scharfblick unübersteigbare Mauern oder Abgründe vorausgesehen hatte, lagen außer dem Bereich seiner Wünsche.

Zur Entwickelung dieses Charakters waren vielleicht gerade solche Elemente vonnöthen wie die, aus denen die Jugendeindrücke von Oblomows Freunde bestanden und die nur aus der gemischten Erziehungsweise eines deutschen Vaters und einer russischen Mutter sich ergeben konnten. „Unsere einheimischen Charaktere dagegen,“ sagt der Dichter, „sind von Alters her

in fünf, höchstens sechs stereotypen Formen ausgedrückt; halb im Schlaf sehen sie auf ihre Umgebung, setzen einen Fuß nach dem andern in die von dem Vorgänger hinterlassenen Spuren, legen nur träg die Hand an das Rad der großen Maschine, die sich denn auch nur langsam, langsam in dem einmal eingefahrenen Geleise fortbewegt.“ ... Und mit einer Stimme, an der man die tiefe Theilnahme deutlich durchhört, ruft er nun, diese Betrachtung abschließend, aus: „Wie viele solcher Stolze werden noch unter russischen Namen auftreten müssen, ehe unsere schlaftrunkenen Augen sich völlig öffnen, ehe wir allenthalben diese geschäftigen, sicheren Tritte, diese zufriedenen Stimmen vernehmen werden!“

(Schluß im nächsten Hefte.)

Erinnerungen an Hamilcar Fölkersahm.

Zu den Portraits, welche in livländischen Häusern gefunden zu werden pflegen, gehört auch das Hamilcar Fölkersahms — Rang und Titel läßt man in Livland, dem Lande der ausschließlich aristokratischen Existenzen, gern unbezeichnet. In der einen oder andern Ausgabe ist jene Lithographie mit der Unterschrift: „Nicht die Rechte, welche Jemand ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm den Werth," wenigstens bei einem großen Theil derer heimisch, die diesen merkwürdigen Mann persönlich gekannt haben. Die livländische Tradition aber — so möchte man in Bezug auf ihn zu bemerken veranlaßt sein — hat in neuerer Zeit Manches von derjenigen Unfehlbarkeit eingebüßt, mit welcher sie früher das Bild eines hervorragenden Standes- oder Stadtgenossen festzuhalten pflegte. Zwar im Allgemeinen weiß noch Jeder, wer Fölkersahm gewesen ist, aber schon häufig genug geräth die jüngere Generation in Verwunderung, wenn man ihr z. B. sagt, es sei zum guten Theil diesem Manne zu danken, daß uns ein immerhin noch beträchtliches Stück der überkommenen livländischen Lebensformen übrig geblieben ist. So raschlebig und so ereignißreich ist die Zeit, in der wir leben, daß die Tage, in denen Fölkersahms mächtige Stimme die Meinung der besten Männer des Landes beherrschte, wie durch ein Menschenalter von der Gegenwart geschieden scheinen und für die „Allerneusten" bereits den Charakter des Mythischen tragen. Wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, Alles ist seit dem April des Jahres 1856 anders geworden und selbst die Sprache der damaligen Zeit beginnt denen unverständlich zu werden, die in einer gesteigerten Oeffentlichkeit, in steter Berührung mit dem gedruckten Wort aufgewachsen sind. Wo jeder neue Tag neue Fragen aufwirft und zum Theil solche, auf welche

die Antwort nicht leicht gefunden wird, und wenn sie gefunden ist, nur selten deutlich gesagt werden darf, da ist es freilich begreiflich, wenn man nicht mehr Zeit und Neigung übrig hat, sich nach Art der glücklicheren Väter und Großväter an dem Feuer verglimmender Reminiscenzen zu wärmen.

Aber auch diese Reminiscenzen haben ihr Recht. Und insoweit sie Hamilcar Fölkersahm gelten, haben sie in unserer Zeit ein doppeltes Recht. Niemand, der die Jahre seit Aufhebung der russischen Leibeigenschaft erlebt und sich bei den Ereignissen derselben etwas gedacht hat, wird dem Gedanken aus dem Wege zu gehen vermocht haben, was in den Stürmen derselben wohl aus Livland geworden wäre, wenn es keinen Fölkersahm gegeben oder wenn die Feinde dieses Mannes vollständig Recht behalten, die Frohne und die „Landlosigkeit" des livländischen Bauernstandes gerettet und als leitende Principien unseres öffentlichen Lebens bis in das Jahr 1861 weiter gefristet hätten! Selbst diejenigen, welche sich heute die „Conservativen" nennen, haben die Lehre von der Unentbehrlichkeit der alten Agrarinstitutionen von 1819, die Glaubensartikel von der nothwendigen Abhängigkeit der Hintersassen, dem wohlthätigen Einfluß des Hülfsgehorchs und der verschiedenen „Gerechtigkeiten" längst aus ihrem politischen Katechismus gestrichen und besinnen sich kaum mehr darauf, daß ihnen die „Arbeitspacht" noch vor zehn Jahren für den Grundstein des alten Landesstaats galt! Die Grundsätze von 1849 sind längst die Voraussetzungen jeder vernünftigen politischen Anschauung geworden und der bäuerliche Grundbesitz zählt heute dieselben Männer zu seinen eifrigsten Förderern, denen er noch 1856 für ein aus dem Abgrund der Revolution aufgestiegenes Thier mit mindestens sieben Hörnern galt. Obgleich sich bei genauerer Betrachtung ausweisen dürfte, daß unter den landläufigen Entschuldigungen, die zur Erklärung des Fölkersahm geleisteten Widerstandes angeführt werden, keine haltbare ist, so beschränkt sich die Anerkennung der Verdienste dieses livländischen Mirabeau doch auch heute noch auf eine kleine Gemeinde, die aus dem ihm verbündeten Theil der Landtagsmänner von 1849 und einzelnen bürgerlichen Freunden Fölkersahms besteht, eine Gemeinde die sich allmählig zersplittert hat und eher ab- als zunimmt. Weder ist es wahr, daß nicht Fölkersahms Principien, sondern nur die drängenden, anspruchsvollen Formen, in welchen dieselben auftraten, bekämpft wurden, noch läßt sich behaupten, eine langsam vorschreitende, allmählige Reform hätte dieselben Früchte getragen, welche der große

Redner durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines Worts erzwang. Nachdem wir das Jahr 1861 und dessen Folgen erlebt haben, muß vielmehr gesagt werden: nur daß die Gesetzgebung von 1849 bereits zwölf Jahre lang bestand und Wurzel zu schlagen begonnen hatte — nur dieser glückliche Umstand hat die Selbständigkeit der livländischen agrarischen Entwickelung und damit das wichtigste Stück unseres öffentlichen Lebens gerettet. Es gehörte der Adlerblick des Genius dazu, um inmitten der tiefen Ruhe, welche den Erschütterungen der ersten 40er Jahre gefolgt war, inmitten der Umkehr zu einer conservativen Regierungspolitik, gerade in den Tagen des ungarischen Feldzugs, dennoch die große im Schooß der Zukunft schlummernde Umgestaltung zu ahnen und ihren Gefahren vorzubauen; es bedurfte einer ungewöhnlichen Begabung und zugleich der verzehrenden Glut einer großen Leidenschaft, um das Eis zu brechen, welches sich um die Herzen und Köpfe der Zeitgenossen gelegt hatte; es bedurfte eines Fölkersahm um die Ritterschaft zu einem kühnen Sprung über die Kluft zu vermögen, deren allmählige Ueberbrückung erst fertig geworden wäre, als das andere Ufer nur noch mit Lebensgefahr betreten werden konnte. Der angebliche Radicalismus der Fölkersahmschen Ideen hat das Land gerettet und wenn an denselben Kritik geübt werden soll, so kann diese nur in dem Bedauern darüber bestehen, daß nicht noch radicaler vorgegangen werden konnte. Auf dem Fundament eines in der Majorität seiner Glieder grundbesitzenden Bauernstandes wäre die Stellung unseres Landes ungleich günstiger gewesen, als sie es thatsächlich am 19. Februar des Jahres 1861 war.

Auf das Bild des Mannes, dem es beschieden gewesen, seinem Vaterlande Dienste von so nachhaltiger Bedeutung zu erweisen, hat die Nachwelt ein unanstreitbares Recht. Ob Aussicht ist, daß es ihr von berufener Hand überliefert werde, weiß ich nicht; die nachstehenden Blätter können nicht den Anspruch erheben, dasselbe zu entwerfen; sie bescheiden sich mit der Rolle aufgeschriebener Stücke der im Lande lebenden Tradition, hie und da durch flüchtige Eindrücke ergänzt, die dem Scribenten persönlich zu Theil geworden sind. Nur um die allgemach erstarrende Tradition in Fluß zu bringen und dem jungen Geschlecht Veranlassung zu Fragen an die besser unterrichteten Väter zu bieten, habe ich Reminiscenzen und Tagebuch-Fragmente aus Fölkersahms Nachlaß zusammengetragen und daraus den Kranz zu flechten versucht, den die Pietät eines jugendlichen

Zeugen der „Fölkersahmschen Zeiten“ längst um das Bild des unvergeßlichen Patrioten gelegt hatte.

I.

An einem lauen Augustabend des Jahres 1853 (ich glaube es war der erste Hungerkummer) saß eine aus 8 oder 10 Personen bestehende Männergesellschaft auf der Veranda des im Wöhrmannschen Park befindlichen großen Pavillons, um eine Bowle Punsch versammelt. Den Mittelpunkt des Kreises bildete der dimittirte Landmarschall Baron Fölkersahm, Präsident der Bauerrentenbank — nicht mehr der hagere, etwas blasirt aussehende junge Roué, den die bekannte, aus den 40er Jahren stammende Lithographie darstellt, sondern der ernste, reife Mann mit der hohen, durchfurchten Stirn, um welche ergraute Locken spielten. Man sprach von den brennenden Tagesfragen, insbesondere von dem orientalischen Kriege, dessen Vorläufer bereits den politischen Horizont zu verdunkeln begonnen hatten, und erging sich in Conjecturen über die möglichen Folgen desselben. Allmählig ermattete das Gespräch, die Gesellschaft löste sich in eine Anzahl Einzelgruppen auf, und Fölkersahm saß, in seinen bekannten Almaviva gehüllt, schweigend da, nachdem er seine Meinung über die Chancen des bevorstehenden Kampfes ausgesprochen hatte. Neben ihm saß ein junger Mensch, dessen rother Rockkragen den Gymnasiasten verrieth und der eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörte; er war in den Park gekommen, um den warmen Herbstabend zu genießen und hatte hier seinen Vater in dem bezeichneten Kreise gefunden. Befangen vor sich niedersehend, wurde er durch eine gleichgültige Frage seines Nachbarn in's Gespräch gezogen. Fölkersahm fragte nach der Schule, nach den leitenden Interessen der Jugend, erzählte scherzend, daß er es nicht weiter als bis zur Secunda des Rigaer Gymnasiums gebracht und schwieg dann wieder.

„Und Ihr jungen Leute von heut zu Tage,“ fragte er lächelnd nach einer Pause, „wofür schwärmt Ihr denn eigentlich? Bei 17 Jahren muß man für irgend einen Gedanken, eine große Idee begeistert sein.“

„Für Amerika!“ lautete die Antwort. — Es war damals noch die Zeit des Glaubens an Amerika, an die bessere Welt jenseit des atlantischen Oceans. Weltschmerz und Europamüdigkeit, in Deutschland bereits ziemlich ausgelebt, kamen in Livland, wenn auch sporadisch, noch unter der Jugend vor, welche sich mit Heine und andern Vertretern des Jungdeutschthums nicht selten den Magen verdorben hatte. Dazu kam, daß

wenige Jahre früher, verschiedene Landsleute in Amerika gewesen waren und das Interesse für dieses Land neu belebt hatten. Einer derselben (Tyrsen) hatte sich gar in der Union niedergelassen und diese dadurch für eine Zeitlang zum Hauptgegenstand aller Gespräche in Riga gemacht. Ist es doch bei uns von jeher so gewesen, daß neue Dinge und Vorstellungen an der Ostsee erst recht in Schwung kommen, wenn einer der Unsern sie mit Augen gesehen, für die kleine baltische Welt, so zu sagen, noch einmal entdeckt hatte.

„Für Amerika!“ wiederholte Fölkersahm und jenes Lachen, welches wie entfernter Donner klang, schlug an das Ohr des Secundaners — „für Amerika, — ich sehe Sie theilen den Geschmack meines jungen Freundes A. K. Giebt es denn in der Heimat nichts mehr zu thun, was den Ehrgeiz oder die Thatkraft strebsamer junger Leute wecken könnte?“

Der Schüler, der das Prädicat der Strebsamkeit auf sich beziehen zu müssen glaubte, nahm sich zusammen und gab seinem Nachbarn, dessen Ruhm er wohl kannte, mit dem er aber noch nie ein eigentliches Gespräch gepflogen hatten, eine herzhafte Antwort. Er sagte etwas von Ruinen, deren Vertheidigung sich nicht mehr verlohne, von der Nothwendigkeit, verlorene Posten zu räumen und Länder aufzusuchen, die eine Zukunft hätten und in denen man wirken könne, ohne mit Traditionen brechen zu müssen, die einem doch einmal in Fleisch und Blut übergegangen seien u. s. w. „Außerdem,“ hieß es zum Schluß dieser ziemlich ungereimten Deduction, — „außerdem, giebt es ja keine Kräfte, auf die man bei uns zählen könnte und an die man sich schließen könnte, um den Kampf für gewisse Ueberzeugungen auch nur mit der Möglichkeit eines Erfolgs weiter zu führen.“

Fölkersahm hörte dem vorlauten Sprecher geduldig zu. Da der übrige Theil der Gesellschaft in einer Unterhaltung über Dorpater Studenten und Corporationsinteressen begriffen war und er selbst nicht in Dorpat studirt hatte, schien er das Gespräch, das er mit einem Scherz begonnen, fortführen zu wollen. „Junger Mann,“ sagte er, indem er den Ton seiner Rede plötzlich senkte, — „Sie stecken in Irrthümern, die mir keineswegs fremd sind, an denen ich selbst, wenn auch in anderer Form, zu Zeiten getragen habe. Statt aller weiteren Antwort will ich Ihnen zwei persische Sprüchworter sagen, die Sie nicht zu kennen scheinen und die mir oft genug von Werth gewesen sind. Das erste lautet: „Keine Mauer ist schwach, sobald sich Jemand findet, der den Muth hat, sie vertheidigen zu

wollen.“ Das andere Sprüchwort paßt zwar nicht ganz, kann aber doch einmal auf die Dinge, von denen Sie reden, Anwendung finden: „Eine Heerde Ziegenböcke, die ein Löwe anführt, ist mehr werth als eine Heerde Löwen, die von einem Ziegenbock geführt wird.“ Leute, die zu brauchen sind, wenn sie den rechten Führer finden und sich diesem unterordnen, giebt es überall und darauf kommt es schließlich doch nur an.“

Auf die Antwort, welche diesen Worten folgte, kann ich mich nicht besinnen, möglich, daß gar keine Antwort ertheilt wurde. Fölkersahm aber sprach noch lange weiter und immer mächtiger wurde der Zauber, den er auf seinen Zuhörer auszubreiten wußte. Mit jenem heiligen Eifer, dessen Wirkung auf junge Gemüther unfehlbar, der aber nur Männern eigen ist, die von einer großen Idee erfüllt sind und an diese ihre ganze Existenz gesetzt haben, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, in dem Herzen eines unbedeutenden jungen Menschen den Patriotismus zu wecken und jede Gelegenheit wahrzunehmen der guten Sache neue Kräfte zuzuführen, mochten dieselben noch so gering scheinen. Er sprach von der Zukunft des Landes, von dem ungeheuren Umschwung, der sich auf allen Lebensgebieten geltend machen würde, sobald erst der Bauernstand besitzlich und in Wahrheit die Grundlage unseres gesammten öffentlichen Zustandes geworden, von der Verpflichtung, welche auf jedem Livländer ruhe, an dem großen Werk zur Hebung der ländlichen Bevölkerung Theil zu nehmen, von den Schwierigkeiten, die jeder Einzelne zu überwinden habe, um nur zu einer richtigen Auffassung des Verhältnisses zu gelangen, in welchem deutsche und lettische Bewohner dieses Landes zu einander stehen müßten, von der traditionellen Gleichgültigkeit unserer Landsleute gegen die ursprünglichen Bewohner des baltischen Küstenstrichs u. s. w.

„Und Sie selbst, Herr Baron,“ fragte der Zuhörer, als Fölkersahm seine Rede geschlossen, „wie sind Sie zu jenem Verständniß unserer Aufgabe durchgedrungen, das Sie als durch hundert Vorurtheile erschwert bezeichneten und das in Livland vor Ihnen lang genug gefehlt hat? Was ist Ihnen die Aufmunterung zu Ihrer Thätigkeit und zu dem Entschluß geworden, diesem Lande alle Ihre Kräfte zu widmen?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ erwiederte er, nachdem er eine frische Cigarre angezündet und den Hut tiefer in die Stirn gedrückt hatte, — „ich habe diese Geschichte oft erzählt und erzähle sie gern noch einmal. Sie wissen, daß mir das Gut Rujen-Großhof gehörte und daß ich dasselbe selbst verwaltete. Mein Privatvortheil — und ich hatte allen Grund

denselben wahrzunehmen — ließ es mir damals wünschenswerth erscheinen, einen möglichst großen Theil meines Guts zum Hof zu ziehen und meine Wirthschaft durch Anlegung von Hoflagen zu erweitern. Ich beschloß daher einem meiner Wirthe zu kündigen. Der Zufall wollte, daß der Verwalter krank war und ich die Kündigung selbst aussprechen mußte. Zu dem Zwecke ritt ich an einem schönen Frühlingsabend in das Gesinde, dessen Einziehung ich beschlossen hatte. Es war einer der ersten warmen Abende des Jahres und die Sonne überglänzte das Thal, in welchem mein Opfer wohnte, mit ihren letzten goldenen Strahlen, als ich in dasselbe einbog. Der Wirth baute eben an einem neuen Hause; er stand, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in stiller Freude auf dem Dach, um dasselbe mit der üblichen Baukrone zu schmücken und das „Vater unser" zu sprechen, das unsere Bauern merkwürdiger Weise ihr Lebelang nicht vergessen. Er ahnte nicht, daß hundert Schritt vor ihm ein Mann stand, der die Absicht hatte ihm zu sagen: „Dein Schweiß kommt von Rechtswegen mir zu gut. Auf Grund meines guten Rechts weise ich dir die Thür, um dein Haus in Besitz zu nehmen. Geh!" — Die letzten Worte hatte Fölkersahm mit sichtlicher Erregung gesprochen; seine tiefe Stimme bebte und er hielt einen Augenblick inne, um sein Glas neu zu füllen und einen tiefen Zug daraus zu thun. Die übrige Gesellschaft rückte näher, um sich keines seiner Worte entgehen zu lassen.

„Was ich in jenem Augenblicke empfand," fuhr er nach einer Pause fort, „vermag ich nicht zu schildern. Die ganze Schmach unserer öffentlichen Zustände drückte mit ihrem Bleigewicht auf meine Schultern; ich wandte mein Pferd um und ritt langsam nach Hause. Ich gelobte mir in diesem Augenblicke, daß es anders werden müsse, daß ich selbst und meine Mitbrüder daran verhindert werden müßten, unsere Hände nach den Früchten fremden Schweißes auszustrecken, daß ich nicht ruhen wollte, ehe die Baukrone auf dem livländischen Bauernhause vor Attentaten sicher gestellt werde, die man im Namen des Rechts ausübte. Dieses Gelöbniß habe ich gehalten und gedenke es noch ferner zu halten — und glauben Sie mir, meine Herren," fuhr er, zu der übrigen Gesellschaft gewendet, mit dröhnender Stimme fort, — „glauben Sie mir, so lange diese Baukrone nicht sicher steht, ist kein Haus im Lande sicher!"

Es wäre vergeblich den Eindruck schildern zu wollen, den diese Worte von diesem Manne gesprochen auf den Zuhörer ausübten, der das Ganze durch seine müßige Frage veranlaßt hatte. Fölkersahm sprach noch lange

weiter; seine Freunde gingen auf alle möglichen Details der Landtagsgeschichte und der einzelnen Phasen ein, welche das Programm von 1849 durchgemacht hatte. Erst als die Lichter tief herabgebrannt, die Musikchöre, welche abwechselnd gespielt hatten, verstummt, die Gläser leer geworden waren, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Erinnerlich ist mir nur noch ein Scherzwort, das Fölkersahm aussprach, als das eine Musikchor eben aufgehört und das andere sein Spiel begonnen hatte. „Die Nothwendigkeit, diese ununterbrochene Musik zweier verschiedenen Gesellschaften anhören zu müssen, erinnert mich an die Lage, in welcher ich mich schon seit einiger Zeit befinde. Haben die Livländer in ihrem Geschrei über meinen Verrath und meinen unheilvollen Einfluß eine Pause gemacht, so fangen die Kurländer gewiß in demselben Tone wieder an und so geht es fort in infinitum. Sie wissen, daß ich das Glück habe zu beiden Corporationen zu gehören."

II.

Fölkersahm ist mir seit jenem unvergeßlichen Abend noch häufig begegnet — das Glück, mit ihm zu reden, ist mir dauernd nicht wieder zu Theil geworden. Die Worte, die er damals sprach, die Art und Weise, wie sie gesprochen wurden, die Veranlassung, aus welcher sie entstanden, sind aber für das Wesen und die Eigenthümlichkeit dieses merkwürdigen Mannes bezeichnend genug, um der Aufbewahrung gewürdigt zu werden, und sie sind wohl geeignet, denen, die ihn gekannt oder von ihm gehört haben, das Bild, das er hinterlassen, in mehr wie einer Beziehung zu vervollständigen, — mir haben sie eine ganz bestimmte Vorstellung von dem Wesen ihres Sprechers hinterlassen, eine Vorstellung, welche durch Alles, was ich früher oder später von demselben gehört oder gesehen, bestätigt worden ist. Fölkersahm war jeder Zoll ein Idealist.

Daß die großen bleibenden Gedanken eines Menschen aus dem Herzen kommen, hat sich auch an ihm bewährt und die reich poetische Natur, welche sein ganzes Wesen athmete, machte es Jedem, der ihm gegenübertrat, zur Ueberzeugung, daß er es nicht mit einem Manne zu thun habe, der, wenn er gerade den Landtagssaal betrat, für Abschaffung der Frohne und Begründung der Rentenbank plaidirte und im Uebrigen den lieben Gott einen guten Mann sein ließ, sondern mit dem Träger einer sittlichen Idee, von der er durch und durch erfüllt war und deren Verwirklichung dem innersten Bedürfniß seines Wesens entsprang. Alles was er sprach, schrieb und that, trug das Gepräge eines tiefen, leidenschaftlichen

Idealismus, der sich auf keinem Lebensgebiet an gewöhnlichen Anschauungen und Formen genügen ließ, sondern überall auf den Kern der Dinge los ging und diesen zu ergründen suchte, — nicht sowohl, um Wissen und Erfahrung zu beweisen, als um einer Natur Befriedigung zu schaffen, die ihr Leben lang an den Schranken ihrer selbst und der kleinen Verhältnisse, in welcher sie geboren war, ungeduldig rüttelte und in keinem Verhältniß Genüge fand, weil sie in jedes den ganzen Menschen hineintrug. Der Drang, diesem Bedürfniß genug zu thun, war der eigentliche Hebel seiner gesammten Thätigkeit. Daß Fölkersahm Politiker wurde und seine Thätigkeit auf das öffentliche Leben seines Vaterlandes richtete, ist zwar nicht zufällig und nicht bloß dadurch bedingt gewesen, daß ihm einst, in einem concreten Falle, über der Absicht, ein Gesinde zu sprengen, die Verwerflichkeit des Frohnverhältnisses so grell entgegentrat, — gleichwohl aber läßt sich nicht behaupten, daß das politische Gebiet dasjenige war, für welches er sich ausschließlich oder auch nur vorzugsweise eignete, oder daß seine Geburt und sein eminentes Rednertalent ihm den Gedanken nahe legten, eine politische Rolle zu spielen. Jedes Mittel, jeder Lebensweg wäre ihm recht gewesen, wenn derselbe nur zu einem Ausgleich zwischen den Ansprüchen seines inneren Wesens und der Realität geführt hätte. Ein bedeutender Mensch hätte er in jedem Falle und in jedem Beruf sein müssen. Daß er gerade den politischen wählte, namentlich in einer Zeit wählte, die jeder öffentlichen Thätigkeit, wie nur immer möglich, ungünstig war, läßt sich vorzugsweise, wenn nicht durchaus aus dem Umstande erklären, daß der Inhalt unseres gesammten Lebens, die Entscheidung über unsere Zukunft damals durch die eine, freilich unausgesprochene Frage bedingt war, ob der sittliche Gehalt der livländischen öffentlichen Zustände der alte bleiben oder auf eine höhere Stufe gehoben werden sollte. Hatte es sich doch in den Hungerjahren und in dem Elend der confessionellen Wirren gezeigt, daß das alte Livland am Rande eines politischen und wirthschaftlichen Bankerotts stand. Er fühlte es heraus, daß seine innere Unbefriedigtheit ihren letzten Grund in der sittlichen Beschaffenheit der ihn umgebenden Verhältnisse habe und diesen Verhältnissen nur geholfen werden könne, wenn sie auf eine völlig neue Basis gestellt würden. Diese Basis sollte ein freier, auf eigenem Grund und Boden sitzender, von jeder herrschaftlichen Willkür emancipirter Bauernstand sein; von der Herstellung eines solchen erwartete Fölkersahm eine Wiedergeburt der gesammten livländischen Gesellschaft. Die Unfreiheit der Bauern und die aus dieser

resultirende Verwilderung der sittlichen Anschauungen der Herrschenden waren ihm der Kern all' der Uebelstände, die ihn an der freien Entwickelung seiner Persönlichkeit verhinderten. Um selbst besser und glücklicher sein zu können, der eigenen Existenz den idealen Inhalt zu geben, nach welchem er vergeblich gesucht hatte, zerschlug Fölkersahm die alte agrarische Organisation von 1819; in dem von ihm errichteten neuen Gebäude mußten die oberen Stockwerke schon darum gesunder sein, weil die unteren menschenwürdiger und wohnlicher geworden waren.

Die Besserung der Lage seiner bäuerlichen Mitbürger war ihm der sicherste, der einzige Weg zur Aussöhnung mit der Realität. Daß Fölkersahm eine solche auf manchem anderen Gebiet gesucht hatte, ehe er, bereits ein reifer Mann, das politische betrat, dafür liegen zahlreiche Zeugnisse vor, davon zeugen ganz besonders die Irrthümer und Verirrungen seines Lebens. Seine hinterlassenen fragmentarische Aufzeichnungen enthalten in dieser Beziehung manche charakteristische Andeutung und bieten zahlreiche Belege dafür, daß ihn nicht die kühle Reflexion des Praktikers zu einzelnen Handlungen und Reden trieb, sondern daß er das Wohl und Wehe des Landes in sich selbst aufgenommen, so zu sagen sein Sein zu dem des Landes erweitert hatte und in der Besserung der öffentlichen Einrichtungen desselben die Versöhnung mit sich selbst suchte. Durch all' die Gedankenschnitzel, welche er gelegentlich und ohne jede Vorstellung von der Möglichkeit ihrer Veröffentlichung aufs Papier warf, zieht sich, wie ein rother Faden, das Bedürfniß nach Befriedigung eines heißen, inneren Dranges, der ihn verzehrte. Von der Wirklichkeit, zumal der livländischen, ist nirgend auch nur entfernt die Rede. Bevor wir den Versuch machen, Fölkersahms principieller Stellung zu den Hauptfragen des Lebens näher zu treten und einen Einblick in seine gesammte Weltanschauung zu gewinnen sei es uns verstattet, einige der Fölkersahmschen Aphorismen und zwar solche dem Leser zu übergeben, die diese Seite seiner Natur besonders charakterisiren. Schlagen wir diese Blätter auf, wie Zufall und Neigung sie auf einander gelegt haben.

Die Schwermuth des Deutschen, so oft von Andern belächelt, entsteht nicht aus der Unfähigkeit das Leben zu genießen, sondern ist Folge des vollständigen und tiefen Bedürfnisses dazu. Der Südländer sucht Genuß, der Engländer Behaglichkeit und Zufriedenheit, der Russe wie der Orientale

Macht und Glanz, der Franzose das Vergnügen und sie Alle finden es oft, — der Deutsche sucht Glück und findet es nie.

Für den Deutschen hat der Gedanke Wirklichkeit, bei dem Franzosen fehlt der Wirklichkeit oft der Gedankeninhalt, darum macht der Deutsche langsame Fortschritte, selten aber einen Rückschritt, während der Franzose unzählige Male auf dasselbe zurückkommt. Nichts ist dem Franzosen leichter, als sich von einem Zustande, der ihm nicht paßt zu befreien und einen entgegengesetzten herbeizuführen, Nichts ihm schwerer, als sich von einer Idee zu befreien, weil er sie immer nur in der Erscheinung zertrümmert, nicht überwindet. Der Franzose ist ein flinker Schnitter, der das Unkraut, sobald es seine Pflanzen zu überwuchern droht, rasch und mit starker Hand abmäht, wenn er auch diese selbst trifft und zerstört, — bald sproßt es aber von Neuem und so wird er nie fertig. Der Deutsche kann es nicht über's Herz bringen, was ihm gut scheint zu gefährden, er zieht es vor, das Unkraut emsig und vorsichtig mit der Hand zu entfernen, er jätet immer fort, aber es wird dann auch wirklich rein. Nicht die gewaltigen Sprünge allein, welche Frankreich und andere Nationen vor- und rückwärts gemacht, um sich von manchem Mißverständniß zu befreien, das wie ein Alp auf dem Menschen und auf dem Leben lastete — werden die Wahrheit fördern: noch mehr die philosophische Bewegung des Deutschen, welche solche Mißverständnisse nicht nur bei Seite schiebt, sondern sie verzehrt. Es ist Deutschlands Aufgabe die Gespenster, welche das neu gestaltende Leben der Menschen und Völker durch ihren unheimlichen Spuk stören, auf immer in ihre Gräber zu bannen.

In der Wiege war man glücklich und wußte es nicht, am Altare glaubt man es zu werden und ist es selten, — am Grabe giebt man es auf und wird es.

Bücher kann man nicht lieben, deßhalb können sie für die Entwickelung der Seele auch nicht Menschen ersetzen. Menschliche Entwickelung oder Zweck der menschlichen Entwickelung ist nichts Anderes, als Alles und Alles ganz lieben zu können und zu lieben.

Der eigentliche Begriff des Lebens ist der, nicht allein sein zu können. Nur im Tode liegt der Versuch zu dem Gedanken: Allein! Auch hier stößt der lebende Mensch auf die Schranke seines Wesens, denn kaum hat er den Versuch gemacht, den Begriff „allein“ im Tode sich vorzustellen, so schafft die Nothwendigkeit seines geistigen Wesens sich schon den Gedanken

eines künftigen Lebens, in dem er sich vor dem übermenschlichen Gedanken des „Allein“ rettet.

Unsere schönsten Gefühle gleichen den Geistern; sie verschwinden, sobald wir sie scharf ins Auge fassen oder gar ihre Umrisse nachzeichnen wollen.

Das Leben ist nur deßhalb so kurz, weil wir so viele Stunden und Tage gar nicht leben.

Das Leben ist ein Kampf zwischen Seele und Körper, der Selbstmord das Geständniß, daß jene zu unterliegen fürchtet.

Tod ist erstarrte verharrende Gegenwart, Leben ist weder Vergangenheit noch Gegenwart, sondern Consumtion der Zukunft. Deßhalb können wir auch nicht den Tod denken, sondern nur einen Lebenswechsel.

Es fehlt den meisten Menschen nur Eines um glücklich zu sein, — die Lethe, — die Alten wußten's.

Nichts ist übler, als wenn der Mensch nie mit sich selbst allein sein kann, d. h. wenn er sich immer selbst besieht, protocollirt und inquirirt, wenn er keine Gefühle mehr haben kann ohne Worte oder Gedanken, keine Andacht ohne Gebet, ohne Bitte, keinen Schmerz ohne Trost, kurz keinen schönen, großen oder schrecklichen Augenblick ohne Protocoll, ohne daß er sich selbst fragt warum? und antwortet: darum. Er gleicht Jenem, der die Raphaelische Madonna mit einer Lupe besah.

Willst Du wissen, ob Du wahrhaft liebst, so frage Dich nicht, ob Du an der Seite dieses Mannes glücklich sein könntest, frage, ob Du auch unglücklich an seiner Seite bleiben möchtest?

Das Wissen ist rings vom Meere des Glaubens umflossen. Je größer das Eiland, um so größer das Gestade.

Liebe ist die Taucherglocke auf dem Meere der Leidenschaften, so lange sie Dich schützend umgiebt, kannst Du seine Perlen gewinnen — ohne sie wird es Dein Grab.

An der Uhr ist das Gewicht die Kraft, welche das Werk in Bewegung setzt, während der Pendel die Bewegung regelt. Es giebt viele Menschen, welchen der Verstand das Gewicht ist und das Herz der Pendel. Dieses sind kluge, vielleicht gute Menschen. Es giebt Andere, bei denen das Herz das Gewicht ist und der Verstand der Pendel; dies sind nicht nur gute, sondern liebe Menschen.

Der Erfahrene weiß stets, was es an der Zeit ist, der Unerfahrene nur, wenn die Uhr schlägt.

Auch am Himmel siehst Du mit bloßem Auge nicht lauter Sonnen und Sterne, — mit dem Fernrohr unzählige mehr und dennoch birgt er noch eine Unendlichkeit, welche Du nicht erblickst. Gerade so denke Dir den Menschen und lasse Dich auch hier durch die Wolken nicht beirren. Das Fernrohr für diesen Himmel ist aber Dein eigenes Wohlwollen — die Liebe.

Die Hingebung in der Liebe, welche vom Weibe gefordert wird, soll eine so unbedingte und grenzenlose sein, daß selbst eine Griseldis, wenn deren Selbstgefühl sie nach namenlosen Opfern und nach von der männlichen Willkür mitleidslos ihr bereiteten Leiden, zuletzt den Sieg über ihre Liebe erhält, der Tadel trifft. Das scheint hart und ungerecht, da der Mann zugleich gesteht, daß auch das geringste auf solche Weise von ihm geforderte Opfer, seine Liebe und Hingebung unwiderbringlich vernichtet hätte. Dennoch liegt hier kein Egoismus, sondern nur ein Natur- und Weltgesetz vor. Auch der Mann hat eine Liebe, wo er Alles opfern, wo er namenlos in seiner Hingebung sein soll, wo er nicht nach Glück fragen, nicht rechnen darf — es ist die für die Menschheit, ihre Zwecke, ihre Entwickelung. Es ist derselbe Inhalt, den die Hingebung des Weibes hat, und diese nur in ihrer Bethätigung eine verschiedene. Auch die aufopfernde Hingebung des Weibes ist nicht bloß eine an den Mann, sondern an die Liebe, an die Idee der Liebe selbst — wie der Patriotismus oder Enthusiasmus des Mannes nicht bloß eine Hingebung an das bestimmte Vaterland oder einen bestimmten Gedanken, sondern an die Idee des Patriotismus selbst ist. Der Unterschied besteht nur darin, daß die Natur dem Weibe die Aufgabe stellte, die Idee in concreter, individualer Erscheinung zu fassen durch ihr eine Seele zu vervollständigen, während dem Manne die Bestimmung ward, durch sein Erfassen des Allgemeinen, die

Idee und die Wahrheit in der Geschichte zur Erscheinung zu bringen, sie in und außer sich darzustellen. Nur der Mann macht Geschichte, aber er nimmt einen Theil seiner Kraft und seinen Lohn vom Weibe. Darum verdient auch nur der Mann die ganze Seele des Weibes, der nicht für sich, sondern für die Bestimmung des Menschen lebt. Nur in einem solchen wird das Weib glücklich werden, weil nur in der Hingabe an einen solchen Mann sie selbst die allgemeine menschliche Bestimmung der Hingabe an die Idee, an die Wahrheit, das Ideal erfüllt. Im Leben kann die Gestaltung eine sehr verschiedene sein und es darf nie vergessen werden, daß nicht bloß der historische Mensch die Geschichte des Menschen macht und fördert, sondern — und vielleicht oft mehr als jener, jeder gute d. h. dem Guten mit heiliger Liebe ergebene Mensch; denn das Göttliche, was der Mensch in sich zur Erscheinung bringt, ist für alle Menschen gewonnen, — das wahrhaft Gute ist für die Menschheit nie verloren.

Wenn es einen Teufel giebt, so nimmt er von dem Menschen in dem Augenblick Besitz, wo er das Wort „Ich“ aussprechen lernte. Aber er wird besiegt und gebannt, sobald das Wort „Du“ an die Stelle tritt.

Ein Mann muß verstehen zu schweigen, ein Weib darf es verstehen zu reden.

Ueber die Räume der Erde hat für den Gedanken die große Erfindung des electro-magnetischen Telegraphen aus dünnen Metallfedern eine Brücke geschlagen; er fliegt auf ihr mit Blitzesschnelle dahin und gewinnt Stunden und Tage dem Leben. Aber seit ewig hat für das Herz des Menschen nicht bloß die Liebe die Räume der Erde, sondern den Raum besiegt, nicht bloß Tage und Stunden gewonnen, sondern die Zeit selbst überwunden und es bedarf keines Metalldraths, damit zwei Herzen, wenn auch im Raum getrennt, stets bei einander sind und in einander fühlen, Liebe einander schenken und von einander empfangen.

Du sollst die Menschen lieben, nicht weil sie Deine Brüder sind, sondern weil Du sie liebst, sollen sie Deine Brüder sein.

Weiber sind die besten Springer, denn sie braucht zur Kluft vom Engel zum Teufel nur einen Satz.

Das Auge eines andern Menschen ist vielleicht das wichtigste Okularglas, um den Himmel zu beobachten, wenn man ihn begreifen, nicht nur berechnen will.

Die Mutter der Hoffnung ist unsere Eigenliebe, ihr Vater unbekannt.

Wenn der Mann höher steht als das Weib, so kann ihre Liebe Glück sein und dauern, denn ihre Seele hat ganz Raum in ihm, und sie giebt ihm Glück, weil sie außer ihm nicht ist. Steht das Weib höher als der Mann, so kann die Liebe nie das Ziel erreichen, denn er kann sie nicht ganz umfassen nicht glücklich sein, weil sie noch außer ihm ist, weil das unendliche Streben sich ihrer zu bemächtigen ihm nicht gelingt. Dem Weibe aber wird die Qual, ihre Liebe nicht vollständig geben zu können, sich nicht ganz geben zu können. Vielleicht giebt es Fälle, in denen die gegenseitige Liebesfähigkeit zweier Menschen einander vollkommen entspricht, gewiß Augenblicke. — Die Dauer der Liebe zweier Wesen in einander, ist von der gegenseitigen Möglichkeit, die ganze Liebesfähigkeit zu verwenden, abhängig.

Man spricht so oft von der Collision der Pflichten und dennoch ist eine solche gewiß selten oder sie kommt vielleicht nie vor. Was man so nennt ist eine bloße Collision der Pflichten und Verpflichtungen, die oft schmerzlich oder empfindlich sein kann aber schon in der richtigen Unterscheidung der Begriffe ihre Lösung findet, denn immer wird die Verpflichtung der Pflicht nachstehen müssen. Pflicht ist ein ewiger, Verpflichtung ein zeitlicher Begriff. Pflicht ist nichts weiter als die anerkannte Nothwendigkeit der Uebereinstimmung der Idee mit dem Realen, des Inhalts mit der Form, der Seele mit ihren Aeußerungen, Gottes mit der Welt, des Menschen mit der Menschheit. Pflicht ist das anerkannte Gebot und der bewußte Trieb zur Realisirung der Wahrheit. Verpflichtung ist die Anerkennung der Forderungen, zu welchen Andere durch unsere eigenen Handlungen absichtlich oder unabsichtlich berechtigt werden. Eine Pflicht hat man, eine Verpflichtung übernimmt man. Von einer Pflicht wird man nie befreit, von einer Verpflichtung wohl. Mit der Forderung fällt auch die Verpflichtung weg, nicht so die Pflicht. Man hat Pflichten gegen Gott und gegen die eigene Seele, gegen andere Menschen hat man meist nur Verpflichtungen und nur die eine Pflicht — sie zu lieben!

Wo es kein öffentliches Leben, keine die Menschen zwangsweise zusammenschließende Interessen giebt, sind Betrachtungen über Welt und Menschenleben, Ehe und Liebe, Neigung und Pflicht die herkömmlichen Gegenstände stillen, sinnigen Nachdenkens. Obgleich diese Fragmente nur

einen Theil des Fölkersahmschen Nachlasses enthalten, sind sie, neben andern Blättern verwandten Inhalts, doch die einzigen selbständigen, nicht auf Geschäfte bezüglichen Aufzeichnungen, welche der Verstorbene hinterlassen hat. Schon aus diesem Umstande kann darauf geschlossen werden, daß Fölkersahm weder von Hause aus Politiker war, noch ausschließlich der Beschäftigung mit öffentlichen Arbeiten lebte. Ja es läßt sich sogar behaupten, der ursprüngliche Ausgangspunkt seiner Thätigkeit sei nicht das Bedürfniß gewesen, gerade an den Verhältnissen, die ihn umgaben, Theil zu nehmen. Er war ein fertiger, an der Beschäftigung mit andern Lebensgebieten mehr oder minder gereifter Mann, als er in die Geschäfte trat; er brachte weder geschäftliche Routine, noch eine Fülle selbst erworbener Anschauungen in die Verhältnisse, auf welche er wirken sollte, mit; selbst der Vortheil, von der Pike auf gedient und eine geschlossene praktisch erprobte Fachbildung mitgebracht zu haben, stand ihm nicht zur Seite. Dieser Umstand ist für ihn und für seine Sache in mehr wie einer Rücksicht verhängnißvoll gewesen. So wenig sich behaupten läßt, daß unsere „öffentlichen Charaktere" regelmäßig oder auch nur häufig mit fachwissenschaftlicher Bildung in ihre Thätigkeit traten — die überwältigende Wirksamkeit eines Mannes, dessen Grundbestimmung ein idealistischer Thätigkeitsdrang, dessen Stärke die philosophische Speculation war und der nicht mit specifisch livländischen, sondern allgemein humanen Voraussetzungen an sein Werk ging, bildete doch eine Anomalie in unserer Landtagsgeschichte, die wenn nicht gegen den Geist, so doch gegen das Herkommen des Landes verstieß und die Fölkersahm eigentlich nie verziehen worden ist. Mögen wir in den Blättern livländischer Vergangenheit zurückschlagen so weit wir wollen, alle uns dort begegnenden, auf die öffentlichen Zustände einwirkenden Männer sind vorzugsweise Praktiker gewesen, die in der Beschäftigung mit ländlichen Fragen grau geworden waren und den Landesdienst von Jugend auf getrieben hatten. Wenn wir von Carl Friedrich Schoultz absehen, der mindestens ein durch sein diplomatisches Geschick unter seinen Landsleuten berühmt gewordener Landrath war, als er seine Reformthätigkeit aufnahm, so werden wir finden, daß alle Vertreter liberaler Agrarideen auf dem livländischen Landtage von bestimmten praktischen Bedürfnissen, wenn nicht gar von noch bestimmteren Forderungen der Regierung ausgegangen sind und daß sie diesen Motiven nur eine möglichst beschränkte Macht zur Aenderung der gegebenen Verhältnisse einräumen mochten. Alles das war bei Fölkersahm anders.

Waren ihm gleich die ländlichen Einrichtungen Livlands keineswegs fremd geblieben und hatte er, als im Lande geboren, Land und Leute ziemlich gründlich kennen gelernt, so war die Realität der kleinen livländischen Welt doch durchaus nicht die Welt, in der er eigentlich lebte und deren Grenzen mit denen seines Denkens zusammenfielen. Seine Anlage neigte schon früh zur abstracten Speculation, zu bald kritischen bald phantastischen Betrachtungen über die menschliche Natur, ihr Seelen- und Gemüthsleben: die innere Welt des Gedankens war seine Heimat, die Psychologie sein Lieblingsstudium. Seine eigentlichen Studienjahre fielen in die Zeit der Alleinherrschaft der Hegelschen Philosophie und in diese hatte er sich mit ganzer Seele versenkt, nicht sowohl um ihre Schulsatzungen zu ergründen, als um sich ihre großen Grundanschauungen zu assimiliren. Neben der Philosophie war es besonders das Gebiet der Naturwissenschaften gewesen, das ihn angezogen hatte und all' diese Studien waren überwuchert worden durch ein starkes Mittheilungs- und Geselligkeitsbedürfniß, durch den ungestümen Drang, das Leben durchzukosten, es auf sich einwirken zu lassen mit seinen Freuden und seinen Leiden und jenen „Cursum durchzuschmarutzen" der an der Schwelle des Lebens jedem jungen Faust von unerschöpflichem Reichthum zu sein scheint. — Nur wenn man sich den eigenthümlichen Geist desjenigen Zeitabschnitts vergegenwärtigt, in den Fölkersahms Sturm- und Drangperiode fällt, kann man auch der Anschauungsweise dieses Mannes gerecht werden. Die zwanziger und dreißiger Jahre gehörten noch mehr als die Gegenwart dem Zeitalter der bloßen Privatexistenz an. Auf möglichst reiche und harmonische Entwickelung der Individualität, nicht auf die Erziehung zu bestimmten praktischen Zwecken und zum Dienst eines besonderen Berufs war es bei der damaligen Jugend, besonders der der höheren Stände, abgesehen. Nicht der Staat, die Gesellschaft war es, mit welcher der Jüngling sich zu verständigen und auseinanderzusetzen bestrebt war; der revolutionäre Drang der Zeit wandte sich zunächst gegen die überkommenen gesellschaftlichen Einrichtungen, er fragte mehr noch nach der Berechtigung der Ehe und der Familie als nach den Rechtsgrundlagen der staatlichen Einrichtungen; die eigentlichen Helden des Tages waren die Socialisten. Erst wenn man mit Gott und der Welt, ihren Conventionen und Vorurtheilen fertig war, sollte der Staat an die Reihe kommen. Es war — mit einem Wort — die Blüthezeit des Jungdeutschthums, in welche Fölkersahms Entwickelungsjahre fielen und die auf seine Anschauungen bleibenden Einfluß gewonnen hatte. Die

weltschmerzerfüllte Lyrik der Byron und Heine beherrschte die Gemüther, die Köpfe grübelten über der Identität der Vernunft mit der Wirklichkeit, des Denkens mit dem Sein, — die ganzen Menschen hatte die Lehre von der nothwendigen Emancipation des Fleisches und der Emancipation des Weibes in einen wilden Strudel gezogen, aus dem nur Wenige gesund herauskamen.

Bei so bewandten Umständen kann es uns nicht Wunder nehmen, daß unser Landsmann, dessen reiche Natur das Bedürfniß nach voller Theilnahme an den Ideen und Bestrebungen der Zeit mit ungewöhnlicher Stärke empfand, nicht als thatendurstiger praktischer Landwirth oder angehender Ordnungsgerichts-Adjunct, sondern als philosophirender jungdeutscher Lebensvirtuos von seiner Bildungs- und Studienreise in seine Heimat zurückgekehrt war. Fölkersahm war viel zu tief angelegt, um sich an einer bloß oberflächlichen Bekanntschaft mit den Fragen genügen zu lassen, um deren Lösung sich die Besten seiner Zeitgenossen verzweifelnd abmühten: was von andern als Modethorheit oder Modeweisheit mitgemacht worden war, hatte ihn bis in die tiefsten Wurzeln seines Wesens erschüttert, konnte darum nicht äußerlich abgestreift, sondern mußte mühsam und allmählig innerlich überwunden werden.

Bei dem Mangel ausführlicher biographischer Nachrichten, sind wir bezüglich des Abschnitts, welcher vor dem Beginn von Hamilcar Fölkersahms öffentlichem Auftreten liegt, in noch höherem Grade auf die Tradition und auf das, was er gelegentlich selbst erzählte, angewiesen; eine in Bezug auf die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit einzige Ausnahme findet zu Gunsten der Zeit kurz vor seiner ersten ausländischen Reise statt. Die Reise war lang ersehnt und erst nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten ermöglicht worden. „Die Lerchen sangen das Morgenlied und die Erde öffnete ihre Blumenaugen" an jenem 29. April 1829, der den jungen Reisenden an das ersehnte Ziel führte. Vorher hatte derselbe in das Album einer ihm verwandten und befreundeten Dame nachstehende, in dem von uns weggelassenen Eingange von ihm selbst als „Unsinn" bezeichnete Zeilen geschrieben, die trotz ihres humoristischen Gewandes auf die entschieden skeptische und kritische Natur des Schreibers schließen lassen.

„Für die Maskerade auf dem Erdenball erhält jeder sein Einlaßbillet, das er am Eingang vorzeigt und am Ausgang abgiebt. Man nennt es: die Schwächen. — Jeder benutzt seine Maskenfreiheit, mancher nur durch Vorzeigen seiner Einlaßkarte. Diese ursprünglich Maskerade unterscheidet

sich von der Nachahmung im Kleinen so, daß in dieser die Masken, die ihre Rollen so gut spielen, daß man nicht erräth, wer dahinter steckt, die besten sind, in jener aber die schlechtesten. Wie auf der ersteren ist bei der letzteren eine Stunde bestimmt, in der sich Alle demaskiren, dann müssen sie aber auch den Maskenball verlassen und nur ihre Kleider können zurückbleiben, die sie am Ausgang abwerfen — man nennt diese Stunde den jüngsten Tag. Fortwährend drängen sich Masken zu und Andere wieder ab. Jeder muß sich ein Mal demaskiren, Mancher reißt sich die Maske vor der Zeit ab, Mancher einem Andern. Der große Entrepreneur, Tanz-, Spiel- und Speisevorsteher bestimmt Nichts und ordnet Alles. (Die Vorsteher auf den Nachahmungen bestimmen Alles und lenken Nichts.) Die erbärmlichsten sind die Dominos, die, was sie sind verdecken, ohne etwas Anderes zu werden. Vom Eingang sage ich Nichts — der Ausgänge sind viele, die alle so ziemlich gleich sind. Ihr Portier ist der mit seiner Maske wechselnde Tod und die Wegweiser zu ihm nennt man häufig Aerzte. Die Leidenschaften unterhalten auf ihre Kosten eine Chaussée nach dem Ausgang, auf der man pfeilschnell fahren kann. Sie soll sehr besucht sein. Das Gedränge ist oft arg und Scheiden und Wiedersehn wechseln bis vor den Ausgang, wo ersteres zum letzten Mal geschieht. Man macht sich den Spaß die abgeworfenen Kleider Anderer zu begraben, zu verbrennen oder zu verwahren. — Ich laufe heute weiter und mische mich unter eine andere Gruppe und es ist weder die erste noch, so Gott will, die letzte Trennung. — Mein Vergleich mit dem Leben hat noch eine Aehnlichkeit, die ich erst jetzt bemerke, daß nämlich nur der, welcher ihn erfand und lenkte, den Sinn ganz versteht, während er den Uebrigen als „Unsinn" erscheint."

Ein Jahr später schrieb der Jüngling, der mit so keckem Uebermuth in das Leben getreten war, in Berlin einige Sätze nieder, welche ziemlich deutlich beweisen, wie schnell und wie tief das jungdeutsche Wesen auf seine Entwickelung und Weltanschauung Einfluß gewonnen: „Wenn ich sonst einen Menschen lieben oder die Sonne untergehen sah (die schönsten Momente im Leben), so hätte ich Alles weggegeben, um nur einen Menschen glücklich zu machen oder um besser zu sein. Jetzt denke ich bei dem Ersten an das langweilige Ende, bei dem Letzten an das Wetter des nächsten Morgens. Früher konnte ich in jedem Ernst einen Scherz und in jedem Scherz eine ernste Seite finden. Jetzt begnüge ich mich beide zu hören

und zu ertragen. Kurz ich bin vernünftig geworden und werde es auch, so lange ich in Berlin bin, wahrscheinlich bleiben."

So dürftig die vorstehenden Mittheilungen und die auf sie gestützten Schlußfolgerungen sind, so dürften sie doch Jedem, dem es gegeben ist, sich liebend in eine andere Persönlichkeit zu vertiefen, zu dem Eindruck genügen, daß der Mann, von dem hier die Rede ist, wesentlich von allen denen verschieden war, die wir sonst an der Spitze unserer Landesrepräsentation zu sehen gewöhnt sind. Aber ihm war erlaubt, anders zu sein als andere Menschen seines Gleichen, denn er gehörte (um ein Wort seines Lieblingsdichters Schiller anzuziehen) zu den Naturen, welche mit dem zahlen, was sie sind. Für die Mission, welche er zu erfüllen hatte, war es eher ein Vortheil als ein Nachtheil, daß er aus der Welt seiner eigenen, die Probleme der gesammten Zeitgenossenschaft umfassenden Gedanken in die livländische Realität trat, daß er sich auf die angeborenen, landläufigen Vorurtheile, welche sein Bildungsgang längst abgestreift hatte, gleichsam wieder besinnen mußte, um mit ihnen zu rechnen. Während der Edelmann unserer Provinzen, der sich zu einer freisinnigen Weltanschauung durcharbeiten will, in der Regel damit zu kämpfen hat, von den ihm überkommenen Vorstellungen frei zu werden, hatte Fölkersahm den entgegengesetzten Weg zurückzulegen, er mußte mit seiner Idealwelt brechen. Die Jahre, in denen Andere bereits in eine bestimmte Bahn eingelenkt haben und diese nur zu verfolgen brauchen, verbrachte er außerhalb der livländischen politischen Welt. Als er sich dieser zuzuwenden beschloß, ging er, bereits Familienvater und Gutsbesitzer, noch ein Mal ins Ausland, um sich mit Staatswissenschaften und Nationalökonomie zu beschäftigen, Dingen, die ihn nach der gewöhnlichen livländischen Anschauung, seinem Ziele eher entfernen als nähern mußten. Das Rüstzeug, das er jetzt mitbrachte, war — und das ist bei uns ein Vorwurf — vorwiegend theoretischer Beschaffenheit. Es setzte ihn aber zugleich in den Stand, die Verhältnisse, in welche er jetzt trat, mit einer souverainen Freiheit zu übersehen: die Schranken, an welchen die Uebrigen still standen, weil sie sich nur innerhalb derselben heimisch und sicher fühlten, für ihn waren sie die Eingangsthore in die kleine Welt, außerhalb welcher er bis dazu gelebt hatte. Gleich an der Spitze seines Programms stand ein Gesichtspunkt, der für die Anderen nur ein beiläufiger war und auf den er immer wieder zurückkam: die Stellung Livland und der Ostseeprovinzen zu dem Reich, dem sie angehören. Klarer als irgend Jemand vor ihm

und nach ihm wußte er, daß die Eigenthümlichkeiten unseres baltischen Lebens nur zu conserviren waren, wenn sie eine höhere Culturstufe innerhalb des Reichsganzen bildeten, über das Niveau derselben hinausragten, und daß ein wirklicher Fortschritt bei uns nur möglich sei, wenn die agrarischen Verhältnisse auf sicherer Grundlage ruhten. Während man rings um ihn dem Wahne huldigte, das damals in Rußland herrschende politische System werde von ewiger Dauer sein, wußte Fölkersahm ganz genau, daß die Extreme sich berühren und daß eine Reaction, deren Tragweite nicht zu berechnen war, unausbleiblich sei. Er, dessen humanes Gefühl die Schmach der damaligen ländlichen Zustände ihrer ganzen Schwere nach empfand, konnte unmöglich darüber im Zweifel sein, daß dieselben noch andere Zeugen hätten als die, welche durch die Gewohnheit abgestumpft, die gegebenen Verhältnisse für haltbar und natürlich hielten, und daß eine Zeit kommen müsse, in welcher ein anderer Maßstab an die Dinge gelegt werden würde als der im Rigaer Ritterhause gewöhnliche. Fölkersahm wollte die agrarischen Zustände Livlands nicht nur um ihrer selbst, sondern um des ganzen Landes willen bessern; die Reform von 1849 hatte für ihn eine andere Bedeutung als die einer bloß agrarischen.

Aber nicht nur sein allgemeiner, auch sein specieller Maßstab war ein anderer als der traditionelle. Er fragte nicht sowohl darnach, welche die nächste Stufe sei, auf welche der Landmann zu heben sei, er fragte nach der Stufe, auf welcher der Bauer stehen müsse, um eine Stütze des gesammten Landesstaats, des gesammten öffentlichen Zustandes der Provinz zu werden. Fölkersahm ist häufig genug und mit Gründen von entschiedenem Gewicht der Vorwurf gemacht worden, er habe im Eifer für die Herstellung bäuerlichen Grundbesitzes die Wichtigkeit der Ausbreitung und Befestigung des Geldpachtsystems unterschätzt, das Institut der Erbpachten vernachlässigt. Damals war die Antwort auf diesen Vorwurf schwer zu geben, heute liegt sie auf der Hand: wo wären wir, wenn die Poloshenie von 1861 bloß Pächter nicht auch bäuerliche Grundbesitzer vorgefunden hätte und wenn das livländische Bauergesetzbuch von dem Grundbesitz und der Bauerrentenbank Nichts gewußt hätte? Kurland, dessen klimatische und wirthschaftliche Lage ungleich günstiger war, hat volle dreißig Jahre gebraucht, um den natürlichen Uebergang vom Geldpachtsystem zum bäuerlichen Grundeigenthum zu finden, und zwischen 1849 und 1861 liegen bloß zwölf Jahre. Der gewaltsame Sprung, mit welchem die furchtbare Versäumniß der Jahre 1819 bis 1843 nachgeholt werden mußte, er wäre

von specifisch livländischen Landtagsmännern nimmermehr gemacht worden; es bedurfte der ganzen revolutionären Kühnheit eines Mannes, der nicht „von der Pike auf“ gedient hatte, der vielmehr als Fremder in die alt-livländische Welt trat, um mit den überkommenen Vorstellungen zu brechen und die Zeitgenossen unaufhaltsam mit sich fortzureißen. War das Bauergesetzbuch von 1849 auch weit davon entfernt ein legislatorisches Meisterwerk zu sein, ließ sich an mehr wie einer Stelle desselben nachweisen, daß die Löcher, welche die Gegner in das neue System geschlagen hatten, nur mühsam verkleistert worden waren, und stand außerdem fest, daß das Verdienst der Redaction nicht sowohl Fölkersahm als dem leider allzu früh dahingegangenen Rudolf v. Engelhardt gebührte, — die leitenden Grundsätze dieses Gesetzbuch enthielten einen so vollständigen Bruch mit dem, was bisher für die Grundlage des Verhältnisses der Bauern zum Herrn galt, daß eine Rückkehr der alten Zustände für immer unmöglich gemacht war. Nachdem der „Arbeitspacht“ einmal das Brandmal auf die Stirn gedrückt worden war, das sie längst verdient hatte, nachdem durch die Demarcationslinie ein Theil des Grund und Bodens der unbeschränkten Disposition der Herren entzogen und endlich der bäuerliche Grundbesitz als das Ziel der gesammten Entwickelung klar und deutlich bezeichnet worden war, konnte keine Macht der Erde die Fortdauer der Frohne, die für einen ägyptischen Fleischtopf galt und doch nur Hungersuppe für Bauern und Herren war, ermöglichen. Der einmal in Fluß gekommenen Bewegung konnten wohl Dämpfer aufgesetzt werden — wie erfinderisch man in der Wahl und Construction derselben sein konnte, hat der Landtag von 1856 bewiesen — an der eingeschlagenen Richtung ließ sich beim besten, oder richtiger gesagt, beim schlechtesten Willen nichts mehr ändern. Und darauf kam es wesentlich an: der Nachweis, daß die livländische agrarische Entwickelung in die richtige, zum bäuerlichen Grundbesitz führende Bahn gelenkt sei, daß es für einen Eingriff in dieselbe zu spät sei, — er allein hat uns im Jahre 1861 gerettet, er allein hat den Nachbarprovinzen die Möglichkeit geboten, noch rechtzeitig in den rettenden Hafen zu steuern. Mag immerhin wahr sein, daß der bäuerliche Grundbesitz lange Zeit hindurch bloß auf dem Papier gestanden hat, daß eine sorgfältigere Ausbildung des Geldpachtsystems den Verhältnissen von 1849 mehr entsprochen hätte als der Sprung über das gesammte Pachtsystem hinweg, die moralische Wirkung eines grundsätzlichen Bruchs mit den überkommenen Irrthümern ist für Gegenwart und Zukunft wichtiger gewesen als Alles

was auf dem Wege langsamen Uebergangs von einer wirthschaftlichen Stufe zur anderen hätte erreicht werden können.

Man würde aber vollständig in die Irre gehen, wollte man glauben, die Kühnheit und Energie, mit welcher der geniale Mann in bis dazu unerhörter Weise in die bäuerlichen Verhältnisse eingriff, sei nur diesen und damit dem Adel zu Gute gekommen, er habe sich damit begnügt, dem s. g. „Agrarliberalismus“ die Bahnen zu bereiten und das Land im Uebrigen seinen Geschicken überlassen. Vielmehr ist zu constatiren, daß die Reform von 1849 nicht nur dem Adel, sondern dem ganzen Lande ein verloren gegangenes Stück seines guten Gewissens wiedergegeben hat. Zahlreiche Männer aller Stände, welche sich im Unwillen über die Verwahrlosung der ländlichen Zustände, dem öffentlichen Leben des Landes und seinem Vertreter, dem Adel, in nahezu feindlicher Weise abgewandt hatten, sind erst durch ihn versöhnt und dem Glauben an die Solidarität unserer Interessen wiedergewonnen worden. Grade daß er eine andere Sprache redete als die, welche bis dazu unsern politischen Jargon bildete, daß sein Programm auf der Grundlage einer freisinnigen Weltanschauung ruhte, bot denjenigen Männern aller Stände, die auf der Höhe westeuropäischer Bildung standen, die Möglichkeit an den Dingen Theil zu nehmen, welche ihnen früher für die ausschließlichen Interessen eines Standes gegolten hatten. Es ist nicht übertrieben, wenn wir behaupten, die durch Fölkersahm in Fluß gebrachte geistige Bewegung habe vielen unserer bürgerlichen Landsleute das Bewußtsein wiedergegeben, daß sie ein Vaterland hätten, daß sie nicht Fremdlinge auf livländischer Erde seien. Vielleicht am nachhaltigsten hat diese Zeit auf das patriotische Bewußtsein der Geistlichkeit gewirkt, welcher durch die verbesserte Lage des Landvolks ein neues Feld der Thätigkeit erschlossen wurde: dem Bauern immer wieder und immer nur predigen zu müssen „Trage dein schweres Joch mit Ergebung, werde besser und klüger“ und sich dabei in der Stille sagen zu müssen: unter den gegebenen Verhältnissen müssen die Letten und Esten moralisch verkommen — es war für unsere Pastore ein saures Stück Arbeit gewesen! — Männer wie Ferdinand Walter, Otto Müller, Woldemar Petersen und andere Vertreter unseres gebildeten Bürgerthums, sie hätten den Weg zu einer Verständigung mit dem Adel, zu engen persönlichen Beziehungen mit den Vertretern desselben nimmermehr gewinnen, sie hätten den Bruch mit beschränkten Pastoral- und Stadtinteressen nimmermehr wagen und verantworten können, wenn der Landmarschall Fölkersahm keine andere Sprache gekannt hätte als die, in welcher

das Interesse des Adels das A und O ist! Und nicht nur mittelbar, in ganz directer Weise, mit dem klaren Bewußtsein, nur seine Pflicht als „Landmarschall" zu thun, ist Fölkersahm, wo sich irgend dazu Grund und Veranlassung bot, für das gute Recht der übrigen Stände ebenso energisch eingetreten, wie für das des Adels. Bis zu der Höhe der politischen Gesichtspunkte, die für ihn maßgebend waren, haben die ständischen Unterschiede garnicht gereicht. Aristokrat war er in gesellschaftlicher Beziehung und weil ihm Natur und Geburt eine Stellung außerhalb der großen Masse der Menschen angewiesen hatten, — als Politiker hatte er die ständischen Vorurtheile überwunden, schon bevor er in das öffentliche Leben getreten war. Ein Mann, der sich den Begriff des Eigenthums erst gefallen ließ, nachdem er ihm philosophisch gerechtfertigt worden war, der den Werth des Menschen nach dem Maß der von demselben übernommenen Pflichten schätzte, — ein solcher konnte unmöglich einer Klasse von Individuen eine besondere Stellung in seinem Kopf oder Herzen anweisen und den Vortheil dieser über den Vortheil der Gesammtheit stellen. Wie klar und nüchtern Fölkersahm über den Adel und dessen Vorzüge und Mängel dachte, ist erst aus den in seinem Nachlaß gefundenen Aphorismen ersichtlich geworden. „In der bürgerlichen Gesellschaft", so heißt es in einem dieser Blätter, „nimmt, wie in den Gebirgsgegenden, mit der Höhe die kräftige Vegetation ab. Am schönsten ist sie bei mäßiger Erhebung über der Ebene. Der Adel ist der Bewohner der Region, wo die Verkrüppelung der Natur beginnt und aus den Bäumen — Sträucher werden. Die Fürsten sind in der Schneeregion, sie die, wie die Gletscher, mitunter ein prachtvolles Schauspiel darbieten, aber Nichts Anderes erzeugen als Lawinen."

Ein treues Spiegelbild des Interessenkreises, in welchem der Landmarschall der Jahre 1848—1851 gelebt und gewirkt hatte, bot die Hinterlassenschaft desselben dar. Wer in dieselbe hineinzusehen Gelegenheit gehabt hat, wird gewahr geworden sein, daß ihm Nichts fremd geblieben war, was auf das Wohl des Landes irgend Bezug gehabt hatte. Daß das „Jorkeitsche Manuscript", der bekannte „Brief an Hrn. Z—r, Wohlgeboren" und andere Memoires über die Rigaer Vorgänge der 40er Jahre nicht fehlten, versteht sich von selbst. Von den Actenconvoluten, welche sich außerdem vorfanden, handelte der Haupttheil von der confessionellen Frage; ein dicker Fascikel trug die Ueberschrift „Angelegenheiten der Stadt Riga", ein anderer „Interessen der Universität Dorpat". Kaum Jemand vor ihm,

hat die höhere, patriotische Aufgabe des livländischen Landtags, die Pflichten desselben gegen die heimische Kirche, das alte Recht, die Sprache, die Universität, als den Hort der geistigen Cultur, so nachdrücklich betont, wie Fölkersahm: wer im Lande und seiner jüngsten Geschichte einigermaßen Bescheid weiß, wird sich der Zeiten noch erinnern können, in denen Liberalismus und patriotische Gesinnung identische Begriffe waren und der s. g. „Conservatismus" weit von dem Anspruch entfernt war, für einen Freund der Universität Dorpat oder eines der andern Träger des deutschen Bewußtseins gelten zu wollen.

Aber nicht nur den verdienten Patrioten und Reformer, den geistreichen Redner und Agitator, auch den Menschen, den Mann, der unsere Sprache redete und von unserem Fleisch und Bein war, haben wir in ihm zu lieben. Stand Fölkersahm auch durch den eigenthümlichen Gang seiner Bildung und gewisse Eigenthümlichkeiten seines vorwiegend speculativen Geistes, außerhalb des Bodens der alt-livländischen, zumal der Adels-Tradition — er war doch Livländer durch und durch, nicht nur mit seiner Gesinnung, sondern auch mit seinem Wesen, seinen Gewohnheiten, seinen Fehlern und Vorzügen. Acht livländisch waren an ihm vor Allem der Hang zur Geselligkeit, die durch feine Bildung beeinflußte Neigung, die Dinge, soweit sie es irgend litten, von ihrer socialen und gesellschaftlichen Seite zu nehmen und zu beurtheilen. Geselligkeitstrieb und geselliges Talent, d. h. die Fähigkeit, alle Lebensinteressen so zu verarbeiten, daß sie nicht um ihrer selbst, sondern zu dem Zweck das gesellschaftliche Behagen zu erhöhen da zu sein scheinen, sind einmal unsere Art, — und wer hätte in reicherem Maß diese Eigenschaften besessen als Hamilcar Fölkersahm! Er gehörte einer Menschenklasse an, die heute im Aussterben begriffen, nirgend ein dankbareres Terrain gehabt hat als in unserem Lande, wo von jeher alle Beziehungen durch die gesellschaftlichen beherrscht wurden: er war Virtuose der Persönlichkeit. Alle die Fähigkeiten, durch welche der Mensch verfeinert, geadelt wird und durch welche er unmittelbar auf die Mitmenschen wirkt, hatte er in sich zur höchsten Vollkommenheit und Meisterschaft entwickelt. Sein Talent für die Unterhaltung war noch bedeutender und ausgebildeter als sein Rednertalent und wie großartig allein dieses war, haben auch von denen, die seine großen Landtagsreden mit angehört haben, die Wenigsten gewußt. Die Gelegenheit zur Anstellung von Vergleichen war damals, wo man nicht reiste, ungleich seltner vorhanden wie heute. Erwähnt sei darum, daß ein unparteiischer,

Fölkersahm nicht persönlich befreundeter Zeuge, der 1847 vom livländischen Landtage direct nach Paris und London reiste, gelegentlich gesagt hat, ein Rednertalent von der fortreißenden Gewalt des Fölkersahmschen sei ihm weder in der französischen Kammer noch im brittischen Unterhause vorgekommen! In einem Lande, das keine Stenographen und keine Tribünen kennt, sind die Früchte desselben nur einem kleinen Kreise zu Gute gekommen und vielleicht auch von diesem nicht seinem ganzen Umfange nach gewürdigt worden. Seine Hauptwirkungen hat Fölkersahm, wie man annehmen möchte, auch nicht durch sein oratorisches Talent, sondern durch seine glänzende Begabung für die Debatte, seine unerschütterliche Sicherheit und Schlagfertigkeit erzielt. Fölkersahms große Reden sind zum Theil schon jetzt vergessen, einzelne seiner Scherz- und Schlagworte leben dagegen noch heute in den Kreisen, welche ihm nahe gestanden, weiter fort. Die Ueberlegenheit und Siegesgewißheit, welche der merkwürdige Mann in allen, auch den schwierigsten Lebenslagen seinen Gegnern gegenüber bewies, ruhte auf einem festeren Grunde als auf dem eines ungewöhnlichen Talents: seine Macht bestand in dem festen und unzerstörbaren Glauben an seine Sache, in dem Bewußtsein, Träger einer großen sittlichen Idee, überhaupt einer Idee zu sein — einem Dinge, von welchem die Mehrzahl seiner Feinde nichts wußte. Von der Höhe dieses Bewußtseins herab konnte er nach der Niederlage von 1851 seine über die Uebermacht der Gegner klagenden Parteigenossen in Wahrheit mit dem oft wiederholten Worte trösten: die Gewalt haben sie wohl, die Macht bleibt bei uns!

Aber nicht nur diese hohen und seltenen Geistes- und Charaktereigenschaften machten Fölkersahm zu dem, was er gewesen: wie bereits oben angedeutet, war er auch in den Dingen Meister, welche herkömmlich in unserm Lande für die Stellung Ausschlag gebend sind, zu der es der Einzelne bringt. Was kam der Liebenswürdigkeit und Grazie gleich, welche der imposante Mann zu entwickeln wußte, wenn er in vertrautem Kreise das desipere in loco übte oder beim schäumenden Glase Moët et Chandon seiner unerschöpflichen Laune den Zügel schießen ließ? Jene ächt-livländische Gemüthlichkeit und derbe Lebenslust, welche kein Maß und kein Ziel kennt, wenn es sich darum handelt eine gute Stunde „von Grund aus zu genießen“, den flüchtigen Augenblick zu fesseln und über trauliche Abende und Nächte auszudehnen, — ihm war sie im höchsten Grade eigen und er wußte sie durch den Reichthum und Schwung seines Geistes zur Tugend zu adeln. Den trivialsten Dingen wußte er eine interessante und tiefere Seite

abzugewinnen, den trockensten Gesellen ausgiebig zu machen, die steifste und lederuste Gesellschaft zu beleben. Da war nichts Gesuchtes und Geschraubtes, kein Haschen nach Geist und künstlichen Effecten, kein Vordrängen und Geltendmachen der eigenen Persönlichkeit, frei und natürlich strömte ihm das Wort von den Lippen, das Höchste wie das Geringste wurde in die Discussion gezogen, wie Zufall und Laune es wollten. Nachlässig auf die Couchette zurückgeworfen, gewöhnlich eine Cigarre von ungewöhnlichem Caliber und gefährlicher Stärke zwischen den Zähnen, konnte er stundenlang übermüthige Schnurren, geistreich-kühne Hypothesen oder phantastische Einfälle in buntem Wechsel ausströmen, ohne je zu ermüden oder der Freiheit und dem Behagen seiner Umgebung zu nahe zu treten, das Musterbild eines liebenswürdigen Gesellschafters und guten, unverwüstlichen Kameraden. Unwiderstehlich wußte er Jeden an sich zu fesseln, der eine solche Stunde mit ihm getheilt, einmal von dem Zauber seiner Unterhaltung gekostet hatte. Selbst die Medisance, ohne die es einmal nicht abgeht, wurde, wenn Fölkersahm sich zu ihr herabließ, zu einem höheren Rang erhoben und nie war er hinreißender, als wenn er sich in der drastisch-scherzhaften Charakteristik bekannter Persönlichkeiten und Verhältnisse erging und an diesen eine typische Bedeutung nachzuweisen suchte. Im Kreise vertrauter Freunde zwangslos und anspruchslos, beherrschte er die gesellschaftlichen Formen doch mit der Sicherheit des geborenen Cavaliers. Noch der alten Schule angehörig, war er von ritterlicher Artigkeit gegen die Frauen, von feinem Verständniß für weibliche Grazie und weiblichen Geist, empfänglich für Alles, was das Leben schmückt und zu dessen holdem Ueberfluß gehört. Jene weit verbreitete Anschauung, nach welcher die Frauen eine niedere Species bilden, war seiner ästhetischen Natur durchaus fremd und widerwärtig. Er gehörte auch nicht zu den Männern, welche gegen Frauen nur liebenswürdig sein zu können glauben, wenn sie mit ihnen von faden, unbedeutenden Modedingen reden; sein Respect gegen die Vertreterinnen des schwächeren Geschlechts bestand darin, daß er sie in die höheren Menschheitsideen zu ziehen und an dem Reichthum männlicher Bildung in ihrer Weise Antheil nehmen ließ, auch darin der guten Tradition unserer Gesellschaft getreu und durch sie siegreich.

Selbst seine Art und Weise der Arbeit und der Erledigung von Geschäften war eine autochthone und entsprach dem Geist des Landes „wo Jeder der Rechte so viele, der Pflichten so wenige hat." Detail und strenge, in Paragraphen ausgeprägte Systematik waren seine Sache nicht und mit-

richtigem Tact wußte er für diese Seite der Arbeit die rechten Männer heranzuziehen, von ihnen zu lernen, sie in das entsprechende Fahrwasser zu bringen. Nach Art genialer Leute regellos und in seinen Stimmungen wechselnd, konnte er Tage und Wochen in scheinbarer Unthätigkeit verbringen, bald hinter flüchtigen Hasen und Füchsen herreiten, als ginge ihm nichts über Hörnerklang, Hundegebell und Halettrufen, bald mit guten Gesellen Nächte lang beim Glase sitzen und immer der Letzte auf dem Platz sein, oder in den Strudel bunter Geselligkeit untertauchen und trotz der professionsmäßigsten unserer Flaneurs und Lebensdilettanten des Lebens äußere Freuden durchkosten. Sammelte er seine Kraft aber, ging er einer ernsten Aufgabe zu Leibe, so that es ihm kaum Jemand an Spannkraft und Zähigkeit gleich und oft genug geschah es, daß seine Schreiber gewechselt werden mußten, ehe er in seiner geistigen Production ermüdete.

Aber der Mensch, wenn er Mensch im wahren Sinne des Worts sein will, muß mehr werth sein als die Summe seiner Leistungen. So bedeutend Fölkersahms geistige Fähigkeiten, so glänzend seine gesellschaftlichen Talente waren, — überboten wurden sie durch den Reichthum seines Herzens, seines Gemüthlebens. Wie tief und innig das Gefühl für Menschenliebe, wie stark das Bedürfniß nach Hingabe an den Nächsten war, das in dieser großen und starken Brust lebte, dafür legen die Fragmente, welche oben mitgetheilt wurden, vollgültigeres Zeugniß ab, als Schilderungen und Betheuerungen dritter irgend vermöchten. Sei es uns verstattet noch zwei Aussprüche Fölkersahms, welche für seine Stellung zum Menschen und zur menschlichen Natur besonders charakteristisch sind, an dieser Stelle anzuziehen: „Abgesondert vom Menschen selbst kann man nur das Gute und Edle an ihm lieben, mit dem Menschen auch die an und für sich schlechten Eigenschaften. Selbst mit dem uns Widerstrebenden söhnt uns dessen Verbindung mit dem Menschen aus.“ „Man halte sich stets bei andern Menschen und bei sich an die guten Eigenschaften, um die übeln zu besiegen.“ — Der liebeglühende Pantheismus, zu welchem Fölkersahm sich Zeit Lebens bekannt hat, scheint uns mehr noch Ausfluß seiner innersten Natur, als nothwendiges Resultat seines philosophischen Nachdenkens gewesen zu sein. Er war ein aus einem Stück gebauener Mensch, ein Mann, bei welchem Eigenschaften des Geistes und Eigenschaften des Herzens so eng mit einander verbunden waren, daß sich schwer bestimmen ließ, wo die einen aufhörten und die andern begannen, eine ideale Natur, die nach ihren Vorzügen

und Schwächen nur von denen ganz verstanden werden konnte, bei denen sie verwandte Seiten vibriren machte.

Unser Land ist das der tüchtigen Praxis, der wahre Boden für thatkräftige und gesunde, aber beschränkte oder sich selbst beschränkende Naturen. Die Männer, denen wir das Meiste zu danken haben, waren muthige, unverdrossene Empiriker, die in den gegebenen Verhältnissen groß geworden, sich mit den Schranken derselben abfanden, schließlich diese Schranken vergaßen und grade darum im Stande waren, ihren nächsten Aufgaben unverdrossen, muthig und mit einer Art von Behagen nachzugehen. Ueber den Provinzialismus hinausgehen, mit der Perspektive auf allgemeine Humanitätszwecke arbeiten, wurde und wird ihnen meist zum Unheil: sie verlieren die Frische und das Selbstvertrauen und werden der natürlichen Empfindung derer entrückt, mit denen sie zu rechnen haben, in deren Kreise sie einmal leben müssen. Von der Blässe der Theorie auch nur angekränkelt zu sein, ist nächst der Unredlichkeit der schlimmste, mindestens der gefährlichste Vorwurf, der Einem in Liv-, Est- oder Kurland gemacht werden kann; Idealismus und Bücherweisheit gelten hier für die Todsünden des Politikers. Praktisch, wo möglich nur praktisch sein, ist die Hauptsache die von einem öffentlichen Charakter verlangt wird.

Alle diese Voraussetzungen treffen bei Fölkersahm zu. So wenig ihm abgesprochen werden kann, daß er sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse stellte und höchst greifbaren und praktischen Zielen nachging — die ideale, philosophische Stellung, die er zur Menschheit einnahm, war der Ausgangspunkt seiner öffentlichen Thätigkeit; die Welt jenseits der Haken, Buschländereien und Lostreiberstellen blieb seine wahre Heimat. Daß ihm das in gewissen Kreisen niemals verziehen worden ist und niemals verziehen werden wird, finden wir in der Ordnung. Die Eigenthümlichkeiten seiner Natur, das Anderssein als andere Menschen und andere Livländer darf aber nicht ausschließen, daß sein Name in dem Lande unvergessen bleibt, dem er so große Dienste erwies und mit dem er, trotz jenen Eigenthümlichkeiten, so innig verwachsen war. Ja, mit Stolz mögen wir uns dessen bewußt sein, daß ein Mann von so großen, die Verhältnisse überragenden Eigenschaften wie Hamilcar Fölkersahm auf livländischer Erde Platz gehabt und humane Bestrebungen, die den Einen eine Thorheit, den Andern ein Verbrechen waren, durchzusetzen vermocht hat.

Die Bildung des Kaufmanns und das Studium der Nationalökonomie.

Zwei Vorträge gehalten im Gewerbeverein zu Riga.

II.

Die Nationalökonomie als Grundlage des Studiums für den Kaufmann.

In meinem ersten Vortrage stellte ich den Satz auf, das kaufmännische Studium müßte auf einer ebenso tüchtigen nationalökonomischen Grundlage, als das Studium in den andern Abtheilungen des Polytechnikums auf einer naturwissenschaftlichen basiren. Diesen Satz habe ich in meinem heutigen Vortrag Ihnen weiter auszuführen.

Wir stehen vor der Frage, was ist denn eigentlich diese Nationalökonomie für eine Wissenschaft? Ob irgend eine Frage eine nationalökonomische ist, das wissen Viele zu beantworten, welche doch sehr verlegen sein würden, wenn sie definiren sollten, was Nationalökonomie ist. Ganz kurz und ganz einfach läßt sich das auch nicht leicht sagen, eine Definition der Nationalökonomie ist im Kurzen ebenso schwierig als die Definition irgend einer andern Wissenschaft, dennoch kann ich Ihnen den etwas verwickelten Satz nicht ersparen.

Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre ist die Darstellung aller auf die einfachsten Grundbegriffe zurückgeführten Mittel, durch welche die in irgend welchem Verkehr mit einander lebenden Menschen sich die Güter zu erwerben streben, welche sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse begehren,

und die Darstellung der natürlichen Gesetze, nach denen dieses Streben zu erwerben sich vollzieht.

Diese Definition kann Ihnen schwerlich sogleich im Gedächtniß hängen geblieben und noch weniger ganz von Ihnen gefaßt worden sein, allein als das Wichtigste wird Ihnen sich eingeprägt haben, das Streben der Menschen zu erwerben. Dieses Streben nach Erwerb ist eine sehr wichtige Seite des Menschen, wenn auch die andere, die Zwecke, uns weit höher steht, als die Mittel solche Zwecke zu erreichen. Diese Zwecke des Menschen gehen die Nationalökonomie nur so weit an, als darnach die Mittel sich richten müssen. Ja sogar diese Mittel für die Zwecke des Menschen, d. h. die Güter selbst, interessiren die Nationalökonomie nicht speciell, sondern nur die Mittel, durch welche wir diese Güter erlangen können, und die Gesetze, nach denen dieses Streben sich vollzieht. Also die Lehre von den Mitteln des Erwerbes und die Lehre von den Gesetzen des Erwerbes. Indessen nicht nur der wirkliche Erwerb, sondern schon das bloße Streben zu erwerben gehört hierher, mag dieses Bestreben von Erfolg gekrönt sein oder nicht, ja gerade das mißglückte Streben bildet einen wichtigen Theil der Nationalökonomie, die Nachtseite derselben, die Armuth. Die Tagseite ist der Reichthum. So nennt denn auch der Vater der nationalökonomischen Wissenschaft, der Schotte Adam Smith, sein erstes System der Nationalökonomie eine „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums". Dieses Werk ist im Jahre 1776 erschienen. Sie sehen daraus, daß diese Wissenschaft noch eine sehr junge ist, sie hat noch nicht einmal den hundertjährigen Geburtstag gefeiert. Adam Smith nennt sein Werk eine Untersuchung über den Nationalreichthum, und auch wir reden von dem Erwerbe der Menschen, welche mit einander im Verkehr stehen. Der Gegensatz wäre die Lehre von dem Erwerbe derer, die isolirt, vereinzelt, als lauter Robinsons wirthschaften, und in der That sind die verschiedenen Robinsonaden die trefflichste Folie für die Nationalökonomie, um den Vorsprung beurtheilen zu können, den die Menschen im Verkehr untereinander, vor denen voraus haben, die isolirt leben müssen, welcher Vortheil um so größer ist, je weiter der Verkehr nicht nur Individuum mit Individuum, Stadt mit Land, sondern auch die verschiedenen Länder mit einander verbindet.

Fragen wir nach den Mitteln des Erwerbes, so ist das eine Mittel dasselbe, welches auch den isolirt lebenden Menschen zu Gebote steht, die

Production, das andere aber ein solches, welches nur aus der Verbindung der Menschen unter einander erwächst, also gerade der Verkehr.

Production ist jedes Schaffen von Brauchbarkeit oder von Werth, einerlei ob man den geschaffenen Werth äußerlich an einem Producte wahrnimmt. So schafft, um nur ein Naheliegendes zu nennen, der Handel Werth, auch wenn er an den Gütern äußerlich nichts ändert. Der geschaffene Werth ist ersparte Mühe, ersparte Zeit, also erspartes Geld.

Das eine Mittel des Erwerbes, die Production, sagte ich, soll das gleiche sein, ob der Mensch isolirt lebt oder nicht. Das lautet sonderbar, ja wie klingt es Ihnen denn aber, wenn ich sogar behaupte, dem Menschen stehen, äußerlich betrachtet, nur dieselben Mittel der Production zu Gebote, mag er allein auf eine Südseeinsel verschlagen sein, oder mag er in einer großen Metropole wohnen? Dieser Satz ist wahr, aber nur im allgemein ökonomischen nicht im technischen Sinne, also nur, wie die Definition verlangt, wenn wir die Mittel der Production auf die einfachsten Grundbegriffe zurückführen. Dieser Grundbegriffe oder Elemente der Production sind für die Wirthschaftslehre nur 4, also bedeutend weniger als in der Chemie mit ihren 60 bis 70 Elementen. Diese 4 Elemente in aller Production sind: 1) Naturkräfte außerhalb des Menschen; 2) Stoffe, welche von diesen Naturkräften geschaffen sind, Naturstoffe oder Naturproducte; 3) Kräfte im Menschen, Arbeit und 4) Güter, welche von den Menschen geschaffen sind, Arbeitsproducte oder, wie sie als Mittel der Production heißen, Capitale. Auf eins dieser Viere: Naturkräfte, Naturstoffe, Arbeit und Capitale, können wir alle Mittel der Production stets zurückführen. Wenden wir uns ein wenig der Betrachtung dieser einfachsten Productionsmittel zu, es wird die Nationalökonomie als eine eigene Wissenschaft charakterisiren.

Von den Naturkräften und Naturstoffen interessiren den Nationalökonomen meistens die wichtigsten Kräfte nicht, welche an jedem Ort zu jeder Zeit wirksam sind, die Centripetal- und Centrifugalkraft, die Cohäsion, die chemische Verwandtschaft, ebenso auch nicht die Naturproducte, welche überall sich finden.

Die Naturkräfte und deren Producte, die Naturstoffe, werden für den Nationalökonomen erst ein Gegenstand der Untersuchung, wenn sie nur an gewissen Orten und zu gewissen Zeiten vorhanden sind, und ebenso wenn sie überhaupt nur in beschränkten Quantitäten vorkommen. So hat die Nationalökonomie ganz andere Eintheilungen der Naturproducte als die

Naturwissenschaft; beispielsweise gehören der Nationalökonomie in dieselbe Kategorie die Steinkohlen und die Metalle, weil beide, von jetzt nicht mehr thätigen Kräften geschaffen, folglich in begrenzter Menge vorhanden, erschöpft werden können; ebenso Torf und Guano, weil beide wirthschaftlich betrachtet auch erschöpflich sind, denn das Wenige, was neben den seit Jahrhunderten und Jahrtausenden aufgehäuften Schätzen jedes Jahr an Torf und Guano neu producirt wird, hat wirthschaftlich kaum Bedeutung, wie sich sogleich zeigen würde, wenn wir mit dem Jahresproduct uns begnügen müßten.

Allein nicht nur die Beschränkung der Masse nach und die Erschöpflichkeit ist dem Nationalökonomen wichtig, sondern auch und sogar noch mehr die Gebundenheit gewisser Kräfte und Stoffe an Ort und Zeit, weil darnach Ort und Zeit der Production sich richten muß. Sie werden diesem Bestimmungsgrund der Production sogleich wieder begegnen.

Fast Nichts liefert die Natur dem Menschen zu seinem Unterhalt ohne Thätigkeit von seiner Seite; jede Thätigkeit des Menschen, welche auf Erwerb gerichtet ist, nennt der Nationalökonom Arbeit, nicht ganz übereinstimmend mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauch. Das Besteigen eines Berges ist nach dem vulgären Sprachgebrauch für den Vergnügungsreisenden eine rechte Arbeit, für den diese Bewegung gewohnten Führer durchaus nicht; nationalökonomisch ist es gerade umgekehrt, für den Führer eine Arbeit und nicht für den Reisenden, denn beim Ersten ist es eine auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, beim Zweiten nicht. Unter den Begriff der Arbeit fällt jede auf Erwerb gerichtete Thätigkeit, vom Lastentragen bis zur Thätigkeit des Gelehrten und des Staatsmanns.

Wie die Kräfte der Natur für die Production nicht genügen, so thun es auch die Stoffe nicht, sondern der Mensch muß Producte herstellen, mit denen er seine bisher wenig wirksame Arbeit unterstützt. Jedes Product des Menschen, das derselbe nicht direct zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, sondern zur weiteren Production verwendet, ist ein Capital.

Aus einer Combinirung der Naturkräfte und Arbeit mit den Producten der Natur und den Producten der Menschen, dem Capital, setzt sich die ganze Production zusammen.

Diese Combinirung ist schon eine sehr mannigfaltige, wenn jeder Mensch für sich allein producirt, wie aber kann erst die Combination gesteigert werden, wenn der Mensch aus dieser Isolirung in den Verkehr tritt! Hier erwachsen eine Reihe neuer Mittel der Production, welche wir die der Verkehrswirthschaft eigenthümlichen Productionsmittel zu nennen haben.

Es sind nicht neue Natur- oder Menschenkräfte, nicht neue Natur- oder Menschenproducte, sondern nur neue Combinationen der alten.

Das erste dieser großen Mittel ist die Arbeits- und Capitaltheilung, welche jedem Menschen nur eine einzige oder wenige Productionen zuweist und ihm damit zugleich gestattet, sein Capital auf diese wenigen Productionen zu concentriren, statt wie früher in allen möglichen Productionen zu zersplittern.

Das andere der großen Mittel steht damit im genauen Zusammenhang, es ist die Arbeits- und Capitalvereinigung. Dieser Ausdruck ist weniger verständlich als der der Arbeitstheilung. Er will folgendes besagen. Bei einer bis auf die Fabrication nur eines Theiles von einem Theil eines Productes getriebenen Arbeitstheilung würde eine solche Menge von Unbequemlichkeiten durch immerwährenden Verkauf der Productstheilchen an einen anderen Theilchensproducenten entstehen, daß die Vortheile der Arbeitstheilung bald dadurch aufgewogen würden; die Arbeitstheilung würde also schnell ihre Grenze finden. Diese Grenze wird weit hinausgelegt, wenn man mit der Arbeitstheilung die Arbeitsvereinigung verbündet, d. h. wenn man nicht Product gegen Product verkauft, sondern wenn man die Arbeit kauft, also die Arbeit anderer Menschen unter sich vereinigt; die vielen Tausche der unfertigen Producte werden dadurch auf wenige reducirt, ganz abgesehen von den Vortheilen, welche aus einer einheitlichen Dirigirung der Arbeiten erwächst. Wenn Jemand die Arbeit Vieler vereinigt, so muß er dazu auch das Capital Vieler vereinigen, da eine gewisse Arbeit immer eine entsprechende Menge Capital verlangt, und der Einzelne nicht stets so großes Vermögen besitzt. Wer Arbeit kauft muß auch Capital leihen, oder wie der nationalökonomische Ausdruck lautet, Capitalnutzung kaufen. Eine Erweiterung der Geschäfte findet bei Arbeits- und Capitaltheilung, verbunden mit Arbeits- und Capitalvereinigung, ihre Grenze erst in der Menge von Arbeit, welche der Unternehmer noch übersehen, und in der Menge von Capitalien, die er leihen kann, d. h. in dem Credit.

Endlich fehlt uns aber noch das wichtigste und nur im Verkehr mögliche Mittel der Production, die Concurrenz der Käufer unter einander und der Verkäufer unter einander. Wenn Jeder nur ein bestimmtes Product macht für sich und Andere, so müssen bei einer großen Anzahl von Menschen nicht nur Einer sondern Mehrere dasselbe Product machen. Jeder sucht dann sein Product an die Andern abzusetzen, d. h. die Producenten machen mit demselben Product einander Concurrenz auf dem Markt. Diese

Concurrenz nun, welche die Nationalökonomen so preisen als Hülfsmittel der Production, ist der Schrecken vieler Producenten, aber immer nur der schlechten, d. h. derjenigen, welche fürchten, daß Andere ihnen siegreich Concurrenz machen, während die guten Producenten hoffen, daß sie Anderen siegreich Concurrenz machen werden. Furcht vor Concurrenz durch andere Menschen oder durch andere Länder ist immer ein schlechtes Zeichen für die Industrie dieses Einzelnen oder dieses Landes.

Daß es für Jeden als Producenten angenehmer wäre, unter sonst gleichbleibenden Umständen keine Concurrenz zu haben, unterliegt keinem Zweifel, die anderen Umstände können aber nicht gleich bleiben, sondern so viel als jeder Verkäufer dadurch gewinnen würde, um mindestens ebenso viel würden alle Consumenten oder alle Käufer verlieren; jedem Producenten gegenüber freilich nur wenig, aber allen zusammen gegenüber sehr viel. Wenn nun Jeder als Producent keine Concurrenz hat, so kann auch Keiner als Consument der Concurrenz von Verkäufern sich erfreuen, so viel er also auf der einen Seite aus dem Mangel an Concurrenz Nutzen zieht, ebenso viel Schaden fügt ihm der Mangel an Concurrenz auf der andern Seite zu. Selbst also wenn der Staat die Production so vertheilen könnte, daß Jeder als Producent eine bestimmte Menge von Consumenten zugewiesen bekäme, die er aussaugen könnte, würde jeder Producent als Consument ebenso wieder so und so vielen anderen Producenten als Beute zum Aussaugen hingeworfen. Besser stände sich Keiner als bei freier Concurrenz. Augenblicklich hätte Keiner einen Vortheil aus dem Wegfall der Concurrenz, aber es würde auf die Dauer ein unsäglicher Schaden gestiftet, denn jeder Sporn zum Fortschritt würde genommen, Alles würde in Schlendrian verfallen. Die Noth ist die Mutter der Erfindungen, die Menschen erstarken geistig und körperlich nur im Kampf mit einander. Der Wunsch nach Beschränkung der Concurrenz ist ebenso thöricht, wie der, daß die Natur dem Menschen ihre Gaben mühelos gäbe, jeder Fortschritt würde dadurch vereitelt. Sehen Sie doch nur die Tropenländer an, in denen die Frucht dem Menschen in den Mund wächst, sie stehen noch fast auf derselben Culturstufe wie vor Tausenden von Jahren, und soweit sie höher stehen, ist ihnen die Cultur von außen hineingetragen, von Völkern, welche im Kampf mit der Natur erstarkt sind. Vom ökonomischen Standpunkte ist die Herausbildung des Menschen aus irgend welchen niedriger stehenden Thierstufen im Kampfe um die Existenz völlig erklärlich, und ebenso ist jeder Fortschritt das Resultat von Kämpfen oder, wirthschaftlich ausgedrückt,

von Concurrenz. Nur durch die Concurrenz der Kräfte wird Harmonie geschaffen. Gehen Sie gleich zum äußersten Fall. Was wäre unser Planetensystem, wenn nur die eine Kraft der Massenattraction, die Schwerkraft herrschte? Wir wären ein Klumpen. Was wäre unser Planetensystem, wenn nur das Gesetz der Trägheit herrschte, d. h. wenn jede angefangene Bewegung in derselben Richtung immer fortdauerte? Wir wären zerstreut in alle Winde.

Hier wie überall entsteht Harmonie durch Concurrenz von Kräften, und wenn Bastiat mit Recht behauptet, alle berechtigten wirthschaftlichen Interessen sind harmonisch, so ist das nur unter Voraussetzung der Concurrenz.

Wir haben so die eine Seite des Erwerbes kennen gelernt, die Production, d. h. das Schaffen von irgend welchen Werthen. Die Ergänzung zu dieser Seite des Erwerbes, irgend etwas zu erwerben, ist gerade diejenigen Güter zu erwerben, welche man consumiren will. Das Mittel dazu ist einfach, eben der Verkehr in seinen vier Formen. Die gewöhnlichste Form des Verkehrs ist der Tausch, das Hingeben eines Gutes gegen ein anderes gleichen Tauschwerthes, gewöhnlich in der Form des Kaufes und Verkaufes, d. h. so daß das eine Tauschobject immer Geld ist. Die zweite Form ist gemeinsame Production zu gemeinsamem Genuß, Association, in vollster Consequenz als Communismus. Die dritte Form ist das Schenken, d. h. freiwilliges Hingeben eines Gutes ohne Gegenwerth zu erhalten, die vierte Form ist der Raub, d. h. Nehmen ohne Gegenwerth zu geben. Ein anderer Erwerbsverkehr als in diesen vier Formen oder in einer Combination von mehreren Formen ist nicht denkbar.

So haben Sie die Mittel des Erwerbes, die Production mit den vier Mitteln aller Production, Naturkräfte, Naturstoffe, Arbeit und Capital, und dann die Mittel der Production beim Verkehr, Arbeits- und Capitaltheilung, Arbeits- und Capitalvereinigung und Concurrenz, sodann den Verkehr mit seinen vier Formen, Tausch, Association, Schenken und Raub. Aus dem Wirken dieser Kräfte auf diese wenigen Stoffe und zwar bald aus dem Zusammenwirken, bald aus dem Gegeneinanderwirken derselben, ergiebt sich die reiche Mannigfaltigkeit der tausend und aber tausend wirthschaftlichen Erscheinungen.

Es ist ein allgemeines wissenschaftliches Axiom, daß die gleiche Ursache stets die gleiche Wirkung hat, jeder Ausdruck für eine solche Gleich-

förmigkeit der Wirkung wegen Gleichförmigkeit der Ursache, nennen wir ein Naturgesetz.

Diese Naturgesetze zu finden und womöglich zu erklären, ist die wissenschaftliche Aufgabe der theoretischen Nationalökonomie, die Aufgabe der praktischen Nationalökonomie ist es dann, die Kräfte so zu combiniren, daß sie nach den bestimmten Gesetzen eine bestimmte gewünschte Endwirkung hervorbringen.

Ich kann unmöglich auch nur annähernd Sie mit diesen Gesetzen heute bekannt machen, ich kann Ihnen nur die Gesichtspunkte geben, von denen aus wir die Gesetze aufsuchen.

In erster Reihe stehen die Gesetze des Verkehrs, namentlich in der Hauptform des Tausches. Welche Kräfte bestimmen nach gewissen Gesetzen den Preis der Güter, der Arbeit und der Capitalnutzung?

Unter den Kräften steht oben an das Bestreben aller Verkäufer, so theuer als möglich zu verkaufen, und das Bestreben der Käufer, so billig als möglich zu kaufen. Diese stehen einander diametral entgegen; sie heben einander also gewissermaßen auf: man kann nur zu einem mittleren Preise kaufen und verkaufen. Daneben aber laufen zwei verschiedene Bestrebungen beider, nämlich das Bestreben des Verkäufers: möglichst viel verkaufen und das des Käufers: möglichst viel kaufen zu können. Eine Combination beider Bestrebungen ergiebt beim Verkäufer das Bestreben möglichst großer Gesammteinnahmen, beim Käufer möglichst geringer Gesammtausgaben. Fast überall stehen einander gegenüber mehrere Verkäufer und mehrere Käufer. Jeder Verkäufer will möglichst viel zu möglichst hohen Preisen absetzen, muß sich aber entschließen, möglichst niedrige Preise zu stellen, damit er seine Verkaufsconcurrenten aus dem Felde schlägt. Der Käufer, welcher möglichst viel möglichst billig kaufen will, muß sich entschließen, möglichst hohe Preise zu zahlen, damit er seine Kaufconcurrenten aus dem Felde schlägt. Das erstere geschieht um so mehr, je größer das Angebot der Verkäufer ist, das letztere um so mehr, je größer die Nachfrage der Käufer. Je mehr durch irgend eine Constellation die Verkäufer eine Zeit lang gewinnen, um so mehr werden nachher eine Zeit lang die Käufer gewinnen, denn in das gute Geschäft wendet sich schleunigst so viel Arbeit und Capital, daß das Angebot die Nachfrage übertrifft. Waren hingegen die Verkäufer eine Zeit lang im Nachtheil, so kommen sie später eine Zeit lang in Vortheil, denn das Capital und die Arbeit

zieht sich so lange von jenem Geschäft zurück, bis das Angebot hinter der Nachfrage zurückbleibt.

Ein hoher Gewinn der Verkäufer hat immer darin seinen Grund, daß der Preis einer Waare die Productionskosten weit übertrifft, ein Verlust hingegen darin, daß der Preis die Productionskosten nicht erreicht. Der Preis steht höher als die Productionskosten, wenn das Angebot zu gering, niedriger, wenn das Angebot zu groß ist. Zu großes Angebot einer Zeit bedingt ein zu kleines in der Folgezeit und umgekehrt; der Preis steht bald über, bald unter den Productionskosten oder die durchschnittlichen Productionskosten sind die Linie, um welche die Preise beständig gravitiren. Der durchschnittliche Preis ist in einem unendlich langen Zeitraume gleich den durchschnittlichen Productionskosten, d. h. gleich der zur Production verwandten Arbeit und dem aufgewandten Capital sammt Zinsen.

Außer diesen Bestimmungen des Preises existirt bei vielen noch eine äußerste Grenze nach unten, nämlich 0, und eine äußerste nach oben, nämlich der Gebrauchswerth des Gutes. Allein beide Grenzen brauchen wir nicht: die oberste nicht, denn wir haben eine andere Maximalgrenze weit ehe die des Gebrauchswerthes erreicht wird, nämlich den Punkt, auf welchem das Angebot zu einem gewissen Preise keine gleich große Nachfrage mehr finden würde. Den Gebrauchswerth dennoch als Maximalgrenze aufstellen, wäre z. B. mit dem Satz zu vergleichen, daß kein Berg in Hochasien 100,000' hoch ist, während wird schon eine viel frühere Maximalgrenze haben. Die unterste, die Minimalgrenze 0, kann allerdings erreicht werden, allein auch hier ist meistens das Minimum schon da erreicht, wo das Angebot zu einem so niedrigen Preise erfolgt, daß die Nachfrage das ganze Product verbraucht. Bei diesen Bestimmgründen des Preises geht die Nationalökonomie, mag sie es eingestehen oder aus falscher Scham leugnen wollen, immer von der Voraussetzung aus, daß im Erwerbsleben der Mensch nur von seinem mehr oder minder kurzsichtigen Eigeninteresse geleitet wird. Das finden wieder viele Leute schrecklich: der Mensch werde nicht nur durch sein Eigeninteresse, sondern auch durch die Nächstenliebe bestimmt. Ganz sicherlich, das Gegentheil wäre auch sehr traurig; allein die Sätze, welche man darauf baut, sind eben nur hypothetische: „Wenn der Mensch nur sein Eigeninteresse walten läßt, dann ist das und das die Folge. Oder: das Eigeninteresse des Menschen hat unter sonst gleichen Umständen die und die Wirkung auf den Preis. Oder endlich: das

Eigeninteresse des Menschen strebt oder hat die Tendenz, das und das zu bewirken. Auf der andern Seite stellen wir ebenso folgende Tendenzen auf: Die Nächstenliebe, der Gemeinsinn strebt dahin, dem Nächsten möglichst viel zu möglichst niedrigen Preisen zu geben, aber ebenso strebt er dahin, möglichst wenig von Andern zu nehmen und zwar zu möglichst hohen Preisen. Wenn wir die Wirkungen der menschlichen Neigungen aufspüren wollen, dann müssen wir jede Neigung von der andern isoliren und für sich allein betrachten, sonst kommen wir zu nichts als zu vagen Faseleien oder zu eitlen Selbsttäuschungen; wer seinen Gemeinsinn immer an die große Glocke hängt, thut das meistens, um eine schlechte Geschäftsführung zu bemänteln. Und blicken Sie in die Wirklichkeit! Hand auf's Herz — bilden sich die Preise mehr nach der Eigenliebe der Menschen oder nach der Nächstenliebe? Daß die Preise, durch Eigenliebe bedingt, auf die Dauer nach den Productionskosten sich richten, wird leicht auch statistisch mit schlagender Kürze nachgewiesen werden können.

Die Nächstenliebe, der Gemeinsinn geht nicht den Menschen an in seiner Qualität als erwerbendes Wesen, das sich die Mittel für seine Zwecke schafft, sondern als genießendes Wesen, das seine Zwecke erfüllt. Wenn Jemand aus Mildthätigkeit freiwillig unter dem Werth verkauft, dann hat er den Minderwerth, d. h. soweit er geschenkt und nicht getauscht hat, eigentlich aus seinen Genußgütern, aus seinem Vermögen auf das Geschäft zu übertragen, denn streng genommen hat er hier zweierlei vermischt: eine Erwerbshandlung, einen Tausch und eine Genußhandlung, eine Schenkung. Schon ein alter Niederländer, de la Court, sagt: „als Kaufmann ist man nicht mehr zu Almosen verpflichtet wie jeder andere als Mensch; Almosen hat mit Kaufmannschaft nichts gemein."

Zu entwickeln, in welchen Varietäten diese wenigen einfachen Ursachen nur durch verschiedene Combinationen die verschiedenste Preisbewegung für verschiedene Waaren zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten als Wirkung hervorrufen, würde mich hier zu weit führen, ebenso die Auseinandersetzung, wie der Preis der Arbeit, der Lohn, ja selbst der Preis der Capitalnutzung, der Zins, sich nach denselben Gesetzen gestaltet. Ich muß von diesen Gesetzen des Verkehrs zu einer zweiten Gruppe von Gesetzen eilen — zu den Gesetzen der Production. Ich pflege diese Gesetze der Production hinter die des Verkehrs zu stellen, weil diese Productionsgesetze im größeren Verhältniß vom Preis abhängig sind als der Preis von den Productionsgesetzen.

Die Fragen sind hier folgende:

Welche Wirkung übt die Consumtion auf die Production, welche Wirkung übt die Beschränkung gewisser Stoffe und Kräfte an gewisse Zeiten und Orte auf die Production, und welche Wirkung übt der Preis gewisser Kräfte und Stoffe auf die Production? Ein weites Feld der Betrachtung.

Praktisch ausgedrückt würde die Fragestellung lauten: was soll man produciren, wann soll man produciren, wo soll man produciren und wie soll man produciren mit den Combinationen, welche sich daraus ergeben.

Für den Einfluß der Consumtion auf die Production sind hier zwei einfache scheinbar triviale Sätze maßgebend: Man kann nichts consumiren, was nicht producirt ist, und man soll nichts produciren, was nicht consumirt werden wird. Consumtion und Production bedingen sich gegenseitig. Aber der Mensch hat selbst bei dem klarsten Blick in die Bedürfnisse der Menschen nicht immer die Gewalt, die Production denselben anzupassen. Bei allen von den Witterungserscheinungen abhängigen Producten ist er nicht Herr der Natur; der fast allgemeine Nothstand dieses Jahres selbst in civilisirten Ländern ist ein trauriger Beleg dafür. Der Mensch ist aber nicht einmal Herr seiner selbst, sein Blick über die Consumtion, von der die Production auf die Dauer abhängt, wird periodisch verdunkelt. Fast alle Welt producirt zu viel, es tritt eine sogenannte Ueberproduction ein und als Folge die sogenannten Handelskrisen, welche wie Gewitter die Geschäftsluft reinigen, aber nicht ohne viele Opfer zu fordern. Der Gesetzmäßigkeit in dieser Erscheinung nachzuspüren, ist eine der fesselndsten Aufgaben in der Nationalökonomie.

Wie ich oben bemerkte, daß für die Production gewisse Naturkräfte jeweilig ihren Dienst versagten, ohne daß wir im Stande wären uns vor solchen Zeiten im Voraus zu wahren, ebenso sind auch andere Kräfte regelmäßig an bestimmte Tages- und Jahreszeiten gebunden und verlangen unerbittlich, daß der Mensch seine Production darnach regle. Natürlich ist diese Abhängigkeit von der Zeit um so größer, je mehr die Production im Freien vorgenommen wird. Ich erwähne die Gebundenheit der landwirthschaftlichen Arbeiten an die warme Zeit, aber auch nach einer sehr weisen Natureinrichtung die ergänzende Gebundenheit der Waldarbeiten an den Winter, da das Holz nicht im Saft steht, da der Schnee die jungen Pflanzen gegen die Bäume, welche unter den Schlägen der Axt fallen, schützt und den Transport ermöglicht. Ich erinnere für Riga an die traurig

lange Winterzeit, welche den Handel andern Seestädten gegenüber so lange benachtheiligt, bis es sich in Libau einen Winterhafen schafft.

Ganz kurz will ich hier nur die vor Allem wichtige Gebundenheit der Production an bestimmte Localitäten andeuten, deren Ursache die Gebundenheit gewisser Kräfte und Stoffe ist. Praktisch ausgedrückt wäre dies die Frage vom natürlichen Standort der Production. Welchen Gesetzen folgt die Anlage der verschiedenen Räumlichkeiten in einem Wohnhause, in einer Fabrik, in einem Schiffe? Welche Gesetze bedingen die Gruppirung der landwirthschaftlichen Producte um den Gutshof? Was fesselt die verschiedenen Handwerker einer Stadt an bestimmte Stadttheile, Straßen und Straßenecken? Welche Gründe bestimmen die Gruppirung der verschiedenen Erwerbszweige um eine Stadt, als ein Centrum der Consumtion? Was erzwingt die Anlage von Fabriken in bestimmten Gegenden eines Landes und was endlich bedingt die Haupterwerbszweige eines ganzen Landes? Statt der Frage nach dem natürlichen Standort aller Production können Sie den Gegenstand auch bezeichnen als die Frage der localen Arbeitstheilung.

Endlich bleibt noch die vierte große Hauptgruppe der Gesetze nach: wie wirkt der Preis der verschiedenen Productionsmittel, der Güter, der Arbeit und der Capitalnutzung auf die Production? Welche quantitative Mischungen aus diesen Productionsmitteln sind in der Production jedes Ortes, jeder Zeit und jedes Fabrikanten die richtigsten, weil billigsten? Es ist der Widerstreit der technisch besten Production mit der wirthschaftlich rentabelsten.

Aus diesen reichen Gebieten ökonomischer Fragen will ich Ihnen nur Eins anführen, das in neuerer Zeit besonders ventilirt ist, es ist die Frage des s. g. Raubbaus, welches Gespenst zuerst in dem sagenreichen Bergbau spuckte, dann namentlich von Liebig auf den Ackerbau übertragen wurde und mit demselben Recht oder Unrecht auch auf den Waldbau, auf den Häuserbau Anwendung findet. Richtiger als mit dem eine Anklage enthaltenden Wort Raubbau wird dieser höchst wichtige und interessante Streit als der der Intensität und Extensität der Production bezeichnet. Was die Extensität und Intensität bedeutet, sehen Sie schon daraus, daß die genannten Productionen alle von einem Flächenraume der Erdoberfläche oder einem cubischen Raum des Erdinnern im hohen Grade abhängig sind. Da die auf der ganzen Welt und in der Nähe gewisser großen Consumtionsstätten gegebene Erdoberfläche eine beschränkte ist, so ist die Frage

der Extensität die: soll man bei der Production an Grund und Boden oder an Capital und Arbeit, die man darauf verwendet, sparen? Wenig Arbeit und Capital auf weitem Flächenraum ist extensive, viel Arbeit und Capital auf geringem Flächenraum ist intensive Wirthschaft. Der Werth des Bodens gegenüber dem Werth der andern Capitale und der Arbeit hat überall die Frage zu entscheiden. In gewissen Gegenden muß man, mit Liebig zu reden, Raubbau treiben oder richtiger gesagt extensiv wirthschaften.

Leider muß ich mich mit diesen wenigen Andeutungen über die Mittel und Gesetze der Volkswirthschaft hier begnügen. Sie bilden die Theorie der Volkswirthschaft. Neben diesem theoretischen Theil enthalten die Lehrbücher der Nationalökonomie einen zweiten praktischen Theil, der mit den mannigfachsten Namen belegt wird, bald als praktische Nationalökonomie der einzelnen Erwerbszweige, bald als Volkswirthschaftspflege, als Volkswirthschaftspolitik ꝛc. Wie man es auch nennen mag, es ist eine Anwendung der einzelnen Sätze und Gesetze der Nationalökonomie auf die Praxis, auf die mannigfachen wirthschaftlichen Erscheinungen verschiedener Berufe in verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten. Von einem System ist meiner innersten Ueberzeugung nach hier nicht mehr die Rede, und wo man zu systematisiren versucht hat, ist der Versuch unglücklich ausgefallen. Gewöhnlich macht man die Eintheilungen nach den verschiedenen Berufsklassen und classificirt: Nationalökonomie des Ackerbaues, des Waldbaues, des Bergbaues, der Gewerbe, des Handwerks und der Fabrik, des Handels und endlich aller andern Erwerbszweige unter dem sonderbaren Namen der persönlichen Dienstleistungen. In diesem Falle muß man eine Menge der wichtigsten praktischen Fragen an den verschiedensten Orten wiederholt behandeln. Nehmen Sie z. B. die Lehre von den Schutzzöllen, d. h. von Eingangszöllen auf Güter, welche sowohl vom Auslande importirt als auch im Inlande, wenngleich mit höheren Kosten, producirt werden können. Die Frage wird gewöhnlich in der Lehre von den Gewerben abgehandelt, allein es giebt ebenso gut Schutzzölle auf Producte des Ackerbaues, ja gerade in England, dem Lande, von welchem aus die Opposition gegen die Schutzzölle begonnen hat, war der Schutz hauptsächlich ein Schutz der englischen Grundherren gegen die Concurrenz des Auslandes. Ebenso war in demselben England der Handel gegen ausländische Concurrenz durch Verbot oder durch Besteuerung des Handels von Ausländern geschützt, ja auch in den s. g. Dienstleistungen giebt es nicht nur Schutzzölle, sondern

Prohibitionen, so in der Ausübung ärztlicher und juristischer Praxis, im Unterrichtswesen ꝛc. Ein anderes Beispiel. Die s. g. Bankfrage kann man unmöglich gut getrennt behandeln, erst die s. g. Hypothekenbanken beim Ackerbau, dann die Industriebanken, die Handelsbanken und endlich die Banken für Leute jederlei Berufes besprechen. Nicht anders verhält es sich mit dem Versicherungswesen: Hagel- und Viehversicherung für den Landbau, Seeversicherung für den Seehandel, Transportversicherung für den Landhandel, Feuerversicherung, Lebensversicherung für jedes Gewerbe und jeden Menschen. Die Frage nach Freizügigkeit, nach Gewerbefreiheit, nach Concessionswesen trifft mehrere oder alle Berufszweige, die Erfindungspatente kann man in der Behandlung nicht von den Nachdrucksgesetzen trennen, kurz die wichtigsten Fragen der praktischen Nationalökonomie kann man nicht an die einzelnen Berufszweige anschließen, ganz davon zu schweigen, daß man praktisch nicht einmal immer angeben kann, zu welchem Beruf die eine oder die andere Thätigkeit gehört, z. B. ob Dreschen und Mahlen zur Landwirthschaft, ob das Hüttenwesen zum Bergbau oder zur s. g. Industrie, ob die in gewissen Gegenden vorkommende abwechselnde Benutzung des Bodens zur Holzproduction und zum Kornbau der Forstwirthschaft oder der Landwirthschaft angehört ꝛc.

Man muß sich wohl darauf beschränken, die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Erwerbszweige durch Hervorheben des Gleichartigen wie des Ungleichartigen zu charakterisiren und dann die einzelnen praktischen Fragen in einer Reihenfolge, die das Gleichartige möglichst zusammen läßt, zu behandeln.

Von einer Anordnung nach einem System kann nicht die Rede sein, ja nicht einmal nach wirthschaftlichen Gesichtspunkten darf man zu ausschließlich spähen, denn die Fragen der tausendfältig verwickelten Lebenserscheinungen sind nicht ausschließlich ökonomischer, sondern auch juristischer, ethischer, technischer Natur.

Ein Hauptabschnitt der praktischen Nationalökonomie kann schon ganz gewiß nicht unter das System der verschiedenen Erwerbszweige gebeugt werden — die s. g. Finanzwissenschaft oder Staatswirthschaftslehre, welche darum meistens einen ganz selbständigen Theil in dem Kreise der Wirthschaftswissenschaft bildet. Der Grund für diese Trennung der Staatswirthschaft von der andern praktischen Nationalökonomie ist aber ein rein äußerlicher. Innerlich ist auch die Finanzwissenschaft nichts Anderes als die Anwendung ökonomischer Sätze auf die von der Privatwirthschaft

losgelösten und auf den Staat oder andere öffentliche Gesammtheiten (Gemeinde, Kreis) übertragenen Theile der Wirthschaft, verbunden mit nicht ökonomischen Sätzen aller Art. Eigenthümlich ist hier nur die Art und Weise, wie eine öffentliche Gewalt sich die Mittel zur Production theilweise auf anderen Wegen als die Privatwirthschaften verschaffen kann und muß, und der Gegenstand der öffentlichen Production, nämlich derjenigen Production, welche, weil für den Unternehmer nicht rentabel, kein Feld für die Privatwirthschaft bieten, oder welche im Interesse Aller der Privatthätigkeit nicht überlassen werden dürfen. Die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Erwerbszweige oder die bei verschiedenen praktischen Fragen verschiedenen Gesichtspunkte liegen nun aber nicht in Gesetzen, welche einzelnen Berufen und einzelnen Fragen eigenthümlich sind, sondern nur in der besonderen Zusammensetzung aller Ursachen, deren complexe Wirkung die vor unsern Augen allein offen daliegende Thatsache ist. Immer ist es die Wirkung einfacher Ursachen.

Indessen die s. g. praktische Nationalökonomie hat nicht nur den Beruf diese Gesetze zu erforschen, sondern sie hat eine wirklich praktische Aufgabe.

Statt die Natur ihre Wirkung ausüben zu lassen, haben seit lange die Menschen, welche sich klüger als der Schöpfer dünken, in den Gang der Natur durch künstliche Gesetze eingreifen zu müssen geglaubt, was in wirthschaftlichen Dingen fast immer zu verwerfen und nur aus andern Gründen früher vielleicht zu vertheidigen war, jetzt aber, nach Wegfall der nicht wirthschaftlichen und der etwa früher vorhandenen auch wirthschaftlichen Gründe verkehrt geworden ist. Die Folge aller solcher staatlichen Einmischung war andauernde Vertheuerung der Producte, unserem Jahrhundert ist es beschieden, alle diese Verstöße gegen die natürliche Ordnung der Dinge wieder gut zu machen.

Hier liegt der Keim zu dem Uebel, daß der Nationalökonom sich zu keines Mannes Freund machen kann, wohl aber sich zu vieler Leute Feind machen muß. Der Nationalökonom ist der natürliche Vertreter aller Menschen so weit sie Consumenten sind, so weit sie also gern alle Güter möglichst billig zu erlangen streben. Der Nationalökonom ist aber der natürliche Gegner Aller, welche als Producenten durch alle mögliche Bevorzugung vor Andern, durch Privilegien, Bannrechte, Schutzzölle, Zunftschranken, kurz durch das, was die Nationalökonomie unter dem Namen Monopole zusammenfaßt, Andere von der Concurrenz ausschließen wollen.

Der Producent, welcher durch kein Monopol irgend welcher Art geschützt ist, hat einen positiven Schaden durch die Nationalökonomie nicht zu fürchten; mehr Concurrenz, als natürlicherweise möglich ist, kann auch der Nationalökonom nicht schaffen und er will es auch nicht. Nur insofern ist der Nationalökonom auch jedes Producenten Feind, als derselbe stets auf der Lauer liegt, neue Monopole nicht aufkommen zu lassen, während jedes Producenten Bestreben dahin geht, die Concurrenz im Angebot seiner Producte zu beschränken, was ihm auch, sobald er sich dazu nur rechtlicher Mittel bedient, Niemand verargen kann.

Wollte ein Nationalökonom sich dazu hergeben, bestehende Concurrenzbeschränkungen zu befürworten oder neue Concurrenz zu verhindern, so würde ihm das von Erfolg begleitete Bestreben unzweifelhaft großen Gewinn bringen. Wie gut bezahlt man Gutachten zu Gunsten irgend eines Privilegiums! Statt dessen sind die Bemühungen der wahren Nationalökonomie dahin gerichtet, nicht Einigen größere Einnahmen zu verschaffen, sondern Allen die Ausgaben zu verringern und zwar durch Aufhebung der Monopole. Dieses Bemühen lohnt dem Nationalökonomen Niemand. Der Vortheil, welcher dem Einzelnen aus der Verbilligung je eines Products zur Zeit erwächst, ist so unbedeutend, daß sich, diesen möglichen kleinen Vortheil zu erlangen, Keiner etwas kosten läßt, nicht einmal einen Dank. Erst durch Summirung aller der kleinen Vortheile ergiebt sich ein großer Gewinn für den Haushalt eines Jeden. Allein alle Vortheile, welche aus zunehmender Concurrenz mehrerer Menschen und namentlich mehrerer Länder auf demselben Markte erwachsen, sind dem ökonomisch ungeübten Auge nicht einmal sichtbar, denn ein solches Auge mißt nur mit dem Maßstabe des Preises in Geld. Wer Gegenstände mit einem Maßstabe mißt, der denselben Namen behält, aber, ohne daß der Gebrauchende es merkt, immer kleiner wird, dem möchten die Gegenstände als wachsend vorkommen. Der Maßstab, mit dem wir den Werth der Güter zu messen pflegen, ist das Geld, d. h. die edlen Metalle. Dieser Maßstab nun wird im Verlauf der Geschichte immer kleiner, d. h. die edlen Metalle werden billiger, folglich scheinen die hiermit gemessenen Güter immer theurer zu werden. Der wahre, sich gleichbleibende Maßstab wäre die Summe von andern Gütern, die man für irgend eins eintauschen kann; eine solche Berechnung in Zahlen ist nun aber selbst für den Nationalökonomen nicht leicht, wie soll der Laie diese Gedankenoperation vornehmen? Das Billigerwerden der Güter entgeht den Blicken der Meisten, die Nationalökonomie scheint also Nichts erreicht

zu haben. In Zeiten nun, in denen die Geldpreise fast aller Güter ganz besonders steigen, wie in der unsrigen seit der Verbilligung des Geldes durch die australisch-kalifornischen Goldentdeckungen, scheinen die Waaren nicht billiger, sondern theurer zu werden, und recht tolle Gegner der Nationalökonomie schieben die Schuld davon geradezu dem Nationalökonomen in die Schuhe; glaubt es auch kein Vernünftiger ganz, so bleibt doch von jeder Verleumdung immer etwas hängen — und wie viel giebt es nicht Unvernünftige!

Aber nicht nur vielen Producenten ist die Nationalökonomie ein Dorn im Auge, sondern auch vielfach den Regierungen sei es ganzer Länder, sei es der Communen. Wo Monopole existiren, da konnten dieselben nur aufkommen unter dem ausdrücklichen oder stillschweigenden Schutze der Regierung. Geht man den Monopolen zu Leibe, so greift man entweder die bestehende Regierung an, oder, falls die Monopole älter sind, liegt in jedem Tadel des Monopols doch implicite ein Tadel, daß die Regierung dasselbe noch nicht beseitigt hat, ganz abgesehen davon, daß es ja in den meisten Fällen schon ein Verbrechen ist, überhaupt irgend eine Regierungshandlung zu tadeln, da die Regierung es doch besser wissen muß als der beschränkte Unterthanenverstand.

Die Nationalökonomie tritt fast immer tadelnd auf, denn wo zu loben wäre, kann sie doch nicht jedes Mal die ganze Reihe alles Lobenswerthen aufführen. Würden die Regierungen den Begehren der Nationalökonomie zuvorkommen, dann fände die Nationalökonomie auch Vieles speciell zu loben, allein die Praxis kann leider der Wissenschaft nicht vorausgehen, sondern ihr nur folgen. Uebrigens steht die Nationalökonomie nicht vereinsamt in dieser Beziehung — mit den Anforderungen der Jurisprudenz, der Medicin ꝛc. ist es nicht anders, nur hat die Medicin meistens zu tadeln, daß die Regierung zu wenig gesorgt hat, während in wirthschaftlichen Dingen ihre „Fürsorge“ zu ausgedehnt war. Die eine Wissenschaft hat Unterlassungssünden, die andere Begehungssünden zu tadeln, deren Gründe beide dieselben sind. Die Ergreifung sanitätspolizeilicher Maßregeln hätte Geld gekostet, und die Ertheilung von Monopolen aller Art brachte Geld ein.

Mit diesen Andeutungen über den Begriff und Inhalt der Nationalökonomie muß ich mich heute leider begnügen. Bei meinen bisherigen Erörterungen habe ich nun den Kaufmann scheinbar sehr aus dem Auge gelassen — allein auch nur scheinbar; er stand mir stets dabei vor Augen. Es ist leicht einzusehen, warum das Studium der Nationalökonomie zur

Grundlage für die Bildung des Kaufmanns in Riga gemacht werden muß. Der Kaufmann ist überall, und namentlich in einer großen Seestadt, derjenige Geschäftsmann in der Welt, welchem die große Aufgabe zufällt, zwischen den Consumenten und allen Producenten, die nicht direct mit einander in geschäftliche Berührung treten wollen oder können, den Vermittler zu machen; er muß also die gesammten Bedürfnisse der Menschen und die gesammten Productionen überblicken, er muß dafür sorgen, daß die Güter den Bedürfnissen angepaßt werden, aber auch durch richtige Auswahl der Güter die richtigen Bedürfnisse wecken. Wie tief kann z. B. hierin der Händler mit Geistesnahrung, der Buchhändler, der Kunsthändler, auf das Publicum einwirken! Der Kaufmann hat oft eine sehr hohe civilisatorische Aufgabe. Nur noch eine Lebensthätigkeit verlangt eine eben so große ökonomische Bildung, als ich sie für den Kaufmann großen Stiles verlange — es ist die Thätigkeit eines Mitgliedes der Regierung, des Verwaltungsbeamten, stehe er im Dienste des Staates oder der Commune. Ist das richtig, dann muß aus zweifachem Grunde die Nationalökonomie das Fundament aller Bildung des Kaufmannes in Riga sein, denn in wie vielen Beziehungen ist nicht der Kaufmann hier in dem schönen Stücke des Rigaschen Selfgovernments ein Theil der Regierung. Die Stadt Riga und die baltischen Provinzen stehen in einer ernsten, schweren und darum großen Zeit, große Zeiten aber verlangen ganze Männer.

Noblesse oblige, sagt das schöne französische Sprüchwort. Wer den Kaufmann so hoch stellt, wie mir derselbe im Geiste vor Augen steht — nun, der muß auch besonders hohe Anforderungen an seine Bildung stellen.

Bildung ist Macht.

Dr. Laspeyres.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

III.

New-York, den 9. März (25. Februar) 1868.

New-York wird von Tag zu Tag gottloser, und zwar in so reißender Progression, daß wahrscheinlich in allernächster Zukunft der Feuer- und Schwefelregen beginnen wird, der es gleich Sodom von der Erde tilgen soll. Herr Pfarrer R.... von G.... Kirche (Anglo-Amerikaner) hat sogar schon vor drei Wochen vom Himmel die Depesche bekommen, die ihm Tag und Stunde meldet, da nicht nur New-York, sondern die ganze Erde zu Staub und Trümmern geschlagen werden soll. Die Einladung, die der fromme Mann durch alle Zeitungen an die ganze Stadt ergehen ließ sich in seiner Kirche einzufinden, um sich das Programm dieses wichtigen Vorganges im genauesten Detail mittheilen zu lassen, war so dringend, daß, meinem Urtheile nach, wir sehr wohl thäten schnell unseren letzten Willen aufzusetzen, der Nacht und Chaos zu unseren Universalerben erklärt, damit diesen guten Leuten die Erbschaft nicht etwa angestritten werde, weil sie kein regelrechtes Testament aufzuweisen haben. Ich wurde leider verhindert diesen interessanten Eröffnungen beizuwohnen, und bin daher, so sehr ich es bedaure, nicht im Stande Ihnen den Tag mitzutheilen, für den Sie sich bereit zu halten haben. Dagegen kann ich Ihnen ziemlich genaue Auskunft darüber geben, was so speciell den Groll des Himmels gegen New-York erregt hat.

Uns wird bekanntlich von der Schrift geboten nicht zu fragen: „Was werden wir essen; was werden wir trinken?" Gegen dieses Gebot aber sündigen hier heute Unzählige; und lawinenmäßig wächst die Zahl derer, die die Frage stellen. Gewiß sind die Leute schuldig; allein, wie sie zu

dem Worte kommen, lernte ich neulich doch verstehen, als mich ein Irländer fast mit Gewalt in einen Bäckerladen zwang. Der Schnee und der Nordwind hatten dem Mann in Hemdsärmeln und Weste sein Gesicht und seine Hände mit einem noch brennenderen Roth bemalt, als sein flammiges Haar es wies. Der Mann hatte Frau und Kinder zu Hause, deren Magen gewiß nicht in besserer Condition waren als der seinige. Er war außergewöhnlich schmutzig; aber ein Rabenvater war er deßwegen doch nicht, denn als er betheuerte daß seine Kinder hungerten, da liefen ihm die Thränen über die Wangen und gruben zwei Rinnen in den Schmutz, der dieselben bedeckte. Das sah sehr komisch aus, und die Vorübergehenden lachten auch recht herzlich. Aber ein Rabenvater war er trotzdem nicht. Und dennoch — ich hatte ihm zwei Brode gekauft, das eine preßte er unter den Arm, in das andere biß er wie ein wildes Thier hinein, während er davon lief. Es waren sonderbar unharmonische und widrige Töne, die er dabei ausstieß. Es war gar zu drollig: ich glaube der Mann hatte ein Theilchen seiner Vernunft in dem unbekannten Loch gelassen, wo sein Weib und seine Kinder kauerten.

Doch der Verderb der Stadt ist noch größer. Die Leute erkundigen sich nicht nur wo sie Nahrung hernehmen sollen ihr Leben zu fristen, sie fragen auch: „Wo werden wir schlafen?“ Gewiß, eine vermessene Neugier. Allein verstehen kann man auch diese Frage; denn sie fragen nicht, wo werden wir morgen schlafen; nein! heute, jetzt, jetzt da die Sterne schon die Hälfte ihrer nächtlichen Bahn zurückgelegt haben, da es in den Wipfeln der Bäume so unheimlich braust und saust, da der Wind unsere frierenden Knochen schüttelt, daß man sich fast einreden könnte, Freund Hein rüttele sein dürres Gebein zurecht. O, es ist höchst drollig, wenn man um Mitternacht nach Hause geht und oft von zwei oder drei solchen klappernden Gestalten um 15 Cent angesprochen wird, damit sie ein Nachtlager finden könnten. Man weist sie nach der Polizeistation. Du lieber Gott! da sind sie schon vor mehreren Stunden gewesen und haben Einlaß begehrt. Man hat sie abgewiesen: es war kein Plätzchen mehr frei da sie sich hätten hinsetzen können. Höchst drollig, in der That diese schauernden Gestalten, die bis an den lichten Morgen die öden Straßen durchstreifen; wenn sie sich setzten, so würde der Schlaf sie übermannen, und sie würden im Paradiese erwachen. Aber sie sind auch Thoren: sie ziehen eine Toilette an, die selbst für Neapel in dieser Jahreszeit zu luftig wäre. New-York nun liegt freilich in der gleichen geographischen Breite mit Neapel; allein

der Schnee liegt jetzt noch mehrere Fuß tief auf den Straßen. Was für eine aberwitzige Idee in diesem Klima, in diesen Schneestürmen, die sich einer den anderen jagen, nur mit einigen fadenscheinigen Lumpen bekleidet und hungrig die ganze Nacht spazieren zu waten!

Manche meiner sehr geehrten Freunde von drüben werden nun wohl meinen, die Leute sollten arbeiten, dann würden sie nicht in diese drollige Position kommen; Amerika sei das Land der Arbeit, man brauche sich keiner zu schämen und könne stets eine finden, die den Mann redlich nährt. Diesen geehrten Freunden aber muß ich erwidern — und jede amerikanische Zeitung wird ihnen das bestätigen — das war so, und das wird wieder so sein; aber es ist nicht so. Von Thür zu Thür gehen diese Leute, und betteln **um Arbeit.** (Denn es giebt in diesem Lande sehr Wenige — die wirklich Arbeitsunfähigen ausgenommen — die nichtsthuerisches Bettelbrod für süß halten.) Sie verzichten auf jeden Lohn; sie wollen arbeiten, hart arbeiten, und verlangen nichts als Kost und eine Schlafstätte. Sie werden fortgeschickt. Es giebt keine Arbeit zu thun. Es ist das drollig, höchst drollig; aber es ist doch so.

Allein das Drolligste an der Sache ist, daß nicht der Himmel diese Noth verhängt hat: die Ernte ist, wenn auch nicht ausgezeichnet, so doch auch keineswegs schlecht gewesen; das Kriegsgeschrei ist längst verstummt, und ein langer Friede steht zu hoffen; das Land ist nicht nur noch immer überreich an unausgebeuteten Erwerbsquellen, sondern es ist auch gegenwärtig thatsächlich im Wohlstande. Was aber ist denn die Ursache der entsetzlichen Mattigkeit, die das ganze Geschäftsleben in einem Maße überschlichen hat, daß man glauben könnte, das Mark beginne in den Knochen des jungen Riesen Amerika zu verdorren? Die Antwort ist eine furchtbare, eine, über die Napoleon III. und Graf Bismarck sich für ihr ganzes Leben satt lachen können: wir sind ein freies Volk, wir regieren uns selbst, und unsere Regierung weiß mit beneidenswerthem Scharfsinn jedes Mittel aufzufinden, das die allgemeine Wohlfahrt schädigen kann, und setzt und hält es mit großartiger Energie in Wirksamkeit. Alle unsere Beamten gehen, unmittelbar oder mittelbar, aus der freien Wahl des Volkes hervor; und unter zehn sind neun Schufte und Diebe, die in all' ihrem Denken und Thun — in ihren Worten natürlich nicht — nichts so absolut unberücksichtigt lassen, wie das Allgemeinwohl. Das Land ist so reich, daß es jährlich einen kaum glaublichen Theil seiner Schuld tilgen kann; aber es

wird von Steuern*) — die zur Hälfte ausgesucht aberwitzig sind — erdrückt, nicht etwa um diese Abzahlungen machen zu können, sondern damit sich alle Beamteten in einem resp. in zwei oder vier Jahren steinreich stehlen, und außerdem die ungeheueren Summen decken können, die ihre Wahl ihnen gekostet. Wir, das souveräne Volk, wollen dieses; und Präsident, Senat, Congreß, Legislaturen und Behörden der Einzelstaaten, ja jeder Gerichtsschreiber hat seinen eigenen Willen, und handelt ungestraft diesem gemäß. Wir, das souveräne Volk, herrschen; und wir müssen im Handel und Wandel die Hände in den Schooß legen, weil wir die Verhältnisse nicht von heute auf morgen berechnen können; denn wer wollte sich vermessen zu errathen, welch neue Ungeheuerlichkeit, welch neue freche Spitzbüberei eine der Mächte in Washington in diesen vierundzwanzig Stunden ausbecken wird. Hans schwört auf die Demokraten, Peter auf die Republikaner; bietet sich die Gelegenheit, so schießen sie sich auch einander für ihre Parteien todt; aber fragen Sie sie auf ihr Gewissen, so wird Ihnen Hans wie Peter zugestehen, daß, mit wenigen Ausnahmen auf der einen wie auf der anderen Seite, diese wie jene — so weit sie office-holders sind — scheußliche Vampyre sind, deren ganzes Sinnen und Trachten stets auf den einen Punkt hinausläuft, in kürzester Frist möglichst viel von dem goldenen Blute der Republik auszusaugen. Nun, wenn Leute, die bereits wegen allzu schamloser Unterschleife mit Schimpf und Schande von ihrem Amte gejagt worden, sich dreist um die höchsten Aemter bewerben dürfen; wenn Preisfechter, d. h. Leute die sich tief unter die römischen Gladiatoren erniedrigt haben, im Congreß als Repräsentanten des freien Volkes tagen; wessen muß man da nicht gewärtig sein!

Warum aber werden diese Leute zu Dienern der Allgemeinheit bestellt? Hat das Volk keine Auswahl? Sind gar keine Männer mehr vorhanden, die noch ein Gewissen im Busen tragen und eine Ahnung davon haben, daß die Dienste, die man seinen Mitmenschen erweist, das höchste Glück der Erde sind? Oder ist das Volk so entsittlicht, daß es nicht mehr sittliche Männer zu seinen Leitern haben will? Nichts von alle dem. Der Kern des Volkes ist gesund, und Amerika hat so viele scharfköpfige und großherzige Männer, als irgend ein Land der Erde. Aber die Politik liegt fast vollständig in den Händen der Schlechten, und das hat einen

*) Die stärkste Steuer — Cigarren ausgenommen — liegt auf Zündhölzern; sie beträgt 100 pCt.

doppelten Grund. Der erste und unbedeutendere, aber im engsten Zusammenhange mit dem zweiten und bedeutenderen stehende, ist die übele Einrichtung der Vorwahlen, in denen die Wahlcandidaten bestimmt werden. Diese sogenannten primary elections gehen ohne jede gesetzliche Controle vor sich und werden daher durchaus von den Politikern von Fach, d. h. von den Stellenjägern und Blutsaugern, beherrscht Wie da mit den Stimmzetteln verfahren wird, das mögen vielleicht die Götter wissen, den Menschen aber bleibt es durchaus verborgen: aus der Urne gehen eine Anzahl Namen hervor, man weiß nicht wie noch warum; nur so viel ist sicher, daß es immer diejenigen sind, die die politischen Rowdies, die hohen Patrone dieser Wahl gewünscht haben. Von diesen so „aus Nacht und Nebel geborenen“ Candidaten muß man nun einen beliebigen zu dem seinigen machen. Denn einem nicht auf der Liste stehenden Mann seine Stimme zu geben, wäre Thorheit, da dieses Votum sich wie ein Tropfen Wasser im Ocean verlieren würde. Und seiner Stimme sich zu begeben, wäre gleichfalls nicht richtig, da man dann nicht einmal darauf hinwirken kann, daß der vermuthlich Beste unter den Schlechten reüssire. Eine Massenopposition in's Leben zu rufen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Wollte man ein Meeting zu dem Zweck zusammenberufen, so würde man einfach herausgeprügelt werden. (Daß wir ein freies Volk sind, hindert selbstverständlich nicht, daß wir Faust und Revolver für die besten Argumente halten.) Die Tagespresse dazu zu benutzen, ist gleichfalls unausführbar, da jede Zeitung geschworenes Parteiblatt ist, das die Candidaten seiner Clique als Engel verkleidet — mit so gutem Erfolg, daß ein Blindgeborener auf fünfzehn Schritt die Hörner und den Pferdefuß erkennt — und die übertriebensten und dummsten Lügen gegen die Gegner schleudert — als wenn es noch der Lügen bedürfte. Den Morgen nach der Wahl bekennen sie freilich mit bezaubernder Frechheit, daß sie genau in dem gleichen Maße nach rechts wie nach links die Unwahrheit gesprochen haben. Doch was hilft das: das Volk weiß nur von den Namen, die man ihm in den Mund gelegt. Und will es ja einmal schwankend werden, so manövriren die sehr beträchtlichen Massen derer, die Stimme, Faust und Seligkeit für ein Glas Whisky und fünf Dollar verkaufen, so geschickt und geschlossen, daß der Sieg immer den Professionsleuten bleibt.

In den großen Städten namentlich halten die aus lauter Egoismus zusammengesetzten Parteiführer ganz ausschließlich das Ruder in ihrer Hand, da sie unbeschränkt über das Proletariat — ich will das sittliche Proletariat

mitinbegriffen wissen, das in Sammet und Seide stolzirt, gebieten, das in der Regel die Majorität bildet und daher herrscht, weil die Zahl der eine große Grundstein ist, auf dem dieser Staat aufgebaut ist. Die an Verstand und Gesinnung tüchtigen Leute ziehen sich von Tag zu Tag mehr zurück, und leben nur sich selbst und ihrem Hause. — So sind die großen Städte, die Mittelpunkte der Intelligenz, die den allerhöchsten Einfluß auf das flache Land ausüben, am übelsten berathen. Statt dem Volke seine tüchtigsten Führer zu geben, geben sie ihm die ärgsten Verderber, geben ihm diese, obgleich die Männer nach Hunderten zählen, die jedem Lande und jedem Zeitalter zur Ehre gereichen würden. — Außer denen, die sich in den Raub theilen, ist nicht ein Mensch im Lande, der nicht empfindlich unter diesen Verhältnissen zu leiden hätte. Jeder fühlt es, Jeder schimpft darüber, und — es bleibt nicht nur ebenso, sondern wird von Jahr zu Jahr schlimmer, obgleich das Volk souverän ist. Beneidenswerthe Resultate, die die Freiheit hier zu Tage fördert.

Die Freiheit? Nein! Es ist nicht wahr, daß dieses Land in politischer Beziehung frei ist. Coterien, die sich auf den Pöbel stützen, und die niedrigsten Leidenschaften in den Busen der Menschen zu wüstem Leben wachstören, theilen sich in die Herrschaft um das Land; willig, wie ein Gaul, folgt das Volk dem Zügel, den sie bald hierhin, bald dorthin reißen. Die Führer, und auch die Schattirungen der Coterien wechseln oft und rasch, aber immer sind Coterien die Despoten des Landes. Seit Washington und Jefferson von der Bühne traten, ist das Heft den Händen des Volkes entwunden und in denen von Parteimenschlein.

Und es konnte nicht anders kommen, denn die ganze Verfassung dieses Staates ruht auf einer Lüge, auf der Lüge von der Gleichheit aller Menschen, und auf der Consequenz dieser Lüge, auf dem Princip, daß in allen politischen Fragen allein die Zahl den Entscheid zu geben habe. Der Mensch hat von Natur kein anderes Recht, als das der persönlichen Freiheit, und das, ebenso unbehindert wie alle Uebrigen, die Leiter des Lebens hinaufklimmen zu dürfen, bis zur höchsten Stufe, wenn seine Kraft dazu ausreicht. Da sie aber thatsächlich nicht Alle zu der gleichen Höhe hinaufklimmen, so sind sie auch einander nicht gleich. Und weil sie einander nicht gleich sind, so steht auch dem Staate die sittliche Befugniß zu, ihre politischen Rechte je nach der Höhe zu bemessen, die sie erstiegen haben. Und ferner, weil sie einander nicht gleich sind, so ist es eine Thorheit, ihnen gleiche politische Rechte zu geben. Unterschiedsloses Stimm- und

Wahlrecht ist ein verderblicher Unsinn, auf trügerischen Doctrinen aufgebaut, die für die Engel Gottes wahr sein mögen, für die Menschen dieser Erde aber eine Lüge sind, verlockend anzusehen wie der Aepfel im Paradiese, aber auch kaum minder verderblich.

Frankreich und Amerika das sind die beiden einzigen großen Staaten, die suffrage universel haben. Sehen Sie auf die Folgen. Dort herrscht Napoleon III. und man wird bald meinen können, er sei der Geist Philipps II. Hier ist der Präsident ein trunkener Schneider, dessen einziges Verdienst eine unübertroffene Starrköpfigkeit ist, und unter unseren Repräsentanten und Beamten sind neun unter zehn gewissenloseste Egoisten, Diebe oder im Allgemeinen elende Wichte.

In Frankreich ist das suffrage universel eine lügnerische Farce, hier ist es Wahrheit; darum bleiben wir auch bei Amerika. — Perikles führte in Athen die gleiche absolute Demokratie ein, und noch war sein Körper nicht vollständig zu Staub zerfallen, so rief Kleon, der hirnverbrannte Demagoge, den Athern die schneidende Wahrheit zu: Ihr gleicht vielmehr Leuten, die gekommen sind sich an einem Redner zu ergötzen, als Bürgern, die über das Wohl des Vaterlandes tagen.

Das gleiche Wort gilt auch für Amerika. Und da die Ursachen die gleichen sind, so werden auch die Wirkungen die gleichen sein, wenn es nicht bald Umkehr hält: es wird die Feldherren, die bei seinen Arginusen gesiegt, zum Richtplatz schleppen; es wird seinen Alcibiades auf Leib und Leben anklagen, ihm zujauchzen, wenn er einen Vogel aus seiner Toga fliegen läßt, und ihn verbannen, wenn er das Vaterland gerettet hat; heute wird es Kleon und morgen Antiphon entgegenjubeln und übermorgen Sokrates den Giftbecher reichen, und vor dreißig Tyrannen den Rücken beugen.

Aber außer Sorge! Es wird Umkehr halten, nicht heute und nicht morgen, aber, täuscht mich nicht Alles, so werden Sie und ich es noch erleben. Herr Pfarrer N..... hat Recht, es liegen große Dinge in der Luft, nur handelt es sich nicht um den Weltuntergang, sondern um die politische Umgestaltung dieses Landes, und die Ereignisse sind nicht in den nächsten Wochen, sondern in den nächsten zwei oder drei Jahrzehnten zu erwarten. Von Tag zu Tag mehren sich die Leute, die immer klarer die Ursachen des Unwesens erkennen, das uns nach der Pfeife von Leuten tanzen läßt, die schlechter sind als wir, und die unnützesten und unnatürlichsten Nöthe aller Art über das Land beschwören. Der Unfug wird toller und

toller; und das ist ein Glück, denn je toller er wird, desto lauter wird auch die Frage: wozu dulden wir das? Die Herren Politiker und die Verfechter der égalité bleiben die Antwort schuldig. Darum werden sie und ihr System fallen, und das Volk wird sich ein neues und besseres Gesetz geben, denn der Kern des Volkes ist gesund und Amerika zählt so viele scharfköpfige und großherzige Männer als irgend ein Land der Erde. In Opposition zu dem wahnwitzigsten Despotismus der Europa beherrschte, wurde hier die Freiheit geschaffen, und darum outrirte man nach dieser Seite, wie bisher nach der anderen Seite outrirt worden war. Jetzt beginnt die Zeit anzubrechen, da man hier in die richtige Mitte einlenken wird.

Mein Brief ist lang geworden und hat eigentlich nur eine politische Frage behandelt. Allein ich habe es, so zu sagen, für meine Pflicht gehalten diesen Punkt einmal zu berühren. Wir leben in einer Zeit, da die großen Umwälzungen in dem Verfassungsleben der Staaten weit weniger durch brutale Gewalt als durch den Gedanken vollführt werden. Deßwegen darf man aber doch nicht verkennen, daß wir in einem durchaus revolutionären Zeitalter stehen. In Mittel- und einem Theil von Süd-Europa herrscht eine stark demokratische Tendenz vor. Alles muß daher gethan werden, daß europäische d. h. in diesem Falle möglichst unparteiische Augen aufmerksam die amerikanischen Zustände prüfen, damit man sich die hier gemachten Erfahrungen zu Nutzen mache, und nicht nur durch eigenes Leiden erfahre, wie scharfe Dornen die Rose Demokratie habe. — Sollte die Zahl der Utrademokraten je wieder in Europa so stark anwachsen, daß sie es wagen die alte Fahne der égalité aufzupflanzen und das Volk im Namen dieser Freiheit zu den Waffen zu rufen, ich glaube dann könnten die Fürsten ein wirksameres Mittel als die Gefängnisse finden, um diese Schwärmer zu kuriren: sie sollten sie auf ein Jahr — womöglich kurz vor einer Präsidentenwahl — nach Amerika schicken, und sie würden lernen, daß eine demokratische Republik keineswegs eo ipso die Realisirung des Staatsideals ist.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 21. März 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Russische Typen.

II. Oblomow.

(Schluß.)

Wie konnte ein Mensch von Stolzens Beschaffenheit dem Oblomow bis zur aufopfernden Freundschaft ergeben sein, ihm, in dem doch jede Linie, jeder Schritt, das ganze Sein in einem schreienden Widerspruche zu dem des Andern sich verhielt? Nur ein harter und ein weicher Mühlstein mahlen gut, heißt es. Entgegengesetzte Extreme, wenn sie auch nicht, wie man gemeint hat, nothwendiger Weise Sympathie für einander haben müssen, können doch das zufällige Erscheinen derselben nicht verhindern. Außerdem fesselte sie, zuerst beide gleichmäßig, die Kindheit und die Schule an einander, gewiß zwei mächtige Triebfedern; dann den Stolz die dankbare Erinnerung an die vielen Freundlichkeiten, an die kleinen Wohlthaten, mit denen man den gern gesehenen Knaben in der Oblomowschen Familie überhäufte; dann den Oblomow besonders die Achtung sowohl vor dem moralischen als physischen Uebergewicht des Stolz; mehr als alles dieses aber der in der innersten Natur Oblomows liegende reine und gesunde Kern, der von einem tiefen Gefühl angefüllt war für alles, was ihm als recht und gut erschien und was auf den bittenden Ruf dieses geraden, hinterhaltslosen, ewig vertrauenden Herzens eine Antwort gab. Wer einmal zufällig oder mit Vorsatz in diese reine, kindliche Natur geblickt — und mochte er noch so mißgönnend sein — der mußte sich ihm nähern, oder doch, falls die Umstände eine Annäherung verhinderten, seiner in Freundschaft und Liebe gedenken.

Immer war Oblomow derjenige gewesen, bei dem Stolz sich gern aufhielt, wenn er sich Abends von seinen vielen Geschäften oder von einem

nicht zu umgehenden Vergnügen losriß; an des Freundes unverdorbenem Gemüthe wußte er dann die eigene aufgeregte und ermüdete Seele zu läutern, an dessen unthätigem Zustand gleichsam ein warnendes Beispiel nehmend, neue Kraft zu sammeln für seine nächste Thätigkeit. Dabei empfand er jenes wohlthuende Gefühl, welches der Mensch erfährt, wenn er aus glanz- und prachtvollen Sälen heimwärts kehrt in die eigene stille, bescheidene Behausung.

Sehen wir nun noch, in welcher Weise diese thätige, energische, deutsche Natur in die Verhältnisse des sich gehen lassenden, aber biederen russischen Edelmannes eingreift, wie sie, wenn auch vergeblich, bemüht ist, den Freund aus seiner „Oblomowschtschina", seiner „Zerfallenheit", wieder hervorzuziehen, die Trümmer wieder neu aufzurichten und zu befestigen, in die er zerfallen war. — Das Wiedersehen, das die beiden Freunde feiern, hat auf Stolz den peinlichsten Eindruck gemacht. Die Neigung Oblomows zur Thatlosigkeit war ihm zwar nicht unbekannt, aber immer wieder, bei jedem Abschied, so auch bei dem letzten, hatte er ihm das Versprechen abgenommen, sich endlich zur Thätigkeit, zum Streben nach einem reellen, des Mannes würdigen Ziele zu ermannen, — und doch findet er ihn so wieder, wie er uns bis jetzt auffiel: unbeweglich, unfähig auch nur die kleinste selbständige Handlung auszuführen, im ewigen Schlafrock. Nun beschließt er, nicht eher zu ruhen, als bis er selbst den Freund aus dem Zustand herausgerissen, in welchem er unterzugehen, zu versinken droht.

„Ach, Ilja, Ilja!" ruft er nach den ersten Begrüßungsreden fast bewegt aus, — „wohin bist Du gelangt!? Nein! das muß anders werden; ich lasse Dich nicht mehr aus den Augen. Abends will ich Dir meine Absichten näher mittheilen, jetzt aber kleide Dich schnell an. Sachar!" rief er, „des Herrn Kleider!"

„Erbarm' Dich! wohin? was hast Du vor? — Tarantjew wird gleich hier sein . . ."

„Sachar! Ilja Iljitsch will sich ankleiden," wandte sich Stolz an den sichtbar erfreuten Alten, ohne die Einwendung Oblomows zu berücksichtigen.

„Zu Befehl, Andrei Iwanytsch, — nur noch die Stiefel sind zu wichsen."

„Was? die Uhr ist fünf und noch sind die Stiefel nicht geputzt!"

„Gott bewahre! geputzt sind sie, blitzend blank geputzt schon in der vorigen Woche, — da aber der Herr nicht ausgeht, so sind sie ein wenig beschlagen."

„Gut, gieb sie wie sie sind. Dann gehe und trage mir meinen Koffer herein; ich nehme hier Quartier. — Im Augenblick bin ich angekleidet,“ wandte er sich sodann zu Oblomow; „wir fahren zusammen aus, speisen auf dem Wege irgendwo zu Mittag ...“

„Wie? was?“ unterbrach ihn Oblomow unruhig „das geht durchaus nicht — ich — ich bin noch nicht rasirt.“

„Auch das machen wir auf dem Wege ab. Beeile Dich! Und Du,“ bemerkte er dem wieder eintretenden Sachar, „sage dem Tarantjew, daß der Herr heute nicht zu Hause speist und daß er auch den ganzen Sommer über nicht zu Hause speisen wird, im Herbste aber ihn die Geschäfte dermaßen in Anspruch nehmen werden, daß ihm Besuche unlieb sein würden.“

„Das werde ich sicher nicht vergessen; Wort für Wort will ich's ihm wiedergeben,“ sagte Sachar.

Stolz trat in's Nebenzimmer.

Nach etwa zehn Minuten kam er vollständig umgekleidet und rasirt wieder zum Vorschein, während Oblomow melancholisch auf dem Rande des Bettes saß und sich bemühte, das Hemde vorn am Halse zuzuknöpfen. Vor ihm hingekniet kauerte Sachar, bereit, dem Herrn die ungewichsten Stiefel anzuziehen.

Stolz fuhr mit Oblomow direct zu einem Geschäftsfreunde, bei dem er sich und seinen Freund zu Mittag einlud. Sie fanden hier eine zahlreiche Gesellschaft vor und kehrten erst spät in der Nacht heim. So ging es fort den folgenden und den nächstfolgenden Tag, die ganze Woche über. Oblomow protestirte, klagte, stritt, ward aber mit fortgezogen von dem unermüdlichen Freunde, den er allenthalben begleiten mußte. Einmal besonders, als sie wieder spät zu Hause anlangten, stemmte er sich gegen dieses Treiben auf's nachdrücklichste.

„Tage lang,“ begann er, aufathmend und sich in den Schlafrock hüllend, „in den steifen Kleidern, in den beengenden Stiefeln zu stecken — das ist keine Art; ich protestire feierlichst gegen eine Fortsetzung dieses Petersburger Lebens!“ Er warf sich auf den Divan.

„Was namentlich gefällt Dir an diesem Leben nicht?“ fragte Stolz.

„Alles: dieses ewige um die Wette Laufen, das ewige Spiel mit den allernichtigsten kleinen Leidenschaften, namentlich die Habgier, das, wie Einer dem Andern den Weg verlegt, die Verleumdungen, die Nachreden, die hinterrückischen Nasenstüber — Alles, Alles mißfällt mir.“

„Irgend etwas muß doch die Welt bewegen, die Gesellschaft beschäftigen," entgegnete Stolz, — „jeder hat so seine eigenen Interessen."

„Die Welt, die Gesellschaft! Es scheint, Andrei, daß Du Deinen Scherz mit mir treibst, indem Du mich an diese Gesellschaft verweisest, wahrscheinlich, um mir die letzte Lust zu benehmen, mit ihr umzugehen. Sage, was suche ich in ihr? Verstandes-, Herzensinteressen? Wo ist in ihr der Mittelpunkt, um den sich Geist und Herz bewegt? Es ist keiner da, es giebt dort nichts, was das Leben wahrhaft erheben könnte. Alle jene Glieder der Gesellschaft, die Alten an ihrem Kartentisch, die Jugend auf ihren Geist und Herz tödtenden Gelagen, sind sie nicht todte, schlafende, zwecklose Menschen und mindestens ebenso schlecht als ich? Höre unsere jungen Männer sprechen und schließe daraus, was der Zweck ihres Lebens ist: „wir dienen, wo außer uns Niemand dient; wir sind auf die erste Stuhlreihe im Theater abonnirt; wir sind zum Ball beim Fürsten N. geladen, wohin außer uns sich Niemand versteigt ꝛc." Das sind ihre Reden; aber bei ihren Zusammenkünften betrinken sie sich wie Wilde und gehen aus einander mit zerschlagenen Köpfen! Sind das die Menschen, die Du mich zwingst aufzusuchen? Wodurch verschulde ich mehr, wenn ich zu Hause sitze und schlafe? Und nicht die unbesonnene Jugend allein handelt so — auch die gereiften Männer können, wenigstens in meinen Augen, nicht als Beispiel zur Nachahmung dienen. Vorgestern, während des Diners, hätte ich mich unter den Tisch verkriechen mögen vor Schamgefühl über Reden, wie sie unter Freunden über Freunde geführt wurden; ich wußte wirklich nicht, wo ich mich lassen sollte, als man anfing, den Werth und die Ehrenhaftigkeit der nicht Anwesenden zu schmälern, zu verdächtigen: der stellte sich als dumm heraus, jener als niedrig, ein dritter als lächerlich, ja einer aus ihrer ehrenwerthen Bekanntschaft gar als Dieb. Es war eine förmliche Hetzjagd. Und während sie so sprachen, blickte Einer den Andern so an, als wollte er sagen: „kehre uns nur den Rücken und auch Du sollst Deinen Theil davon haben. ..." Warum kommen diese zusammen? Um zu leben? Wenn das ein Leben ist — ich mag es nicht!"

„Das ist eine alte Geschichte; darüber hat man sich bereits müde gesprochen," bemerkte Stolz. „Aber auch das gereicht Dir zum Nutzen: Du urtheilst wenigstens und schläfst nicht. Was hast Du noch auf dem Herzen? — fahre fort."

„Was ist da fortzufahren, man fährt nur immer mehr, wenn nicht in die eine, so in die andere Leerheit des Lebens hinein. Alle Hände voll zu thun haben sie mit fremden Angelegenheiten, zerbrechen sich die Köpfe über Mehmed Ali und schreien sich die Kehlen aus über das Schicksal Louis Philipps. Und doch steckt hinter diesen Vielumfassenden weder wirkliche Theilnahme, noch Sympathie, — es geschieht nur aus Mangel an eigener Beschäftigung, aus Eitelkeit und Trägheit; denn sich einen bescheidenen, mühevollen Weg anzubahren, auf demselben in den ihnen zugewiesenen Sphären nützlich zu sein, das erscheint ihnen langweilig, es wird wenig bemerkt, es ist keine Gelegenheit, den Leuten Sand in die Augen zu streuen ...“

„Sage mir, wo ist denn Dein bescheidener, mühevoller Weg?“ fragte Stolz.

Oblomow schwieg verlegen.

„Geduld! ich muß zuvor meinen Plan —“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, unterbrach sich aber und fügte ärgerlich und ablenkend hinzu: „Was gehen mich die Menschen an! ich kümmere mich um sie nicht; was ich wünsche, ist ein ideales d. h. normales Leben, wie es die Natur dem Menschen vorgezeichnet.“

„Wie müßte denn dieses Ideal, diese Norm des Lebens beschaffen sein?“

Oblomow antwortete nicht.

„Nun sprich, mache einen Entwurf von jenem Leben, wie Du es Dir wünschest.“

„Der Entwurf ist bereits fertig.“

„Ich bitte, erzähle, wie ist er?“

„Hm!“ machte jener, indem er sich auf den Rücken drehte und zufrieden staunend zur Decke hinaufsah, — „zuerst würde ich auf's Land fahren —“

„Was hindert Dich?“

„Der Plan, der meine Bauern frei, glücklich und zufrieden machen soll. Bevor sie das nicht sind, schäme ich mich unter ihnen. Dann würde ich nicht so ganz allein fahren, sondern mit meiner Frau.“

„Ah! das ist es?“ sagte Stolz überrascht, — „nun Gottlob! Aber worauf wartest Du? nach drei, vier Jahren wird keine mehr Deine Frau werden wollen.“

„Gegen das Schicksal läßt sich nicht ankämpfen!“ seufzte Oblomow — „meine Stellung erlaubt es nicht.“

„Wie doch! Und Oblomowka? und die dreihundert Seelen?"

„Was hat das zu sagen; davon lebt man nicht mit einer Frau."

„Zwei Menschen mit dem Einkommen!" staunte Stolz.

„Wenn aber die Kinder nicht ausbleiben?"

„Verstehe nur, ihnen eine vernünftige Richtung zu geben, und sie werden sich selbst forthelfen."

„Nein, aus Edelleuten kann ich nicht Handwerker werden lassen. Abgesehen aber auch von den Kindern, so heiratet man mit der Frau wenn nicht Schwiegermütter, so Tanten, wenn nicht Schwägerinnen, so andere Verwandte mit — und Du kannst von einer besonderen Gunst des Schicksals reden, wenn sie nicht alle bei dir beständig leben, sondern sich nur zu Mittag, zum Kaffee und zum Thee einfinden. Wie soll man mit 300 Seelen die Kosten für den Unterhalt dieser zahlreichen Tischgenossenschaft bestreiten?"

„Gut; man schenkt Dir also 300,000 an baarem Gelde — was würdest Du alsdann beginnen?" fragte Stolz mit gespannter Neugierde.

„Auf der Stelle legte ich sie in der Bank an und lebte von meinen Renten," war die fertige Antwort.

„In der Bank zahlt man wenig; warum nicht in einer Actiengesellschaft, z. B. in der unsrigen?"

„Nein, Freundchen, dafür danke ich, suche Dir andere Kranke."

„Wie! Du wolltest mir nicht trauen?"

„Dir — o ja, Deinen Actiengesellschaften aber um keinen Preis, — man kennt das schon!"

„Auch gut; was würdest Du also beginnen?"

„Auf meiner bequem eingerichteten Besitzlichkeit wohnen, meine in der Nähe lebenden Freunde täglich bei mir sehen — Dich z. B."

„Würdest Du immer auf demselben Flecke verharren, keine Reisen machen?"

„Keine."

„Wenn das, wie Du behauptest, der normale Lebenszustand wäre, — für wen baut man denn gegenwärtig allenthalben Wege, Eisenbahnen und Dampfschiffe? Wir, lieber Ilja, sollten gegen diese Nutz- und Zwecklosigkeit protestiren."

„Wir sind nicht die Einzigen; viel sind der Geschäfts- und Kaufleute, der Beamten und Vergnügungsreisenden da, die kein Ruheplätzchen besitzen — mögen die fahren."

„Was stellst denn Du vor?"

Oblomow schwieg wieder.

„Zu welcher Abtheilung in der Gesellschaft zählst Du Dich?"

„Frage den Sachar," sagte endlich Oblomow, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Stolz erfüllte den Wunsch des Freundes buchstäblich, worauf jener allerdings nicht gerechnet.

„Sachar!" rief er.

Ein Sprung von der Ofenbank, aber ohne Murren — und Sachar erschien; in seinen Augen lag ein gesegneter Schlaf.

„Wer ist das, der hier liegt?" fragte Stolz.

Sachar wurde plötzlich ganz munter; er warf einen mißtrauischen Seitenblick zuerst auf den sonderbaren Fragesteller, dann auf Oblomow.

„Wie, wer? Gott verzeih' mir meine Sünden! können Sie denn nicht sehen?"

„Ich sehe nichts," sagte Stolz.

„Komisch! das ist ja mein Herr — Ilja Iljitsch!"

„Es ist gut, Du kannst gehen."

Sachar schlug ein Kreuz und ging rückwärts hinaus.

„Ein Herr!" wiederholte Stolz mit anhaltendem Gelächter.

„Nun, ein Gentleman," verbesserte Oblomow ärgerlich.

„Nein, nein, Du bist ein Herr!" und Stolz fuhr fort zu lachen.

„Findest Du da einen Unterschied? ein Gentleman ist Herr."

„Ein Gentleman ist ein solcher Herr, der sich selbst die Stiefel aus- und die Strümpfe anzieht," definirte Stolz.

„Ja, so thuen es die Engländer, weil sie an Bedientenmangel leiden — ein Russe aber ..."

„Schön. Fahre jetzt fort in der Schilderung eines Lebens, wie Du es Dir denkst und wünschest. — Also gute Freunde in der Nachbarschaft; was weiter? Wie würdest Du Deine Tage verbringen?"

Und nun beginnt der Dichter ein ideales, träumerisches, dem melancholisch-phlegmatischen Temperament seines Helden in allen Stücken vollkommen entsprechendes Schäfer-Stillleben auszumalen. Es sind lauter heitere, himmelblaue Sommertage, einer wie der andere: still, friedlich, freundlich. Oblomow schwelgt in ewiger Muße. In den Morgenstunden ein Spaziergang in der frischen Luft; ein Bad; Thee auf dem Balkon des bequem eingerichteten Herrenhauses, in Gesellschaft seiner Frau, die eben

erst aufgestanden ist. Ihre Langschläferei gereicht ihm zu großer Genugthuung und wird zum Thema fröhlicher, gutmüthiger Neckereien. Sodann Mittags, während der Sonnenhitze, ein loser, leiser, kaum merklich in Schlaf übergehender Schlummer; Stunde um Stunde vergeht; folgt ein ausgesuchtes Diner. Nachmittags in Gemeinschaft mit seiner Frau, die, als ob sie noch Braut wäre, sich schüchtern an seine Seite schmiegt, wieder ein Spaziergang nach dem nahen Birkenhain; Thee im Schatten der duftigen Bäume; ein sittsames Schnäbeln. Abends bei geöffneter Balkonthür — draußen ist alles still, lauschig, feierlich — Musik, Gesang: die „casta diva", untermischt mit den vollen, weichen Flötentönen einer Nachtigall aus dem Birkenwäldchen; ein leichtes Souper; es ist spät geworden; seine junge, sanfte Frau drückt einen verschämten Kuß auf seine Lippen; es ist Schlafenszeit. ....

„Du hörst also die Arie casta diva gern?" fragte Stolz, als sein Freund mit vor Glückseligkeit feuchten Augen zur Decke hinaufsah und in dem von ihm geschaffenen Gemälde weiter lebte.

Oblomow schwieg, erst nach einer langen Weile wandte er das geröthete Gesicht halb zu Stolz.

„Du hörst die casta diva gern," wiederholte dieser, „und das freut mich: Olga Iljinski singt dieselbe hinreißend schön. Ich werde Dich mit ihr bekannt machen — das ist eine Stimme, ein Gesang! Ja, und sie selbst welch ein bezauberndes Kind! Möglich übrigens, daß ich parteiisch urtheile, denn ich habe eine Schwäche für sie. — Indessen lenken wir nicht ab — erzähle weiter," fügte er hinzu.

„Nun," sagte Oblomow halb erstaunt, „ich meine es ist genug; ich meinestheils wünsche nichts mehr, die zufriedenen Gäste aber gehen auseinander; sie suchen ihre Schlafgemächer auf, denn ich behalte sie mehrere Tage bei mir. Am nächsten Tage geht jeder seinem eigenen Vergnügen nach: der eine angelt, der zweite streift mit der Flinte durch die Wälder, ein dritter thut nichts, er sitzt einfach ..."

„Ganz einfach, nichts in den Händen?" fragte Stolz ironisch.

„Was willst Du! Nun denn, ein Schnupftuch. — Wie? und Du hättest keine Lust, so zu leben?" triumphirte Oblomow, — „ist das kein Leben?"

„Und so sollte es bleiben bis an's Ende?"

„Bis an's Ende, bis zum Grabe, und nur so müßte es darüber hinaus sein!"

„Das ist kein Leben.“

„Wie kein Leben? was mangelt ihm, da Du nur zufriedene Gesichter um Dich sehen würdest, keine Sorgen Dich drücken würden, keine ewigen Fragen über den Senat, die Börse, den Stand der Actien, den Empfang beim Minister, über Rang- und Gagenerhöhung. Alle Gespräche und Fragen würden einzig nur das Gemüth betreffen, kein Starost würde Dich betrügen, Niemand Dir die Wohnung kündigen ... Und diese Ruhe, diese Verträglichlichkeit — ist das kein Leben?“

„Nein, es ist kein Leben.“ Stolz blieb dabei.

„Was, nach Deiner Meinung, ist es denn,“ fragte Oblomow neugierig.

„Das ...“ Stolz dachte nach; er suchte einen passenden Ausdruck für ein solches Leben — „das ist Zerfallenheit (Oblomowschtschina),“ sagte er endlich.

„Ob—lo—mowschtschina!“ wiederholte Ilja Iljitsch langsam und verwundert über diesen sonderbaren Zusammenhang mit seinem Namen — „Ob—lo—mow—schtschina!“ Er sah Stolz mit großen Augen an.

„Was nennst Du zerfallen?“ fragte er zuletzt schüchtern. „Das Endziel Aller ist Erholung und Ruhe.“

„Nicht Aller, auch Deins war es nicht vor zehn Jahren; damals suchtest Du noch nach Anderem.“

„Was suchte ich denn?“ zweifelte Oblomow und vertiefte sich in die Vergangenheit.

„Erinnere Dich, denke nach. Wo sind Deine Bücher, Deine Hefte?“

„Sachar hat sie verlegt; hier in irgend einem Winkel müssen sie liegen.“

„In einem Winkel!“ rief Stolz vorwurfsvoll. „In eben diesem Winkel liegen auch Deine Vorsätze: dem Vaterlande nützlich zu sein, bis die Kräfte vorhalten wollen, weil Rußland der Köpfe und Arme noch viele bedarf, um das reiche Material, das in diesem Lande niedergelegt ist, zu verwerthen, zu verarbeiten. Das waren Deine eigenen Worte. Angestrengt zu arbeiten nahmst Du Dir vor, um süß ausruhen zu können, und ausruhen hieß damals, sich mit der schönen Seite des Lebens, mit den Künstlern und Dichtern beschäftigen. Alle diese Vorsätze — hat auch diese der Sachar in den Winkel verlegt? Erinnere Dich, Ilja, was Du nach den theoretischen Studien zu unternehmen gedachtest: Du gedachtest fremde Länder zu bereisen, um das eigene besser kennen zu lernen; Du warst es, der die mannhaften Worte mehr als einmal aussprach, „daß

Arbeit und Mühe zwar wenig belohnt werden und oft nur in dunkler, unbemerkter Einsamkeit schaffen, daß man aber mit dem Bewußtsein, das Seinige gethan zu haben, ruhig sterben könne" — wie? in welchem Winkel liegt das nun vergraben?"

„Ja, ja," sagte Oblomow, nachdem er unruhig den Worten des Freundes gefolgt war, — „ich erinnere mich. Es gab eine Zeit, Andrei, wo wir fest beschlossen hatten, Europa nach allen Richtungen hin zu bereisen: die Schweiz zu durchwandern, unsere Sohlen auf dem Vesuv zu verbrennen, in das verschüttete Herculanum hinabzusteigen — ach ja, es waren schöne Träume, Kindereien!"

„Kindereien!" wiederholte Stolz unwillig, „warst Du es nicht, der beim Anblick der Stahlstiche von Raphaelischen Madonnen, von der „Nacht" Correggio's, des Apollo vom Belvedere mit bewegter Stimme ausrief: „mein Gott! wird es mir denn nie vergönnt sei, alle diese Kunstwerke im Original zu bewundern? werde ich nie alle die andern Herrlichkeiten sehen, mich an ihnen heranbilden, erheben dürfen?" Solche und ähnliche Schwärmereien entsprangen Deinem Kopfe — es waren also nur Kindereien?"

„Nein, es waren schöne Stunden," sagte Oblomow, nachdenklich in die Vergangenheit blickend. Ich erinnere mich noch, wie Du mich bei der Hand nahmst und sagtest: „geben wir uns das Versprechen, nicht eher zu sterben, als bis wir alles das gesehen ..."

„Ja damals schlugst Du entzückt in meine Hand und „Dein bin ich, Andrei, führe mich wohin Du willst" waren deine Worte; Du warst stets ein wenig Schauspieler. Und nun, Ilja? Ich bin mittlerweile zwei Mal im Auslande gewesen, habe still und aufmerksam auf den Bänken der Hörsäle von Bonn, Jena und Erlangen gesessen, ich kenne Europa nach allen Richtungen hin, wie meine eigene Besitzlichkeit. Aber gesetzt auch, das Reisen wäre zu kostspielig und nicht Alle sind im Stande, noch haben sie die Verpflichtung, sich dieses Bildungsmittels zu bedienen — ist nicht Rußland, das so wenig bekannte Vaterland, noch da? Auch Rußland kenne ich und gebe mir Mühe ..."

„Einmal wirst Du doch aufhören, Dir Mühe zu geben, Du wirst müde werden," fiel ihm Oblomow in's Wort.

„Nie! Warum?"

„Wenn Du Deine Capitalien wirst verdoppelt haben," sagte Oblomow.

„Und wenn ich sie vervierfache — auch dann nicht."

„Warum,“ erinnerte jener nach einem längeren Schweigen, „warum, reibst Du Dich denn auf, zu welchem Zweck arbeitest Du, wenn Dein Endziel nicht Ruhe und Erholung von der lebenslangen Anstrengung ist?“

„Das ist die Sprache Deiner Zerfallenheit vom Landleben her.“

„Oder, wenn Du Dir durch d n Dienst eine Bedeutung, eine Stellung in der Gesellschaft erworben, warum solltest Du da der verdienten Ruhe Dich nicht erfreuen dürfen.“

„Das ist die Petersburger Zerfallenheit.“

„Aber wann soll man denn leben?“ entgegnete Oblomow, gereizt durch die kurzen, beißenden Bemerkungen des Freundes; „wozu sich das ganze Leben hindurch quälen?“

„Für die Arbeit selbst; in ihr liegt der Lohn. Die Arbeit ist der Inhalt, das Element und das Ziel wenigstens meines Lebens. Sieh', Du hast Arbeit und Mühe aus Deinem Leben verbannt: sage, wornach sieht dieses Leben nun aus? Ich will noch einmal versuchen, Dich aufzurichten — vielleicht ist es das letzte Mal. Wenn Du auch dann noch in dieser grauenerregenden Thatlosigkeit verharrst, wenn Du hier so liegen bleibst im Verkehr mit den Tarantjews und ähnlichen Leuten, so ist das Ende Deiner Laufbahn nicht schwer vorauszusehen. Jetzt also oder nie!“ schloß er.

Oblomow hatte ihm mit steigender Unruhe zugehört. Es war ein Spiegel, den der Freund ihm vorgehalten und er schrak zusammen, als er hineingesehen.

„Schilt mich nicht, Andrei — hilf lieber, hilf wirklich!“ begann er, leise, beklommen. „Ich quäle mich selbst damit; und wenn Du hineinsehen würdest in mein Inneres und hören, wie es da weint, wie es mir das Herz aufwühlt zu einer tiefen, ewigen Gruft, — gewiß, kein Vorwurf käme von Deinen Lippen. Ich weiß, ich begreife Alles — aber mir fehlt die Kraft und der Wille. Gieb mir Deinen Willen, Deinen Verstand und führe mich wohin Du willst. Dir werde ich vielleicht noch folgen, aber allein komme ich nicht von der Stelle. Wahr ist es, was Du sagst: „jetzt oder nie“. Noch ein Jahr — das fühle ich wohl — und es ist zu spät.“

„Ich erkenne Dich nicht mehr, Ilja.“

Oblomow hatte sich erhoben.

„Sei gerecht, Andrei, und Du wirst finden, daß in meinem Leben weder ein belebendes noch ein zerstörendes Feuer je gebrannt hat. Es hatte nicht, wie bei Anderen, einen im Farbenglanz und Feuer erwachenden

Morgen, ging nicht, wie bei Anderen, in den belebenden, hellen, geschäftigen Tag über, und der Tag neigte sich nicht, wie es doch natürlich wäre, allmählig immer bleicher und stiller dem Abend, bis dieser endlich in die finstre Nacht übergeht — nein, mein Leben fing mit dem Verlöschen an. Sonderbar aber wahr! Von dem Augenblicke an, wo ich eine Vorstellung von mir erhielt, fühlte ich zugleich, daß ich verlösche. Ich begann zu verlöschen über den Schreibereien in der Kanzellei; verlosch dann, indem ich aus Büchern Weisheit schöpfte, mit der ich im Leben nichts anzufangen wußte; verlosch im Umgange mit falschen, verleumderischen, geist- und herzlosen Freunden und verzweifelte zugleich an der Freundschaft; verlosch in Gesellschaft jenes Mädchens, dem ich mehr als die Hälfte meiner Einkünfte hingab und mir einbildete, daß ich sie liebte; ich verlosch, indem ich Geld, Zeit und Verstand an faden Vergnügungen verschwendete, die meine Eitelkeit suchte — und ich fühle auch jetzt, daß ich mehr und mehr verlösche." Die Sprache versagte ihm; er mußte anhalten. Dann fuhr er fort: „Heute begreife ich zwar, daß jenes Leben, welches ich führte, ein schlechtes war, damals aber hatte ich Niemand, der mich auf einen edleren Lebenszweck hätte aufmerksam machen können, kein Freund war da, der mir ein Halt zurief. Du kamst und schwandst wie ein leuchtender Komet in langen Zwischenräumen; was mir Dein Anblick Tröstendes gewährte, war, als Du schwandst, bereits vergessen und ich — ich verlosch und verlosch ..."

Stolz hatte für diese bewegt gesprochenen Worte Oblomows keinen Spott mehr; er hörte und schwieg gedankenvoll.

Oblomow fuhr fort. „Du sagst mir, mein Gesicht wäre welk, die Züge seien abgespannt, — ja, ich bin ein morscher, alter, abgetragener Rock, morsch geworden nicht durch Arbeit und Anstrengung, sondern dadurch, daß in mir zwölf Jahre lang ein Feuer brannte, welches, da es immer und immer wieder keinen Ausweg fand, mich also weder zu beleben, noch ganz zu zerstören vermochte, — in seinem Gefängniß nur glimmte, aufflackerte und endlich erlosch. Zwölf Jahre ohne Licht und Leben schlummern, guter Andrei — kannst Du es mir verdenken, wenn ich nicht mehr erwachen möchte."

„Warum rißt Du Dich nicht los, warum entflohst Du nicht!" rief Stolz mit einem gelinden Aufbrausen.

„Wohin sollte ich fliehen?"

„Wohin? an die Wolga meinetwegen, zu Deinen Bauern! Nach Sibirien wäre ich gerannt ..."

„Siehst Du, solche Gewaltmittel verschreibst Du stets," bemerkte Oblomow muthlos. „Ein trauriger Trost jedoch bleibt mir: ich stehe nicht allein da. Die Michailows, Petrows, Semeonows, Stepanows — wer zählt sie alle, nach denen ich oder die nach mir geartet sind: unser Name ist Legion!"

Stolz befand sich noch unter dem Einfluß des offenherzigen Geständnisses und schwieg. Nach einer Weile holte er tief Athem:

„Ja, viel Wasser ist fortgeströmt — das Rad will stehen bleiben. In diesem Zustande darf ich Dich nicht zurücklassen; ich werde Dich mit mir nehmen zuerst in's Ausland, von dort mußt Du nach Oblomowka, wo sich schon eine Beschäftigung für Dich finden wird."

„Ja, fahren wir, wohin es auch sei, nur fort von hier," brach es unwillkürlich aus Oblomow hervor.

„Morgen müssen die einleitenden Schritte zur Erlangung eines Passes in's Ausland gethan sein, dann treffen wir die übrigen Anstalten — hörst Du, Ilja, diesmal stehe ich nicht von Dir ab — also morgen!"

„Was? morgen!" rief Oblomow, wie aus den Wolken fallend.

„Und Du möchtest nicht auf morgen verschieben, was Du heute thun kannst? welcher Fortschritt! Nein, heute ist es bereits zu spät, doch verspreche ich Dir: nach zwei Wochen sind wir über alle Berge."

„Was fällt Dir ein, Freund? Wer wird so Knall und Fall ... Alles muß reiflich überlegt und vorbereitet werden ... Ein Tarantaß ist unumgänglich ... Vielleicht nach zwei, drei Monaten."

„Ha, ha! ein Tarantaß — wie bedeutsam!" lachte Stolz. „Nein, bis zur Grenze fahren wir in der Postkutsche oder direct nach Lübeck auf einem Dampfer; draußen aber sind fast überall Eisenbahnen."

„Was aber soll aus der Wohnung, aus Sachar, aus Oblomowka werden?" protestirte Oblomow, „irgend eine Verfügung muß man über diese Gegenstände doch vorher treffen."

Die Hand dem Freunde auf die Schulter legend, flüsterte Stolz ihm in's Ohr: „Mögen sie zerfallen, Ilja, und Anderen, Neuen, Besseren Platz machen." Dann wünschte er ihm lächelnd eine gute Nacht und begab sich zur Ruhe. Noch einmal wandte er sich an der Thür um: „denke daran, Ilja; jetzt oder nie!" — —

Und was der Freund so theilnehmend anstrebt: das bejammernswerthe Dasein des Freundes umzuwandeln, ihn aufzurütteln aus seiner

krankhaften Unthätigkeit, wovon er tief bewegt einsieht, daß es nur jetzt oder nie geschehen kann — es geschieht nie.

Eingeführt in die Iljinskische Familie, sieht Oblomow die Nichte des Hauses, jene Olga, die die casta diva so wunderbar schön singt, und gewinnt sie bald tief und innig lieb. Und wiederum: „wer einmal in sein reines, kindliches Gemüth hineingeblickt und dieses gerade, hinterhaltslose, ewig vertrauende Herz durchschaut hat," heißt es von Oblomow, „der wird und muß ihm gut werden." Und die noch sehr jugendliche, aber verständige, schöne Olga hatte aufmerksam hineingeblickt, sie hatte hineingeschaut in das redliche Herz, denn Stolz, der Mann, an dem sie sich herangebildet, den sie verehrte — der hatte sie darum gebeten. Als sie ihm aber gut geworden war und er immer derselbe blieb, tief und rein von Gemüth, sanft und schüchtern, — da gewann auch sie ihn tief und innig lieb. Nichts als der auszuführende Wille hindert ihn, sie als Weib heimzuführen. Aber er kann sich nicht einmal entschließen, sein Verhältniß zu dem ihn unablässig daran erinnernden, liebeglühenden Kinde der Tante gegenüber zu declariren. Es vergeht ein Jahr, zwei Jahre vergehen — er hat noch immer nicht den Schritt gethan. Inzwischen ist er weder in's Ausland gefahren, noch auf seine Besitzlichkeit, noch hat er sich überhaupt aus dem Weichbilde Petersburgs entfernt, sondern ist, wie Tarantjew prophezeit hatte, auf die Wiborger Seite, in das stille, einsame Häuschen der Gevatterin gezogen. Diese ist, wie wir wissen, eine noch junge Wittwe, wirklich brav und gut und ein vollkommener Gegensatz zu ihrem Gevatter und zu ihrem Bruder, zwei abgefeimten Schurken, die gemeinsam den sorglosen Edelmann sowohl, als die bis zur Einfalt treuherzige Frau ausbeuten. Auch hier, im Hause der braven Wirthin, die den sanften und immer so stillen Miether und Kostgänger pflegt und wie ihren Augapfel hütet, — hier, wie in der Gorochowaja, besteht seine Tagesbeschäftigung in fruchtlosen Betrachtungen über die vorzunehmenden ökonomischen und bauerfreundlichen Verbesserungen auf Oblomowka, Betrachtungen, zu denen sich nun noch das versteckte, ihn daher quälende Verhältniß zu Olga gesellte und die natürlich im bequemen Schlafrock, auf dem Diwan angestellt wurden. Aus dieser ihm lieb gewordenen Lage reißt ihn nur von Zeit zu Zeit eine dringende Aufforderung seitens des jungen Mädchens, dem er Liebe und Treue gelobt, dessen Haus er aber aus der übergroßen Gewissenhaftigkeit, die heimliche Braut durch seine vor der Welt noch nicht berechtigten Besuche zu compromittiren, immer seltener und seltener aufsucht.

Indessen hofft er in vier Monaten mit Hülfe bezahlter Agenten die Angelegenheiten auf seinem Gute in Ordnung gebracht und das Herrenhaus in einen zur Aufnahme des treu geliebten Wesens würdigen Zustand versetzt zu haben. Dann erst, so ist es bei ihm beschlossen, wird er Olga's Tante von seinen Absichten in Kenntniß setzen und sie um ihrer Nichte Hand bitten. Diese Gedanken begleiten ihn heute zu Olga, die geduldig Harrende mit ihnen zu erfreuen.

„Vier Monate! noch vier Monate des Zwanges, des geheimnißvollen Zusammenkommens, des verfänglichen Lächelns und der Indiscretion auf den Gesichtern der Leute!" dachte Oblomow, als er die Treppe zu Iljinski's hinaufstieg.

Er war bereits an die Thür von Olga's Zimmer getreten; Niemand kam ihm entgegen. Sie saß in ihrem kleinen Salon, im Lesen eines Buchs vertieft. Als er plötzlich ihr gegenüber erschien, schrak sie zusammen, dann aber — und während die Blicke eine angefangene Zeile zu Ende lasen — bot sie ihm freundlich lächelnd ihre Hand.

„Bist Du allein?" fragte er.

„Ja. Meine Tante ist nach Zarskoe-Selo gefahren; auch ich sollte mit, aber ich hatte Dich ja zu heute herbitten müssen," betonte sie. „Wir werden so gut wie allein zu Mittag speisen; nur Marja Semeonowa habe ich auffordern lassen, sonst hätte ich Dich ja nicht empfangen dürfen. Heute also kannst Du Dich vor der Tante wieder nicht erklären — das ist traurig — aber morgen, nicht wahr?" fügte sie mit einem einschmeichelnden Blick auf ihn hinzu. — „Wärst Du ungehalten gewesen, wenn ich die Tante begleitet hätte, wie?"

Er schwieg.

„Du bist sorgenvoll, sprich, fehlt Dir etwas?" fuhr sie fort.

„Ich habe einen Brief aus Oblomowka erhalten. Mein Nachbar, der aus Gefälligkeit zeitweilig die Sorge um das Gut übernommen, bittet mich, ich möge nun bald selbst herüberkommen, da eigene Angelegenheiten gegenwärtig seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen."

„Wie nun?" fragte sie nach einer Pause.

„Heute berieth ich mich über diese Angelegenheit mit dem Bruder meiner Wirthin; er schlug mir einen sachkundigen Mann vor, den ich bevollmächtigen will, statt meiner die Mißstände in Oblomowka zu reguliren."

„Wie! einen fremden, unbekannten Menschen bevollmächtigen, ihm ein Gut anvertrauen!" rief verwundert Olga.

„Der Bruder meinte, der Mann sei eine ehrliche Seele; er diene mit ihm bereits zwölf Jahre; sein einziger Fehler sei, daß er stottere.“

„Aber von welcher Art ist denn der Bruder Deiner Wirthin? Kennst Du ihn?“

„Nein; aber dem Ansehen nach scheint er ein gesetzter, braver Geschäftsmann; außerdem wohne ich im Hause seiner Schwester und da müßte er sich doch wohl schämen, mich zu hintergehen.“

Olga hatte den Blick zu Boden gesenkt und antwortete nichts.

„Sonst,“ fuhr er nach einigen Zeichen der Verlegenheit fort, „wäre ich ja gezwungen, mich selbst nach Oblomowka zu begeben, und, aufrichtig gestanden, dazu fehlt mir die Lust.“

Sie sah immer noch gedankenvoll zu Boden, während ihr Fußspitze den kleinen Morgenschuh hin und her schwänkte.

„Gesetzt sogar, ich reiste, so kommt sicher nichts Gutes dabei zum Vorschein. Ich habe für die Sache nicht das kleinste Verständniß: der Starost wird mir einbilden, was er will — ich muß ihm glauben; er wird mir Geld geben, so viel es ihm beliebt — ich darf ihn nicht einmal beargwöhnen. — Ach, wenn doch der Andrei jetzt hier wäre — er würde Alles gut machen!“

Olga lächelte, d. h. ihre Lippen lächelten nur, das Herz aber — das Herz war zum Zerspringen voll. Sie wandte sich zum Fenster und sah hinaus.

„Ich,“ fuhr er fort, „vermag also dort nichts, während mein Agent bereits ein Gut verwaltet hat, von dem Besitzer aber, wie mir der Wirthin Bruder sagt, nur wegen seines Stotterns entlassen wurde. Ihm gebe ich unumschränkte Vollmacht, vertraue ihm meine Entwürfe zur Umgestaltung Oblomowka's an; er wird Material ankaufen, ein neues bequemes Herrenhaus errichten lassen, die Abgaben eintreiben, das Getreide verkaufen, mir Geld mitbringen — und dann ... Wie froh bin ich, liebe Olga,“ sagte er, ihre Hand küssend, „daß damit die Hindernisse hinweggeräumt sein werden, die sich unserer Verheiratung bis jetzt in den Weg gestellt. Eine Trennung hätte ich nicht ertragen; der Gedanke ist schrecklich. Für's Erste aber müssen wir vorsichtig sein ...“

Sie sah ihn groß und enttäuscht an und erwartete den bittern Rest seiner Worte.

„Ja,“ begann er von Neuem, vorsichtig, verlegen, — „wir werden uns nur selten sehen dürfen: noch gestern deutete man sogar schon auf der

Wiborger Seite auf unser Verhältniß an — und das will ich nicht, das darf ich Deinetwegen nicht zugeben. Wenn der Agent alles wird geordnet haben — darüber dürfte kaum mehr als ein Jahr hingehen — dann kann uns nichts mehr trennen — wir sagen alles der Tante und ... und ..."

Er sah Olga an: sie war bewußtlos in den Stuhl zurückgesunken, das Haupt war auf die Seite gefallen und die Lippen waren bleich geworden. Er hatte bei dem Gedanken an die freudvolle Zukunft nicht bemerkt, daß sie bei den Worten „wenn der Agent alles wird geordnet haben" plötzlich bleich wurde und den Schluß seiner Phrase nicht mehr hörte.

„Olga! mein Gott, was ist ihr!" rief er und schellte.

Sie erholt sich unter den Bemühungen ihrer Zofe nur langsam, bittet dann den Oblomow ruhig und abgemessen, daß er sie hier erwarten möge, und läßt sich nach ihrem Schlafgemach geleiten. Der Vorfall hat auf die Gewissenhaftigkeit unseres Helden in belebender Weise gewirkt. Olga's Zustand macht ihm die bittersten Vorwürfe und mit eins ist er entschlossen, noch heute mit der Tante zu sprechen, morgen selbst mit seinem Agenten nach Oblomowka zu reisen, dort alles in's Reine zu bringen und dann ...

Leise trat er an die Thür des Schlafgemaches, klopfte leise an und flüsterte ebenso leise aber fröhlichen Tones: „Olga, Olga! kommen Sie doch nur wieder zum Vorschein, — ich habe Ihnen etwas Freudiges mitzutheilen."

Eine lange Pause verging.

Da öffnete sich langsam die Thür und Olga trat in den Salon: er sah sie an — und wie ein Stein im Wasser waren alle seine guten Vorsätze und Entschlüsse plötzlich verschwunden.

Während der einstündigen Abgeschlossenheit schien sie älter geworden. Das Antlitz bleich, die Lippen fest geschlossen, in jedem Zuge noch die Reste eines schmerzhaften Kampfes, — sonst gezwungene Ruhe, Unbeweglichkeit, Resignation und nur das blitzende Auge spricht von beleidigtem Stolze.

In diesen Zügen las er sein Urtheil: welches — das wußte er noch nicht, aber das Herz pochte ihm so laut und heftig, wie noch nie. Solch ein Augenblick war in seinem Leben noch nicht dagewesen.

„Olga, sieh mich nicht so an, ich fürchte mich vor diesen Blicken," sagte er und fuhr fort, den Ton seiner Stimme immer tiefer und tiefer senkend und das vor ihm stehende, völlig veränderte Wesen ängstlich beobachtend: „Ich habe es überlegt: man muß durchaus anders handeln;

ich bin entschlossen, in Begleitung meines Sachkundigen selbst nach Oblomowka zu reisen ... um —"

Sie schwieg, den Blick unverwandt auf ihn geheftet, gleich einer Erscheinung. Ihm sagte eine leise Ahnung, welcher Urtheilsspruch ihm bevorstehe; er streckte die Hand nach dem Hute aus, denn nichts schien ihm in diesem Augenblicke schrecklicher als eine entschiedene Erklärung, vielleicht eine Trennung auf immer. Doch faßte er sich ein Herz.

„Habe ich recht verstanden?" fragte er mit veränderter Stimme.

Langsam und mit in die Seele greifender Sanftmuth neigte sie das Haupt zum Zeichen der Bejahung. Hatte er, wie gesagt, auch Aehnliches vorausgesehen, so erbleichte er doch und rührte sich nicht vom Fleck. Sie schien müde und abgespannt, stand aber ruhig und unbeweglich, wie aus Stein gemeißelt. Es war jene übernatürliche Ruhe, in welcher die sich concentrirenden Gefühle dem Menschen plötzlich alle Kraft wiedergeben, um nicht zu wanken, — aber auch nur für einen Moment. Sie glich einem Verwundeten, welcher die Hand auf die Wunde preßt, um noch etwas zu sagen und dann zu sterben.

„Du hast mich zu hassen angefangen?" begann er wieder.

„Um was?" brachte sie mühsam heraus.

„Um alles, was ich gegen Dich verschuldet."

„Was thatest Du?"

„Ich liebte Dich; das hätte ich nicht thun dürfen."

Sie lächelte wehmüthig.

„Darum nicht, weil ich wußte, daß Du Dich in mir irren würdest ... Vielleicht verzeihst Du mir, wenn Du Dich erinnerst, daß ich es war, der Dich einst offenherzig bat, mich zu vergessen, weil eine Zeit kommen würde, wo Du Dich meiner schämen, bereuen müßtest ..."

„Ich bereue nicht — mir thut es nur so weh, so weh ..." Sie mußte anhalten, die Sprache versagte.

„Gewiß, mich schmerzt es mehr — aber ich hab's verdient, — doch Du, warum quälst Du Dich?"

„Das ist die Strafe für meine Anmaßung, dafür, daß ich mir zu viel zutraute," sagte sie; „darin habe ich geirrt, nicht aber darin, was Du befürchtest: ich glaubte, daß es mir gelingen werde, Dich zu beleben, glaubte, daß Du um meiner willen zu leben anfangen würdest — doch Du bist schon lang gestorben. Ich mochte in diesem festen Vertrauen keinen Irrthum voraussehen, ich wartete geduldig und hoffte, und hoffte vergeblich ..."

Mühsam ließ sie sich auf einen Stuhl nieder.

„Ich kann mich nicht mehr aufrecht erhalten, meine Füße zittern … Ein Stein hätte sich belebt unter meiner Hingebung und Liebe — Du aber bist gestorben. Meine Kraft ist nun gebrochen. Nicht wahr, Ilja, Du wirst mir nie vorwerfen können, daß ich aus Stolz oder Laune zurückgetreten bin?“

Er verneinte still mit dem Haupte.

„Bist Du überzeugt,“ fuhr sie erschüttert fort, „daß uns keine, keine Hoffnung übrig bleibt?“

„Ja, es ist wahr. Und doch,“ fügte er unschlüssig hinzu, — „nach einem Jahr vielleicht …“

Ihm fehlte der Muth, seinem Glücke den verhängnißvollen Schlag zu versetzen

„Glaubst Du denn wirklich, daß in einem Jahr Deine Angelegenheit und Du selbst werden hergestellt sein? Glaubst Du das? — denke nach.“

Er athmete tief auf; er kämpfte mit sich. Sie sah das und fuhr fort:

„Eben betrachtete ich das Bildniß meiner Mutter; mir ist, als wenn der Anblick mir Rath und Kraft gewährt hätte … Wenn Du in dieser letzten Stunde offen und ehrlich … Bedenke, Ilja, wir sind keine Kinder und scherzen nicht — es handelt sich um das ganze Leben! Frage Deine Ehrenhaftigkeit streng und ohne Winkelzüge — ich kenne Dich und vertraue Dir ganz — frage Dich: wirst Du Ausdauer besitzen für das ganze Leben? wirst Du mir das sein können, wessen meine Erziehung und meine Neigung bedürftig sind? Du kennst mich und weißt, was ich meine. Wenn Du wohlüberlegt und fest „ja“ sagst, nehme ich meinen Entschluß zurück — hier ist meine Hand — und folge Dir, wohin Du willst, sei's ins Ausland, sei's nach Oblomowka, — ja ich folge Dir sogar auf die Wiborger Seite.“

Er schwieg lange.

„Wenn Du wüßtest, wie ich Dich liebe …“

„Ich erwarte keine Liebesversicherung, sondern eine kurze Antwort,“ unterbrach sie ihn fast trocken.

„Quäle mich nicht,“ bat er muthlos.

„Nun, Ilja, habe ich Recht oder nicht?

„Ja,“ sagte er laut und deutlich, „Du hast Recht!“

„So ist es Zeit, daß wir scheiden,“ entschied sie.

Er stand unbeweglich.

„Ist es denn wirklich,“ begann er, konnte jedoch nicht vollenden und nur der tief bewegte Ausdruck seiner Augen schien zu bitten: „vergieb!“

Auch sie wollte etwas sagen, bot ihm aber nur schweigend die Hand, die jedoch, ohne die seinige erst berührt zu haben, kraftlos herabfiel; auch sie gedachte ihm ein Lebewohl zu sagen, aber die Stimme brach, die Lippen zuckten convulsivisch und, Hand und Stirn auf seine Schulter lehnend, fing sie heftig an zu schluchzen. Die Waffen waren ihr aus der Hand gewunden; die Vernünftlerin war verschwunden und nur das Weib, das gegen Herzleid ungepanzerte Weib stand in seiner angebornen Wahrheit da.

Dann ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, drückte ihr Taschentuch an das Gesicht und weinte bitterlich.

„Olga,“ sagte er endlich, „warum marterst Du Dich? Mag ich auch jedes Glückes unwürdig sein, aber Du — schone Du Dich doch! Du liebst mich; glaubst Du, die Trennung nicht ertragen zu können — nimm mich hin, wie ich bin, liebe an mir das, was ich Gutes besitze.“

„Nein, nein —“ flüsterte sie, „um mich und um mein Leid sei ohne Sorgen; das Leid weine ich mit den Thränen aus und dann werde ich still sein. Hindere mich nicht ... Geh! Ach, nein, bleibe! O, es thut weh, es thut so schrecklich weh — hier im Herzen ...“

Das Schluchzen wurde heftiger als zuvor.

„Und wenn das Weh nun um sich greift?“ sagte er sanft und wehmüthig, „wenn Deine Gesundheit erschüttert wird? Solche Thränen sind Gift. Weine nicht, Du mein Engel, weine nicht ... vergiß mich ...“

„Nein, laß mich weinen! Nicht über die Zukunft wein' ich, sondern über die Vergangenheit; nicht ich weine, sondern die Erinnerungen weinen ... die sind mir an das Herz gewachsen — und da schmerzt es — o es schmerzt so schrecklich — wenn sie gewaltsam losgerissen werden!“

„Still, Olga, still — ich fürchte alles für Dich ...“

„Sei ohne Sorge,“ sagte sie noch einmal und sah ihn durch die thränenfeuchten Augen trüb lächelnd an. „Ich liebte in Dir das, was ich wollte, daß es in Dir sei, das, worauf Stolz mich aufmerksam gemacht und was ich mit ihm anstrebte. Ich liebte den Oblomow, nicht wie er ist, sondern wie er werden sollte; ich liebte den zukünftigen Oblomow! Du bist sanft und brav, Ilja, bist mild und zärtlich — und schüchtern; Du möchtest Dein ganzes Leben unter fremder Leitung, unter fremden Schutz zubringen ... aber das genügt mir nicht: ich muß mehr, viel mehr an einem Manne wahrnehmen, um ihn nicht allein zu lieben, um

ihn auch zu achten und zu ehren. Was ist es, das ich an Dir vermisse, nenn' es, biete es mir — dann, ja ... aber Milde und Zärtlichkeit — die genügen mir nicht."

Diese harten Worte berührten Oblomow tief; er mußte sich setzen. Aus seinem traurigen Lächeln sprach es deutlich: „ja, ja, ich bin ein armseliger Mensch, ein Bettler — kommt nur alle herbei und schlagt auf mich los — vernichtet mich ganz!" — es sprach so vernehmlich aus den leidenden Zügen, daß Olga zu ihm hineilte, ihn heftig umschlang und liebkosend bat:

„Vergieb mir, mein Freund, vergieb mir — ich wollte Dich nicht verletzen; ich weiß nicht, was ich spreche, meine Sinne sind verwirrt! — Vergiß alles, laß alles beim Alten bleiben ..."

„Nein, das soll es nicht. Sei nur ruhig, Du sprachst die Wahrheit: ich tauge zu nichts." Das Haupt sank ihm wieder auf die Brust.

Sie sah ihn an und weinte.

„Geh' — geh' — ich ertrag's nicht länger! — Warum stürzte auch Alles zusammen?" fuhr sie nach einer Weile wie staunend fort, — „was thatst Du, Ilja, daß Dich das Schicksal so sehr verfolgt? Du bist gut, klug, bist sanft und edel — und gehst unter — was brachte Dich dahin? Das Uebel hat keinen Namen ..."

„Es hat einen," sagte er kaum hörbar.

Sie sah ihn fragend an.

„Oblomowschtschina," flüsterte er leise, ergriff ihre Hand, preßte sie heftig an seine Lippen, während heiße, große Thränentropfen von seinen Wangen herabrollten. Dann, ohne aufzusehen, wandte er sich um und schritt schnell hinaus.

Er sieht sie nicht mehr wieder. Die Trennung war auf immer.

Stolz hat sich inzwischen fast ununterbrochen im Auslande umhergetummelt. Nur zwei Mal hatte er persönlich hineinblicken und hineingreifen können in die heimatlichen, namentlich in die Oblomowschen Zustände: das eine Mal, um sich zu überzeugen, daß der Freund nicht mehr zu erwecken, aufzurütteln sei, daß man aber, wenn auch an den Personen verzweifeln, so doch die Sachen retten, neu aufbauen müsse. So ersteht unter seinen Händen ein neues Oblomowka: den spitzbübischen Agenten, den vom „Bruder" vorgeschlagenen „Sachkundigen" treibt er aus der in kurzer Zeit nur noch ärger ausgesogenen Besitzlichkeit, stellt einen deutschen, sein Vertrauen genießenden Verwalter an — und bald merkt

Oblomow an den ihm regelmäßig zukommenden, stetig steigenden Einkünften, daß Oblomowka sich zusehends hebt, — das andere Mal in Petersburg, wo Stolz eine schändliche Betrügerei aufdeckt, die der „Bruder“ und der vertriebene „Sachkundige“ gegen Oblomow unternommen, ausgeführt und die Früchte derselben bereits mehr als ein Jahr lang genossen haben. Auf Veranlassung des Tarantjew nämlich, der Rache ausübte wegen einer Ohrfeige, mit der ihn der sonst so friedliebende, langmüthige Oblomow gestraft, weil er von Fräulein Iljinski in frecher Weise sprach, fälschen die beiden erstgenannten Gauner einen Schuldschein auf mehrere Tausend Rubel, den sie dem Edelmann in einem von ihnen selbst herbeigeführten unzurechnungsfähigen Zustand zur Unterschrift vorlegen. Mit diesem Papier pressen sie in schnell auf einander folgenden Terminen dem dadurch in drückendste Noth versetzten aber von seiner Schuld überzeugten Oblomow große Summen ab. Seine brave, aufopfernde Wirthin hat keine Ahnung von diesen verbrecherischen Umtrieben (der Schuldschein beglaubigt die Forderung an Oblomow); sie verkauft ihren Schmuck, ihre werthvollen Sachen, um nur dem fast heilig verehrten „Herrn“ die gewohnte Lebensweise annähernd ersetzen zu können, denn Oblomow bezahlt einen Theil seiner Schuld nach dem andern mit jeder Geldsendung aus Oblomowka gewissenhaft „nach Sicht.“

Eigene Geschäfte rufen den thätigen Freund in's Ausland. In Paris begegnet er einmal zufällig Iljinki's. Olga, das nun zwanzigjährige, schöne, ernste Mädchen, hat die Tante zu der Reise veranlaßt. Stolz war schon dem Kinde gut gewesen; er wurde es dieser unter dem ihm unbegreiflichen Einflusse der Erinnerung immer noch leise leidenden, interessanten Erscheinung mehr als je. Lange huldigt er ihr still; dann bewirbt er sich offen um ihre Hand. Da brechen sich bei ihr die Erinnerungen an ihre Liebe zu Oblomow mit Heftigkeit Bahn und es kommt zur Erklärung. Stolz staunt nicht. Er hat vielleicht, als er den Freund mit ihr bekannt gemacht, Aehnliches vorausgesehen, aber auch, falls das eheliche Ziel den Zerrütteten nicht ändern würde, richtig geurtheilt, daß es zwischen Beiden nie zu einem reellen und dauerhaften Bündnisse kommen könne. Er sagt ihr offen diese seine Meinung; er überzeugt sie endlich und nimmt sie ganz für sich ein, denn geehrt und geachtet hat sie den thatkräftigen, willensstarken Mann von jeher. Als wieder ein Jahr vergangen, sind sie Mann und Frau. Mit Oblomow kommt sie zwar nie mehr in persönliche Berührung — denn er, im Innersten beruhigt über ihre nun schöne Zukunft, bittet,

bei allen Aufforderungen des Freundes, die alten Wunden nicht aufzureißen — aber das vereinte Streben Beider bleibt immer darauf gerichtet, den Einsamen, Lebensmüden zum Leben zurückzuführen. Vergebens! — —

Jahre sind vergangen. Oblomow hat die Wiborger Seite, das Häuschen der Wittwe lange nicht mehr verlassen. Dort war es so still, so einsam, das Gewühl der Welt lag so fern und die Wirthin hegte und pflegte ihn mit uneigennütziger, rührender Sorgfalt. Er war dankbar, sie war, wie gesagt, noch jung; er heiratet die Willige. Von ihr war er wenigstens überzeugt, daß sie ihn mit allen seinen Mängeln noch immer gern nahm; es that ihm wohl, zu wissen, daß es noch Jemand gab, den er glücklich und zufrieden machen konnte. Als sie ihm dann einen Erben schenkte, wurde auch er, glücklich wohl nicht und zufrieden auch nicht, aber ruhig, sehr ruhig, bis er endlich an den Folgen seines unbeweglichen Lebens, an einem Schlagflusse, still, unbemerkt das stille, unbemerkte Leben beschließt

Stolz übernimmt die Sorge um Oblomowka, um den kleinen Erben des Gutes und um den alten, seinen Herrn schmerzlich vermissenden Sachar.

Fr. Cziesch.

Ueber die Träume.

Das wache Leben des Menschen wird, einzelne Fälle ausgenommen, innerhalb bestimmter Zeitgrenzen regelmäßig durch einen Uebergang aus dem Wachen in den Schlaf unterbrochen.

Dieser Wechsel ist als solcher für die meisten Menschen kaum ein Gegenstand der Beobachtung und des Nachdenkens. Er erregt als Uebergang von einem Zustand in den anderen zunächst nur ein subjectives Interesse, insofern darin die Befriedigung des Naturbedürfnisses der Erholung und Krafterneuerung gefühlt wird oder die Hoffnung auf das Wiedererwachen sich daran knüpft, welches den weiteren Genuß des Lebens in Aussicht stellt. Vorzugsweise ist es das Wachen, worauf wir Werth legen; denn es ist im Allgemeinen gleichbedeutend mit Leben, und wer wollte nicht gern leben? Im Wachen entfaltet sich das Leben, das Reich der Empfindungen und Bewegungen, der Gefühle, Begierden und Leidenschaften, des Wollens, Denkens und Handelns, kräftig, mannigfaltig und das Selbstbewußtsein erhöhend. Das Wachen gleicht dem erfreuenden Lichte des Tages, das den Leib und die Seele zu sich hinzieht, gleichsam als ob sie ihm verwandt wären. Das helle Tageslicht wird immer mit Freude begrüßt, da uns dieses Licht uns selbst wiedergiebt. Der Schlaf, wenn er nicht mit Naturnothwendigkeit uns erfaßte, würde nicht vermißt werden. Nur wenn die Müdigkeit des Leibes und Geistes uns drückt oder Sorge, Noth, Armuth und Krankheit die Heiterkeit des Wachens zu sehr trüben, wird der Schlaf gewünscht oder ersehnt. Dann erscheint er als ein glücklicher Zustand, weil er Müdigkeit, Schmerzen und Kummer vergessen läßt. Mag man jedoch aus diesen oder anderen Anlässen dem Schlaf eine freundliche Bedeutung geben: an und für sich steht er zum

lebendigen, wachen Bewußtsein in einem empfindlichen Gegensatz. Er löscht mit dem Schmerz auch die Freude aus; er verdunkelt die Sinne, hebt das Bewußtsein unser selbst auf; er ist die Andeutung des Todes und gleicht der Finsterniß, die wir naturgemäß verabscheuen.

Dennoch hat der Schlaf von einer andern Seite eine außerordentliche Bedeutung gewonnen und zwar durch seinen Begleiter, den Traum. Nicht immer schneidet der Schlaf den Faden des Bewußtseins ganz ab und erzeugt eine völlig leere Lücke in der Geschichte unseres Lebens. Sehr häufig eröffnet er im Traume eine eigenthümliche Welt, die uns Bilder und Vorstellungen, Handlungen und Erlebnisse, Gefühle und Ideenfolgen von außergewöhnlichem Sinn erblicken und uns an sonst unerreichbaren Wirklichkeiten Theil nehmen läßt. Diese Traumerscheinungen sind es, welche auf das wache Leben der Menschen einen großen Einfluß ausgeübt haben und noch ausüben, und unter den bestimmenden Kräften, von denen der Entwickelungsgang der Menschengeschichte nicht weniger als das individuelle Dasein abhängt, eine folgenreiche Stelle einnehmen. An Traumerscheinungen schließt sich die Bildung gewisser urweltlicher Vorstellungen, welche die Grundlage späterer höherer Culturformen geworden sind. Der Traum brachte den frühesten Menschen das Dasein einer anderen als der sinnlich wahrnehmbaren Welt, zum Bewußtsein und ließ eine reichhaltige Gruppe übersinnlicher Vorstellungen entstehen. Er erzeugte die Ahnung von der Fortdauer nach dem Tode und eben hiermit einen Theil der dem Todtencultus zugehörigen Gedanken und Handlungen. In ihm erblickte der Mensch fremde Wesen und hörte eigenthümliche Stimmen, deren Eindruck sich in sein Wachen entscheidend fortsetzte. Der Traum wurde eine Brücke, auf welcher höhere Mächte mit ihm und er mit ihnen verkehrte, und hatte allerlei die Verehrungswesen der Menschen betreffende Vorstellungsgebilde zu Folge, welche zum Theil die Grundlage späterer Religionsentwickelungen geworden sind. Aus dem Traumleben sind verschiedene Reste eines Gedankenkreises erwachsen, den der Unterrichtete und wissenschaftlich Gebildete gegenwärtig für Wahn und Aberglauben hält, der aber in der Geschichte der Menschheit eine große Rolle spielt, seit den Orakeln träumender Priester und Priesterinnen bis auf die noch in der Jetztzeit beliebten Traumdeutungen. Nicht weniger hat der Traum auf die politische und sociale Stellung der Völker seine Macht und Bedeutung geäußert. Durch ihn sind Volksstämme auf die Wanderung geführt; er hat ihnen Furcht und Schrecken oder Hoffnung auf eine glücklichere Existenz eingeflößt. Er hat

schwache Wesen zu Trägern hoher Ideen gemacht und die Kriegsschaaren zu Heldenthaten begeistert. Er hat die künftige Größe solcher Männer erblicken lassen, die berufen waren, ihrer Zeit eine andere Richtung zu geben, und hat die Träumenden und Traumgläubigen in Beschützer und Anhänger solcher Männer umgewandelt. Endlich hat, abgesehen von diesen und andern Werthen, der Traum mit seinen verwandten Erscheinungen auch die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich gezogen und ist eine Aufgabe für die Forschung geworden, an deren Lösung sie noch arbeitet.

Im Nachfolgenden sollen einige das Traumleben der Seele betreffende Fragen vorzugsweise von der psychologischen Seite erörtert werden. Eine solche Erörterung stößt, wenn sie auch nur im bescheidenen Maße einigen Werth beanspruchen will, auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten. Träume sind nämlich allerdings den meisten Menschen bekannt, dennoch fehlt es noch sehr an gesichteten und kritischen Darstellungen von Thatsachen, auf die man ebenso fußen könnte, wie man sich auf die beobachteten Thatsachen in der äußeren Wahrnehmungswelt berufen darf. Stützt man sich auf die eigene Beobachtung und Erfahrung allein, so bemerkt man zwar, daß jedem Traume eine Bewußtseinsform beiwohnt, die in einzelnen Fällen sogar die Reflexion auf den Inhalt und den Verlauf des Traumes zuläßt; allein dieses Bewußtsein ist oft dunkel oder geht rasch vorüber. Gewöhnlich kann die Beobachtung des Traumes erst eintreten, wenn nicht mehr geträumt wird, und der Mensch weiß, daß er geträumt hat, erst wenn er erwacht ist. Erst wenn der Traum in dem völlig wachen Bewußtsein sich wie ein gewesenes Erlebniß darstellt, wird man mit den Eigenthümlichkeiten desselben bekannt. Oft tritt auch ein Bestandtheil des Traumes erst während des nachfolgenden Tages oder noch später in die Erinnerung und zieht andere Bestandtheile nach sich. Dann geschieht es eben leicht, daß das wache Bewußtsein unwillkürlich Manches in die Erinnerung des Traumes einfügt: man bildet sich ein, Allerlei geträumt zu haben, was der gewesene Traum nicht enthielt. Die Kunst, Träume methodisch zu erzeugen, ist noch in den ersten Anfängen; gehabte Träume aber zu erneuern, versteht man, wenn es nicht wiederum im Traum geschieht, noch nicht, und ebenso wenig kann der Eine der Beobachter der Träume eines Andern sein. Aus diesen Gründen erregen die Erzählungen von Träumen im Allgemeinen den Verdacht der Irrthümlichkeit, auch wenn man von den Fällen absieht, wo Traumliebhaberei oder Neigung zu phantastischen Vorstellungen und insbesondere zur Traumdeutung einen Einfluß auf die Wiedergabe des

Traumes ausübt. Deßhalb pflegt man aber auch den Erscheinungen des Traumlebens, die in Schriften oder mündlich erzählt und dargestellt werden, nicht den Werth zuzuschreiben, den die psychische Welt, insofern sie aus Thatsachen des wachen Bewußtseins besteht, allgemein für sich in Anspruch nimmt. Die geistigen Ereignisse und Thätigkeiten im wachen Bewußtsein, wie verschieden sie nach der Individualität, nach dem Geschlecht, dem Alter, dem Bildungsgrade, der Nationalität, dem Glauben und dem Lebensberuf sein mögen, haben so viel Gleiches und Constantes an sich, daß man sie in eine Erfahrungslehre hat zusammenstellen und eine fortschreitende Erkenntniß darauf gründen können. Es ist zweifelhaft, wie weit sich eine solche Beschaffenheit auch von dem Traumleben der Seele erwarten läßt. Hiermit hängt zusammen, daß den Traumerscheinungen auch unter den Gelehrten ein verschiedener Werth beigelegt wird und die Ansichten darüber weit aus einander gehen.

Das Gesagte dient dazu, das Gefühl der Unsicherheit zu rechtfertigen, das Jeder empfinden muß, der etwas Beachtenswerthes über die Träume vorbringen will. Der Verfasser dieser Zeilen ist sich solcher Unsicherheit sehr bewußt und behauptet deßhalb nicht, daß seine Auffassung und Ansicht auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen darf. Er wünscht vielmehr nur die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Gegenstand zu schärfen und insbesondere zu zeigen, wie man in der Auffassung des wirklich Thatsächlichen der Traumwelt, wie weit solche möglich ist, mehr Regel und Methode bringen kann, als gewöhnlich dabei vorkommt. Er meint, diese Absicht am besten zu erreichen, wenn er seine Mittheilungen an bestimmte einzelne Fragen anschließt, und hat hierzu solche gewählt, für welche unter den Umständen, die ihn über die Träume zu sprechen veranlaßten, ein allgemeineres Interesse erwartet werden durfte.

1. Ob die Seele in jedem Schlafe träumt.

Es möge zuerst gleichsam eine Vorfrage berührt werden, nämlich die Frage nach dem Zustande der Seele im Schlaf und insbesondere ob sie in jedem Schlafe träumt oder ob es auch einen ganz traumlosen Schlaf giebt.

Geht man von der Erfahrung aus, so ist bekannt, daß wir manche Nacht schlafen, ohne daß uns nach dem Erwachen das Geringste als ein Solches bewußt würde, was während des Schlafes in der Seele vorgegangen war. Deßhalb hört man auch häufig die Meinung aussprechen,

es gebe einen ganz traumlosen Schlaf. Diese Schlußfolgerung ist jedoch durch die genannte Erfahrung nicht gerechtfertigt. Wer über einen Traum in dem darauf erfolgten Wachen Etwas aussagen will, muß sich des Traumes erinnern, d. h. einzelne Bestandtheile des Traumes oder das ganze Traumgebilde sich zum Bewußtsein bringen. Daß dies geschieht, ist aber an Bedingungen geknüpft, die vielleicht im betreffenden Fall nicht stattfanden, weßhalb denn auch die Erinnerung ausblieb. Die Behauptung also, man habe traumlos geschlafen, läßt es unentschieden, ob sie nicht bloß daher rührt, daß der Traum nicht zur Erinnerung gekommen, sondern vergessen war.

Durch Erfahrung läßt sich mithin die aufgeworfene Frage nicht entscheiden, sondern man muß sich nach anderen Gründen für die Bejahung oder die Verneinung umsehen.

Nun leuchtet ein, daß wir Etwas vergessen können nur dann, wenn wir eben dasselbe vorher einmal gewußt haben. Was ich nie wußte, wovon ich nie ein Bewußtsein hatte, was mir nie und in keiner Weise ein Bewußtes, sondern was ein durchaus Unbewußtes für mich war, das kann ich auch nicht vergessen. An eben ein solches nie bewußt Gewesenes kann man deßhalb auch nie sich erinnern. Es wird ausdrücklich sich erinnern gesagt, damit nicht gegen unsern Satz von solchen Fällen ein Einwand erhoben werde, in denen wir uns Etwas zum Bewußtsein bringen, was doch vorher und bis dahin ein ganz Unbewußtes war. Sich Etwas zum Bewußtsein bringen, ist nicht immer dasselbe, als sich an Etwas erinnern, zur Erinnerung an Etwas gelangen und sich hierin desselben bewußt werden. Wir bringen uns zum Bewußtsein irgend eine Wahrheit dadurch, daß wir eine Demonstration derselben finden oder einer solchen von Seiten eines Andern folgen. Solche Wahrheit konnten wir bis dahin aber nicht vergessen, weil wir sie noch niemals wußten, und können uns auch erst von nun an, da wir sie wissen, kräftig an sie wieder erinnern. So gewinnt der Mensch von Vielem ein Bewußtsein, von dem er vorher nie etwas wußte. Ebenso ist es auch möglich, daß wir im wachen Zustande von einer Vorstellung, die wir unter anderen antreffen, das Bewußtsein bekommen, daß diese Vorstellung eine geträumte sein müsse, obgleich sie möglicher Weise, als sie während des Schlafes durch die Seele ging, kaum oder nur dürftig eine bewußte war. Oder, wenn nicht ein Bewußtsein von einer einzelnen Vorstellung, so kann doch ein solches davon entstehen, daß man überhaupt geträumt hat. In solchen Fällen entsteht

aber das Wissen oder das Bewußtsein nicht durch die Erinnerung, sondern durch einen Schluß, durch den wir auch wissen, daß Vieles in unserem Gedächtniß ruht, von dem Manches wieder zum Bewußtsein kommen wird. Sich Etwas zum Bewußtsein bringen, fällt also nicht immer zusammen mit dem Sicherinnern, sowie das Nichtwissen nicht immer gleichbedeutend ist mit dem Vergessenhaben.

Man muß also annehmen, daß, wenn wir uns eines Traumes sollen erinnern können, dann auch dieser Traum ein Bewußtes gewesen sei. Jeder zur Erinnerung kommende, also nicht vergessene Traum war von einem Bewußtsein begleitet. Welcher Art dieses Bewußtsein im Traum ist, ob es dasselbe ist, was wir im Wachen haben, oder dem Grade oder der Beschaffenheit nach davon verschieden, gehört nicht hierher. Dennoch aber muß umgekehrt nicht jeder Traum, also nicht jedes Erlebniß des Traumbewußtseins nach dem Erwachen nothwendig ein bewußtes bleiben oder in die Erinnerung eintreten. Denn, damit dieses Letztere geschieht, sind wiederum noch andere Bedingungen nöthig als die, daß der Traum früher ein Bewußtes war.

Auf die obige Frage läßt sich hiernach zunächst so viel antworten, daß außer den zur Erinnerung gekommenen Träumen allerdings während des Schlafes auch Träume in der Seele gewesen sein können, deren man sich wachend nicht erinnert. Ob aber solche nicht zur Erinnerung kommende Träume in allen Nächten, aus deren Schlaf man sich keines Traumes erinnert, stattfanden, bleibt noch unentschieden. Wäre es jedoch nothwendig, daß die Seele in jedem Schlaf träumte, dann würde folgen, daß die Seele auch in keinem Schlafe ganz bewußtlos wäre.

Diese letzte Folgerung aber ist es nun, die uns bedenklich macht. Die Behauptung, es werde in jedem Schlafe geträumt, schließt die Voraussetzung ein, daß die Seele nie völlig bewußtlos sein könne. Wäre also völlige Bewußtlosigkeit ein mit dem Seelenleben nicht unvereinbarer Zustand, so würde auch ein Schlaf ohne Traum zulässig sein.

Auch über diesen letzten Satz kann die Erfahrung unmittelbar nichts entscheiden; denn ein Zustand völliger Bewußtlosigkeit läßt sich als solcher nie erfahren, weil diese Erfahrung eben selbst wieder ein Bewußtsein wäre. Deßhalb darf man sich auch nicht auf krankhafte oder künstlich hervorgerufene Zustände, wie Schwindel, Betäubung, Ohnmacht u. A., berufen, die man als ganz bewußtlos zu denken pflegt. Wohl aber giebt es andere Gründe, die zu der Annahme, daß ein Zustand der Bewußtlosigkeit für

die Seele zulässig sei, berechtigen. Alles Bewußtsein nämlich, in welcher Form und in welchem Grade es auch gedacht wird, entsteht in der Zeit oder tritt wenigstens in der Zeit hervor. Wir schließen aus verschiedenen Erfahrungen, daß unser Bewußtsein wechselt und sich nicht durch alle Zeit ausdehnt, sondern auch aus der Zeit zurückweicht. Das Bewußtsein giebt sich ferner als ein graduell verschiedenes zu erkennen; es wird mit Recht als mehr oder weniger klar, als dunkler oder heller gedacht; es verhält sich wie eine steigende und fallende Größe, die auch auf Null herabsinken kann. Die Erfahrung berechtigt endlich zu dem Schlusse, daß die Thätigkeit der Seele im Wachen immerwährend zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten schwankt, daß alles Bewußte im Wachen vom Unbewußten abhängt, vom Unbewußten begleitet wird, und daß alles Bewußte aus dem Unbewußten entspringt, welches jenem vorhergeht. Kurz, wir hegen hiernach Alle die Ueberzeugung, daß während des Wachens die überwiegend größere Anzahl der Vorstellungen und Gedanken, die wir uns zuschreiben, außer der Sphäre des Bewußtseins ist, ohne daß die Activität der Seele in ihnen und durch sie aufhört.

Hiermit ist nun der für die Beurtheilung des Zustandes der Seele im Schlaf richtige Gesichtspunkt gefunden.

Der Zustand des Bewußtseins im Wachen hängt von einer Anzahl theils körperlicher theils rein psychischer Bedingungen ab. Wie weit diese Bedingungen beim Uebergang in den Schlaf und während desselben bleiben oder wie weit sie zurücktreten, so weit wird auch die Seele verschiedene Formen des Bewußtseins durchlaufen und keine der letztern möglicher Weise gänzlich verlieren, ohne daß darum ihre unbewußte Thätigkeit aufgehoben wäre. Man darf sich überhaupt das Wachen und Schlafen, das Bewußtsein und das Unbewußtsein in der Wirklichkeit nicht so getrennt und entgegengesetzt denken, wie die Wörter und Begriffe davon getrennt und entgegengesetzt sind. Wie es im Wachen Bewußtes und Unbewußtes giebt und das Letztere sogar in weit überwiegendem Maße, so ist nach Analogie zu folgern, daß dasselbe Verhältniß auch im Schlaf fortbesteht. Im Schlaf ist der Traum nur eine Art des Bewußtseins unter mehreren andern und das Unbewußtsein kann möglicher Weise so zunehmen, d. h. die Bedingungen des Bewußtseins können so weit zurücktreten, daß vom Bewußten nichts übrig bleibt.

Unsere Meinung geht also dahin, daß die Seele nicht nothwendig in jedem Schlafe träumt, obwohl es Gründe dafür geben mag, daß es in

den meisten Fällen geschieht. Es ist aber auch die Ansicht nicht richtig, als ob, wenn die Seele nicht in jedem Schlafe träume, hiermit ihre ganze Activität und folglich ihr Wesen selbst aufgehoben sei. Die Thätigkeit der Seele im Schlaf ist nicht auf das Träumen beschränkt, wie sie im Wachen auch nicht auf das Bewußte beschränkt ist; sie tritt in ihren unbewußten Formen noch tiefer zurück, ohne daß sie deßhalb aufhörte, Seele zu sein. Auch im tiefsten Schlaf dauern ihre Vorstellungen und Gedanken fort, wie sie auch im Wachen fortdauern, wenngleich sie gehemmt und unbewußt sind. In diesen ihren unbewußten Zuständen ist die schlafende Seele nicht unthätig, wie es darin auch die wachende nicht ist, und behält in denselben die reale Möglichkeit, nicht bloß zu einem Traumbewußtsein zu gelangen, sondern auch zum vollen und wachen Bewußtsein zurückzukehren.

2. Die Abgeschiedenheit des Traumes vom wachen Bewußtsein.

Wer träumt, ist der Welt des wachen Bewußtseins abgekehrt. Der gewohnte Vorstellungsverlauf hat geendigt. Das tägliche sinnliche Bewußtsein, das auf der gegebenen Anschauungswelt, dem habituellen Körpergefühl und den gewohnten Verrichtungen des Tages beruht, ist entschwunden. Nur Bruchstücke des wachen Lebens tauchen in den Träumen auf, entweder als Erinnerungsbilder oder als neue Formen des alten Inhaltes. Niemals — so wird wenigstens von genauen Traumbeobachtern behauptet, und meine Erfahrung stimmt bis jetzt damit überein — trifft man im Traum eine längere, volle Reihe von Zuständen, Erlebnissen und Handlungen an, die für eine treue und wahre Wiederholung und Erinnerung aus dem wachen Leben gelten könnte. Während die Erinnerung an den Traum nach dem Erwachen mehr oder weniger möglich ist und mitunter sich durch Treue und Vollständigkeit auszeichnet, geht im Traum das Gedächtniß für den geordneten Inhalt des wachen Bewußtseins und dessen normales Verhalten so gut wie ganz verloren. Das wache Leben beruht auf Regelmäßigkeit und Ordnung, auf Verbindung und Festigkeit, auf bestimmter Zeitfolge und periodischer Wiederkehr. Es enthält hierin alle Bedingungen einer sicheren und treuen Erinnerung. Diese zeigen sich im Wachen auch stets wirksam und verbürgen den Zusammenhang unsrer Lebensgeschichte. In den Traum aber reichen sie nicht hinein, sondern in diesem hat die Seele die Befähigung verloren, sich der in jenen

Bedingungen liegenden Stützen zu bedienen. „Nie," sagt K. F. Burdach*), „wiederholt sich im Traum das Leben des Tages mit seinen Anstrengungen und Genüssen, seinen Freuden und Schmerzen; vielmehr geht der Traum darauf aus, uns davon zu befreien. Selbst wenn unsre ganze Seele von einem Gegenstande erfüllt war, wenn tiefer Schmerz unser Innerstes zerrissen oder eine Aufgabe unsre ganze Geisteskraft in Anspruch genommen hatte, giebt uns der Traum entweder etwas ganz Fremdartiges oder er nimmt aus der Wirklichkeit nur einzelne Elemente zu seinen Combinationen oder er geht nur in die Tonart unserer Stimmung ein und symbolisirt die Wirklichkeit."

Diese Eigenthümlichkeit des Traumbewußtseins besteht also darin, daß längere, in der Wirklichkeit und auf Grund eines wachen sinnlichen Erlebens gebildete Vorstellungsweisen in ihm nicht zur Reproduction, nicht zur vollen Wiedererinnerung gelangen. Was wir am Tage gethan und erfahren haben, kommt im Traum nicht so wieder vor, wie wir uns im Wachen am folgenden Tage desselben nochmals bewußt werden können. Im Wachen machen wir, von einer Reise zurückgekehrt, diese Reise in Gedanken noch einmal, von Ort zu Ort, mit allen Erlebnissen, wie sie in der Zeit einander folgten. Eine solche Wiederholung kommt im Traum nicht vor. Der Traum macht dazu wohl einen Ansatz, aber das folgende Glied bleibt aus; es tritt verändert auf oder an seiner Stelle erscheint ein ganz fremdes. Die Geschichten, Handlungen und Erlebnisse im Traum haben in vielen Fällen eine Aehnlichkeit mit denen des wachen Lebens, aber diese Aehnlichkeit heißt immer nur so viel, wie daß sie allenfalls auch wohl *könnten* sich im wachen Leben zutragen; sie haben es aber nicht und werden es auch nicht. Man kann hinzufügen, daß diese außerordentliche Gedächtnißlosigkeit und Erinnerungsschwäche der Seele im Traum für ihren während des Wachens so sehr befestigten Inhalt nicht bloß die längeren Reihen von Bildern und Vorstellungen, sondern häufig auch die einzelnen Bilder und Vorstellungen trifft, wovon sich Jeder an den Bildern bestimmter Dinge oder Personen leicht überzeugt.

Die fast erinnerungslose Abgeschiedenheit der Seele im Traum von dem regelmäßigen Inhalte und Verlaufe des wachen Lebens erscheint auffallend und hat zu verschiedenen Deutungen oder Erklärungsversuchen Anlaß gegeben. G. Th. Fechner, in der Psychophysik, Th. 2, S. 520,

*) Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. 3. S. 474.

ist geneigt anzunehmen, daß der Schauplatz der Träume überhaupt ein anderer sei als der des wachen Vorstellungslebens, zwischen beiden Gebieten aber Verknüpfungen und Wechselwirkungen eintreten. Ohne die Voraussetzung einer solchen realen Trennung zweier Gebiete würde, meint er, die Zusammenhangslosigkeit, die zwischen dem Traumleben und dem wachen Vorstellungsleben stattfindet, und der wesentlich verschiedene Charakter beider nicht erklärbar sein. Wenn beide auf einem und demselben Boden ständen, würde der Traum bloß in einem niedrigeren Grade der Intensität das wache Vorstellungsleben fortsetzen und den Inhalt und die Form desselben theilen müssen. Burdach scheint das genannte Verhalten des Traumbewußtseins zunächst aus der teleologischen Natur des Schlafes erklären zu wollen. Der Schlaf soll in der Oekonomie der Natur die Aufgabe haben, die Seele gleichsam von den Mühen und Anstrengungen der bewußten und geordneten Thätigkeit im Wachen zeitweilig zu erlösen, um sie dazu von Neuem geschickt zu machen: er muß also auch die Erinnerung an sie auslöschen. Diese Auffassung wird von anderen Physiologen getheilt. Burdach begnügt sich jedoch damit nicht, sondern fügt noch eine andere Ansicht hinzu. Er meint, daß die Seele im Schlafe auf die Stufe eines frühern Daseins zurücktrete, wohin sie zwar Mancherlei aus der von ihr erlangten höheren Bildung mitnehme, es jedoch nicht angemessen gebrauchen könne. „Die Seele steigt in die Nacht des Fruchtlebens herab, indem sie sich gegen die Außenwelt isolirt, Sinn und Bewegung aufgiebt und wieder an das Gesammtleben sich knüpft, von welchem sie als Eigenes im Wachen sich abgelöst hatte, so daß die äußere Wirklichkeit ihr Recht verliert. Die Phantasie, gleich der bildenden Kraft, welche im Embryo gestaltend sich geäußert hatte, schafft die Traumgestalten. Der Traum ist die Naturthätigkeit der Seele, welche nicht durch die Macht der Individualität beschränkt, nicht durch Selbstbewußtsein gestört, nicht durch Selbstbestimmung gerichtet wird, sondern die in freiem Spiele sich ergebende Lebendigkeit der sensibeln Centralpunkte ist.“ *)

Der Verfasser kann sich weder mit der einen noch mit der andern Auffassung befreunden. Er hält an dem Grundsatze fest, daß man sich über jeden Fall des Traumlebens zunächst an den Formen und Verhältnissen des wachen Bewußtseins orientiren und die für dieses gefundenen Regeln auch auf jenes anzuwenden suchen muß.

*) A. a. O. Bd. 3. S. 486.

Im Wachen nun schließt sich zunächst gleichfalls an die bei weitem größere Anzahl von Wahrnehmungen, Erlebnissen, Bewegungen und Handlungen keinerlei Gedächtniß und Erinnerung an. Wir stehen in jedem Moment des Wachens dem größten Theil der erlebten Eindrücke und Erfahrungen ebenso unwissend und vergessend gegenüber, wie die Seele im Traum den regelrechten Begebenheiten des Wachens gegenüber steht. Der größte Theil von Gestern und Vorgestern, noch mehr von den Wochen, Monaten und Jahren ist spurlos in die Vergessenheit versunken. Aus der unzähligen Menge von Wahrnehmungen, Erlebnissen, Bewegungen und Handlungen hebt sich nur eine bestimmte Reihe von Gliedern hervor und bleibt in der Erinnerung, im Gedächtniß. Der Rückblick in alle unsere ehemaligen, vergangenen Zustände gleicht der Ansicht eines fernen Gebirges, von dem wir nur die beleuchteten Spitzen wahrnehmen, während Alles, was unter ihnen liegt, in tiefes Dunkel gehüllt ist. Daher füllt die Lebensgeschichte selbst des berühmtesten, erfahrungsreichsten und thatkräftigsten Mannes doch immer nur einige Bände: sie enthalten nur den hellgebliebenen, schmalen Strom, der auf dem Inhalte der ganzen Vergangenheit wie auf einer verdüsterten Fläche dahin fließt. Diese dem wachen Bewußtsein zugehörige Thatsache wird aber gewöhnlich übersehen und nicht weiter beachtet.

Fragt man, wodurch so vielem Verlorenen gegenüber jene bestimmte erinnerungsfähige Reihe im Gedächtniß gehalten wird, so erkennt man leicht, daß dies daher kommt, weil die einzelnen Glieder derselben gar nicht bloße und nackte Erinnerungsbilder oder bloße Vorstellungen von früher gesehenen Orten, Personen, Dingen, von früher erlebten Ereignissen, Bewegungen und Veränderungen, von früher gesprochenen oder gehörten Worten u. s. w. sind. Man findet vielmehr, daß jedem Gliede noch andere geistige Elemente, Gefühle, Schmerz, Freude, Begierden, Leidenschaften, Interessen, Bestrebungen, Pläne u. s. w., überhaupt bestimmte psychische Werthe anhängen. Wäre dies nicht der Fall, so würden alle jene ehemaligen Wahrnehmungen und Erlebnisse in ihren Erinnerungsbildern und Vorstellungen aus einander fallen, und es würde den meisten so ergehen, wie es auch jetzt schon vielen andern ergeht. Da aber jedes Bild solcher Art in einer geistigen Umhüllung schwebt, in welcher das eigentliche und wahre Erinnerungsinteresse liegt, so besitzt es eben in ihr auch eine Erinnerungsgröße, durch welche es mit den übrigen zusammengehalten und ins Bewußtsein zurückgeführt wird.

Es findet aber bei allen Erinnerungen ein sehr bemerkenswerther Unterschied statt. Das eben Gesagte bezieht sich nämlich fast ausschließlich oder wenigstens vorzugsweise auf solche Vorstellungsreihen, deren Hauptglieder aus ehemaligen wirklichen Wahrnehmungen von Dingen oder Personen oder Localitäten oder Begebenheiten bestehen. In allen diesen Fällen ist die Seele genöthigt, sich möglichst in den früheren Erlebungszustand zurückzuversetzen, wenn eine Erinnerung bewirkt werden soll. Dies kann nach dem Gesagten nur in doppelter Weise geschehen. Es kommt entweder zuerst der psychische Werth zum Bewußtsein und dieser führt das Einzelglied, die Vorstellung des Ortes, der Person u. s. w. herbei, oder aber die letztere ist zuerst gegeben und erneuert das Wiederbeleben des psychischen Werthes. Kommt z. B. eine Begebenheit aus meiner früheren Jugend mit einem gewissen psychischen Werthe mir wieder ins Gedächtniß, so nimmt mein Vorstellen die Form des Bildhaften an: es ist der bestimmte Ort, wo sie geschah, oder die bestimmte Person, mit der ich sie erlebte, oder ein anderweitiges Bildliches, welches der Träger derjenigen geistigen Zustände ist, die den Sinn und die Bedeutung jener Begebenheit ausmachten. Umgekehrt wenn zuerst die Vorstellung, das Erinnerungsbild des Gartens oder des Spielplatzes der Jugend wieder erneuert wird, so bleibt es nicht aus, daß auch diese oder jene Gefühle, Begehrungen und Handlungen, die in bestimmten Situationen und Erlebnissen auf jenen Räumen entstanden, wieder bewußt werden. Wie weit der Zusammenhang von der bildlichen Vorstellung zu dem psychischen Werthe und von diesem zu jener reicht, so weit wird die Erinnerung ihre Fäden unwillkürlich und ohne unser Zuthun ausspinnen. Wo aber nur eine schwache Andeutung des einen oder des andern Momentes im Bewußtsein verspürt wird, weiter aber nichts, und nun erst der Wille, die absichtlich suchende Erinnerung nöthig wird, ein Bestreben, aus der Gegenwart des Bewußtseins in den vergangenen Inhalt desselben zurückzutreten, da wird die Beihülfe bald der bildhaften Vorstellung bald des psychischen Werthes schmerzlich vermißt. Man sucht sie hier und da und gelangt nur mühsam auf die rechte.

Ganz anders aber ist es, wo sich die Vorstellungen schon unabhängig von dem bildhaften Inhalte der Seele bewegen, wo, wie man sagt, Begriffsreihen, nur angeheftet an bestimmte Sprachformen, d. h. an constante Lautbilder, es sind, in denen und durch die eine Erinnerung zu Stande kommen soll. Hier hat die Seele ganz andere Mittel. Es will

Jemand z. B. sich an den Beweis einer bestimmten geometrischen Wahrheit erinnern. Hier hilft ihm Nichts die Zurückversetzung an den Tisch, an dem er saß, als er den Beweis zum ersten Male führte, Nichts die Erinnerung an das Buch oder an die Seite des Buches, wo der sprachliche Ausdruck des Beweises steht, oder an die Figur, die dazu gehört. Vielmehr, was er thut und thun muß, besteht jetzt darin, daß er den Begriffscomplex nimmt, in welchem die logischen Bedingungen des Beweises, also seine Prämissen liegen. Die Bewegungen, die in diesem Complex entstehen, nennt man Nachdenken. Dies kann nur durch die Combinationen geleitet werden, die entstehen oder dem absichtlichen Suchen sich darbieten, und durch deren Effect, welcher als Beweiskraft, als Fortschritt in der anwachsenden Erkenntniß, d. h. im Wissens und Bewußtwerden verspürt wird. Das Nachdenken kann das Gesuchte willkürlich und mit Gewißheit wiederfinden, wenn es sich nur Zeit nimmt. Unterliegt allerdings auch hier die Summe der Elemente, aus deren Composition das Wissen, also die Erinnerung, entspringt, gleichfalls den allgemeinen Gesetzen der Reproduction, so unterliegt eben diesen doch nicht der Verstand, die suchende Combination, das Denken als solches. Dieses letztere selbst vielmehr, geleitet von der Hauptbegriffsreihe, welche die gesuchte Wahrheit einschließt, greift in die mechanisch reproducirten Glieder ein und bringt sie selbstbewußt, d. h. den Erkenntnißwerth appercipirend, in die logische Verknüpfung. Der Verlauf ist hier kein rein psychisch sich selbst überlassener, sondern ein durch eine höhere Kraft dirigirter. Einen verlorenen d. h. einen vergessenen Beweis kann ich wiederfinden, weil ich ihn nochmals erfinden kann. Das Erfinden heißt hier allerdings üblicher Weise Entdeckung, ist aber eine solche im Grunde nicht. Jede erste Wahrheit wird erfunden, weil sie vorher niemals existirte. Wir nennen sie Entdeckung, weil uns jede Wahrheit als eine im Reiche der Erkenntniß selbstständig bestehende Sache erscheint.

Im Traum nun treten zunächst, was ihm eigenthümlich ist, sämmtliche logische, auf Verhältnissen und Beziehungen beruhende Operationen der Seele zurück. Was man von einzelnen Träumen erzählt, in denen Erfindungen oder Entdeckungen gemacht sind oder sein sollen und logische Operationen sich vollzogen: da ist, wie die Erfahrung in den meisten Fällen gezeigt hat, im Traum nur eine schematische Nachahmung solcher Operationen gewesen. Der Verlauf der Vorstellungen, gleichsam die Linien, die sie beschreiben, nimmt zwar die Form einer logischen Curve an, die

Elemente dieser Curve sind aber nicht von denjenigen bewegenden Kräften getroffen und determinirt, welche die richtigen Coordinaten hätten erzeugen können. Die Form der Beweisführung und Erkenntniß ist da, aber es wird Nichts bewiesen und Nichts erkannt, gleich wie man auch im Wachen ganze Schlußreihen nach einer logischen Formel bilden kann, die nicht den geringsten Erkenntnißwerth haben. Beim Erwachen erscheint dann auch die Form als ein Mißbrauch, als unpassend und unlogisch, weil sie nun eben den Wirkungen jener berechtigten Kräfte ausgesetzt ist, die über ihren Werth entscheiden. Ist aber auch einmal wirklich etwas Sinniges und Wahres im Schlaf gefunden, so fragt sich, wie weit noch der Traum als solcher stattfand oder wie weit schon die Formen des wachen Bewußtseins sich neben ihm oder durch ihn hindurch wieder vorgedrängt hatten.

Andrerseits aber geht die Seele im Traum realiter noch tiefer in ihren primitiven Inhalt zurück. Sie verliert mit dem Aufhören der sinnlich thätigen Anschauung und des normalen Lebensbewußtseins auch den Grund, in welchem ihre Gefühle, Begehrungen, Interessen und Handlungen wurzeln. Sie wird auf den Standpunkt der Sensation, der Empfindungserregung, zurückgeführt und verliert damit alle Bedingungen, mit den wieder oder neu erzeugten Bildern den Proceß zu verbinden, den sie im Wachen an ihre Erinnerungsbilder anknüpft. Auch diejenigen geistigen Zustände, Gefühle, Interessen, Werthschätzungen, welche im Wachen den Erinnerungsbildern anhaften, unterliegen gleich den Functionen des Verstandes einem verdunkelnden Drucke, in Folge dessen sich ihre Verbindung mit den Bildern auflöst. Die Wahrnehmungsbilder von Dingen, Personen, Localitäten, Begebenheiten und Handlungen des wachen Lebens werden einzeln sehr zahlreich reproducirt, aber keins derselben bringt seinen psychischen Werth mit. Dieser ist von ihnen abgelöst und sie schwanken deßhalb in der Seele nach eigenen Mitteln umher, durch welche zwar ihrem Zusammentreffen entsprechend gleichfalls Gefühle, Affecte, Begehrungen, überhaupt allerlei Gemüthszustände entstehen können, nur nicht diejenigen, welche den normalen Verbindungen der Bilder und Vorstellungen im Wachen zugehören.

In diesem Umstande, scheint es, liegt der psychische Grund, warum der Traum keine längere Erinnerungsreihe aus dem wachen Bewußtsein wiedergeben kann. Natürlich ist die Sache hiermit nicht erklärt, sondern nur in ihrem Verhalten auseinandergelegt. Es fragt sich eben, woher dieser Umstand selbst stammt. Da man innerhalb der psychischen Sphäre

allein keine Ursache entdecken kann, welche die Seele nöthigen müßte, die festesten Verbindungen und Zusammenhänge ihres eigenen innern Lebens aufzulösen und dadurch gleichsam ein Werk zu zerstören, das sie mit vieler Mühe aufgebaut hat, so mag man es wahrscheinlich finden, daß irgend welche organischen Einflüsse in den Inhalt der Seele während des Schlafes eingreifen. Worin aber bestehen sie? Sind es innere Bewegungen gewisser Centraltheile des Gehirns oder Erregungen der Sinnesnerven, die auf ihre Centraltheile übergehen, oder die durch den fortdauernden Ernährungsproceß, also durch die Blutvertheilung unterhaltenen Actionen zwischen den kleinsten Theilen, oder Schwankungen in den electrischen Spannungen der Nervenelemente? Dies Alles oder das Eine oder Andere davon kann es sein, aber man weiß es nicht. Die Physiologie kann hier keinen bestimmten und sichern Angriffspunkt finden und also auch keinen gewähren: man muß sich mit der Aufzählung der psychischen Bedingungen der Erscheinung begnügen.

Unstreitig hängt es mit der Abgeschiedenheit des Traumes vom wachen Leben und mit der Entblößung seiner Bilder von den adäquaten psychischen Werthen zusammen, daß das Traumbewußtsein sowohl an und für sich anders gefärbt ist als das wache, wie auch daß jeder Traum uns in der Erinnerung als etwas Fremdartiges erscheint, das einer ganz anderen als der sinnlichen Wahrnehmungswelt angehört.

Den Charakter der Traumwelt bringt man sich am besten durch eine volle Besinnung an die Lebendigkeit der wachen Wahrnehmungswelt zum Bewußtsein. Was wir im Wachen als Todtes und Lebendiges unterscheiden und in diesem Unterschiede empfinden, dies Verhältniß kommt zwischen dem wachen Todten und dem geträumten Lebendigen nochmals vor. Ein im Wachen gesehener Stuhl, der also ein Todtes ist, erscheint uns doch als etwas Lebendiges, wenn wir ihn vergleichen mit dem im Traum gesehenen Stuhl. Dasselbe gilt von allen Bildern im Traum, sie mögen Dinge oder Personen oder Begebenheiten präsentiren. Dies schließt nicht aus, daß in einigen Träumen der Empfindungsinhalt, der Ton, die Farbe, ebenso lebhaft sein kann wie im Wachen, oder daß Melodien gehört und Landschaften gesehen werden, von denen der Erwachte behauptet, daß sie an Schönheit und Glanz die Wirklichkeit übertroffen haben. Der Charakter eines Bewußtseins hängt niemals allein von der Intensität seiner Elemente ab.

Andrerseits, da wir den Traum, wenn wir erwacht sind, weder in die Geschichte unsrer Vergangenheit noch in unsre Gegenwart einordnen können, so kommen wir aus dem Traum wie aus einer anderen Welt. Es wird dem wachen Ich schwer, die Erlebnisse des Traumes sich selbst zuzuschreiben, sich für den Urheber und Träger des Traumes, sich für dasselbe Subject zu halten, daß jetzt wacht und in der Nacht träumte. Diese Schwierigkeit wird von vielen Menschen schwer oder gar nicht überwunden. Der Traum kommt ihnen wirklich aus einer anderen Welt; im Traum liegt für sie eine andere Ordnung der Dinge; in ihm sprechen andere fremde Wesen; er ist für sie den Gesetzen der sichtbaren Welt nicht unterworfen und gilt ihnen darum für ein Höheres und Freieres. Hierin liegt ein vorzüglicher Anlaß zu der Neigung der Menschen, den Träumen einen außerordentlichen Werth zuzuschreiben, und insbesondere, sie als Andeutungen künftiger Ereignisse aufzufassen.

3. Das Traumgedächtniß. Warum die Seele das Geträumte für wirklich hält.

Wer Töne, Farben, Hautgefühle, Gerüche u. s. w. in Folge von gewissen aus der Außenwelt stammenden Eindrücken durch Vermittelung der Sinnesorgane und des Gehirns empfindet oder erlebt, dem ist in der Empfindung oder in dem Erlebniß der Ton, die Farbe, der Geruch u. s. w. bewußt. Wie weit hierbei die Empfindung als solche in Frage kommt, nennen wir das ihr zugehörige Bewußtsein das Empfindungsbewußtsein.

Im Wachen nun kommt das Empfindungsbewußtsein, abgesehen von leiblichen oder psychischen Krankheitsfällen, nur zu Stande, wenn der Zusammenhang zwischen der Außenwelt, dem Sinnesorgan, dem Gehirn und der Seele die ununterbrochene Fortleitung eines zum Theil in Bewegungen bestehenden, zum Theil noch ganz unbekannten Herganges zuläßt. Bei geschlossenen Augen oder verstopftem Ohr, bei zerstörtem Seh- oder Gehörnerv u. s. w. bleiben die Empfindungen aus.

Im Traum dagegen hat die Seele die Befähigung, ein Empfindungsbewußtsein zu gewinnen, ohne daß der Anstoß dazu aus der Außenwelt gegeben ist. Sie empfindet im Traum in allen Empfindungsklassen. Sie sieht Farben; sie hört allerlei Töne, Geräusche, Stimmen; sie schmeckt, riecht und hat Druck- und Tastempfindungen. Sie kommt zum Bewußtsein der Muskelgefühle, wie solche beim Greifen, Heben u. s. w. auftreten.

In dem Gebiet der nur in Folge innerer Reize und Erregungen entspringenden Empfindungen, die einen großen Theil des allgemeinen Körpergefühls ausmachen, wie Schmerz, Lust, Kitzel, Hunger, Durst, Ekel u. s. w. verringert sich diese Fähigkeit, indem, wie es scheint, dergleichen Empfindungen seltener isolirt und selbständig im Traum angetroffen werden. Sie dienen aber, wie weit sie der Seele bewußt werden, zu Anknüpfungspunkten für die Traumbildung, wovon später die Rede sein wird.

Die eben bezeichneten Traumelemente, nämlich die Empfindungen, sind also keineswegs bloße Vorstellungen von früher im Wachen gehabten ähnlichen Zuständen, sondern wahrhafte und wirkliche Erlebnisse der Seele, wie sie im Wachen durch die Vermittelung der Sinne auftreten. Dies geht daraus hervor, daß manche derselben, wie Töne und Farben, auch nach dem Erwachen noch eine Zeit lang bewußt bleiben und das wache Bewußtsein sie ebenso auffaßt, wie seine übrigen Empfindungen.

Aus diesem Empfindungsbewußtsein entsteht nun ferner, wie im Wachen so auch im Traum, das Wahrnehmungsbewußtsein. Die Seele schafft zunächst auch im Traum aus den Empfindungen Bilder und Formen, die sich wie ihre Wahrnehmungen und Anschauungen im Wachen verhalten. Im Wachen aber ist hierzu wiederum die Mitwirkung der Außenwelt nöthig. Fällt diese weg, so hört die Wahrnehmungen und Anschauungen schaffende, überhaupt formbildende Thätigkeit der Seele rücksichtlich der Empfindungen auf. Was von Personen angeführt wird, daß sie rein durch innere Activität der Seele im wachen Zustande gewissen früheren Anschauungen vollständig gleiche Erinnerungsbilder wieder erzeugen konnten, scheint noch eine Ausnahme zu sein.*) Die Regel ist, daß, wenn die Sinnesthätigkeiten aufhören, also von den Gegenständen der Außenwelt keine Eindrücke ausgehen, auch die Wahrnehmungs- oder Anschauungsbilder wegfallen. An ihre Stelle treten matte Erinnerungsbilder oder überhaupt Vorstellungen und Gedanken, meistens jedoch nicht isolirt, sondern verbunden mit den hörbaren

---

*) Auch diesem Gegenstande hat Fechner Aufmerksamkeit gewidmet. Unter den von ihm befragten Personen konnten Einige Erinnerungsbilder fertiger Gegenstände mit deutlichen Umrissen und in ihren vollen Farben hervorbringen, Andere nicht. Sehr interessant ist der Fall, den er aus einer Schrift des Franzosen Brierre de Boismont mittheilt. Dieser erzählt von einem namhaften Maler, der im Stande gewesen war, während eines Jahres 800 große und kleine Portraits zu malen, und der, darüber befragt, wie er so Unglaubliches leisten könne, sein Verfahren beschrieben hat: „Lorsqu'un modèle se présentait, je le regardais attentivement pendant une demi-heure, esquissant de temps en temps

oder stillen Lautbildern und Bewegungsgefühlen der Sprache. Wenn wir im Wachen von Pferden sprechen und von der Wiese, auf der sie weiden, und von dem Hirten, der sie bewacht, und von dem Hunde, der sie anbellt, so bemerkt Jeder den Unterschied, der stattfindet, ob wir dabei diese Gegenstände wirklich sehen oder nicht. Im letzteren Falle treten nur matte Erinnerungsbilder oder Vorstellungen derselben mit den entsprechenden Wörtern ins Bewußtsein; ein Einzelbild, sowie es bei der wirklichen Wahrnehmung entstand, kommt nicht zum Vorschein. Im Traum aber ist dies anders. Während die Seele wachend in Wortbildern und in der Sprache vorstellt und denkt, stellt sie vor und denkt im Traum in wirklichen Empfindungsbildern. Im genannten Falle sieht die träumende Seele wirklich die Pferde, sieht die Wiese, auf der sie weiden, den Hirten, der sie bewacht, und hört den Hund bellen.

Das Wahrnehmungsbewußtsein des Traumes würde aber unvollkommen bleiben und den Charakter der sinnlichen wachen Wahrnehmungswelt nicht erreichen, wenn nicht in ihm, wie es auch im Wachen der Fall ist, noch eine andere Bewußtseinsform, nämlich das Raumbewußtsein, dazukäme. Die Seele würde ohne Raumvorstellungen ihre Träume nur so träumen, wie sie im Wachen abwesende oder früher gesehene Dinge und früher erlebte Begebenheiten sich vergegenwärtigt, nämlich in schwachen Erinnerungsbildern und Vorstellungen, ohne daß dadurch diese Bilder und Vorstellungen die Bedeutung und den Schein von äußeren Dingen und äußeren Begebenheiten annähmen. Sowie schon das Empfindungsbewußtsein des Traumes bei Personen, welche nicht in Farben träumen,*) matter und beschränkter ist, als da, wo dies geschieht, so würde das Wahrnehmungsbewußtsein im Traum noch viel lebloser sein, wenn die farblosen Bilder desselben nur so durch die Seele zögen, wie uns im Wachen

---

sur la toile. Je n'avais pas besoin d'une plus longue séance. J'enlevais la toile et je passais à une autre personne. Lorsque je voulais continuer le premier portrait, je prenais l'homme dans mon esprit, je le mettais sur la chaise, où je l'apercevais aussi distinctement que s'il y eût été en réalité, et je puis même ajouter avec des formes et des couleurs plus arrêtées et plus vives. Je regardais de temps à autre la figure imaginaire et je me mettais à peindre, je suspendais mon travail pour examiner la pose, absolument comme si l'original eût été devant moi; toutes les fois que je jetais les yeux sur la chaise, je voyais l'homme.

*) Manche Personen träumen nicht immer farbig, sondern nur „nächtig, wie grau in grau". Aehnlich verhält es sich mit den Schlummerbildern, die sowohl farbig, wie farblos sind.

gewöhnlich die Erinnerungsvorstellungen vorüberziehen. Soll das Wahrnehmungsbewußtsein im Traum dem des Wachens nahe kommen, so muß die Seele im Traum ihre Empfindungen und Bilder auch in einen äußeren Raum setzen d. h. ein Raumbewußtsein haben.

Auch dies geschieht nun im Traum. Die Seele localisirt im Traum ihre Empfindungen und Wahrnehmungen, wie im Wachen, bildet sich dadurch einen **Traumraum** und stellt in ihm ihre Bilder und Wahrnehmungen in Ruhe oder Bewegung vor. Hierdurch erlangt der Trauminhalt für die Seele eine Aeußerlichkeit außer ihr und wird zu einer Traumumgebung oder einer Traum-Wahrnehmungswelt.

Daß auch hiermit etwas Thatsächliches ausgesprochen ist, kann wegen der übereinstimmenden Aussage aller Personen, die von ihren Träumen erzählen, nicht zweifelhaft sein. Außerdem wird es dadurch bestätigt, daß, wie die Einzelempfindungen, so auch die im Traumraum projectirten und localisirten Bilder von Dingen oder Personen nach dem Erwachen beharren und den Wahrnehmenden sich in vollständiger Objectivität darstellen. Solche Fälle werden von Schriftstellern vielfach erzählt und auch im Leben hat man Gelegenheit, dergleichen von glaubwürdigen Personen zu erfahren.*)

Allerdings nun hat die Seele durch diese ihre Befähigung, ohne Mithülfe der äußeren Bedingungen des normalen Empfindens, während des Schlafes in das Gebiet des vollen und wirklichen Empfindungserlebens zurücktreten zu können und hierbei gleichzeitig sowohl ihre formbildende, als auch Raum erzeugende Thätigkeit theils auf alten gewohnten Wegen theils in ganz neuen Richtungen zu verwenden, einen Vorzug vor ihrem Verhalten im Wachen. Abgesehen von dem Erfolge dieser Befähigung,

---

*) Mehrere Beispiele theilt **Burdach** a. a. O. S. 465 mit. H. **Meyer** in seiner Physiologie der Nervenfaser S. 309 erzählt, daß ihn in einem Traume ein kleiner hellgelber Mops heftig angebellt habe, den er nach dem Erwachen noch längere Zeit als ein deutliches schwarzes Nachbild vor seinen Augen schweben sah. Dasselbe erlebte er mit dem Traumbilde eines Bedienten, der ein Theebrett hielt. Mir selbst erzählte neulich eine Dame Folgendes: Sie sieht im Traum auf einem am Fußende des Bettes stehenden Ofen einen Sarg, darauf wendet sie ihren Blick von diesem weg auf das zur Seite stehende Bett der Mutter und sieht hier große Massen von Blumen, besonders hellblaue, aus dem Ueberpfühl hervorquellen. Durch den Traum erschreckt, wacht sie auf, bemerkt nun aber sitzend im Bett, daß sowohl das Bild des Sarges fortbesteht, als auch das Hervorquellen der Blumen noch fortdauert, bis sie durch einen kräftigen Ausdruck, womit sie das Wahrgenommene als Täuschung bezeichnet und wobei sie zugleich mit der Hand über die Augen fährt, die Bilder verscheucht.

den Empfindungsinhalt zu Gestalten, Scenerien, Handlungen und Erlebnissen ausbilden zu können, zu denen sie im Wachen niemals gelangt, gewinnt die Seele eben dadurch auch innerhalb der Empfindungswelt ein bei Weitem größeres Gedächtniß. Es werden ihr im Traum Eindrücke sowohl aus nahe liegender Zeit, auf die sie aber wachend kaum oder gar nicht achtete, als auch aus der entferntesten Vergangenheit bewußt, die vielleicht ohne den Traum einer ewigen Vergessenheit wären verfallen gewesen. Erhält sie mithin durch diese Vertiefung ihres Empfindungsbewußtseins gewissermaßen einen Ersatz für den Verlust der Erinnerung an den regelmäßigen Verlauf des wachen Lebens, so ist jedoch andrerseits damit wiederum eine Reihe von nachtheiligen Folgen verbunden. Unter diesen ist die auffallendste, daß die Seele im Traum der Täuschung unterliegt, ihre Traumbilder seien wirkliche Dinge und die von ihnen ausgehenden Bewegungen und Handlungen wirkliche Begebenheiten. Beide Erfolge, die den Traum wesentlich charakterisiren, verdienen ein kurze Beachtung.

Zunächst was das Traumgedächtniß betrifft, so liegt das Bemerkenswertheste desselben nicht in dem außerordentlichen Umfange, aus dem die Träume ihre Bilder herbeiziehen, auch nicht in der Lebhaftigkeit und Treue, wodurch diese Einzelbilder, bei aller Untreue, Verwirrung und Absurdität in der Composition zu größeren Ganzen, sich oft auszeichnen, sondern in dem Umstande, daß grade die für das wache Bewußtsein verloren gegangene Sphäre des Empfindungslebens sich im Traumbewußtsein wieder hervordrängt und sich dadurch als eine nicht vernichtete zu erkennen giebt.

Zu dieser Eigenthümlichkeit des Traumgedächtnisses sind schon solche Fälle zu rechnen, wo die Zerlegung eines Traumes Bestandtheile desselben auffindet, die zwar aus den Erlebnissen des vorigen oder vorletzten Tages stammen, aber doch so unbedeutend und werthlos für das wache Bewußtsein waren, daß sie kurz nach dem Erleben der Vergessenheit anheimfielen. Dergleichen Erlebnisse sind etwa zufällig gehörte Aeußerungen oder oberflächlich bemerkte Handlungen eines Andern, rasch vorübergegangene Wahrnehmungen von Dingen oder Personen, einzelne kleine Stücke aus einer Lectüre u. dgl. Ein großer Procenttheil unsrer Träume weist dergleichen Reproductionen auf, oder kann, wie weit der Traum sonst auch sein freies Associationsgebilde weiter gesponnen haben mag, mit solchen zur Erinnerung

gekommenen Bruchstücken aus dem Erfahrungskreise der letzten Tage in Verbindung gebracht werden.

Noch mehr aber tritt das erweiterte Reproductionsvermögen der Seele im Traum in solchen Fällen hervor, wo ganze Reihen von Sinnesempfindungen mit vollständig erhaltener Ordnung im Traum zum Bewußtsein kommen, für deren Befestigung im Gedächtniß während des Wachens die nöthige Bedingung gänzlich zu fehlen schien. Jemand, der kein Lateinisch oder Griechisch gelernt hat, spricht im Traum ganze Sätze der einen oder der andern Sprache. Er hatte sie aber gehört oder gelesen, und dies genügt vollständig, ein solches Traumereigniß zu Stande zu bringen. Mancher einfältige oder unaufmerksame Schulknabe kann im Traum Mehr oder Vieles besser wissen als im Wachen, d. h. er kann Nichts besser begreifen oder als Begriffenes wiedergeben, wohl aber Gehörtes oder Gelesenes, das er möglicher Weise gar nicht verstand oder nicht beachtete, als eine geordnete Empfindungsreihe träumend reproduciren.

Die Sache steigert sich noch mehr, wenn man bemerkt, wie der Traum mitunter gleichsam aus den tiefsten und massenhaftesten Verschüttungen, welche die spätere Zeit auf die frühesten Jugenderlebnisse gelagert hat, die Bilder einzelner Localitäten, Dinge, Personen ganz unversehrt und mit ursprünglicher Frische wieder hervorzieht. Dies beschränkt sich nicht bloß auf solche Eindrücke, die bei ihrer Entstehung ein lebhaftes Bewußtsein gewonnen oder sich mit starken psychischen Werthen verbunden haben, und nun später im Traum als eigentliche Erinnerungen wiederkehren, an denen das erwachte Bewußtsein sich erfreut. Die Tiefe des Traumgedächtnisses umfaßt vielmehr auch solche Bilder von Personen, Dingen, Localitäten und Erlebnissen der frühesten Zeit, die entweder nur ein geringes Bewußtsein oder keinen psychischen Werth besaßen oder längst das Eine wie das Andere verloren hatten und deßhalb auch sowohl im Traum wie nach dem Erwachen als gänzlich fremd und unbekannt erscheinen, bis ihr früher Ursprung entdeckt wird. Einen lehrreichen Fall dieser Art erzählt A. Maury.*) Ein Herr F. lebte als Kind in Montbrison und war auch in der Umgegend dieser Stadt gewesen. Zwanzig Jahre später beschließt er, den Schauplatz seiner Kindheit einmal wieder zu besuchen. In der Nacht vor der Abreise träumt ihm: er sei in einer ihm ganz unbekannten Ortschaft und begegne

*) Alfred Maury, membre de l'Institut, le sommeil et les rêves. Troisième édition Paris 1865. p. 122.

daselbst auf der Straße einem gleichfalls unbekannten Mann, mit dem er sich unterhält und der ihm auch seinen Namen sagt. Einige Tage nach dem Traum und nach der Abreise kommt Herr F. in der Nähe von Montbrison in eine Ortschaft, die er sogleich als die im Traum gesehene erkennt, und begegnet daselbst einem Manne, der derselbe ist, mit dem er sich im Traume unterhalten hatte, mit dem Unterschiede, daß er etwas älter als der letztere erscheint. Ein mit ihm angeknüpftes Gespräch bestätigt vollständig die Wahrheit des Traumes, giebt aber auch einen ganz natürlichen Aufschluß, indem es sich herausstellt, daß der fremde Mann ein Freund des verstorbenen Vaters des Herrn F. gewesen und von dem letztern als Kind gesehen war.

Man kann annehmen, daß viele Träume in denen Mancher eine Kraft der Seele erblickt, die diese befähige, von ihr gänzlich Unbekanntem und niemals von ihr Gesehenem oder Gehörtem aus weiter Ferne oder zurückliegender Zeit ein Wissen zu gewinnen, in der Wiederbelebung des Empfindungsbewußtseins einzelner oder zusammenhängender Eindrücke ihren Grund haben, die der Wachende entweder niemals mit deutlichem Bewußtsein aufgefaßt oder längst wieder vergessen hatte. Wird ferner berücksichtigt, daß auch Gemüthseindrücke auf der Basis einer Sinneswahrnehmung in derselben Weise im Traum reproducirt werden und zu einer fortlaufenden Traumbildung Anlaß geben können, so wird es möglich, daß Jemand künftige Ereignisse als solche oder symbolisch, d. h. durch verwandte Bilder ausgedrückt, träumt. Der Traum wird dann als eingetroffen bezeichnet, sobald das äußere wirkliche Verhältniß, aus welchem der unbewußt den Traum erwirkende Eindruck stammt, nach seinen eigenen Bedingungen einen adäquaten Ausgang nehmen mußte und wirklich nahm.

Diese Bemerkungen können genügen, um zu zeigen, in wie feine und weitreichende Complicationen die Reproduction oder das Gedächtniß im Traum zurückgreift. Worauf die merkwürdige Befähigung der Seele, ihr Empfindungsbewußtsein im Traum zu restituiren und dabei das Verhalten derselben im Wachen durch größere Ausdehnung und Vertiefung der Erinnerung zu übertreffen, ursächlich beruht, ist bis jetzt weder physiologisch noch psychologisch hinreichend aufgeklärt, um darüber hier noch Etwas hinzufügen zu dürfen. Alle diese Fälle, wie mehrere andere Formen des Traumbewußtseins, zeigen jedoch, daß die Seele im Wachen einerseits zwar unter günstigeren, andrerseits aber unter ungünstigeren Bedingungen und Verhältnissen arbeitet als im Schlaf, wenn es auch ausgemacht ist,

daß die Vernünftigkeit ihrer Arbeit an die Bedingungen des wachen Bewußtseins geknüpft bleibt.

Das eben Gesagte wird nun auch durch die andere Eigenthümlichkeit des Traumes bestätigt. Sie besteht darin, daß die Seele eingebildete Gegenstände, bloße Empfindungsbilder und innere Wahrnehmungen für wirkliche Dinge und die mit diesen Bildern und Wahrnehmungen verbundenen rein subjectiven, eben bloß geträumten Zustände für wirkliche Begebenheiten und Erlebnisse hält.

Zunächst muß man zugestehen, daß sich die Seele im Traum ihren Bildern und Wahrnehmungen gegenüber in derselben Lage befindet, wie im Wachen. In beiden Fällen ist nämlich wirkliche und wahre Empfindung vorhanden, und in beiden Fällen werden die Bilder und inneren Wahrnehmungen in einen Raum versetzt. Dies sind immer die fundamentalen Bedingungen, wenn die Seele ein Bewußtsein äußerlicher Realität gewinnen und ihre Zustände, die auch im Wachen die ihrigen sind und bleiben, für etwas von ihr Abgesondertes, für äußere Dinge halten soll. Beide Bedingungen sind auch im Traum vorhanden und werden nicht selten noch dadurch unterstützt, daß die Bilder der Dinge, Personen und Localitäten alte Bekannte sind, wie die Handlungen und Ereignisse, die sich daran schließen. Die Seele verfährt also jedenfalls folgerichtig: es wirken in ihr dieselben Bestimmungsgründe, wie im Wachen, wenn sie träumend ihre Bilder, die aus factischen Empfindungen bestehen, für wirkliche äußere Dinge hält. Das im Traum wahrgenommene Bild ist für sie z. B. eine wirkliche Person, weil sie es vor sich sieht, weil sie Worte hört, die aus dem Munde des Bildes gesprochen werden, weil sie Bewegungen wahrnimmt, die nur ihm gehören, u. s. w. Ganz ebenso ist es im Wachen.

Dennoch bleiben wir dabei, daß die im Traum gesehenen Bilder nebst den sich daran schließenden Handlungen und Ereignissen mit Unrecht, dagegen die im Wachen gesehenen Dinge und erlebten Ereignisse mit Recht für Wirklichkeiten gehalten werden. Wir statuiren zwischen dem Verhalten der Seele in dem einen und dem andern Falle einen wesentlichen Unterschied. Dieses Urtheil fällen wir nicht im Traum, sondern im Wachen. Wir geben zwar zu, daß die Seele bis zu einem gewissen Punkte folgerichtig im Traum ihre Bilder für Dinge hält, fragen aber, warum sie im Traum nicht dazu kommt, diese Folge dennoch als unrichtig zu erkennen und nur das wache Vorstellen für richtig zu halten.

Sehen wir im Wachen Etwas z. B. eine Rose, so können wir uns ihr nähern, sie mit der Hand ergreifen, dabei einen Widerstand fühlen, sie riechen, sie bewundern und über ihre Schönheit uns freuen, sie zerreißen und die Stücke wieder ergreifen.

Jeder wird gestehen, daß wir im gewöhnlichen Leben die genannten Umstände schon für völlig hinreichend halten, die Ueberzeugung zu begründen, daß wir es nicht bloß mit der Einbildung, mit dem rein subjectiven Wahrnehmungsbilde einer Rose, sondern mit der wirklichen Rose, mit einem Dinge zu thun haben, daß außer unsrer Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung noch Etwas ist und bleibt, auch wenn Empfindung, Wahrnehmung und Vorstellung aufgehört haben.

Nun können aber unzweifelhaft alle diese Umstände sich ganz ebenso auch im Traum ereignen, und eben deßhalb wird auch gewiß das Bild der Rose im Traum für eine wirkliche Rose gehalten. Mithin, wenn dennoch die Rose im Traum etwas Andres ist als die Rose im Wachen, so können die genannten Umstände nicht der ausreichende Grund davon sein, warum dieser Unterschied ein haltbarer und wirklicher ist. Die Seele muß im Traum aus den genannten Umständen mit Unrecht schließen, daß ihr Bild der Rose etwas Wirkliches sei. Im Wachen dagegen muß außer den genannten Umständen noch etwas Anders mitwirken, daß wir hier mit Recht voraussetzen, es mit einem wirklichen Dinge, nicht bloß mit einer subjectiven Wahrnehmung zu thun zu haben. Die Seele muß im Traum zu viel folgern, wozu sie durch die genannten Umstände, daß sie nämlich wirklich empfindet und ihr wirkliches Empfindungsbild in einem Raum setzt, nicht berechtigt ist, und muß sich zugleich in einer Lage befinden, in der die wahren Gründe, weßhalb die wachende Seele das Wahrgenommene mit Recht für ein Wirkliches hält, ihr nicht zum Bewußtsein kommen könne.

Und so ist es in der That. Auch im Wachen liegt der ausreichende Grund, warum wir unsere Wahrnehmungen für Bilder wirklicher Dinge halten, nicht allein in den genannten Umständen. Er liegt vielmehr darin, daß die Seele im Wachen, wenn sie sieht, hört u. s. w., dieses ihr Empfindungsleben mit dem Gedanken begleitet, daß dasselbe nicht durch sie selbst, nicht durch ihre eigene Macht und Kraft, nicht durch ihr eigenes Können und Wollen, sondern durch etwas Anders verursacht sei, was außer ihr und nicht sie selbst ist. Das gewöhnliche Bewußtsein drückt diesen Gedanken so aus, daß es annimmt, die Farben, Töne, Gerüche u. s. w. nebst den den Empfindungen angehörigen Formen und Gestalten,

würden ihm gegeben, von außen her dargereicht; sie kamen von außen in uns herein. Dieser Gedanke wird dadurch unterstützt, daß wir von vielen dinglichen Bildern Veränderungen, Bewegungen, Umformungen ausgehen sehen, für welche wir gleichfalls die Ursache nicht in uns selbst suchen können. Wir schreiben den Außenbildern einen Verkehr unter sich zu, bei dem wir gleichfalls voraussetzen müssen, daß er von uns unabhängig sei. Beide Gedanken endlich werden täglich bestätigt, insofern als jeder subjective Eingriff von unsrer Seite in die Objectivität, und jede Anmaßung, womit wir die Realität dieser Bilder einzig und allein uns zuschreiben wollten, von eben diesen Bildern zurückgewiesen wird. Wir erfahren unzählige Male, daß wir willkürlich zwar unsere inneren Bilder und Vorstellungen mit anderen auswechseln, mit den äußeren Wahrnehmungen aber einen solchen Wechsel nicht vornehmen können. Dadurch, daß wir die Außenbilder in solchem Sinne auf die Probe stellen, erfahren wir die Vergeblichkeit dieser Probe und müssen deßhalb unsere Annahme, daß wir es mit Bildern von wirklichen Dingen oder kurz gesagt, mit äußeren Gegenständen zu thun haben, als durch Tausende von gleichen Fällen bestätigt ansehen. Dabei bleibt uns im Wachen der Gedanke, diese Probe machen zu können, und hiermit das Bewußtsein eines Unterschiedes zwischen bloß subjectiven Bildern oder Vorstellungen und solchen, denen der Werth äußerer Realität zukommt, stets dienstbar. Kurz: die Ueberzeugung von der Realität der Dinge außer uns kommt im Wachen dadurch zu Stande, daß wir von allen Seiten genöthigt werden, die Vorstellung der Ursächlichkeit so zu gebrauchen, daß wir für die Ursache unsrer Wahrnehmung nicht uns selbst, sondern etwas Anderes außer uns annehmen müssen.

Daß wir im Wachen das Wahrgenommene d. h. das Gesehene, Betastete u. s. w. für ein selbstständiges und wirkliches Ding halten, hat also seinen hinreichenden Grund nicht darin, daß wir unsere Wahrnehmungen nach außen versetzen d. h. sie in räumliche Verhältnisse bringen, wonach wir sie als von unserm Körperbilde so und so weit entfernt und sie selbst unter einander so und so weit abstehend vorstellen. Sondern der entscheidende Grund liegt darin, daß sich in und mit der Verwendung unsrer Empfindungen zu Bildern und mit derjenigen Thätigkeit der Seele, wodurch sie diese ihre Bilder zu äußeren Wahrnehmungen macht, allmählig aus den dabei eintretenden Rückwirkungen und Erfahrungen die Vorstellung eines Ursachverhältnisses bildet und für die Verwendung dieser Vorstellung Unterschiede entstehen, nach denen wir in solchen und solchen Fällen die

Ursache der Wahrnehmung außer uns suchen, in anderen Fällen nicht. Man kann deßhalb auch der Auffassung der Physiologie nicht beistimmen, wenn sie lehrt, die Seele setze ihre Empfindungen und Empfindungsbilder nach außen, darum, weil sie dieselben auf die Ursachen oder auf die Ausgänge der äußeren Reize beziehe, durch welche und von denen her die Empfindungen entstehen. Hierin liegt der Fehler, daß das nach außen Versetzen, welches ein bloß die Empfindungen betreffender und nur in ihnen verlaufender Proceß ist, mit der Vorstellung der Ursache in Verbindung gebracht wird, womit dieser Proceß als solcher nichts zu thun hat. Die Seele hat längst äußere Wahrnehmungen, bevor sie den Gedanken eines Wahrgenommenen als eines wirklichen Dinges hat. Es leuchtet ein, daß das, was wir in anderen Fällen aus Verstandesgründen genöthigt sind als etwas Aeußeres zu denken, darum nicht als ein Aeußeres wahrgenommen wird. Ebenso bedeutet etwas Aeußeres wahrnehmen nicht so viel, wie dasselbe für ein Wirkliches und Wesenhaftes, für ein Ding halten. Die Neigung oder Gewohnheit, daß dies dennoch im Leben geschieht, hat nicht in der Identität der beiden verschiedenen Acte der Seele ihren Grund, sondern darin, daß in den meisten Fällen da, wo ein Aeußeres wahrgenommen wird, auch der Gedanke, daß das Wahrgenommene ein Wirkliches und Wesenhaftes sei, richtig nachfolgt und hinzukommt.

Im Traum nun mag die Seele immerhin wirklich empfinden. Sie mag ihre Empfindungen zu Bildern gestalten und diese Bilder zu äußeren Wahrnehmungen machen, dadurch, daß sie das räumliche Vorstellen, wie im Wachen, erweitert. Mehr aber als dies kann sie nicht. Sie kann mit keiner ihrer Wahrnehmungen den Gedanken verknüpfen, daß deren Bild nicht durch sie, sondern durch etwas Anderes verursacht sei, mithin auch nicht den umgekehrten Gedanken. Sie verknüpft diesen Gedanken oder sein Gegentheil auch nicht mit den Veränderungen und Bewegungen, die sie an und unter den Bildern wahrnimmt. Sie macht nicht den Unterschied zwischen willkürlich vertauschbaren Bildern und anderen, wo diese Willkür wegfällt. Sie kann ihre Außenbilder nicht auf die Probe stellen. Sie kann endlich am Wenigsten den Gedanken des Unterschiedes zwischen bloß subjectiven und solchen Bildern sich zum Bewußtsein bringen, denen der Werth der Realität zukommt. Kurz, sie kann das Gesetz der Causalität nicht auf den Inhalt ihres Traumes anwenden. Darum eben ist die träumende Seele nicht die wache Seele. Die träumende

Seele unterliegt unwillkürlich den ersten Gliedern aus der Reihe der Bedingungen, welche nur in ihrer Gesammtheit zur Annahme der Realität des Wahrgenommenen berechtigen; die Wirkung der fehlenden Glieder bleibt aus und darum unterliegt sie der Täuschung. Diese Täuschung fällt weg in dem Moment, wo sie das Fehlende erfaßt und hiermit aus dem Traum in das Wachen zurückkehrt. Nur die wache Seele ist im Stande, zwischen bloß subjectiven Wahrnehmungen und solchen, denen wirkliche äußere Ursachen zum Grunde liegen, den Unterschied festzuhalten und anzuwenden.

Wegen des eben aufgedeckten Verhaltens werden die Träume mit den Zuständen der Seele in gewissen Krankheiten und bei geistiger Störung für gleichwerthig angesehen. In solchen Fällen treten nämlich gleichfalls subjective Wahrnehmungsbilder äußerlich und objectiv auf, und die Seele hält sie für wirkliche Dinge. Die Hallucinationen der Kranken und Irren sind Träume und viele Träume sind Hallucinationen. Wie der Träumende die vorhin bezeichneten geistigen Acte nicht vollziehen kann, durch welche er, wenn er sie vollzöge, aus dem Traum erwachen und das für wirklich Halten der Traumbilder als eine Täuschung und einen Irrthum erkennen würde, so kann dies auch der Kranke und der Irre nicht. Der Irre ist in seinen Hallucinationen ein wachend Träumender und kann im günstigen Falle aus seinen Träumen durch die Hülfe des Arztes erweckt werden; der gewöhnliche Träumende hat, so lange er gesund ist, die sichere Hoffnung, daß der Rückgang aus dem Schlaf in das Wachen ihn von seiner Täuschung befreien wird.

Es ist jedoch nöthig, darauf hinzuweisen, wie schwer es manchem Menschen fällt, die im Traum erfahrene Täuschung, worin er Traumbilder für wirkliche Dinge hält, im Wachen loszuwerden. Er nimmt die im Traum gebildete feste Ueberzeugung, daß er es mit außer ihm befindlichen, in seinen Wahrnehmungskreis ohne Wissen und Wollen eingetretenen Wesen zu thun habe, mit in das Wachen hinüber, und er vermag nicht, die dem Verstande im Wachen zu Gebote stehenden Erkenntnißmittel, wodurch er subjective Wahrnehmungen von wirklichen Gegenständen unterscheiden könnte, auf seine Träume anzuwenden. Er setzt die psychische Wirkung des Traumes im Wachen als eine Schwäche seines logischen Denkens fort und bleibt der festen Ansicht, das im Traum Gesehene, Berührte, Gehörte sei Wirklichkeit und Wahrheit gewesen. Selbst die Sprache, in der er diese seine Ueberzeugung ausdrückt, dient dazu, sie zu verstärken. Er sagt nicht, daß er ein Bild gesehen habe, das ihm zur Erinnerung des Verstorbenen

diente, sondern er sagt, er habe den Verstorbenen gesehen, der Verstorbene sei ihm erschienen. Er sagt nicht, er habe ein Bild gesehen, das ihm jenes Haus oder jene Straße oder jene Gegend, die er wachend kennen gelernt, im Traum präsentirte, sondern er sagt, er sei in jenem Hause, auf jener Straße, in jener Gegend gewesen. Findet aber diese plumpe Irrthümlichkeit, die aus Unkenntniß oder Mangel an Nachdenken entspringt, nicht statt, so nimmt bei Andern, meistens sonst höher Gebildeten, die Deutung nicht selten eine ebenso unzulässige Wendung. Mancher sonst Gebildete weiß sehr wohl, daß die im Traum präsent gewesenen Bilder nicht die Dinge oder Personen selbst waren, die sie darstellten, aber die andere Vorstellung, daß sich im Traum das Anschauungsvermögen wirklich bis in die entfernteste und selbst vorher nie gesehene, aber in der realen Welt vorhandene Localität erstrecken könne, bleibt als eine sichere und begründete haften. Oder er wendet die Vorstellung des Ursachverhältnisses, die er sonst und in allen Fällen, wo es sich um Wahrnehmungen handelt, richtig gebraucht, auf die Wahrnehmungen im Traum falsch an. Von dem was er im Wachen sieht, weiß und begreift er, daß er es nur sehen kann, wenn von wirklichen Dingen Lichtstrahlen in sein Auge fallen und dieses Organ mit dem dazu gehörigen Nervenapparat seine Leistung verrichtet. Von einem solchen Ursachverhältniß kann in Betreff dessen, was er im Traum sieht, nicht die Rede sein, dennoch bleibt er dabei, daß ihm die Traumbilder von außen erwirkt sind. Er sucht deßhalb das Ursachverhältniß anderswo anzuknüpfen und verlegt es, da er in der sinnlichen Welt nirgends einen passenden Anknüpfungspunkt findet, in die unsichtbare, übersinnliche Welt des Geisterreiches, die entweder mit ihren Wirkungen in die Seele des Träumenden hineinreicht oder aus der Tiefe der träumenden Seele selbst sich geltend macht. Die Erscheinungen im Traum werden Zeichen, Andeutungen, Symbole von Seiten einer fremden Macht oder Aeußerungen eines Divinationsvermögens der Seele, welches an die Fesseln realer Erkenntniß und logischer Schlußfolgerung nicht gebunden ist.

Strümpell.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Ueber Arbeiterwohnungen.

Es geht durch unsere Zeit ein mächtiges Streben, die Gesundheits- und Lebenszustände der Menschheit zu verbessern, und auch wir hier sind ihm nicht ferne geblieben. Vorträge, wie sie im Gewerbeverein gehalten wurden, führten uns ein Bild des Elends der arbeitenden Klassen vor, dessen Grund in dem Mangel passender Wohnungen liegt.

Man macht überall die großartigsten Anstrengungen diesem Mangel abzuhelfen; denn nicht allein bei uns, sondern in allen Orten hat mit der Zunahme der Bevölkerung die Vermehrung der Wohnungen nicht gleichen Schritt gehalten, am allerwenigsten in industriellen und Handelsstädten.

Diese Bestrebungen haben zum Ziele, die Gesundheit zu bessern und das Leben zu verlängern. Und sollten wir erst jetzt diese Güter schätzen gelernt haben? O nein! Schon der Psalmist bittet Gott: er möge ihn nicht in der Hälfte seiner Tage wegnehmen. Erst in neuester Zeit aber haben sowohl der Staat als auch die Gesellschaft und der Einzelne angefangen, sich der Verbesserung der Wohnungs- und Lebenszustände in systematischer Weise anzunehmen, weil die fortschreitende Bildung uns nicht mehr erlaubt, uns mit Höhlen oder ärmlichen Hütten zu begnügen, und weil die Naturwissenschaften uns gelehrt haben, was dem Menschen zu seinem leiblichen Gedeihen Noth thut.

Es liegt in der That in der Hand des Menschen sein Leben zu verlängern. In den ärmsten Quartieren in London, wo Armuth und Mangel und liederliches Leben herrscht, ist das durchschnittliche Lebensalter 16—17 Jahre, während es daneben in den reichen und wohlhabenden 33 Jahre erreicht. In den armen sterben von 100 Kindern unter 10 Jahren 60—70, in den andern 20—30. Es ist Thatsache, daß in den schlechten

Wohnungen, den schlechten Quartalen durchschnittlich die größte Sterblichkeit herrscht und am meisten Krankheiten vorkommen. Von den 18,000 Menschen, welche in London 1849 an der Cholera starben, traf das Todesloos auf je 1000 nur 26 aus den höchsten Klassen, 157 aus dem Kaufmannsstande und 817 aus der Arbeiterbevölkerung.

In den schlechten Wohnungen liegt großen Theils der Grund des Elends der arbeitenden Klassen, nicht nur des Verderbs der Gesundheit durch Feuchtigkeit und schlechte Luft, sondern auch der Auflösung der Familienbande und mannigfacher sittlicher Unordnungen. Der Mensch verläßt seine ungenügende oder ekelhafte Wohnung so schnell als möglich, geht im besten Falle an seine Arbeitsstätte um das Nothwendigste vor dem Sterben zu erwerben und das Andere in rohem Sinnengenuß rasch zu verschwenden. An eine Zukunft denkt er nicht. Er hat eben keine!

Es gab eine Zeit, wo man nur durch Worte nur geistig oder geistlich auf die Menschen wirken wollte. Jetzt reden selbst die Frömmsten wie Weltkinder von Nahrung, Kleidung, Wohnung, Cloaken, Wasserleitungen u. s. w., und sie haben Recht. Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist und wie kann es einen gesunden, kräftigen Körper geben, wenn ihm seine ersten Lebensbedingungen, Luft und Licht, entzogen sind?

Vor Zeiten waren auch die Anforderungen der Menschen nicht so groß wie jetzt. Aber der Grund lag nicht darin, daß die wirklichen Bedürfnisse befriedigt waren, sondern in dem mangelnden Verständnisse für diese. Simplicissimus schildert uns eine gute Bauerwohnung aus dem 17. Jahrhundert gar anmuthig: „Der Palast seines Knän mit Lehm gemalet und statt des unfruchtbaren Schiefers, kalten Bleis oder rothen Kupfers, mit Stroh bedeckt, worauf das edel Getraide wächst, hatte eine Mauer von Eichenholz; seine Zimmer, Säle und Gemächer hatte er von Rauch ganz erschwärzen lassen, die Tapezereien wob die Spinne, die Fenster waren dem St. Niklas gewidmet und mit Papier verklebt. Dies Wohnhaus gehörte zwar zu einem Hofe in einer traurigen Gegend (an einem sehr lustigem Orte, im Spessart, allwo die Wölfe einander gute Nacht geben); aber der Knän war doch wohlhabend. Er hielt Knecht und Magd, hatte Ochsen und eine Heerde Schaafe, Ziegen und Säue, mancherlei Geräth und dazu erspartes Geld."

Nicht allein durch die innere Vermehrung der Bevölkerung, sondern auch durch Zufluß von außen entsteht locale Anhäufung größerer Menschen-

massen und in Folge davon Wohnungsnoth und Wohnungslosigkeit. So entstand z. B. im Kreise Beuthen in Schlesien, welcher im Jahre 1820 32,000 Einwohner hatte, im Jahre 1849 aber 84,000 und endlich im Jahre 1861 145,000 Einwohner zählte, eine unglaubliche Wohnungsnoth, der indessen durch Errichtung von Arbeiterwohnungen Abhülfe geschafft wurde.

Das Wesen der Wohnungsnoth besteht nicht eigentlich in dem Mangel an Wohnungen überhaupt im Verhältnisse zu dem steigenden Bedürfnisse und der daraus hervorgehenden Steigerung der Preise, sondern vielmehr in dem Mangel an mittleren und kleinen Wohnungen für die „kleinen Leute," und besonders an solchen, die bei möglichster Wohlfeilheit doch auch den jetzigen Anforderungen an Gesundheit und Bequemlichkeit entsprechen.

Bekannt sind die Anstrengungen, die man im Auslande gemacht hat, um den Arbeitern gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen. Wie viel ist in Amerika geschehen, und betheiligte sich doch selbst der Kaiser Napoleon im vorigen Jahre auf der Pariser Ausstellung an der Concurrenz für Arbeiterwohnungen. In der Sitzung des Unterhauses in London am 28. März d. J. wurde die Lesung eines Gesetzvorschlages, der Ueberfüllung und gesundheitsschädlichen Vernachlässigung der Handwerker- und Tagelöhner-Quartiere zu steuern, beantragt. Es wurden Anleihen zur Errichtung besserer Arbeiterwohnungen contrahirt und gesundheitsschädliche Wohnungen sollen von ihren Eigenthümern demolirt oder auf deren Kosten umgebaut werden. Im Jahre 1866 bildete sich in London eine Actiengesellschaft, die ein Capital von 1 Mill. Pfd. St. in Actien à 10 Pfd. St. aufzunehmen beabsichtigte, um eine Speculation im Bau von Arbeiterquartieren vor der Hauptstadt zu machen. In Deutschland nahmen im Jahre 1865 drei große Wanderversammlungen die Wohnungsnoth in ihre Tagesordnung auf.

Die Speculation in Verbindung mit der Bautechnik betheiligte sich bald an der Lösung dieser Frage. Sie stellte große glänzende Gebäude her und suchte diese möglichst zu verwerthen, wobei das Angebot von Quartieren für die Armen bedeutend zurückblieb und der Vermehrung der Einwohnerzahl nicht zu folgen vermochte. Die Miethhäuser für Arme, gebaut um möglichst großes Capital herauszuschlagen, sind gewöhnlich Auswüchse der Architektur, mit dünnen Wänden und solchen Räumlichkeiten, die weder Schutz vor dem Wetter, noch Zweckmäßigkeit in der Vertheilung bieten und zu dem Preise in keinem Verhältnisse stehen. Versuhr man

doch bei Anlegung von gewerblichen Bauten, selbst Ställen, mit viel mehr Umsicht.

Um den wirklichen Bedürfnissen der Bevölkerung entsprechende Wohnungen einrichten zu können, muß man zweierlei wissen: erstens, wo diese Häuser stehen sollen, und zweitens, wie sie am zweckmäßigsten und billigsten auszuführen sind.

Wo, d. h. an welchem Orte der Stadt Arbeiterwohnungen einzurichten sind, hängt natürlich sehr von der Oertlichkeit und Eigenthümlichkeit der Stadt ab. Man kann freilich nicht mehr, wie Abraham zu Lot sagen: Willst du zur Rechten so ziehe ich zur Linken, oder willst du nach Westen so ziehe ich gen Osten. Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß sich in allen großen Städten: in London wie in Paris, in Berlin, Wien, St. Petersburg u. s. w. die wohlhabende Klasse der Bevölkerung nach Westen wendet und die entgegengesetzte Seite den verschiedenen Industrieen überläßt. Jedenfalls dürfen die Arbeiterhäuser nicht zu entfernt vom Hauptverkehre oder Arbeitsplatze, Markte u. s. w. liegen. Ihre Vertheilung aber, d. h. ob etwa ein größerer Complex von Gebäuden auf einem Grundstücke zu stehen kommt und wie viele dort untergebracht werden dürfen; wie viele unter einander zu vereinigen sind (wobei der Zugang berücksichtigt werden muß) und wie viele Wohnungen unter einem Dache, also neben und über einander vereinigt werden können — alles dieses hängt natürlich von den gegebenen Verhältnissen ab und namentlich auch von der „Nachbarschaft“, mit der man in eine Art von Geselligkeit tritt.

Der Bauplatz muß ein solcher sein, daß der Wohnung Trockenheit und gesunde Luft nicht abgehe. Er darf nicht in sumpfiger, schlecht oder gar nicht canalisirter Gegend, nicht einmal in engen Straßen, wo Luft und Wind nicht Zutritt haben, belegen sein, und muß in der Nähe gutes und reichliches Wasser haben. Wünschenswerth ist es, jedem Hause ein Grundstück zur Spatencultur zuzutheilen. Gartenanlagen, wenn auch in sehr geringem Umfange, sind der Wohnlichkeit und Gesundheit von wesentlichem Nutzen. Bäume allein thun es nicht, deßhalb ist es gut, mit dem Raume nicht allzu ökonomisch umzugehen, wenn es die Verhältnisse irgend erlauben. Bei uns in Riga möchten sich die unbebauten Plätze in der Gegend der Sandberge, der Vorburg, des Kaiserlichen Gartens und des Weidendammes (wenn letzterer canalisirt wird) am besten zur Anlegung von Arbeiterwohnungen eignen, wenn solche in ganzen Quartalen angelegt werden sollen;

auch müßte man die Mitauer Vorstadt in der Nähe des neuen Bahnhofes im Auge behalten.

Aber ist es zweckmäßig Arbeiterquartale anzulegen? Es ist soviel dafür und dawider gesprochen worden, und noch immer gehen die Ansichten darüber weit aus einander.

Besonders, wo die Erbauung von Wohnhäusern geschäftsmäßig betrieben wird, sollte man jeder Zeit bedacht sein, jener großen Verdichtung der Städte vorzubeugen, vielmehr den Verkehr zu theilen und immer neue Bauplätze zu wählen.

Der Massenbau concentrirt, vereinfacht die ganze Bauverwaltung, die Lieferungen, deren Beaufsichtigung und die Bauleitung, erleichtert die Anlagen von Gas- und Wasserleitungen, Gartenanlagen und Spielplätzen, erlaubt die Errichtung von Neben- und Hintergebäuden. Es können Häuserantheile eingerichtet werden, die billiger als einzelne Häuser zu erlangen sind, und die Ausführung der Bauten kann fabrikmäßig, mit angemessener Theilung der Arbeiten, betrieben werden.

Gegen den Massenbau aber wird geltend gemacht, daß die Arbeiter und „kleinen Leute" — und zu denen gehören Alle, die nicht im Stande sind eine größere Miethe zu zahlen — nicht zu weit von dem Orte ihrer Beschäftigung oder Arbeit entfernt leben müssen, um zeitraubende Gänge zu vermeiden. Auch begegnet man häufig dem Vorurtheile, daß solche Arbeiterquartale nothwendig Armenviertel werden müssen, wohin sich die Armuth und in ihrem Gefolge Sittenlosigkeit und Arbeitsscheu zurückziehen und die daher von den Besseren gemieden werden; daß das Gefühl, aus der Gesellschaft ausgestoßen zu sein, sich der hier Untergebrachten bemächtige und das Streben nach Bildung und sittlicher Veredlung in ihnen verschwinde, während grade das Beispiel feinerer Sitten wohlhabender und gebildeter Familien, wenn Arbeiter mit solchen in einem Hause wohnen, auch diese zur Nacheiferung aufforderе. Und doch liegt es in der Natur der Sache, daß je nach Beruf und Vermögen sich die Klassen scheiden. Sogenannte schlechte Gegenden, in denen die kleinen Leute, die Armen, Aermeren und Aermsten wohnen, bestehen, Dank der Wohnungsnoth, in jeder größeren Stadt. Und was lernen auch die Arbeiterfamilien, wenn sie in Keller-, Hof- und Dachwohnungen größerer Privathäuser mit wohlhabenden und luxustreibenden Familien in einem Hause wohnen, von diesen? Worin besteht die Hülfe Letzterer? Vielleicht nur in dem Verschenken abgelegter Damenkleider an die Töchter und Frauen armer Mitbewohner.

Bestimmt man nun aber Quartale für Arbeiterwohnungen da schon die Billigkeit des zu erwerbenden Grundbesitzes dafür spricht, so scheint man unwillkürlich zu dem Wunsche hingeleitet zu werden, große und hohe Häuser zu bauen, um möglichst viele Menschen unter einem Dache unterzubringen, indem, selbst bei reichlicher Vertheilung des Raumes, die Ausführung sich billiger stellt und folglich die Miethe eine verhältnißmäßig niedrigere sein kann. So entstanden denn die sogenannten Arbeiterkasernen, deren Ruf nicht der beste ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie zur Demoralisation der Bewohner beitragen und Sittenreinheit und Schicklichkeitsgefühl untergraben. Das Beisammensein vieler Familien giebt besonders dem schönern und sanfteren Theile der Bewohner Veranlassung zu endlosem Zank und Streit. Dagegen bieten diese „Kasernen" freilich auch unleugbare Vortheile, wie den des ungleich niedrigern Miethzinses und den von Ersparungen, die aus der Gemeinschaftlichkeit mancher Einrichtungen hervorgehen. Als solche sind besonders hervorzuheben, gemeinsame Bade-, Wäsch- und Kochanstalten, vielleicht auch allgemeine Heizung und Gasbeleuchtung, ferner Beaufsichtigung der Kinder während der Abwesenheit der Eltern u. s. w. In gut eingerichteten Sammelwohnungen ist die Sterblichkeit eine viel geringere als in andern Wohnungen. In den seit 1845 errichteten und verbesserten Modellhäusern Londons starben nach einer Durchschnittsrechnung von 3 zu 3 Jahren an Kindern jährlich nur 8—12 per Tausend, während die Sterblichkeit im übrigen London 45—50 übersteigt Von Erwachsenen 12—13 vom Tausend, während die mittlere Sterblichkeit Londons 22 beträgt.

Aber wie viele Köpfe können unter einen Hut oder wie viele Wohnungen unter ein Dach gebracht werden? Was die Köpfe anbelangt, so ist die Frage wohl schon entschieden. Was die Zahl der Wohnungen in den mißliebigen Kasernen betrifft, so hat man auch darüber Erfahrungen.

In Paris enthält die Cité Rochechouart in einem einzigen Gebäude über 200 Familien und die Wohnungen darin finden immer die eifrigste Nachfrage. Das große Logirhaus für unverheiratete Arbeiter an der Rue Montreuil enthält außer den großen Conversations- und Gesellschaftsräumen 400 Schlafkammern, ein Dutzend Badezellen und eine vortreffliche Speiseanstalt.

Die Baugesellschaft in London, welche sich im Jahre 1844 unter dem Protectorate der Königin und dem Vorsitze des Prinzen Albert bildete, erbaute unter andern ein Haus für 30 Wittwen oder bejahrte Frauenzimmer. Jede Wohnung hat ein Zimmer, zu welchem man über einen

Gang gelangt. Sie errichtete ein Musterwohnhaus für 104 Arbeiter (eine Art Zellensystem) mit allen Bequemlichkeiten, Gesellschaftszimmer, Bibliothek, Waschhaus und Badezimmer. In diesem Hause ereignete sich, während die Cholera außerordentlich wüthete, nicht ein einziger Krankheitsfall. Eines der imposantesten Gebäude für Arbeiter ist der albergo de'poveri in Neapel für 2600 Individuen in sechs Stockwerken, von denen das oberste zu Werkstätten dient.

Die Firma Funcke und Huck zu Hagen hat eine Arbeiterstadt im Kleinen ausgeführt. Es erhebt sich ein großes, dreistöckiges, 14 Fenster breites Hauptgebäude mit zwei flügelartigen Seitengebäuden. Die Anstalt enthält 24 Familienwohnungen, von denen jede zwei sehr helle und ansprechende Zimmer hat. In dem einen Flügel sind für 24 unverheiratete Arbeiter 16 kleine Dachzimmer mit je einem Bette und 4 größere Dachzimmer mit zwei Betten.

In England hat ein Obrist Oerwid in der Nähe von Halifax 38 Arbeiterhäuschen von Stein erbaut, die 6 Blöcke bilden und verschieden nach Größe und Preis sind. Die billigsten kosten 136 Pfd., die theuersten 460 Pfd. Die Actionäre erhalten 6 pCt. Zinsen vom Baucapital.

Um den Herstellungspreis zu verringern, hat man in Bexley Heath in Perth zwei Häuschen aus Beton vermittelst eines Apparats von der Erfindung eines Herrn Toll erbaut, mit je 6 Zimmern, wobei ein solches Häuschen nur 100 Pfd. zu stehen kommen soll. Es sollen jetzt auf Befehl des Kaisers Napoleon in Paris mehrere Häusercomplexe mit solchen Betonmauern, fünf Stockwerke hoch, für Arbeiter aufgeführt werden.

Um dem Vorurtheile gegen Sammelwohnungen im Kasernenstyle, oder deren wirklicher Mangelhaftigkeit zu begegnen, hat man Gruppirungen der Wohnungen vorgeschlagen.

Gebäude mit nur herrschaftlichen, prächtigen Wohnungen werden sich, so lange ihrer nicht zu viele sind, meistens gut verzinsen; doch ist der vermögendste Theil der Bevölkerung oft der unzuverlässigste und seine Anhänglichkeit für gemiethete Wohnungen keine beständige; auch erfordert ihre Anlage größere Geldkräfte, und eventuelle Verluste durch Leerstehen sind unvermeidlich.

Da sich aber auf der andern Seite Gebäude mit nur kleinen Wohnungen oft nicht hinreichend verzinslich erweisen, indem schon die Werthe der Grundstücke, Fundamentirungen und Dächer diese vertheuern, so wird von Vielen empfohlen, gemischte Wohnungen einzurichten, und zwar in

einem Gebäude große, mittlere und kleine in verschiedenen Abstufungen der Größe, Ausstattung und des Preises, indem häufig Räumlichkeiten, die nicht mehr zu großen Wohnungen verwandt werden, sehr gut zu kleine eingerichtet werden können, wie z. B. die obern Etagen und Dachkammern, die doch gewiß den Kellerwohnungen vorgezogen werden müssen. Doch, wie weit käme man damit, wenn man Häuser bauen wollte, um neben größeren Wohnungen nur einzelne kleine für die ärmere Klasse abzugeben, während die Zahl der besseren Wohnungen leicht schon von selbst eine genügende ist oder werden kann und gerade der Mangel an kleinen sich so fühlbar macht?

Wenn ein neuer Platz zur Aufführung mehrerer Häuser oder einer Arbeitercolonie benutzt werden soll, so werden diese sich in Gruppen vertheilen, die in verschiedenen Formen auftreten. Wie dieses auszuführen ist und zu welchen Resultaten man gelangt, mögen Beispiele aus Deutschland zeigen, wo die Verhältnisse sich mehr oder weniger den unsrigen nähern und aus denen am leichtesten zu ersehen ist, welche Art Häuser am besten rentiren und die gesuchtesten, weil die zweckmäßigsten und vortheilhaftesten sind.

Die Häuser können einzeln in Zwischenräumen oder zusammenhängend und Straßen oder Quartale bildend liegen, durch Hofraum oder Garten getrennt werden oder als Doppelhäuser Gruppen bilden, und in letzterem Falle entweder als Nachbarhäuser oder, wo die Fronte eines Bauplatzes nicht erlaubt sie neben einander zu stellen, als zusammengehörige Vorder- und Hinterhäuser. Hinterhäuser können auch angelegt werden, wo es auf Ausnutzung des Bauplatzes von hinlänglicher Tiefe bei verhältnißmäßig kleiner Front ankommt, so daß sich an den Hof ein Hintergebäude anschließt oder auch mehrere Höfe und Hintergebäude folgen können. In diesen lassen sich nicht nur Werkstätten und Niederlagen anbringen, sondern sie sind auch zu Wohnungen zu benutzen, welche durch ihre Stille, besonders wenn sie an Gärtchen oder auch nur am nicht allzu stiefmütterlich behandelten Hofraum grenzen, viele Annehmlichkeiten bieten.

Als Beispiel von einfachen Häuserreihen, d. h. solchen, deren Hausantheile durch die ganze Tiefe des Bauplatzes gehen, und eine unbeschränkte Entwickelung zulassen, können Gruppen von Häusern dienen, wie man sie in Bremen findet, von denen jedes für eine gewisse Anzahl von Familien bestimmt ist und wo sich zwischen je zwei Häusern ein großer freier Platz mit einem Springbrunnen befindet. Jedes Haus (obgleich es nach Bedürfniß

erweitert werden könnte) ist hier nur für vier Familien eingerichtet und besteht aus Kellergeschoß und drei Stockwerken. Jede Familie hat ihren besonderen Antheil in allen Etagen des Gebäudes. Im Kellergeschoß, dem sich die Privets anschließen, liegen die Wirthschaftsräume: Küche, Speisekammer, Trockenkammer und Zimmer für Miether oder Schlafburschen. Zwei Zimmer von 14′ und 16′ 6″, wie von 14′ und 16′ nebst einer Kammer im Erdgeschosse dienen als Arbeitszimmer oder Werkstätten, eben solche in den andern Stockwerken als Wohn- und Schlafzimmern. An der Seite eines jeden Häuschens ist die Wohnung noch größer angelegt. Besonders anziehend ist dort eine zweite Reihe von 7 Häusern, in denen die Antheile eigenthümlich behandelt sind, die Flügel sich thurmartig erheben, der Mittelbau hervortritt und das Ganze sehr hübsch ausgestattet ist. Diese Häuser wurden sofort zu hohen Preisen verkauft. Ueberhaupt hat Bremen, wo keine Spur einer Klage über Mangel und schlechte Beschaffenheit der Arbeiterwohnungen zu vernehmen ist, größtentheils Häuser für einzelne Familien. Es sind dort ²/₃ dieser Häuser von Gesellen und nur ¹/₃ von Meistern aufgeführt worden. In den Jahren 1862—63 wurden 808 neue Häuser erbaut. Die Baugesellschaft stellte ihre Thätigkeit ein, nachdem sie über 50 kleine Arbeiterhäuser gebaut hatte und als die Handwerker hunderte von Bauten auf eigene Hand ausführten. Eine Wohnung durch drei Stock würde hier 6330 Rbl. kosten.

Das großartigste Beispiel von doppelten Häuserreihen bieten die Arbeiterhäuser in Mühlhausen im Elsaß, welche nun wohl die billigsten und einfachsten in ihrer Art sind, indem für jeden Hausantheil nur eine Stube, eine Kammer und Küche nebst Bodenraum angewiesen ist. Die Häuser sind nach verschiedenen Plänen erbaut, entweder, wie anfangs, in Reihen von 10—20 zusammenhängenden einstöckigen, nur für eine Haushaltung bestimmten, für sich abgeschlossenen Häusern mit einer zweiten gleichen Reihe, Rücken gegen Rücken zusammengebaut, oder, was später den Vorzug fand, in Gruppen von nur 4 solchen Häusern, wobei zwei und zwei mit dem Rücken an einander zu stehen kamen, oder endlich einfache Häuserreihen, nach vorn und hinten frei. Eine jede Haushaltung ist für sich abgeschlossen, sowohl das Haus als der Garten, der niemals fehlt. Die Straße hat 38′ Breite, wovon 9′ auf die doppelten Trottoirs kommen; auch erbaute man zweistöckige Häuser mit je einer Wohnung, die ohne Flur aus einem Zimmer und einer Küche bestehen.

Zu den Anlagen in doppelter Häuserreihe gehören auch die 1865 auf der Grube Trendelbusch erbauten 48 Arbeiterwohnungen. An vier zusammenhängende Häuser von drei Stockwerken und im Ganzen 147' Länge schließen sich seitlich Waschküchen und Stallungen an und eine Mauer begrenzt das Gehöft von hinten. Diese Antheile, die auch als besondere aneinanderstoßende Häuser betrachtet werden können, haben in jedem Stockwerke Wohnungen für zwei Familien, die aus einer Stube von 16' und 15' 3" mit einem Kamine und einer Kammer von 15' 3" und 11' 6" bestehen, und auch hier ist eine etwas größere Wohnung mit besonderer Küche und einer zweiten Kammer eingerichtet. Hier würde eine Wohnung bei nur einem Stock mit Keller 1512 Rbl. kosten, bei zwei Stock 1323 und bei drei Stock 1218 Rbl. Die ersterwähnte ohne Keller 1260 Rbl.

Die Lüdesheimer Actienbaugesellschaft hat 80 Familienwohnungen in 6 Doppelhäusern hergestellt. Diese, mit je 4—5 Wohnungen, haben sich im Gegensatze zu kleinen, einstöckigen, leichter gebauten Häusern bewährt. Die gewöhnlichen Familienwohnungen bestehen aus zwei Zimmern, Ziegenstall, Futterraum auf dem Dachboden, Vorflur mit Ausgußstein und 1—2 Gartenbeeten und kosten 34—36 Thlr. jährlicher Miethe, kleinere Wohnungen 18—20 Thlr.

Die gemeinnützige Baugesellschaft in Berlin, deren Statuten im Jahre 1848 bestätigt wurden, baut Wohnhäuser von 4 Stockwerken mit Kellergeschoß. Jede Etage enthält 2 Familienwohnungen, bestehend aus einem Zimmer (14' 4" und 13'), einer Kammer von 13' und 6', Küche und Keller und einem Zimmer für ledige Personen. Die Baukosten eines Hauses waren auf 5266 Thlr. veranschlagt. Es wurden 10 solcher Häuser für je 8 Familien erbaut.

Auch hat sich dort eine Actiengesellschaft im „Westend" gebildet, die für 3900 Thlr. ein hübsches und geräumiges Häuschen mit 5 Zimmern, Küche, Keller, zwei Dachkammern, zwei Veranden und einem Gärtchen zu liefern verspricht.

Für Wien arbeitete Förster einen Entwurf aus, nach dem 8 Häusergruppen für die Leopoldstadt in Vorschlag gebracht wurden. Jede von ihnen besteht aus 4 abgesonderten Häusern, die so vertheilt sind, daß jede Familie ein großes Zimmer, eine Kammer, eine Küche, einen Abort, einen Bodenraum und Keller erhält. Eine Gruppe erhält ein Gebäude für eine Suppen- und Kochanstalt, eine Waschküche mit Mangelkammer und Trockenböden, und hat einen Gartenraum zu einem Spiel- und Turnplatz für

Kinder. Diese 26 Wohnhäuser, die nebst Kellergeschoß 4 Stockwerke haben, enthalten 208, jede von der andern ganz abgesonderte Wohnungen und außerdem noch 48 Zimmer für ledige Leute, indem sich in jedem Stockwerke noch ein solches befindet. Die Baukosten eines Wohnhauses wurden auf 1 ,000 Gulden berechnet, so daß sich der Kostenanschlag auf beiläufig 300,000 Gulden belief.

In Heilbronn überließ der Staat dem Wohnungsvereine den Grund und Boden zu einem Drittel des Werthes, auf den die Gesellschaft vier Häuser mit 40 Einzelwohnungen errichtete. Die kleinern bestehen aus einem heizbaren Zimmer, Küche, Kammer, Speicherraum, Abtritt und einem Gärtchen vor dem Hause; die größern haben außerdem noch eine Kammer und Kellerraum und sind überhaupt geräumiger. Die Baukosten stellten sich bis 750 Gulden für die kleinern und 1300 Gulden für die größern heraus. Der Miethzins 40 und 70 Gulden.

Die gemeinnützige Actienbaugesellschaft in Görlitz hat ein Grundstück von 4 Morgen 20 Q.-Ruthen Flächeninhalt erworben. Dieses ist durch einen Weg grade durchschnitten. Auf der größeren Hälfte beabsichtigt man 4 große Familienhäuser zu errichten, in deren Mitte ein freier Platz zu lassen ist. Das erste 1865 vollendete Haus besteht aus zwei durch eine Brandmauer getrennten Blöcken, hat außer dem überwölbten Souterrain 3 Stockwerke (mit Parterre) von 8′ lichter Höhe. Jeder Block hat einen besonderen Eingang von der Straße und vom Hofe aus und in jeder Etage 4 Familienwohnungen von je einem Zimmer und einer Kammer. Die Küche soll durch Einrichtung der Stubenöfen zum Kochen erspart werden. Das Souterrain ist mittelst Lattenverschläge und Mauer als Keller zu benutzen. Die Treppen sind massiv, das Dach ist Ziegeldach. Zwei Hinterbauten enthalten für jede Etage zwei Abtritte. Die Anschlagsumme beträgt 12.058 Thlr., so daß mit allen übrigen Arbeiten eine Wohnung etwa 600 Thlr. kosten würde, was einen Miethzins von 30 Thlr. erfordert. Das nächste Haus beabsichtigte man in derselben Größe, aber nur mit 12 Wohnungen, je von 2 Stuben, 1 Kammer und 1 Küche, aufzuführen.

Die gemeinnützige Baugesellschaft zu Pforzheim in Baden baute Wohnungen für einzelne Familien, um sie wieder zu verkaufen. Man baute freundliche ein- und zweistöckige hölzerne Häuser. Die einstöckigen enthielten Kellerraum, zwei Zimmer von 11′ und 12′ und von 10′ und 11′, Küche, Abtritt und unter dem Dach zwei Mansarden und zwei kleine Kammern. Die Grundfläche betrug 580 Q.-Fuß und jedes Haus bekam

einen kleinen Hof nebst Gärtchen. Die Gesammtkosten für ein einstöckiges Haus beliefen sich auf 1800 Gulden, die für ein zweistöckiges auf 3000 Gulden. Hier würde die Wohnung, in einem steinernen Hause, mit Keller 1392, ohne Keller 1150 Rbl kosten. Bei zwei Stock mit Keller 1344, ohne Keller 1216 Rbl. — Die einstöckigen, anfangs weniger beliebt, fanden bald rasche Abnahme und die Wohnungen für ledige Hausgenossen viele Miether. Es genügte die Abzahlung eines Sechstels des Kaufgeldes; der Rest war mit 8 pCt. zu verzinsen. Man hielt die Errichtung von Arbeitervierteln für bedenklich und aus diesem Grunde wurden in der Nähe der Gesellschaftshäuser größere Bauten zu 5500 Gulden aufgeführt, die kaum fertig, ebenfalls ihre Abnehmer fanden. Es entstand in Kurzem eine besondere Regsamkeit im Baugewerke, so, daß in einem Zeitraum von 2½ Jahren über 300 neue Wohnhäuser errichtet wurden. Die Baugesellschaft hat im Ganzen 17 Häuser erbaut und konnte sich darnach auflösen, da die Privatthätigkeit der Wohnungsnoth gänzlich Abhülfe geleistet hatte. Der Reservefonds wurde unter die Actionaire vertheilt.

Der Wohnungsverein in Stuttgart beabsichtigte seit 1859 50 kleine Wohnungen zu erbauen. Es wurden 6 dreistöckige Häuser aufgeführt, von denen je 3 an einander stoßen und gemeinsamen Hofraum und Brunnen besitzen. Jedes Haus hat seinen besonderen Eingang und in jedem Stockwerke wohnen zwei Familien. Eine Wohnung besteht aus einer Wohnstube, 1—2 Kammern, einer Küche, Bodenkammer, Kellerabtheilung und eigenen Abtritt. Die Baukosten betrugen 42,700 Gulden. Die Wohnungen sind stets vermiethet gewesen.

Die gemeinnützige Baugesellschaft in Frankfurt a. M. baute im Jahre 1864 32 Häuschen mit Gärtchen für je eine Familie, die sämmtlich vermiethet wurden. Die Gesammtkosten derselben betrugen 150,000 Gulden. Hiernach hätte jede Wohnung, um einen Bruttoertrag von 5 pCt. abzuwerfen, eine jährliche Miethe von 235 Gulden einzubringen.

In Königsberg waren für 51,800 Thlr. 5 dreistöckige Häuser mit 96 kleinen Wohnungen erbaut worden. Drei Häuser mit je 24 Wohnungen haben zwei Eingänge, die alle durch die Küche gehen; die andern mit 12 Wohnungen nur einen Eingang. Der Miethzins der Einzelwohnungen beträgt durchschnittlich 33 Thlr. jährlich und ergiebt eine Verzinsung des Anlagecapitals von 7½ pCt.

Die gemeinnützige Baugesellschaft in Stettin verlegte ihre Bauten, da das Unternehmen in der Festung nicht florirte, vor die Thore Stettins, und hat jetzt 6 mehrstöckige Häuser mit Wohnungen für 120 Familien.

Im schlesischen Kreise Beuthen, von dessen schneller Bevölkerungszunahme schon oben berichtet wurde, ging man auch alsbald an's Bauen. 1858 bestanden dort auf königlichen und Privatwerken zusammen 6.9 Arbeiterfamilienhäuser mit 4386 Wohnungen. Anfänglich legte man große kasernenartige Gebäude an. Als hier Unordnung, Unreinlichkeit, Unzucht, unaufhörliche Zänkereien, gegenseitige Störung und beständiger Wechsel der Bewohner zur Tagesordnung geworden waren, kam man zu kleineren Wohngebäuden für 12—24 Familien, und als sich auch diese noch als unzweckmäßig erwiesen, ging man zu Häusern mit Wohnungen für höchstens 10 Familien mit etwas Acker und Gartenland und Ställen über, zum Theil auch zu noch kleineren für eine bis höchstens vier Familien. Die letzterwähnten wurden nicht nur vermiethet, sondern auch verkauft. Es erwies sich, daß gerade diese (mit einer Kammer für Schlafburschen bei jeder Wohnung) den meisten Absatz fanden.

In Hamburg wurde auf Anregung des Vorsitzenden der Volksbank Balzer im Jahre 1862 von einer Anzahl Handwerker und Arbeiter eine Colonie von Arbeiterwohnungen gegründet und auf dem nach Hamburgschen Rechten gepachteten Grundstücke 48 Wohnhäuser für eben so viele Mitglieder der Genossenschaft errichtet. Es fand sich ein Baumeister, der es übernahm jedes Haus für 2200 Mark (860 Thlr.) herzurichten. Das erforderliche Capital von ungefähr 40,000 Thlr. wurde aufgenommen. Die Häuser sind von Fachwerk, haben 24′ Länge und ebenso viel Tiefe und jedes Haus ein Gärtchen. Im Parterre ist ein Vorplatz, daneben ein zweifenstriges Zimmer und nach hinten zwei einfenstrige Kammern. In die erste Etage führt eine Treppe mit besonderer Hausthüre. Diese Etage enthält dieselben Räumlichkeiten wie die untere, nur ist das eine der hinteren Zimmer zur Küche eingerichtet. Das Holzwerk der Häuser ist auswendig gehobelt und von außen und innen mit Oelfarbe gestrichen; die Fußböden sind geölt. Jeder Miether hat an Miethe, Bodenpacht und Amortisationscapital 60—70 Thaler jährlich zu zahlen.

Die Arbeiterwohnungen des Kaisers Napoleon auf der Pariser Ausstellung sind aus Backsteinen ausgeführt und bestehen aus einer unteren Etage, die zu zwei Verkaufslocalen mit je einem Zimmer eingerichtet ist, — einer zweiten Etage in der vier Wohnungen sind, von denen jede aus einem

Schlafzimmer mit einem Kamine besteht und je zwei Wohnungen ein gemeinschaftliches Speisezimmer mit einer Küche und ein Privet haben, und vier ebenso eingerichteten Dachwohnungen. Außerdem ein Keller. Verbunden sind die Etagen durch Treppen von Eisenguß. Ein solches Haus kostet 20,000 Frs.

Dr. Walvert schlägt im Jahrgange 1861 der Zeitschrift für Bauhandwerker Häuservierecke vor, die vier Hausantheile unter einem Dache verbinden oder auch einen Hof in der Mitte haben. Sie verlangen einen verhältnißmäßig großen Grundraum, damit die Zugänge leicht und bequem seien und die Fenster frei und offen liegen können. In jedem Stockwerke dieser Häuserantheile befinden sich vier Familienwohnungen, die außer dem Vorplatze, aus dem man in die Küche oder Stube (14′ und 14′) tritt, noch eine Kammer von 14′ und 8′ 6″ hat. Ein größeres Viereck von 70′ hat gleichfalls in jedem Stockwerke vier Familienwohnungen, doch bestehen diese aus je zwei Zimmern, zwei Kammern, Küche und Speisekammer. Eine Wohnung würde hier ohne Keller 1750 und 2400 Rbl., mit Keller 2100 und 2890 Rbl. kosten.

Wo Arbeiterviertel angelegt werden sollen, können diese Vierecke ganze Stadtviertel bilden, wie Architekt Kiette zu Holzminden vorschlägt, in denen Häuserreihen mit Hintergebäuden und Hofräumen keine Verdichtung hervorbringen. Die Vierecke von 500- 1000′ Seite werden durch lange und breite Straßen begränzt und enthalten Hofräume, wie auch in der Mitte Gartenanlagen. Alle Häuser haben directe Zugänge, zu denen von den Straßen Durchgänge führen.

Von der Goltz giebt in seiner gekrönten Preisschrift über ländliche Arbeiterwohnungen Anweisung zur Errichtung von Arbeiterhäusern für vier, drei, zwei und eine Familie und zugleich eine Angabe der Kosten für Ziegel-, Luftstein- und Pisé-Ausführung. Besondere Aufmerksamkeit wendet er den Feueranlagen zu, die, womöglich zum Backen, Kochen, Leuchten und Räuchern zugleich dienen sollen. Er sagt: „Zum Backen dient der Fuß des Ofens; die aus dem Backofen abziehende Hitze und der Rauch treten durch eine mit einem Schieber verschließbare Oeffnung, welche in der Sohle vom Feuerraume des über dem Backofen stehenden Heizofens angelegt ist, in diesen ein und werden durch die Züge desselben, nachdem sie zur Zimmerwärmung das Ihrige beigetragen haben, nach dem daneben angelegten 6″ im Quadrat weiten Schornsteinrohr geführt. Um die Erwärmung des Ofens im Sommer zu vermeiden, kann direct ein

Verbindungsrohr aus dem Backraume nach der Esse eingelegt werden, welches im Winter geschlossen wird." Da die Sohle des Backofens nur 3" über dem Fußboden liegt, so ist vor der Heizöffnung im Fußboden eine ausgemauerte Vertiefung angelegt. Der Kamin kann gleichzeitig als Koch- und Leucht-Kamin benutzt werden. Ueber demselben ist eine Rauchkammer und zur Abführung der Wasserdämpfe ein Zinkmantel angebracht. — Ein Haus für vier Familien wird nach von der Goltz in den Fundamentirungen und in der Plinthe in Feldsteinen, darüber in 10zölligen Ziegeln, durchgängig in Kalkmörtel und Kiefernholz aufgeführt. Alle Mauern sind mit einer Isolirschicht von Dachpappe und Asphalt versehen und das Dach mit Pappe gedeckt. Die Bodenräume sind durch Bretterverschläge vollständig abgeschlossen. Die Zimmer haben 12 und 15', die Schlafstuben 15 und 9' Länge und Breite. Das Haus ist aus Ziegeln auf 2370 Thlr., in Luftsteinen mit Pfannendach 1910, bei Anwendung von Kalkpisé 2160 Thlr. veranschlagt. — Bei einem Hause für zwei Familien ist die Schlafstube und Kammer hinter die Wohnstube verlegt. In der Mittelwand liegt ohne Vorsprung die Kellerthüre. Der Kellerhals ist mit einem geräumigen Wandschrank überbaut. Neben der Kellerthür liegt der Kamin. Die Kammer erhält ihren Zugang von der Schlafstube aus. Die Baukosten betragen bei Ziegelmauerwerk 1240 Thlr., bei Kalkpisé 1100 und bei Luftsteinbauten 1000 Thlr.

Suchen wir nun aus den angeführten Beispielen einen Schluß zu ziehen, wie zu bauen wäre, so ist besonders zu beachten, daß in Bremen, wo aneinanderstoßende Häuser oder Häuserantheile, die von einzelnen Familien bewohnt und erworben werden können, die gesuchtesten waren. Dieselbe Erfahrung wiederholte sich auch auf der Grube Trendelbusch, in Görlitz, Pforzheim, Stuttgart, Heilbronn, im Kreise Beuthen, Hamburg und vor Allem in Mühlhausen. Wenn wir das leitende Princip aller Baugesellschaften, oder wenigstens derer, die nicht ausschließlich auf Speculation beruhten, sondern wirklich das Wohl der arbeitenden Klassen, ihre geistige und körperliche Hebung im Auge hatten, verfolgen, so sehen wir, daß diese sich nicht nur auf das nothwendigste Unterbringen Wohnungsloser beschränkten, sondern ihnen gute Wohnungen, die solchem humanen Zwecke entsprechen, zu verschaffen suchten, ohne den Einwand zu berücksichtigen, daß der zu fordernde Miethzins von den ganz armen Klassen nicht entrichtet werden könne, da eben das Proletariat davon ausgeschlossen ist und für dieses, wo möglich, auf andere Weise gesorgt werden muß.

Man beschränkte sich daher nirgends für je eine Familie auf eine Kammer, in der sich gewiß ebenso wenig ein gemüthliches Familienleben entwickeln kann, als der Gesundheit ihrer Bewohner dabei Rechnung getragen wäre. Vielmehr bestanden diejenigen Wohnungen, die überall die eifrigste Nachfrage fanden und sich am besten bewährten aus einem oder zwei Zimmern und einer Kammer, sie hatten entweder eine besondere Küche oder wenigstens zum Kochen eingerichtete Stubenöfen und endlich Boden- und Kellerraum. Jede Wohnung hat ihren besonderen Eingang und ist, wo möglich, mit einem besonderen Gärtchen ausgestattet. Dachkammern oder besondere Zimmer im Wohnhause oder in den Wirthschaftsgebäuden, wo solche sind, werden an Schlafburschen vermiethet. Weniger haben sich größere Bauten, mit dem mißliebigen Namen „Kasernenwohnungen“, in Deutschland als zweckmäßig erwiesen, während sie in London und Paris sich allerdings empfohlen haben. Ländlich, sittlich! — Der Arbeiter zieht eben nicht gerne in einer Kaserne, wo nur „kleine Leute“ wohnen. Ein eigenes Haus zu besitzen ist das Ideal jedes sorgsamen Familienvaters, wo er auf eigenem Herde das Feuer häuslichen Glückes unterhalten und jeden unwillkommenen Eindringling, vermöge seines Hausrechtes, vor die Thüre setzen kann. Leicht bilden sich Genossenschaften und Arbeitercolonien, wie in Mühlhausen und Bremen. Solche Colonien entstehen an einem bestimmten Platze, auf den die örtlichen Verhältnisse hinweisen, sei es wegen besonderer Billigkeit des zu erwerbenden Grund und Bodens oder wegen der Nähe von Fabriken, welche den Arbeitern Beschäftigung bieten. Logirhäuser mit Schlafstellen für die Nacht erweisen sich als verderblich. Diese Einrichtung tödtet den Sinn für Familienleben und Häuslichkeit und verführt zum herumschweifenden Leben. Der Proletarier würde aufhören die Obdachlosigkeit oder das Beschränktsein auf eine mühsam zu findende und schlechte Schlafstelle als ein Uebel zu betrachten, wenn er leicht Obdach in den Logirhäusern fände, in denen sich das Proletariat massenhaft anhäufen würde.

Es verdient besondere Berücksichtigung, welche Art Arbeiter am meisten unter der Wohnungsnoth leiden, für welche also auch zunächst Abhülfe zu schaffen sei. Die letztens bei uns stattgefundene Zählung weist darauf hin, daß dies die kleinern Gewerke, die Tagelöhner, die Arbeiter in den Cigarren- und Korkfabriken sind. Unter 94 Haushaltungen mit 639 Personen im zweiten Quartale des zweiten Stadttheils der Moskauer Vorstadt hatten nur acht Beamte, Krämer und verabschiedete Soldaten zu Insassen, die übrigen alle nur Fabrikarbeiter weiblichen Geschlechts, Handwerker und

Tagelöhner; und unter diesen Haushaltungen waren 16 mit meh als 10, eine mit 24 Individuen.

— Es giebt bei uns eine Species von Arbeitern, die nur Riga eigenthümlich ist, die der „Strusenrussen", Maurer und Erdarbeiter, die aus dem Innern des Reiches, aus Witebsk und Smolensk mit den Schwalben angezogen kommen, um die Sommermonate hier zuzubringen, wozu sie sich besonders die Moskauer Vorstadt ausersehen haben. Hier bilden sie „Artels" und zahlen gewöhnlich per Mann einen Rubel für ihre Sommerwohnung. Durch die Löcher im Mantel christlicher Liebe blickt bei den Vermiethern auch etwas Eigennutz hervor. Bekannt sind die auf solche Gäste eingerichteten Hotels Schdanow, Tichanow, Ljutow, Nestrujew und Anderer. Zu den ihnen hier gebotenen Vortheilen gehört auch das Petersburger Fieber (febris recurrens). In einem dieser Häuser, das mit anerkennenswerther Anspruchlosigkeit auftritt, sind drei kleine Zimmer für den Preis von 85 Rbl. zur Aufnahme von 50—80 Menschen bestimmt. In diesem Hause lebten im Sommer 1865 über 1100 Personen; zwei andere Zimmer kosteten 70 Rbl. Dafür hängt man aber auch nicht pedantisch an eine bestimmte Anzahl Bewohner; man stopft hinein was nur neben einander und über einander in einer Art Hängematte liegen will. Der Wirth liefert hier auch das Brod; für das Uebrige sorgt das Artel. In einem anderen Hause wurde ein kleines Zimmer mit Pritschen und Tisch für 20- 25 Personen für 50 Rbl. für den Sommer abgegeben. In einem dritten Hause befindet sich ein größerer Raum halb in der Erde, indem der steinerne Sockel mit winzigen Fensteröffnungen wenige Fuß über dem Hofe hervorragt und zugleich das Dach zu tragen hat. Die Höfe sind dort gewöhnlich durch Senkgruben getränkt, da man den Luxus besonderer Privets vermeidet.

Sollte sich nicht der frühere russische Kaufhof in der Moskauer Vorstadt, der jetzt nur Speicherräume enthält, zur Anlage von Sammelwohnungen eignen, wenn diese durchaus angelegt werden sollen?

Alle angeführten Gesellschaften und alle Bauentwürfe, nach denen diese ihre Häuser aufführten, schließen das Proletariat aus. Der Proletarier kann nur eine sehr geringe Miethe zahlen und überdies ist sein Verdienst im allgemeinen nur wenig geregelt, so daß selbst diese geringe Miethe oft precair ist; die Gesellschaften hätten daher, um zu ihren Zinsen zu gelangen, die Zahl der Miether vermehren, d. h. die Bewohner in enge Räume zusammendrängen, mithin gerade ihren Grundgedanken: die Rücksicht auf Gesundheit und verhältnißmäßige Bequemlichkeit aufgeben und Logirhäuser

errichten müssen, die dem Proletariate zu gesundem und anständigen Nachtlager verhelfen würden. Wenn wir nun die Versuche verfolgen, welche man machte, um unter gegebenen Verhältnissen die zweckmäßigsten Arbeiterhäuser herzurichten, so erscheint doch immer als Hauptzweck weniger die Vermehrung der Wohnungen als die Beschaffung guter Wohnungen. Wir sahen, wie man überall von der Ueberzeugung ausging, daß das behagliche Familienleben die einzige richtige Grundlage alles bürgerlichen Wohlseins ist und demgemäß vorzugsweise das alle Unsitte zusammendrängende massenhafte Zusammenleben unbemittelter und ungebildeter Menschen vermieden werden muß.

Es wäre also auch bei uns die Stufenfolge der Armen, Aermeren und Aermsten zu beobachten und zunächst für die ärmere Handwerkerklasse, die Handwerksgesellen und überhaupt diejenigen zu sorgen, die bei den geringen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, bei einiger Bildung und sittlichem Werthe am meisten durch die Wohnungsnoth leiden. Ihnen würde eine niedrigere Klasse zu folgen haben, die durch Beispiel belehrt und herangebildet, sich der ersteren bald anschließen würde, und endlich müßte auch für die ärmste Klasse der angereisten Arbeiter u. s. w. gesorgt werden.

Soll aber für gute Wohnungen gesorgt werden, so muß man auch wissen, welchen Anforderungen diese zu entsprechen haben, und namentlich: 1) der Anforderung der Gesundheitspflege und 2) der der Sittenpolizei, so daß das bessere, sittliche Bewußtsein der Bewohner zur Geltung gebracht und auch eine gewisse billige Rücksicht auf die Bedingungen einer möglichst guten oder wenigstens nicht unbehaglichen Existenz genommen werden muß, also auf Licht, Luft, Wärme, Wasser und eine zweckmäßige Vertheilung der Räumlichkeit. Die Wohnung muß trocken sein, eine Eigenschaft, die von der Wahl des Bauplatzes abhängt. Es muß nicht nur berücksichtigt werden, wie viel Luft ein Mensch zu seiner Existenz nöthig hat, sondern die Luft, die er einathmet, muß auch eine gute sein. Als Raumquantum für einen Erwachsenen nimmt man 7—800 Kubikfuß, für Kinder bis zu 10 Jahren genügen 400 Kubikfuß. Der Schlafraum für eine Familie von zwei Erwachsenen und vier Kindern müßte also wenigstens 3000 Kubikfuß haben. Die Wohnung darf nicht durch ihre Umgebung verpestet werden. Sie muß endlich V e n t i l a t i o n haben und zwar nicht durch undichte Wände, sondern durch technische Vorkehrungen. Die Heizungsapparate müssen so eingerichtet sein, daß in den Wohnungen eine g e h ö r i g e Temperatur erzielt

wird. Um den Wohnungen Luft, Licht und Sonne zu verschaffen, müssen die Häuser frei liegen und ist den Zimmern ein entsprechender Quadratinhalt und eine angemessene Höhe zu geben, die wohl nicht unter 8 Fuß sein darf. Die Aborte müssen sich den Häusern anschließen und geruchlos gemacht werden. Kellerwohnungen sind überhaupt zu verwerfen, wenigstens aber müssen ihre Mauern vollkommen ausgetrocknet werden. Der Wohnraum ist seiner Länge nach in mehrere Abtheilungen zu sondern, damit die nöthige Rücksicht sowohl auf Gesundheit als auch auf Sittlichkeit genommen werde. Es ist also eine Wohnstube eine Schlafstube und eine Kammer für Dienstboten, resp. erwachsene Kinder oder Schlafburschen, erforderlich. Wünschenswerth ist es einen besonderen Kochraum zu haben, doch kann die Kochvorrichtung auch in der Wohnstube angebracht werden, wo die Hausfrau ihre Kinder auch noch unter ihrer Aufsicht behält. Die durch Kochen erzeugten Dünste müssen von dem über dem Kochkamine angebrachten Rauchmantel aufgefangen und mittelst einer Klappe in ein Dunstrohr geleitet werden. Man hat vorgeschlagen, die Wärme aus dem Kochkamine in die Züge des Stubenofens aufzunehmen, der dann keine besondere Heizung verlangt. Es wäre gleichfalls ein Backofen anzubringen. Unter dem Dache müssen sich Bodenräume für je eine Familie befinden und unter der Kammer wäre ein Keller anzulegen. Die Fußböden müssen gedielt werden, mit Ausschluß der Küche und des Flurs, wenn letzterer zum Waschen dienen soll; besser aber wären Waschstuben in den Nebengebäuden anzubringen. Der Stallraum muß von der Wohnung getrennt sein. Die Back-, Wasch- und Badeeinrichtungen für mehrere Familien sind am zweckmäßigsten in einem besonderen Gebäude unterzubringen.

Das Fundament muß fest in der Erde wurzeln, darf aber nicht, gleich den Wurzeln der Bäume, die Nahrung aus dem Boden ziehen, da sich sonst die Feuchtigkeit dem ganzen Gebäude mittheilen würde, und darum wäre es gut eine Isolirschicht anzuwenden.

Um die Feuchtigkeit von außen von den Gebäuden abzuhalten, wären diese mit einem gepflasterten Rinnsteine zu umgeben, oder es müssen Drainröhren gelegt werden; so muß auch der Fußboden mindestens 1½' über dem Erdboden liegen. Um ein rascheres Austrocknen der Mauern zu erzielen, können in den Umfassungswänden 2 Zoll weite Luftschichten ausgespart werden, die man mit schlechten Wärmeleitern füllen kann.

Die Wohnhäuser müssen Höfe haben, um dem hinteren Theile des Gebäudes Luft und Licht und den Bewohnern eine größere Freiheit der Bewegung zu gestatten.

Die Wohnung muß einen billigen Miethzins fordern, damit sie den ärmeren Klassen zugänglich werde; sie muß also mit möglichst geringen Kosten herzustellen sein, d. h. bei zweckmäßiger Einrichtung mit dem Minimum der Baukosten beschafft werden, was sich durch Benutzung des am leichtesten zugänglichen Baumaterials und seine möglichst ökonomische Verwendung, wie auch durch zeitgemäße und zweckmäßige Benutzung billiger Arbeitskräfte erzielen läßt. Es wäre gleichfalls dafür zu sorgen, daß das zum Beginnen des Baues benöthigte Capital auf naturgemäßem Wege und nicht durch künstliche Speculation herbeigeschafft werde, daß es die entsprechenden Zinsen trage und daß es möglichst oft roulire.

Neben der Zweckmäßigkeit der Anlage und innern Einrichtung muß auch dem ästhetischen Gefühle Rechnung getragen werden. Es darf dem Volke, gleich den Kindern, nichts Häßliches geboten werden, denn die Erkenntniß des Schönen ist ein Mittel zur Volksbildung, und man kann mit beinahe denselben materiellen Mitteln gut und schlecht, schön und verzerrt bauen. Decorative Ausschmückung läßt sich heut zu Tage auf sehr billigem Wege herstellen. Ein hübsches Aeußere ist immer ein guter Empfehlungsbrief, nicht nur im geselligen Verkehr, sondern auch unter allen andern Verhältnissen. Das Zurschaustellen guter, reinlicher Wohnungen von Seiten der Arbeiter ist die beste Empfehlung ihrer Tüchtigkeit und zieht Bestellungen selbst entfernt wohnender Arbeitgeber nach sich.

Gesundheitspolizei und Sittenpolizei sind Theile jeder staatlichen Polizeiordnung, die aber dennoch das Gewerbe der Wohnungsvermiether nicht gehörig zu überwachen, die Ueberfüllung der Wohnungen nicht zu verhindern und diese selbst nicht zu verbessern pflegt. **Baupolizeivorschriften** erstrecken sich gewöhnlich nur auf größere Wohnungen in Städten, aber wenig auf Arbeiterwohnungen, für die ebenfalls ein bestimmtes Maß von Beschränkungen anzunehmen wäre, ohne indessen die Bevormundung zu weit zu treiben, weil alsdann die Errichtung von Arbeiterwohnungen leicht ganz unterbleiben könnte.

Was Feuersgefahr anbelangt, so existiren darüber Gesetze von allgemeiner Geltung. Aber ob aus Holz, Stein oder Fachwerk gebaut werden soll, wäre wohl je nach den örtlichen Verhältnissen zu bestimmen. In Elberfeld existiren bis jetzt noch Fachwerkbauten und es ist den Baupolizei-

gesetzen nicht gelungen, das Verbot derselben aufrecht zu erhalten. Dennoch sind diese Art Bauten wo möglich zu vermeiden, da sie nicht dem Einflusse des Klimas widerstehen können.

Man hat an manchen Orten die Anbringung von Dachwohnungen verboten, angeblich der vermehrten Feuersgefahr wegen. Aber doch wohl grundlos, da diese sich dadurch eher vermindert. In Berlin darf je eine angelegt werden. In Paris hat man gegenwärtig fast überall doppelte Mansarden angebracht. In einer bescheidenen kleinen Dachwohnung lebt es sich ganz gut und man kann von seiner luftigen Höhe mit Genugthuung auf die unteren, gewiß weniger gesunden Wohnungen herabsehen. Und wo bliebe ohne Dachwohnung die Poesie der Studenten und Nähterinnen?

Welche Zeit eine Räumlichkeit zum Austrocknen nöthig hat, hängt von so vielen Umständen ab, daß diese sich nicht durch Baugesetze bestimmen läßt. Es wäre eher zweckmäßig, in jedem einzelnen Falle die Zuläßigkeit des Bewohnens zu bestimmen. Ohnehin liegt es im Interesse der Hauseigenthümer, steinerne Gebäude im ersten Jahre im Innern, wenn dieses auch möglich ist, nicht zu putzen, wie auch die äußern Mauern nicht vor 2—3 Jahren zu bewerfen; und endlich wäre es auch dem Miether zu überlassen, ob er durchaus in eine feuchte Wohnung ziehen will.

Die Lichthöfe müssen eine gewisse Größe haben, damit Licht und Luft Zutritt zu ihnen habe. In London ist 100 Q.-Fuß Flächeninhalt bestimmt, in Berlin als Minimum 17′ Länge und ebenso viel Breite, also beinahe das Dreifache im Vergleich zu London. Bei Bestimmung der Zimmerhöhe ist fast allgemein als Minimum 8′ angenommen — in London 7′. Daß man sich damit befassen will, die Höhe der Façaden abzuzirkeln und diese im Verhältniß zur Breite der Straßen zu bringen, ist unnütz. Es genügt den Straßen eine gehörige Breite zu geben und durch zweckmäßige Vertheilung der Straßen und Plätze dem Mangel an Circulation der Luft vorzubeugen. Wichtiger wären Bestimmungen über Canalisirung, Aborte, Anlegung von Gärten, Wasserleitungen u. s. w.

Aus welchem Material soll aber gebaut werden?

Daß massive Gebäude, was Dauer und Solidität anbelangt, allen andern vorzuziehen sind, ist keinem Zweifel unterworfen. Aber der leidige Kostenpunkt! Dennoch nimmt man als erwiesen an, daß massive Wohngebäude eben ihrer Dauerhaftigkeit und verhältnißmäßig billigerer Erhaltung wegen durchschnittlich weniger kostspielig sind als nicht massive. Sie sind

gesunder, sicherer vor Feuersgefahr und dauerhafter. Die Bautechnik sucht einen Ausweg in Holzbauten und es läßt sich nicht leugnen, daß diese, solide auf steinernem Fundamente und Sockel aufgeführt, ihren Zweck gewiß auch erfüllen; aber sie geht noch weiter, verläßt die Fachwerkbauten und sucht nach Surrogaten für Stein und Holz und will diese in Stampfbauten gefunden haben. Leuchs in seiner Anweisung zum Bau wohlfeiler Wohnungen empfiehlt als Material dazu:

1) lehmige Erde (Pisé);

2) zu Stein erhärtete Mischungen von Kiesel- oder Kalksand und etwas Aetzkalk;

3) ebenfalls durch Zusätze zu wasserdichten Stein erhärtete thonige Erde;

4) eine durch Bindemittel befestigte Masse aus Holzsägespänen.

Er schreibt diesen Methoden folgende Vortheile zu: Wohlfeilheit, Dauerhaftigkeit, Zuträglichkeit für die Gesundheit, Feuersicherheit, Schnelligkeit der Herstellung. Insbesondere wohlfeiler sollen diese Bauarten sein, weil die Urstoffe zu denselben überall und meist gleich in der Nähe des aufzuführenden Gebändes zu haben sind und zu ihrer Bereitung keiner gelernten Handwerker bedürfen. Es sei also an Ausgaben für Material, Zufuhr und Arbeitslohn zu sparen.

Als Beleg für seine Behauptung stellt Leuchs seine Fabrikgebäude zu Weißenau bei Nürnberg auf, wo die Masse, bestehend aus 12—15 Theilen Sand und 1 Theil Kalk, zwischen Bretterwänden eingestampft wurde und die Steine zu Grundbauten, Fenstern und Thüröffnungen, Kellern und Brunnen, gleichfalls aus dieser Masse geformt, in 1—3 Tagen hinlänglich erhärteten. Und wirklich sind in Deutschland und namentlich in Preußen, diese Art Bauten allgemein bekannt.

Der Kalksandbau soll, wenn man den Sand gleich in der Nähe hat, 80 pCt. billiger als der Bau mit Mauer- und gebrannten Steinen kommen.

Für den Bau aus wasserdichtem Thon, wie auch von Sägespänen hat Leuchs ein Patent genommen und behandelt diese Methoden als Geheimniß. Er giebt seinen Gebäuden flache Dächer, die nach der Mitte zu eine Neigung von 10° haben; über die Balkenreihe kommt eine Bretterlage, deren Fugen mit Lehm oder Kalkmörtel ausgestrichen werden; alsdann bezieht man die ganze Dachfläche mit Leinwand, die zweimal mit einem Theerüberzuge bedeckt wird, der noch einen Mörtelüberguß von Kalk, Sand und feinem Ziegelmehl erhält. Ein anderes Dach wird aus drei Schichten gemacht, nämlich einer Grundlage von festgestampftem Lehm,

über diese eine Dicke von künstlichem Stein und endlich ein Anstrich von Theer, dem eine Rasendecke folgt. Bei uns wäre nun wohl ein Dach, mit Wohnungen darunter und mit Asphaltpappe gedeckt, vorzuziehen, doch muß die Ausführung eine gute sein.

Die Anwendung von Luftsteinen bedingt eine Isolirung der Fundamente und von außen einen Schutzmantel gegen den an die Wand schlagenden Regen, was am leichtesten durch Verblendung mit Ziegeln erreicht wird.

Es sei noch einer Bauart von Arbeiterhäusern von Hohlziegeln Erwähnung gethan. Diese ist bei dem Musterhause angewandt, das für Arbeiterfamilien auf Befehl des Prinzen Albert im Jahre 1861 zu der großen Ausstellung in London von Henry Roberts erbaut wurde. In seinen allgemeinen Anordnungen ist das Gebäude den Bedürfnissen von 4 Familien aus der Klasse der Manufactur- und Maschinenarbeiter angepaßt. Doch ist der Plan so angelegt, daß für eine größere Anzahl von Familien auch ein drittes und viertes Stock mit entsprechender Verstärkung der Mauern hinzugefügt werden kann. Die bedeutendste Eigenthümlichkeit des Entwurfes bildet die zurückgezogene und geschützte Treppe mit einer Verbindungsgallerie im ersten Geschosse. Sie ist aus Schiefer gefertigt und von dem durchgeführten Hauptdache, welches auch die Eingänge zu den Wohnungen beschirmt, überdeckt. Die Wohnzimmer haben 14' 2" Länge und 10' 4" Breite, die größeren 11' 6" und 9' und besondere Eingänge. Die Küche „Spülraum" genannt, unter dem sich ein Kohlenkasten mit Ventilation befindet, ist mit einem Gußsteine versehen. In den Wänden sind Schränke für Speisevorräthe angebracht. Jede Wohnung hat ihr Water-Closet und wird aus einer Cisterne unter dem Dache mit Wasser versorgt. Eine andere Eigenthümlichkeit besteht in der Anwendung hohler Mauerziegel und gänzlicher Vermeidung von Holz bei den Fußböden und dem Dache, welche aus flachen 8—9 Zoll hoch gespannten Gewölben gebildet werden. Die Gewölbe sind durch schmiedeeiserne Anker mit gußeisernen, in den äußeren Mauern liegenden Widerlagern eingeschnürt, also mit der ganzen Structur zusammengebunden. Das Dachgewölbe ist mit Cement geebnet und mit patentirter Metall-Lava gedeckt. Die inneren Mauerflächen, und sogar auch die äußeren, bedürfen bei der Glätte der Ziegel keines besonderen Gipsputzes. Das Dach kann auf gewöhnliche Weise aus Holz construirt und mit Schiefer gedeckt sein. Die Kamine befinden sich an der Seite der äußeren Mauern und es kann ihnen daher von außen leicht frische Luft zugeführt werden.

Die Fußböden sind mit Portlandcement oder Ziegeln belegt. — Man sieht, es ist eben alles eigenthümlich. Die Kosten eines solchen Hauses von 4 Abtheilungen sollen sich in England aus gewöhnlichem Material auf 440—480 Pfd., also für jede Miethabtheilung auf 110—120 Pfd. belaufen. Solche Wohnungen, zu 3½—4 Schilling wöchentlich, gewähren alsdann, nach Abzug der Grundrente und Steuern, einen Ertrag von 7 pCt. des angelegten Capitals. Wenn hohle Mauerziegeln, die größer als die gewöhnlichen sind und bestimmte Formen erhalten müssen, für billige Preise zu haben sind, würde eine Ermäßigung von 25 pCt. der Kosten des Mauerwerkes oder von etwa 40 Pfd. für das Haus von 4 Abtheilungen eintreten.

Wenn nun endlich — nachdem man die Nothwendigkeit Arbeiterwohnungen zu errichten eingesehen, die zweckmäßigsten Bauplätze bestimmt und über die passendste Art der zu erbauenden Häuser sich geeinigt hat — zur Ausführung geschritten werden soll, so kommt man schließlich vor der Frage nach den zu beschaffenden Mitteln, der leidigen Geldfragen zu stehen, dort, wo bekanntlich die Gemüthlichkeit aufhört, während sie in diesem Falle ebenda grade anfangen sollte, indem man Tausenden von Familien eine gemüthliche Häuslichkeit verschaffen will.

Und dennoch sind in allen größeren Städten des Auslandes Häusercolonien entstanden, haben sie der Wohnungsnoth mehr oder weniger abgeholfen und den Unternehmern nicht zum Schaden gereicht. Es gehört nicht der Goldboden Californiens oder Australiens dazu, um auf ihm Häuser wachsen zu lassen. Intelligenz, Nachdenken, Ausdauer sind der Goldboden, aus dem segensreiche, gemeinnützige Unternehmungen erwachsen, Schätze, welche die Diebe nicht stehlen und der Rost nicht frißt.

Baugesellschaften haben sich gebildet. Und wo nehmen denn diese das benöthigte Capital her? Nur die Danae hatte von einem Goldregen zu erzählen und, wenn dergleichen Wunder auch nicht ganz abgekommen sind, so fällt ein solcher Regen doch nicht den Baugesellschaften in den Schooß; man muß also andere Hülfsquellen aufsuchen und vor allem billig bauen. Diese Gesellschaften müssen eine solide Grundlage haben und nicht, wie es häufig der Fall gewesen ist, die arbeitenden Klassen bald durch die wunderbarsten Versprechungen, bald durch affectirte Bescheidenheit in einen förmlichen Bautaumel hineinschwindeln, um sie hernach schändlich zu betrügen.

Das wirksamste Mittel der Wohnungsnoth abzuhelfen, ist, den ärmern Klassen die Möglichkeit zu bieten, Eigenthümer ihrer Häuser werden zu können und zwar durch erleichterten Erwerb einerseits und anderseits durch Aufhebung aller lästigen Beschränkungen, aller Unfreiheit der Person und des Eigenthums.

Es müssen die Arbeiter nur darauf hingewiesen werden, daß sie das auf gesunde Wohnungen verwendete Capital leicht durch gesteigerte Körperkraft und Gesundheit wieder einbringen, und sie werden für die Möglichkeit der Ausführung der Bauten schon selbst sorgen. Es ist unglaublich und für die, welche dem Stande der ärmern Volksklasse nicht selbst angehören, oft völlig räthselhaft, welch einen gewaltigen Einfluß das Gefühl des rechtmäßig und durch eigene Anstrengung erworbenen Besitzes auf die sittliche Haltung des Menschen ausübt. Ein Arbeiter, welcher sich der Wohlfeilheit halber mit einer schlechten Wohnung behilft, borgt bei sich selber zum sichern Nachtheile seiner Wohlfahrt. — Es liegt nicht allein im Interresse der Humanität, sondern auch der Behörden, der Fabrikbesitzer und überhaupt alle Einwohner, einen gesunden und tüchtigen Arbeiterstand zu haben, und daher ist bei den darauf abzielenden Unternehmungen auch auf allgemeine Betheiligung zu rechnen, besonders wenn kein materieller Verlust daraus erwächst und das verwendete Capital zwar mäßige, aber sichere Zinsen trägt.

Wenn die Gewerbefreiheit noch nicht so festen Fuß gefaßt hat, daß Handwerkergesellen, wie in Bremen sich selbst kleine Häuser bauen, so müssen sich Baugesellschaften bilden, welche nach verschiedenen Systemen verfahren können: billige Vermiethung der Wohnungen und Eigenthumsüberlassung, Errichtung großer kasernenartiger Gebäude für eine bedeutendere Anzahl Familien oder endlich Errichtung kleiner, je für eine Familie bestimmter Häuser. Letzteres, das Cottagesystem, hat, wie wir gesehen haben, den meisten Anklang gefunden. Es weckt den Wunsch des Familienvaters zur Erwerbung eines Eigenthums, hält die Familie zusammen und fesselt sie an die Scholle. Ein Gärtchen vor dem Hause pflegt noch einen ganz besondern Reiz für den Besitzer zu haben.

Also Baugesellschaften, und nur diese, können für's Erste solche Unternehmungen in's Leben rufen und ihnen die gehörige Ausdehnung geben. Aber sie dürfen nicht nur human, sie sollen vor Allem geschäftlich sein, denn welcher tüchtige Arbeiter, — und nur solche sollen berücksichtigt oder wenigstens herangezogen werden — will Almosen annehmen?

Und das ist erwiesenermaßen auch der Grund, warum einzelne Baugesellschaften nicht recht gedeihen. Bredehorst mahnt die Häuserbaugesellschaften, ihre Geschäfte höchst vorsichtig zu betreiben, damit sie sich nicht gradezu als überflüssig und schädlich erweisen, indem sie die Leute abhängig machen und den Trieb der Selbsthülfe der Arbeiter zurückhalten oder einschläfern.

Es sind nun verschiedene Vorschläge zu Baugesellschaften gemacht worden. Z. B. es wird auf eine bestimmte Anzahl Jahre die Gesellschaft mit geschlossener Mitgliederzahl gegründet, z. B. 50 Personen treten zusammen, kaufen Grund und Boden für 50 Häuser beschaffen durch gemeinschaftliche Beiträge und solidarischen Credit das Capital und tragen nach und nach die Schulden ab. — Bei uns möchte die Aufbringung eines solchen Capitals freilich seine Schwierigkeiten haben.

Annehmlicher erscheint es, daß weder die Dauer noch die Mitgliederzahl der Baugesellschaft bestimmt ist. Je nachdem Häuser aufgeführt sind, werden diese verkauft und wieder neue gebaut, bis nach Befriedigun des Bedürfnisses die weitere Thätigkeit der Gesellschaft eingestellt wird, wie uns das Beispiel Bremens und Pforzheims lehrt.

Nach Parisius ist es zweckmäßig einen eigenen Fonds mit mäßigem Reservefonds zu besitzen, der durch niedrige Eintrittsgelder und durch Procente vom Reingewinne zu bilden und im Geschäfte selbst anzulegen ist. Den Hauptbestandtheil des Fonds hat das Guthaben der Mitglieder auszumachen; welches durch Vollzahlungen oder aus monatlichen Beisteuern erwächst.

Wer sich ein Haus zu erwerben gedenkt, müßte zur Probe eine bestimmte Anzahl Jahre (2—3) im Hause zur Miethe bewohnen, damit man nur wirklich tüchtige Hausbesitzer gewinnt. Die Miethe müßte so hoch sein, daß der Verkaufspreis zu gleichem Fuße, wie die erborgten Capitalien verzinst werden und noch 1½—2 pCt. zur Bestreitung der Geschäftskosten, Gründung einer Reserve und Erzielung eines Gewinnes nachbleibt. Außerdem ist jeder Einwohner verpflichtet die Unterhaltungskosten und die Grundabgaben, einschließlich die Feuerversicherungs-Prämien, zu tragen und in Monatsraten mindestens 3 pCt. des Verkaufspreises einzuzahlen. Hiernach hätte der Miether für ein Haus, dessen Verkaufspreis auf 500 Rbl. festgestellt ist, jährlich 30 Rbl. Miethe und mindestens 15 Rbl. an Amortisationsquote zu zahlen; dann würde er, Verzinsung von 3½ pCt. vorausgesetzt, in 22⅘ Jahren das ganze Kaufgeld getilgt haben,

bei einer Amortisationsquote von 4—5 pCt. würde diese Tilgung in 18$^{3}/_{8}$, beziehungsweise in 15$^{3}/_{8}$ Jahren vollendet sein. Die Eigenthumsübertragung kann aber schon vor Abtragung des ganzen Kaufpreises stattfinden.

Erwähnen wir beispielsweise noch verschiedener bestehender Baugesellschaften, deren Thätigkeit und Erfolg wir in einem früheren Abschnitte dieses Aufsatzes kennen gelernt haben, um zu sehen, auf welche Weise diese in's Leben traten.

In England, wo solche Gesellschaften zuerst entstanden, bildete sich eine, die im Jahre 1826 durch ein besonderes Gesetz genehmigt wurde. Es lieferten die Mitglieder Einschüsse von höchstens 1 Pfd. St., aus denen sich ein Fonds bildete, der in Antheile von höchstens 150 Pfd. zergliedert wurde, welche von den Theilnehmern zur Erwerbung von Wohnhäusern in Vorschüssen herausgenommen werden konnten. Eine solche ist die permanente Benfit Building Society von Leeds, gegründet im Jahre 1848.

Die Baugesellschaft für Mühlhausen gründete sich im Jahre 1853 und bestand aus 12 Actionairen mit einem Capital von 300,000 Franken. Jetzt zählt sie 19 Actionaire mit einem Capitale von 355,000 Frs., die Actie zu 5000 Frs. Die Actionaire erhalten vom Gewinne nur 4 pCt. Sie baut Häuser für eine Haushaltung und verkauft sie mit Gewährung langer Ziele. Der Käufer hat eine Einzahlung von 3—400 Frs. zu machen und verpflichtet sich zu einer monatlichen Abzahlung von 18—25 Frs., wofür er 5 pCt. von allem eingezahlten Gelde bezieht. Auf diese Weise kann ein Käufer nach Verfluß von 13 Jahren ein Haus von 3000 Frs. sein Eigenthum nennen. Vom Jahre 1853—1863 wurden 616 Häuser gebaut, von denen 550 verkauft und die übrigen vermiethet wurden.

Die Berliner „gemeinnützige Baugesellschaft" hat den Zweck mittelst eines Grundcapitals von wenigstens 20,000 bis höchstens 1 Million Thlr. durch Erwerbung geeigneter Grundstücke und durch Bauten für sogenannte kleine Leute gesunde und geräumige Wohnungen zu beschaffen, ihnen dieselben möglichst billig zu vermiethen und ihnen endlich die Möglichkeit zum Erwerbe eines Antheils zu gewähren. Die Actien sind im Werthe von 100 Thlr. auszugeben und es soll sich das Anlagecapital für jedes Grundstück, nach Abzug der Abgaben, Verwaltungs- und Unterhaltungskosten, mit 6 pCt. verzinsen. Sie wurde 1841 gegründet und steht unter dem Protectorate des Königs, so wie auch die „Alexander-Stiftung."

Die Stettiner „gemeinnützige Baugesellschaft“ wurde im Jahre 1853 als Actiengesellschaft gegründet. Ihre Actien zu 100 Thlr. stehen in der Regel zu 102 Thlr. im Course.

Die Lüdenscheider „Actien-Baugesellschaft“ hatte als Grundcapital 1500 Thlr. und ist in Actien von je 50 Thlr., die 4 pCt. Zinsen tragen, getheilt.

Der in Heilbronn im Jahre 1854 gegründete „Wohnungsverein“ hat 84 Actien für 42,000 Gulden, zu je 500 Gulden und zu 4 pCt. verzinst, ausgegeben. Nach Abzug der Verwaltungs- und Unterhaltungskosten hat das Unternehmen einen Ertrag von 5⅓ pCt. geliefert.

In Pforzheim bildete sich eine „gemeinnützige Baugesellschaft“ mit Actien zu 250 Gulden, die höchstens 5 pCt. Dividende erhalten sollte. Die Gesellschaft hat im Ganzen 17 Häuser gebaut. Zusammen waren 50,000 Gulden Actien eingezahlt. Die Actionaire erhielten regelmäßig ihre Dividende von 5 pCt. Die Gesellschaft konnte sich auflösen, da die Privatthätigkeit der Wohnungsnoth gänzlich Abhülfe geleistet hatte, und der Reservefonds wurde dann auch unter die Actionaire vertheilt.

In Stuttgart wurde der „Wohnungsverein“ im Jahre 1859 gegründet und zwar mit einem Capital von 50,000 Gulden in Actien zu 100 Gulden und der Absicht 50 kleine Wohnungen zu erbauen. Die Baukosten betrugen 42,700 Gulden. Sämmtliche Wohnungen waren immer vermiethet.

Das Actiencapital der „gemeinnützigen Baugesellschaft“ in Frankfurt a. M. betrug am 23. Juni 1864 236,260 Gulden. Das Maximum der Zinsen war auf 4 pCt. festgesetzt.

In Hagen ist das Actiencapital der Baugesellschaft auf 20,000 Thlr. festgesetzt. Die Actien zu 50 Thlr. sollen nach Bedürfniß aufgebracht und jährlich mit 4 pCt. aus dem Reingewinn verzinst werden. Der Mehrbetrag soll dem Reservefonds zufließen, bis dieser die Höhe von 500 Thlr. erreicht. Der Miethzins darf 7 pCt. des Anlagecapitals nicht übersteigen.

Die Königsberger „gemeinnützige Baugesellschaft“ vertheilt Actien zu 100 Thlr., und es waren im Jahre 1865 an Actien 51,800 Thlr. eingezahlt. Der Miethzins giebt eine Verzinsung von 7½ pCt. des Anlagecapitals und die Actionaire erhalten nicht über 5 pCt. Dividende. Ihre Erfolge sollen keine glänzenden gewesen sein.

In Hamburg mußte zur Tilgung des aufgenommenen Capitals für Gründung der Arbeitercolonie jedes Mitglied wenigstens eine Obligation

von 100 Mark erwerben. Jeder Hausbesitzer hat an Miethe, Bodenpacht und Amortisationscapital 60—70 Mark jährlich zu zahlen.

In Christiania hat die Actien-Baugesellschaft bereits für 166 Familien-Wohnungen gebaut und vertheilt jetzt 5 pCt. Dividende.

Und die Moral?

Es ist die allgemeine Ueberzeugung, daß die Wohnungsnoth auch bei uns eine große ist. Es ist bekannt, daß mehrere Familien in einem Zimmer wohnen, daß bis 15 Personen in einem kleinen Raume zusammengedrängt leben, daß solche Localitäten der Herd des Elends, Schmutzes, der Sittenlosigkeit und der gefährlichsten Krankheiten sind. Es ist die unumgängliche Nothwendigkeit da, für gute und doch billige Wohnungen zu sorgen, damit diesen Menschen Luft und Licht geschafft, ihre Sittlichkeit gehoben und ihr Körper geheilt werde. Es müssen dazu Bauplätze gefunden werden, wo Häuser aufzuführen wären, in denen die Wohnungen diesen Anforderungen entsprechen. Um zu bestimmen, welche Art Häuser für unsere Verhältnisse die zweckmäßigsten sind, müssen sich Sachverständige und Techniker vereinigen und nach den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen und den Beispielen im Auslande, deren so viele vorliegen, die passendste Wahl treffen. Es wäre zu dem Ende mit dem Bau einiger Häuser mit etwas größern und kleinern Wohnungen zu beginnen, wenn sich eine Gesellschaft für gemeinnützige Bauunternehmungen gebildet hat, um an diesen ihren Mitbürgern zu zeigen, daß sie ihre Theilnahme keiner unfruchtbaren Idee, keinem Schwindelgeschäfte zuwendet. Auch ist es für die Gesellschaft selbst von Wichtigkeit, sich durch vorläufige Errichtung einiger Gebäude ein Feld für praktische Erfahrungen zu eröffnen. Und wie vielen Anklang solche Unternehmungen bei den Arbeitern fanden, zeigt uns unter andern Pforzheim, wo in 2½ Jahren über 300 neue Wohnhäuser entstanden. Im Kreise Beuthen in Schlesien bestanden im Jahre 1858 schon 629 Arbeiterfamilienhäuser.

Wenn es die Umstände erlauben und der Bodenzins kein zu großer ist, wäre es wünschenswerth, kleine Häuser aufzuführen, welche endlich in das Eigenthum des Miethers übergeben könnten. Das Streben des Familienvaters wird darauf gerichtet sein, möglichst bald das Häuschen zu erwerben, das die Glieder der Familie zu einem Hauswesen vereint. Mit dem Verkaufe dieser Häuser oder Häuserantheile entsteht die Möglichkeit wieder neue Häuser mit einem verhältnißmäßig geringen Capitale zu bauen, und diese Gesellschaftshäuser, die bei möglichst geringem Raum-

die nothwendige Bequemlichkeit bieten, dauerhaft und billig erbaut sind und gesunde und trockene Wohnungen enthalten, werden sehr bald in den Ruf kommen die vortheilhaftesten Wohnungen zu bieten, sowie ihre Bewohner in den, zu den ordentlichsten und zuverlässigsten Leuten ihres Standes zu gehören.

Kehren wir schließlich nochmals zu dem Stolze Mühlhausens zurück, zu seiner Cité ouvrière, seiner Arbeiterstadt. Diese, gegründet im Jahre 1853 mit einem Capitale von 300,000 Frs., besteht aus 800 Häusern, von denen 700 verkauft sind. Jede Haushaltung ist, für sich abgeschlossen, ein kleines Besitzthum mit Linden an den breiten Trottoirs und einem Gärtchen vor dem Hause, in das mit den Bewohnern der Friede häuslichen Glückes eingezogen ist, mit gesunden, luftigen Zimmern, die nicht leicht mit dem Qualme der Schenken vertauscht werden und überall Zeichen eines gemüthlichen Familienlebens tragen. Das Bade- und Waschhaus wird fortwährend stark von den Arbeitern benutzt; die Reineinnahme belief sich im Jahre 1862—63 auf 1116 Frs. Es wurden in letzter Zeit für die Besitzer der besterhaltenen Häuser und am sorgfältigst gepflegten Gärten Prämien ausgesetzt. Die Arbeiterstadt besitzt 3 Kleinkinderasyle mit einem Schulgelde von 15, 10 und 5 Centimes wöchentlich. — Welch anderes Bild, als wo die Arbeiterklasse in dumpfigen, verpesteten Räumen den Krankheitsstoff von Kindheit an einsaugt, um aus dieser Giftsaat ein sieches und unsittliches Leben und einen frühen Tod zu ernten!

In Riga ist durch einen edlen patriotischen Bürger, weiland Aeltesten Sprost, indem er testamentarisch 10,000 Rbl. zur „Beschaffung gesunder, bequemer und billiger Wohnungen für die ärmern Einwohner Riga's und vorzugsweise der sogenannten ärmeren Klassen", bestimmte, der erste Anstoß zur Ausführung dieses gemeinnützigen Unternehmens gegeben worden. Er stellte dieses Capital der literärisch-praktischen Bürgerverbindung zur Verfügung mit der Bestimmung, daß diese gemeinschaftlich mit dem Rigaschen technischen Vereine diese Angelegenheit und ihre Leitung in die Hand nehme. Je drei Delegirte der Bürgerverbindung und des technischen Vereins vereinigten sich zur Feststellung eines Programmes und constituirten sich zu einer Administration, welche über die zu ergreifenden Maßregeln, der Bürgerverbindung Vorschläge zu machen hatte. Können freilich mit diesem Capitale nicht Bauten von größerer Bedeutung ausgeführt und kann auch mit ihm allein nicht der Wohnungsnoth abgeholfen werden, abgesehen von der Schwierigkeit scheinbare Wiedersprüche zu vereinigen,

d. h. so billig zu bauen, daß diese Wohnungen der ärmeren Klasse leicht zugänglich sind, und dennoch den Anforderungen der Gesundheitspflege und der Bequemlichkeit resp. der Sittlichkeit zu entsprechen, so läßt sich doch mit Gewißheit erwarten, daß, durch dieses Beispiel angeregt, durch den Augenschein von der Zweckmäßigkeit derartiger Unternehmungen überzeugt, die private Bauthätigkeit in dieser Branche zunimmt und vielleicht getrennt von der Sprost'schen Stiftung sich eine Baugesellschaft bildet, die in großartigerem Maße wirkend, eine wahrhaft gemeinnützige wird.

Schließlich möge hier noch das Verzeichniß der hauptsächlichsten für den vorstehenden Aufsatz benutzten Werke Platz finden:

Die Wohnungen mit besonderer Rücksicht auf die arbeitenden Klassen, herausgegeben vom Central-Verein in Preußen. Berlin 1866.

Wie Arbeiterwohnungen gut und gesund einzurichten und zu erhalten seien. Preisschrift von Dr. Baring. Basel und Biel 1860.

Wie Arbeiterwohnungen gut und gesund einzurichten und zu erhalten seien. Preisschrift von Dr. Becker. Basel 1860.

Anleitung zum Bau wohlfeiler Einzelwohnungen, von Leuchs. Nürnberg 1863.

Ausgeführte Familienhäuser für die arbeitenden Klassen. Potsdam 1852.

Ländliche Arbeiterwohnungen; gekrönte Preisschrift, von v. d. Goltz und Kinzel. Königsberg und Tilsit 1865.

Allgemeine Bauzeitung, von Förster. Jahrgang 1849 und 1850.

Der Arbeitgeber, von F. und M. Wirth. Jahrgang 1866.

Idee und Bedeutung der Berliner gemeinnützigen Baugesellschaft, von Dr. Gäbler. Berlin 1848.

Civil Engeneer and Architect's Journal. Juli- und Septemberheft 1866.

Le Journal des Propriétaires. April 1867.

Les cités ouvrières des Mulhouse par A. Penot. 1867.

Wohnungen der Arbeiter und Armen, von Baumeister Hoffmann.

E. v. Götschel.

Notizen.

Das Journal des Unterrichtsministeriums (oder vielmehr, wie man bei uns in genauem Anschluß an die russische Terminologie zu sagen pflegt, des „Ministeriums der Volksaufklärung") enthält in dem ersten und zweiten seiner diesjährigen Monatshefte ein Paar wichtige Veröffentlichungen über den gegenwärtigen Zustand des Unterrichtswesens im Gesammtgebiet des russischen Reichs, sowie über alle dasselbe betreffenden, sei es in letzter Zeit realisirten oder erst beabsichtigten Maßnahmen des Ministeriums. Die erste, officielle, dieser beiden Veröffentlichungen ist ein „Auszug aus dem allerunterthänigsten (d. h. Sr. Majestät dem Kaiser unterbreiteten) Berichte des Unterrichtsministers für das Jahr 1866"; die andere, officiöse, ein Aufsatz betitelt: „In Sachen der Centralverwaltung des Unterrichtsministeriums". Indem die Baltische Monatsschrift nächstens eine auszügliche Bearbeitung beider Schriftstücke zu bringen gedenkt, so mag doch schon hier aus dem zweiten derselben dasjenige mitgetheilt werden, was sich darin insbesondere auf das Schulwesen unserer Provinzen bezieht. Es ist wenig mehr als eine Druckseite, aber dieselbe enthält unter Anderem eine sehr merkwürdige und doch durch die Tagespresse unter uns noch nicht verbreitete Nachricht.

„Die Fortschritte in der russischen Sprache" — so heißt es hier, nachdem im Vorhergehenden gewisser Maßregeln zur Förderung russischer Sprachkenntniß im Königreich Polen und im rumänisch redenden Bessarabien Erwähnung geschehen — „die Fortschritte in der russischen Sprache sind bis jetzt nicht ganz befriedigend gewesen selbst in denjenigen Unterrichtsanstalten des Dorpatschen Lehrbezirks, in welche der russische Sprachunterricht eingeführt ist. In der Familie, Gesellschaft, Kirche, Schule und bis zur neuesten Zeit auch in der ganzen staatlichen Administration

war hier die deutsche Sprache die herrschende, so daß ein Bedürfniß, die Reichssprache zu verstehen, nur von denjenigen verhältnißmäßig Wenigen empfunden wurde, welche eine dienstliche Anstellung in anderweitigen Theilen Rußlands zu suchen gesonnen waren. Und welche Erfolge konnten, bei so bewandten Umständen, von dem Unterricht in der russischen Sprache zu erwarten sein, selbst von dem durch alle Gymnasialklassen durchgeführten! Gegenwärtig beginnt die Sachlage sich allmählich zu bessern. Es steht zu hoffen, daß die gebildete Gesellschaft des Landes bei der Sorge für eine wissenschaftliche Bildung ihrer Kinder zugleich die Nothwendigkeit der Erlernung der russischen Sprache lebhafter als bisher beherzigen wird. Als Beweis einer solchen günstigen Wendung kann die ziemlich bedeutende Anzahl von Schülern nichtrussischer Herkunft dienen, welche in das neu eröffnete Alexander-Gymnasium in Riga, wo der gesammte Unterricht in russischer Sprache ertheilt wird, eingetreten sind. Wie dem aber auch sei, so wird dieses Gymnasium jedenfalls für die russische Sprache in den baltischen Provinzen förderlich sein müssen. Die Zahl der dieselbe gründlich verstehenden Landeseingeborenen wird jetzt zunehmen; hiedurch aber wird wiederum ihre weitere Ausbreitung oder erfolgreichere Behandlung sowohl in den übrigen Gymnasien als auch in den Elementarschulen des Lehrbezirks erleichtert werden Unterdessen hat sich bereits in diesem Sommer eine besondere Commission, bestehend aus den Directoren der baltischen Gymnasien und den an denselben angestellten russischen Sprachlehrern, mit der Frage einer Verstärkung und Verbesserung dieses wichtigen Unterrichtszweiges beschäftigt, und sie ist zu Conclusionen gelangt, welche hoffentlich dem vorgesetzten Zwecke entsprechen werden, indem darnach dem russischen Sprachunterricht ein mehr auf das Praktische gehender Charakter gegeben werden soll".-

„Zum Behufe einer eingehenderen Beaufsichtigung und Leitung des neugegründeten Alexander-Gymnasiums in Riga sowie auch einiger anderer Lehranstalten des Landes, in welchen das Russische Unterrichtssprache ist, sowie auch zum Behufe einer gedeihlichen Weiterentwickelung der Wirksamkeit dieser Anstalten und nicht minder einer Förderung des russischen Sprachunterrichts in sämmtlichen Schulen des Dorpatschen Lehrbezirks — erweist es sich als nothwendig, dem Curator des Dorpatschen Lehrbezirks einen Gehülfen (помощникъ) beizugeben, welcher seinen Aufenthalt in Riga zu nehmen haben und dem eine gewisse Selbständigkeit in dieser speciellen Sphäre seiner Thätigkeit einzuräumen sein wird. Freilich wird die Ein-

richtung dieses neuen Amtes eine neue jährliche Ausgabe im Betrage von 6330 Rbl. erfordern; aber in Erwägung des unzweifelhaften und wesentlich wichtigen Nutzens, den man von einem solchen Gehülfen des Dorpatschen Curators, als speciellem Hüter und Förderer der russischen Sprache und russischen Bildung in einem Lande, dem das Interesse dafür noch fast ganz fehlt, zu erwarten berechtigt ist, dürfte diese Mehrausgabe nicht zu scheuen sein".

Daß dem Curator eines Lehrbezirks ein „Gehülfe" zugeordnet wird, ist nichts Ungewöhnliches und auch in Dorpat schon einmal dagewesen. Neu aber ist in vorliegendem Falle erstens, daß von vornherein eine so bestimmte Geschäftstheilung vorgenommen, ein bestimmter Unterrichtszweig der Sorge und Obhut des Gehülfen überwiesen wird, und zweitens, daß dieser Dualismus auch räumlich, durch die Verschiedenheit des Wohnorts, fixirt wird.

Je weiter und tiefer unsere Zeit von den Interessen der Politik ergriffen wird, die desto ernstere Pflicht eines Jeden ist es, das öffentliche Leben, abgesehen von der praktischen Betheiligung an demselben, auch theoretisch zu studiren, und zwar nicht nur an den ephemeren Wassern der Tagespresse, sondern auch an der unversieglichen Quelle der Wissenschaft selbst. Um diesem namentlich in Deutschland in Folge des langen und mühevollen Ringens der deutschen Nation nach staatlicher Einheit und Selbständigkeit in den letzten Decennien lebhaft hervorgetretenen Bedürfniß entgegenzukommen, haben es denn selbst die Meister der Wissenschaft nicht verschmäht aus ihrer Studirstube und dem Hörsaal vor das Volk hinauszutreten und die bisher nur wenigen Bevorzugten zugänglichen Lehren auf offenem Markt zu verkünden. Mag immerhin hier manches Wort unverstanden bleiben oder, was vielleicht noch schlimmer ist, nur halbverstanden werden; den Gebildeten der Nation, deren Beruf von dem Specialstudium der Politik nicht selten weit ab liegt und die doch täglich mit dem öffentlichen Leben in Berührung kommen, wird hierdurch immerhin ein Einblick in das von der Wissenschaft festgestellte Wesen des Staats, der Gesellschaft, der Volkswirthschaft vermittelt, deren selbstbewußte und selbst sich bestimmende Glieder sie sind. Und wenn wir an diesem Ort das von dem Professor Herrmann Schulze in Breslau unter dem Titel: „Einleitung in das deutsche Staatsrecht mit besonderer Berücksichtigung der Krisis des Jahres

1866 und der Gründung des norddeutschen Bundes" im Jahre 1867 erschienene Buch dieser selben Richtung beizählen, so gewärtigen wir allerdings vielleicht hier und da auf Widerspruch zu stoßen, glauben aber doch richtig subsumirt zu haben. Fassen wir nämlich die Darstellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Deutschlands, wie sie sich in Folge der Katastrophe des Jahres 1866 gestaltet haben, als den Kern des Buches auf, die derselben voraus geschickte „Einleitung in das deutsche Staatsrecht" eben nur als dogmatische und historische, zum Verständniß des staatsrechtlichen Statusquo Deutschlands geschriebene Einleitung auf, so erscheint uns das Buch als ein von kundiger Hand unternommener Versuch, den norddeutschen Bund und sein Verhältniß zu den süddeutschen Staaten, dieses so eben erst aufgerichtete provisorische Gebäude deutscher Staatseinheit in allgemein verständlicher Weise auf seine staatsrechtlichen Grundgedanken zurückzuführen. Ein solcher in die Bewegung der Zeit mächtig eingreifender, dieselbe gleichsam für den Augenblick befriedigender Organismus, wie der deutsche Bund es ist, steht aber zu sehr im Vordergrunde der Interessen des deutschen Volks, als daß nicht ein mit demselben sich beschäftigendes Buch, vermag es in Inhalt und Form seinem Gegenstand nur irgend gerecht zu werden, dem ganzen Volk und nicht nur irgend einer Kaste desselben angehören sollte. Daß es in seiner Einleitung zu viel gelehrtes Beiwerk enthält und in der Form den bis auf die neueren Staatsrechtslehrer, wie Zöpfl, herab üblichen scholastischen Zopf nicht ganz vermieden hat, erklärt sich durch den Umstand, daß dieser Theil, der übrigens schon 1866 in einer besonderen Ausgabe erschienen ist, vor der den Staub der Schule fortwirbelnden Bewegung des Jahres 1866 geschrieben und damals ausschließlich zur Befriedigung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses bestimmt war. Anders dagegen der zweite Theil, der unter dem frischen Eindruck des Sieges der nationalen Idee und der Grundsteinlegung des neuen Bundesstaats entstanden ist. Diese Heterogeneität der beiden Theile, hat denn auch dem Verfasser von streng wissenschaftlicher Seite manchen herben Tadel hinsichtlich des zweiten, erst in der Ausgabe von 1867 hinzugefügten und die Krisis des Jahres 1866 behandelnden Theils, weil er nicht mit gleicher wissenschaftlicher Ruhe und Unparteilichkeit gearbeitet sei wie der erste, eingetragen. Und in der That der Vorwurf wäre nicht grundlos, wollte man in dem Buch, wie es jetzt vorliegt, eine ausschließlich für den Büchertisch des Staatsgelehrten bestimmte Darstellung erblicken, die die erst in der Bildung begriffenen staatsrechtlichen Formationen der Gegenwart

mit gleicher Ruhe und leidenschaftsloser Objectivität, wie die der festgewordenen und zum Theil bereits in Staub zerfallenen der Vergangenheit zu behandeln gehalten wäre. Dem ist aber nicht so, vielmehr war der Zweck des für die Größe seines Vaterlandes begeisterten Schriftstellers, den aus der großen nationalen That des Jahres 1866 sich ergebenden gesammtstaatlichen Zustand des deutschen Volks staatsrechtlich für sein Volk und nicht nur für die zünftigen Politiker desselben zu formuliren. Daß er an das neue Verfassungsgebäude nicht überall den Maßstab des theoretischen Staatsideals, wie es die Schule lehrt, anlegt, sondern in frischer Freude über das gewonnene Resultat in dem Augenblick nationaler Erhebung jede Krittelei schweigen läßt, gereicht demselben in unseren Augen keineswegs zum Tadel und wir vermögen nicht mit einem süddeutschen Publicisten übereinzustimmen, wenn er bei der Begeisterung für die anhebende staatliche Größe des deutschen Volks und seinen großen Staatsmann, die den letzten Theil des Buchs durchweht, sich zu der hämischen Bemerkung hinreißen läßt, „daß wenn wir uns die Kraft als hervorragende Eigenschaft der Taciteischen Germanen vergegenwärtigen, dieser Enkel derselben nur noch durch die Stärke seines Dienenwollens daran erinnert“. Vielmehr sind wir überzeugt, daß in den Augen eines Jeden, der für das Ringen eines Volks nach dem höchsten Gut des Staats offenen Sinn hat, die Wärme, mit der das Buch geschrieben ist, dem sonstigen Werth desselben mit Nichten Abbruch thun wird. Dieser besteht aber, wie schon oben angedeutet, in der Zurückführung der gegenwärtig zu Recht bestehenden Bestimmungen über den norddeutschen Bund auf die wissenschaftlichen Grundbegriffe der Schule, die ein Gemeingut werden müssen. Und in der That dürfen Erörterungen wie die über das Verhältniß der Structur des norddeutschen Bundes zur staatsrechtlichen Kategorie des Bundesstaats, über die — sit venia verbo — staatsrechtliche Diagnose des Bundesraths, des Bundespräsidiums, des Reichstags auch das Interesse nicht nur jedes Angehörigen dieses Bundes, sondern auf überhaupt jedes Politikers vollen Anspruch erheben, und in diesem Sinne mögen wir das Schulzesche Buch denn auch unseren Lesern hiemit empfohlen haben.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 26 April 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Ueber die Träume.

(Schluß.)

4. Die Entstehung der Träume.

Der Traum ist nicht Etwas, das ursprünglich und allein für sich ganz neu in der Seele entspringt, kein isolirt Stehendes und aus einem isolirten Ursprunge Herstammendes. Er ist nicht von dem Inhalte des wachen Bewußtseins durch einen Riß getrennt, über den di. Seele in ein anderes Gebiet hinüberspringen müßte oder über welchen eine fremde Macht in sie hereinbräche. Zwischen dem Traum und dem wachen Bewußtsein ist Continuität und Zusammenhang. Der vereinigende Ort beider liegt in den unbewußten Actionen und Zuständen der Seele, in welche der Schlaf sie versetzt hat. Wie aus diesen allmählich oder unter gewissen Bedingungen auch schnell das wache Bewußtsein wieder resultirt, so kommt aus ihnen auch der Traum zu Stande. Burdach sagt kurz und richtig: die im Schlaf fortdauernde Seelenthätigkeit äußert sich als Traum.

Von der Entstehung des Traumes sprechen, heißt also nicht, erklären wollen, wie ein Traum als ein fertiges und fremdes Etwas auf einmal in die Seele hineinkommt, sondern es heißt, die Bedingungen und Anlässe aufsuchen, unter denen die Seele aus den zwar für das wache Bewußtsein gehemmten Zuständen und Thätigkeiten, die aber doch als solche noch immer in ihr sind und wirken oder wirken können, zu solchen Zwischenformen zwischen klarem Bewußtsein und gänzlicher Bewußtlosigkeit gelangt, wie das Traumbewußtsein sie darstellt.

Die Aufgabe muß ferner gehörig beschränkt werden. Die Formen des Traumbewußtseins, also die Träume, sind nicht bloß nach ihrem psychologischen

Werthe verschieden, sondern verhalten sich auch rücksichtlich der Angriffspunkte, durch die man auf ihre Bedingungen geführt werden könnte, sehr ungleich. Viele Traumbildungen sind noch Räthsel, zu deren Lösung die Mittel fehlen. Das Erreichbare beschränkt sich auf einige Gruppen und ist auch für diese unvollständig. Man kann vorzugsweise nur nach Analogie ähnlicher Fälle im wachen Bewußtsein die diesen unterliegende Regel auf die Traumerscheinung übertragen, und alles Uebrige besteht nur darin, die leitenden Gesichtspunkte zu gewinnen, nach denen die Zerlegung eines Traumes in seine Elemente und die Zurückführung ihrer Combinationen auf passende Anlässe möglicher Weise stattfinden kann.

Unter diesen Umständen darf es nicht im Mindesten die Absicht sein, die Aufgabe auf alle Träume auszudehnen. Es ist richtiger, sich auf die einfachsten Fälle zu beschränken, für welche eine gewisse Helligkeit des Verständnisses erreichbar ist, als in umherschweifendem Räsonnement sich um die Erklärung solcher Träume zu bemühen, deren Entstehung factisch noch nicht auf ihre Bedingungen und Anlässe zurückgeführt werden kann. Hierdurch gewinnt der gebildete Leser, der bis dahin vielleicht auch diesen einfachsten Fällen noch keine Aufmerksamkeit nach der Seite ihrer Entstehung zugewandt hatte, wenigstens ein Einsehen in das Verfahren, das überhaupt bei der Behandlung dieses Gegenstandes eingeschlagen werden muß. Hierdurch ist es also gerechtfertigt, daß das Nachfolgende nur die elementarste Traumform, den sogenannten Nervenreiztraum, der Frage ihrer Bedingung unterzieht.

Wir gehen von einer bestimmten Thatsache des wachen Bewußtseins aus und benutzen dann die in ihr sichtbaren Verhältnisse nach Analogie als Anlässe zur Entstehung der entsprechenden Traumgruppe.

Jedes Empfindungselement, jeder Laut, jedes Geräusch, jede Farbe, jedes Tastgefühl hat im Laufe der Erfahrung und durch diese seine bestimmte Stelle im Wahrnehmungsraum erhalten. Es ist außerdem in eine enge constante Verbindung getreten theils mit ganz bestimmten Formvorstellungen theils mit anderen Empfindungen, mit denen es zusammengehört und eine wohlverknüpfte Einheit bildet. Unter diesen Umständen hat jeder Mensch innerhalb seines Erfahrungskreises eine gewisse Sicherheit erlangt, sich rasch über jedes neu eintretende Empfindungselement zu orientiren: der Ton, den er vernimmt, gehört entweder dem Menschen oder dem Hunde oder der Glocke oder der Geige, d. h. ist mit einer bestimmten Gesichtswahrnehmung verbunden. Ebenso fällt jede andere Empfindung in einen

bestimmten Verband, in welchem sie ihren Ort und ihr Verständniß findet. Dies gilt aber nicht bloß für die Empfindungen als solche und diejenigen Gebilde, die daraus entstanden sind und die wir als Dinge und Wesen außer uns bezeichnen, sondern diese Gebilde werden ebenso nochmals die Träger und Kerne für verschiedene andere Erlebnisse, in welche die Seele wiederum in Folge der Erfahrungen geräth. Der Mensch, der Hund, die Glocke und die Geige sind nicht bloß die so und so geformten, diesen oder jenen Ton von sich gebenden, mit solchen und solchen Farben bekleideten Dinge, sondern jedes dieser Dinge liegt für uns in der Geschichte dessen, was wir mit ihm und durch dasselbe erlebt, gefühlt, begehrt und erreicht haben. Insofern auch diese aus dem Empfindungsgebilde herausgewachsene und zum Theil ihm zugewachsene geistige Masse sich gleichfalls beim Eintreten irgend eines neuen Empfindungselementes zur Anknüpfung und Erinnerung darbietet, haben wir auch in ihr ein zweites Mittel, uns über dasselbe zu orientiren und sein Verständniß zu erreichen.

Beachten wir nun die hierher gehörigen ganz gewöhnlichen und täglichen Ereignisse und Erfahrungen, so zeigt es sich, daß, obgleich der vorhin angedeutete psychische Hergang beim Wachen aller Sinne und bei bewußtvollem Verhalten der Seele stattfindet, doch schon mancherlei Bedingungen dazu gehören, wenn er normal verlaufen und sich in richtigen Producten absetzen soll, daß dagegen, wo diese Bedingungen nur mangelhaft vorhanden sind, auch sogleich allerlei Fehler und Abweichungen vom Regelrechten in jenem Hergange hervortreten. Jedermann weiß, daß zunächst zur Erinnerung oder, allgemein gesagt, zur Wiedererneuerung und Vergegenwärtigung einer älteren Vorstellung eine gewisse Zeit gehört. Insofern nun das neue Empfindungselement oder die neue Wahrnehmung, wie gezeigt, zu sehr vielen und verschiedenen Vorstellungen gehört und also auch Anlaß dazu giebt, daß außerordentlich viele und verschiedene Erinnerungen eintreten können, durch welche die neue Wahrnehmung ihre Bestimmtheit und Bedeutung erhalten soll, so wird die Zeit, innerhalb welcher die Seele aus diesen vielen Erinnerungen grade die wirklich zugehörige und richtige herauszieht und zum Bewußtsein bringt, jedenfalls größer ausfallen müssen als die Zeit, innerhalb welcher irgend ein beliebiger Bestandtheil aus der Erinnerungssphäre überhaupt hervortritt. Sobald also die normale Zeit zu der Reproduction des entsprechenden Bestandtheils nicht gewährt wird, ist das Verhalten der Seele hierdurch doppelt alterirt. Sie wird einmal durch ungewöhnliche und gleichsam ohne ihr Wissen und Wollen stattfindende

Anregung des beliebigen Erinnerungsstückes überrascht — und dies spricht sich in ihr möglicher Weise als eine Störung der Ruhe, als ein Affect aus — und andrerseits wird das neue Empfindungselement oder die neue Wahrnehmung sich mit einer falschen Erinnerung vereinigen und daher selbst irrthümlich vorgestellt werden. Es greift uns Jemand ganz unerwartet von hinten auf den Rücken, so entsteht eine besondere Druckempfindung, verbunden mit einem besonderen Gefühl, entsprechend der Stärke, der Form und dem Verlaufe der Berührung. Gewöhnlich und normal wird diese Empfindung auf eine menschliche Hand und zwar auf die Hand eines lebendigen Menschen gedeutet. Dabei ist die Empfindung selbst beruhigt, weil sie ihre richtige Vergesellschaftung gefunden hat, die mit sämmtlichen anderen Wahrnehmungen und Erinnerungen völlig übereinstimmt. Zu dieser normalen Deutung aber gehört Zeit, während welcher die vielen anderen gleichfalls möglichen Deutungen ausgeschieden oder zurückgewiesen und die richtige bevorzugt wird. Wird diese Zeit aus irgend welchem Grunde dem Berührten nicht gewährt, so wird und muß zwar eine Erinnerung durch die neue Druckempfindung hervorgerufen werden, aber nicht die richtige: der Berührte wird erschrecken und wird etwa ein Thier vorstellen, das ihm auf den Rücken sprang, oder sonst etwas Anderes, das der Vorstellung grade am nächsten liegt. Nicht bloß aber die Zeit, sondern auch die gehörige Stärke nebst der gehörigen Dauer der Empfindung gehört dazu, wenn die Erinnerung d. h. die Vergesellschaftung derselben mit dem ihr zugehörigen Vorstellungscomplexe eintreten soll, in welchem sie ihre Stellung grade einer bestimmten Größe verdankt. Wo diese Größe variirt, wird die Empfindung gleichfalls falsch gedeutet. Ebenso verlangt namentlich die Form und Gestalt der Gesichtsbilder, damit sie richtig gedeutet werden, auch den gehörigen Grad von Deutlichkeit, Bestimmtheit und Unterscheidung, und, wo diese fehlen, schweift die deutende Raumphantasie unter allerlei Bildern rathlos umher und erzeugt Irrthum und Täuschung. So geschieht es nicht bloß im Zwielicht oder bei den continuirlichen umfaßbaren Veränderungen und Uebergängen in einem Gewölk oder in einer Rauch- oder Nebelmasse, aus der wir allerlei Gesichter oder Landschaften oder sonstige Gestalten entstehen lassen, sondern überall, wo Gegenstände ihre Eindrücke aus weiter Entfernung zu uns senden. Wenn Jemand auf freiem Felde spazieren geht und einen entfernten Gegenstand undeutlich wahrnimmt, kann es kommen, daß er denselben zuerst für ein Pferd hält. Indem die Wahrnehmung aber dauert, wird diese Vorstellung alsbald mit

der einer Kuh, die dort ausruht, vertauscht. Allein auch diese Vorstellung muß weichen, indem die Wahrnehmung dazu Anlaß giebt, daß sie sich plötzlich mit Bestimmtheit in mehrere Vorstellungen von Menschen auflöst, die sich im Felde zu einer Gruppe niedergesetzt hatten. Die unbestimmte Wahrnehmung diente also in diesem Falle zur Hervorrufung der Vorstellungen Pferd, Kuh, Mensch, und hätte möglicher Weise die Reihe ihrer Reproductionen noch verlängern können. Beispiele aus anderen Empfindungsgebieten werden jedem Leser von selbst einfallen.

Faßt man diesen Proceß allgemein, so kann man sagen: jedes Empfindungselement oder jede Wahrnehmung, welche von außen in der Seele veranlaßt wird, ist im Stande, eine unbestimmte Anzahl von schon in der Seele vorhandenen Vorstellungen anzuregen, und führt, je nach den Bedingungen, bald die ihr wirklich entsprechende und zugehörige, bald aber irgend eine andere ins Bewußtsein zurück. Stimmen die zurückgeführten Vorstellungen mit den gegebenen Dingen und Ereignissen der Wahrnehmung überein, gehört also die letztere in den Complex der reproducirten, so nennt man dies ein verständiges Empfinden, Wahrnehmen und Vorstellen, in jedem andern Falle aber, wo in irgend welcher Beziehung eine Ungehörigkeit in der Verbindung beider Theile liegt, sie der wirklichen Sachlage der gegebenen Empfindung oder Wahrnehmung fremd ist, findet ein illusorisches Wahrnehmen und Vorstellen statt.

Im Schlaf nun ist, wie gezeigt, nicht bloß die innere Seelenthätigkeit nicht vollständig gehemmt, sondern es hört während desselben auch keineswegs die Erregbarkeit ihrer Vorstellungen durch Eindrücke auf, welche von außen in sie einwirken.

Die Augen allerdings sind überdeckt und werden im Schlaf für die schwachen Lichteindrücke unempfänglich; nur stärkeres Licht würde durch die Augenlieder oder die nicht ganz geschlossenen Spalten derselben hindurchdringen. Das Gehör dagegen bleibt und ist allen möglichen Geräuschen und Tönen zugänglich. Auch die Nase läßt die aus- und einströmenden Luftzüge durch, welche mit ihrem Inhalt die Riechnerven reizen. Besonders aber ist die äußere Hauthülle des Körpers den vielfachsten Angriffen ausgesetzt, die in ihren Nerven allerlei Gefühle hervorbringen. Es sind Schwankungen zwischen Kälte- und Wärmeempfindung an größeren oder kleineren Stellen in Folge äußerer Temperaturunterschiede möglich. Die Bewegungen fremder Dinge oder eigener sich berührender Körpertheile veranlassen Berührungsgefühle. Ein Thierchen, wie eine Fliege oder Mücke,

macht seinen Angriff und erzeugt Jucken oder Schmerz. Außerdem sind es besonders die Wirkungen der Schwere und des Druckes, denen wir im Schlaf ausgesetzt bleiben: allerlei Druck- und Tastempfindungen, locale Gefühle von Vertaubungen, unbestimmten Gestaltungen, Zerrungen u. s. w. sind die Folgen davon.

Dasselbe ist aber nicht weniger der Fall von Seiten aller derjenigen Reize, welche innerhalb der eigenen Leiblichkeit an verschiedenen Stellen der peripherischen oder centralen Verbreitung der Nerven aus verschiedenen Anlässen auch während des Schlafes entspringen und sich gleichfalls zu einer Perception der Seele umgestalten. Das Blut, das in seiner ununterbrochenen Circulation den Körper durcheilt, unterhält in den kleinsten Theilen aller Gebilde die Umsetzung der Elemente und wirkt theils chemisch theils mechanisch durch Druck und Stoß. Störungen im Ernährungsproceß werden ebenso sehr, wie Anstauungen, Ursachen eigenthümlicher Reize und entsprechender Empfindungen. Jede Bewegung eines Körpergliedes, Streckungen und Zusammenziehungen der Muskeln haben denselben Effect. Die rhythmischen Bewegungen des Herzens und der Lungen erzeugen innere sich fortpflanzende Erschütterungen flüssiger und fester Theile, die theils durch Sinnesnerven, wie das Gehör, theils durch andere Empfindungsnerven aufs Gehirn übergehen. Irgend welche krankhafte Gebilde in der Haut oder in anderen Partien, wie Ausschläge, Geschwüre, Wunden u. dgl., werden Ausgänge mannigfaltiger Gefühle und Affectionen. Einzelne Sinnesnerven, wie namentlich des Gesichts und Gehörs, unterhalten auch nach dem Aufhören äußerer Einwirkungen auf sie in ihrem eigenen Material mehr oder weniger andauernd die innere Erregung, wie sich dies beim Gesicht durch die Nachbilder und die bekannten Erscheinungen, die vor dem Einschlafen im dunkeln Sehfelde wahrgenommen werden, aufs deutlichste darstellt oder auch in oft lange nachklingenden Tönen und Tonfolgen bemerkbar macht. Insbesondere aber sind es die den Lebensproceß unterhaltenden Organe, das Herz, die Lungen, der Magen, die Leber, Milz, Nieren und Gedärme, die ihr eigenes inneres Leben oder dessen Störungen durch die ihnen zugehörigen und zu den Centraltheilen zurücklaufenden Nervenröhren in Gefühlen, affectvollen Erschütterungen und Stimmungen auf die Seele übertragen. Nicht weniger oder, richtiger gesagt, noch viel mehr gilt dies von den Centraltheilen des Nervensystems, Rückenmark und Gehirn, mit denen die Seele sich im nächsten Zusammenhang befindet. Kurz, die Seele bleibt im Schlaf nicht bloß in fortdauernder Verbindung

mit der außerleiblichen Welt, sondern ist auch der percipirende, auffangende Herd für die mannigfaltigsten mechanischen, chemischen, vitalen und animalen Reize, die innerhalb der Sphäre des ihr zugehörigen Organismus entspringen.

Hierzu kommt ein Umstand, der nicht übersehen werden darf. Im wachen Zustande nämlich, wo die Seele meist mit ihrem höheren Vorstellungsleben oder den aus dem Kreise ihrer Begehrungen und Wollungen entspringenden Handlungen beschäftigt ist, gehen nicht bloß, wie früher gesagt, viele äußere Eindrücke ohne nachhaltige Wirkung vorüber, sondern auch das allgemeine Körpergefühl kommt gewöhnlich nur als Totalstimmung zum Bewußtsein. Nur bei krankhaften Verstimmungen fängt die Seele an, auf die Reflexe der körperlichen Ereignisse in ihrem eigenen Wesen zu achten. Es ist aber schon früher hervorgehoben, daß grade die unbewußte Seite des Seelenlebens sich im Schlaf vordrängt, und eben diese bezieht aus der Sphäre der genannten Verhältnisse ein nicht unbedeutendes Material. Daraus folgt, daß sowohl den äußeren, wie auch den inneren Reizen ein erheblicher Einfluß im Schlaf zugestanden werden muß, der im wachen Zustande wegfällt. Die Seele gelangt im Schlaf zu einem viel tieferen und breiteren Empfindungsbewußtsein von ihrer Leiblichkeit als im Wachen und ist genöthigt, gewisse Reizeindrücke zu empfangen und auf sich wirken zu lassen, die aus Theilen und Veränderungen ihres Körpers herstammen, von denen sie im Wachen nichts wußte.

Insofern mithin im Schlaf dieselben Bedingungen gegeben sind, nach welchen die Reize im Wachen auf den schon vorhandenen Vorstellungskreis der Seele einwirken und diesen zu Reactionen bestimmen, durch welche den neuen Empfindungselementen ihr psychischer Werth, ihre Bedeutung und Einordnung zuertheilt wird, muß das Letztere nach allgemeinen psychischen Gesetzen auch für die äußeren und inneren Nervenreize während des Schlafes gelten. Dies wird um so mehr der Fall sein, da im Schlaf der bewußte Einfluß der logischen Regulative oder überhaupt der allgemeinen Vorstellungsformen wegfällt, durch welche die Verbindung und der Verlauf der Wahrnehmungen und Vorstellungen im Wachen schließlich determinirt und geleitet werden, folglich die Empfindungselemente und deren Zusammenhänge desto freier schalten können.

Gesetzt also, die im obigen Beispiele gebrauchte unbestimmte Wahrnehmung wäre ein im Schlafe durch einen inneren Reiz im Sehnerv oder im Gehirn entstandener Empfindungscomplex, so würde kein Grund

entgegenstehen, anzunehmen, daß in der Seele gleichfalls derselbe Erfolg eintreten müßte: die Seele würde auf Anlaß eines inneren Eindruckes in gleicher Weise ein Pferd, eine Kuh und mehrere Menschen vorstellen. Der Unterschied zwischen dem Ereigniß im Schlaf und dem im Wachen würde sogar für die Seele vortheilhaft sein, indem im Wachen der äußere Reiz durch die ihm entsprechende unbestimmte Wahrnehmung doch nur bloße Vorstellungen hervorzurufen vermag, während der Reiz oder Eindruck im Schlaf statt der Vorstellungen wirkliche Empfindungsbilder zum Gefolge hat. Denn der Unterschied zwischen Wachen und Schlaf besteht rücksichtlich der psychischen Reaction darin, daß die Seele im Schlaf sich im Empfindungsbewußtsein bewegt, in diesem Falle also ein Pferd und ebenso eine Kuh und mehrere Menschen wirklich sehen, nicht bloß vorstellen würde.

Jetzt läßt sich das Resultat allgemein so aussprechen: Sobald durch einen äußeren oder inneren Nervenreiz während des Schlafs in der Seele eine Empfindung oder ein Empfindungscomplex, ein Gefühl, überhaupt ein psychischer Vorgang entsteht und von der Seele percipirt wird, so ruft dieser Vorgang aus dem der Seele vom Wachen her verbliebenen Erfahrungskreise Empfindungsbilder, also frühere Wahrnehmungen, entweder nackt oder mit zugehörigen psychischen Werthen, hervor. Er sammelt gleichsam um sich eine größere oder kleinere Anzahl solcher Bilder, durch welche der von Nervenreiz herrührende Eindruck seinen psychischen Werth bekommt. Man sagt gewöhnlich auch hier, wie es der Sprachgebrauch für das wache Verhalten thut, daß die Seele im Schlaf die Nervenreizeindrücke deute. Das Resultat dieser Deutung ist der sogenannte Nervenreiztraum, d. h. ein Traum, dessen Bestandtheile dadurch bedingt sind, daß ein Nervenreiz nach den Gesetzen der Reproduction seine psychische Wirkung im Seelenleben vollzieht.

Die Gruppe dieser Träume ist sehr zahlreich, da nicht bloß, wie oben gezeigt, es viele Quellen solcher Nervenreize giebt, sondern auch die Deutungssphäre, aus der die einzelnen Traumbilder herrühren können, meistens einen großen Umfang hat. Sie stammen ebensowohl von Gesichts-, Gehör-, Haut und anderen Sinnesreizen, wie von inneren organischen Reizen her. Während in Fällen der ersteren Art der Erfahrungskreis des wachen Bewußtseins ein Reproductionsmaterial von bekannter Beschaffenheit darbietet, findet dies rücksichtlich der organischen Reize weniger statt. Schon im Wachen unterliegt die Seele, wenn ein organischer

Reiz von einer ihr unbekannten oder nur dürftig gekannten Stelle des Körpers ausgeht oder wenn das allgemeine Körpergefühl in ganz ungewohnten Formen alterirt ist, der Nothwendigkeit, allerlei Ersatzreproductionen zu vollziehen, also in ihren Deutungen falsch zu greifen und sich meistens mit unbestimmten Gefühls- oder Affectzuständen zu begnügen und diese oft auf die entferntesten Vorstellungen zu beziehen. Dasselbe kann im Schlafzustande noch weniger ausbleiben, da in ihm der Seele mancher Eindruck aus dem Körper zum Bewußtsein kommt, den sie im wachen Zustande nie erfahren oder niemals beachtet hat. Deßhalb sind auch die einfachen Nervenreizträume nicht schwer zu erkennen, so lange die Reize in einer Sinnessphäre bleiben und nicht dem dunkeln Gebiete der organischen Erregungen angehören.

Die Nervenreizträume werden nach denselben Reproductionsgesetzen eingeleitet, von denen die Verknüpfungen und der Verlauf der Vorstellungen des wachen Bewußtseins abhängen, wenn nicht die höhere Denkthätigkeit eingreift. Welches von diesen Gesetzen jedoch den Traum determinirt, d. h. nach welchen inneren Bedingungen die Seele den Eindruck des Nervenreizes grade so oder anders auslegt, an ihn grade diese und nicht andere Bilder sich anschließen, ist nicht in allen Fällen gleich deutlich. Man unterscheidet bekanntlich sechs solcher Reproductionsgesetze, d. h. Regeln, nach denen ein geistiger Zustand, wie eine Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung oder ein Gefühl, eine Begehrung u. s. w., einen anderen Zustand nach sich zieht, der unwillkürliche Vorstellungsverlauf also sich richtet. Die psychischen Zustände folgen einander entweder nach der Aehnlichkeit, einem Gesetz, das einen sehr großen Umfang hat, da übereinstimmende Momente sich im Psychischen unglaublich fein ausbilden und deßhalb mitunter das Entfernteste und scheinbar Ungleichste in Zusammenhang bringen. Oder nach dem Contrast, der schon in geringerem Umfange wirkt. Oder nach der Coexistenz, einem Gesetz, welches darin besteht, daß alle Wahrnehmungen oder Vorstellungen, die irgend einmal nahezu gleichzeitig im Bewußtsein waren oder sich wie Theile einer Gesammtvorstellung verhalten, sich eine die andere wieder ins Bewußtsein zurückführen. Diese Regel beherrscht in sehr ausgedehnter Weise den Vorstellungsverlauf, da die meisten unserer Gesichtswahrnehmungen, alle Raumvorstellungen und auch die Tast- und Druckbilder schon an sich sehr componirt sind und sich überdies mit anderen Empfindungen und Gefühls- und Begehrungszuständen zu einem Ganzen ver-

einigen. Oder nach der Succession, einem Gesetz, welches aussagt, daß Empfindungen, Wahrnehmungen und Vorstellungen einander in derselben Reihenfolge wieder erwecken, in der sie einmal im Bewußtsein auf einander gefolgt und unter sich verbunden sind. Nach dieser Regel folgen die Töne einer Melodie, die Worte eines Gedichtes, die Namen der Tage und Monate, kurz die Glieder aller Vorstellungsreihen auf einander, die zu Zeitreihen gebildet sind, die regelmäßig wiederkehrenden Geschäfte des Tages nicht weniger, als die ganze Geschichte unsres Lebens. Oder nach der Beziehung zwischen Mittel und Zweck, d. h. nach der Regel, daß eine Begehrungsvorstellung in dasjenige Gebiet ihrer Erfahrung zurückführt, aus welcher die Erinnerung an die Befriedigung entspringt. Oder endlich nach dem Zusammenhange zwischen Ursache und Wirkung, nach der Regel der Causalität, wonach jede Wahrnehmung wie jedes Ding, jede Vorstellung wie jedes Ereigniß auf ein gleichzeitiges oder früheres anderes Ding oder Wahrnehmung oder Ereigniß oder Vorstellung hindeutet, woraus das Folgende entsprungen, überhaupt hergekommen sei. Sämmtliche Regeln liegen nicht bloß den ersten Traumanknüpfungen, sondern auch den Fortsetzungen derselben zum Grunde, und es wird dem Leser nicht schwer fallen, an den im Nachfolgenden erwähnten Fällen die Reproductionsregel, welche die Traumbildung bestimmte, wiederzuerkennen.

Wir wollen die Natur der Nervenreizträume ohne den Unterschied, ob der Reiz ein äußerer oder ein innerer ist, ob er in einem Sinnesorgane stattfindet oder irgend ein anderer organischer Reiz ist, zunächst allgemein kenntlich machen. Zu ihnen gehören die Träume, in denen einzelne Personen, Gesichter, Thiere, Pflanzen, Locale oder Figuren abenteuerlicher Art u. s. w. wahrgenommen werden. Ferner wenn der an den Fenstern oder um das Haus geräuschvoll hinfahrende Wind die Seele erregt, kann der Traum entstehen, daß sich ein Orkan erhebe, der die Fenster aufreißt; oder wenn der Regen herabfällt, kann geträumt werden, daß eine Wasserflut die Straßen überströme. Jemandem, der am Wassersturz einer Mühle schläft, träumt von einem fern hallenden Kanonendonner, der ihn beängstigt. Die gehörten Geräusche werden ferner als Stimmen oder Reden bekannten oder unbekannten Personen in den Mund gelegt oder auch auf Schrecken erregende, gespensterhafte Wesen gedeutet, deren Bild auftritt. In anderen Fällen ruft die Gehörperceptoin, entsprechend ihrem eigenthümlich markirten Inhalte, ob der Geräuscheindruck ein

Knarren oder Pfeifen oder Prasseln u. s. w. war, die Gestalten solcher Handwerker hervor, wie Drechsler, Schlosser, Schmiede, von denen dann die Geräusche im Traume herkommen. Purkinje träumte häufig in Folge der Perception der Schläge seiner Pendeluhr; er vernahm einmal darin das abgesetzte Bellen eines Hundes, ein anderes Mal die Schläge einer Axt und in anderen Fällen Worte und Rufe. Bei den Geruchs- und Geschmacksperceptionen, welche letzteren durch Umsetzungen der Mundflüssigkeit oder kleiner Speisereste im Schlaf entstehen können, wird ein wirklicher Geruch oder Geschmack im Traum einer Frucht oder einer Flüssigkeit geliehen, wie mir neulich eine Dame unsrer Gesellschaft in ihrem Gartenhause einen Liqueur anpries, den ich roch und in der lebhaftesten Weise als stark spiritnös-sauer schmeckte. Die Geruchseindrücke von Blumen oder Riechstoffe im Schlafzimmer erzeugen Träume von Gewächshäusern, Blumengärten und Landschaften. Besonders zahlreich sind die Beispiele auf dem Gebiet des Hautgefühls- und insbesondere des Druck- und Tastsinnes. Der Schmerz, je nachdem er nur schwach oder stärker zur Perception kommt, erregt beängstigende oder abwehrende und entfliehende Gestalten und Handlungen, und verkörpert sich leicht in Traumbildern von Thieren oder Menschen, die uns beißen oder stechen oder schlagen. Der aus dem Bett hinausgestreckte, abgekühlte Fuß wird Veranlassung zu einen Spaziergang auf einem Schneefelde mit bloßen Füßen; die offene, erkältete Brust versetzt uns an einen Wasserstrom, in dem wir schwimmen, und Jemandem, der mit den Füßen die heiße Wärmflasche berührte, träumte, daß er den Aetna bestieg und über heiße Lava ging. Ein Andrer erzählt, ihm habe einmal geträumt, er sei von Räubern überfallen, die ihn rückwärts auf die Erde legten und ihm zwischen der großen und nächsten Zehe einen Pfahl in die Erde schlugen: beim Erwachen fand er einen Strohhalm zwischen den Zehen. Der Kitzel auf der Oberlippe läßt im Traum einen Schnurrbart herauswachsen. Ein Druck auf die Füße erzeugte neulich bei mir selbst den Traum, daß ein Thier auf das Bett sprang, sich bequem in der Decke zusammenkauerte, erst als Katze, dann als ein kleiner Hund: mit gewaltiger Anstrengung stieß ich das lästige Thier fort, und mußte lachen, als ich im Erwachen erkannte, was es war. „Liegen wir nicht bequem auf dem Rücken oder der Seite hat sich eine Falte im Bettuch gebildet, die einen örtlichen Druck ausübt, so glauben wir an einem einschneidenden Bandriemen eine Last zu tragen. Wenn die Hand durch Druck auf die Nerven in lähmungsartigen Zustand

gerathen ist, so erscheint sie im Traum als ein fremder Körper, der uns unangenehm berührt, oder es wird eine Person geträumt, die uns Gewalt anthun will. Ist gar die ganze Seite lähmungsartig afficirt, so glauben wir einen Fremden neben uns liegend, den wir vergebens aus der unmittelbaren Nähe zu entfernen bemüht sind". (Purkinje). Der Durstreiz führt die Reproduction das eine Mal in eine brennende Sandwüste, das andere Mal zu einem Gelage, wo in vollen Zügen getrunken wird. Der Reiz einer kleinen Hitzblatter an einem Fußschenkel wird zu einem Kanarienvogel, der mit seinem spitzigen Schnabel beißt, und der Stich einer Mücke zu einer Anzahl Enten, die auf einem Teiche schwimmen und nach Schmetterlingen schnappen, die sie erhaschen und verzehren. Die aus einem nervenreichen Organ stammenden Eindrücke, da sie dem Erfahrungsmaterial der Seele gewöhnlich sich nur wenig anschließen können, werden zu noch freieren Deutungen verwendet. Wohlgefühle veranlassen Bilder heiterer Scenen, Herzaffectionen Träume von beängstigenden Verhältnissen, etwa von der Gefahr zu ertrinken oder der Verfolgung durch ein wildes Thier oder von Erstickung in Rauch und Flammen. Alle diese leicht noch zu vermehrenden Fälle, die theils eigener Erfahrung theils den Darstellungen kundiger Beobachter und Traumanalytiker entlehnt sind, lassen die Natur des Nervenreiztraumes, aber auch die Richtigkeit des Grundgedankens deutlich erkennen.

Man ist folgerichtig darauf gekommen, die Entstehung der Nervenreizträume experimentell zu behandeln, und es würde von Wichtigkeit sein, wenn diese Versuche in großer Anzahl und methodisch weiter geführt würden. Uns liegt von solchen Mittheilungen leider nur Weniges vor; doch mag als eine Probe das, was A. Maury nach dieser Seite veröffentlicht hat, nicht unerwähnt bleiben. Er ließ durch eine dazu beauftragte Person äußere Reize gleich nach dem Einschlafen auf sich einwirken und nach einiger Zeit von derselben sich wecken. Das erste Experiment war, daß man ihm mit einer Feder nach einander die Lippen und die Nasenspitze kitzelte. Ihm träumte, daß ihm eine Pechkappe über das Gesicht gelegt sei, die mit Heftigkeit abgerissen wurde. Bei einem zweiten Experiment, wo man ihm kölnisches Wasser zu riechen gab, wurde das Traumbild einer Parfümeriebude hervorgerufen. Durch ein drittes Experiment, wobei man in der Nähe seines Ohres eine Zange durch Reibung mit einem Stahl in Vibration versetzte, entstand der Traum von einem Glockengeläut, das sich alsbald in das Geläute der Sturmglocke umsetzte

und hierdurch den Träumenden in die Junitage von 1848 zurückführte. Im Ganzen werden neun solcher Beobachtungen erzählt.*)

Sehr bemerkenswerth ist eine von Scherner gemachte Beobachtung, die derselbe zu einer Regel für die meisten Nervenreizträume glaubt erweitern zu können.**) Dieser Traumbeobachter behauptet nämlich, daß die Seele in den Nervenreizträumen darauf ausgehe, die räumliche Construction der Körperorgane und Körpertheile, aus denen die Reize stammen oder die sie durchlaufen, sowie deren Functionen symbolisch in den Traumbildern nachzuconstruiren. Mag dies auch nicht so allgemein richtig sein, wie er es ausspricht, so beweisen doch viele Fälle, daß der Nervenreiztraum da, wo das entsprechende Organ als solches oder in seiner Function bekannt ist, in der That eine Neigung hat, „beim Beginn in den fernsten und freiesten Andeutungen des Reizobjectes zu malen, am Schlusse aber das betreffende Organ des Reizes oder dessen Function in Nacktheit hinzustellen". Als Beispiele und Belege hierzu können namentlich der Streckreiztraum, der Zahnreiztraum und der Lungenreiztraum dienen, zu deren Formen die bekannten Träume vom Herabfallen aus einer Höhe, vom Zahnausfallen und vom Fliegen in der Luft gehören. Der erste Traum, der häufig beim Einschlafen vorkommt und ein nochmaliges Erwachen verursacht, hat seinen Anlaß darin, daß bei eingetretener Bewußtlosigkeit des Hautdruckgefühles, das von der unterstützenden Unterlage herrührt, entweder ein Arm vom Körper herabsinkt oder ein eingezogenes Knie unwillkürlich gestreckt wird, wodurch in beiden Fällen plötzlich das Gefühl des Hautdrucks wieder bewußt wird, der Uebergang zum Bewußtwerden aber als Traum vom Niederfallen sich psychisch verkörpert. Die Geschwindigkeit, mit welcher das Traumbild den psychischen Zustand deutet, entspricht dem mechanischen und physiologischen Hergange, weßhalb diese Traumbildung gleichsam im Entstehen auch wieder endigt. Das Fliegen im Traum ist das von der Seele gebrauchte adäquate Bild des Fluges, wodurch sie das zur Perception gelangte, von den durch die Athmung auf- und niedersteigenden Lungenflügeln ausgehende Reizquantum deutet, wobei das der Unterstützung des Körpers zugehörige Druckgefühl oder überhaupt das ganze Hautgefühl gleichfalls schon bis zur Bewußtlosigkeit herabgesunken ist. Durch den letztern Umstand wird die an die

*) A. a. O. p. 182.

**) K. A. Scherner, Das Leben des Traums. Berlin 1861.

Vorstellungsform des Schwebens gebundene Empfindung vermittelt. Scherner hat dieser Traumform viel Aufmerksamkeit gewidmet und sie bis ins Detail analysirt, ohne jedoch das mit entscheidende Moment, nämlich das Erlöschen des Bewußtseins vom Druckgefühl, zu berücksichtigen.*) Der von ihm zur Bestätigung der angegebenen Ursachlichkeit dieses Traumes angeführte und von ihm selbst erlebte Fall ist werth, mitgetheilt zu werden. Ihm träumte einmal, „daß er nach längeren Flugabsätzen auf einem Traumspaziergange zum Schluß noch über die Oder fliegen wollte, davon aber durch das eintretende Traumbild eines heftigen Hustens mit blutigem Auswurf (bei voller Gesundheit) in Folge des angestrengten Fliegens verhindert wurde. Nun wußte ich, fügte er hinzu, daß die Lunge das erregerische Moment des Fliegens sei, und es freute mich diese Entdeckung so sehr, daß ich unmittelbar dadurch erwachte und mit Vergnügen, alle Momente des Traumfliegens mit denen der Athmung vergleichend, die Bestätigung fand".

Das Gesagte mag hinreichen, die Beobachtung der ersten und einfachsten Gruppe von Träumen, der Nervenreizträume, rücksichtlich ihrer Anläße und deren psychischer Deutung, worin eben der Traum besteht, zu orientiren. Das Verständniß der übrigen Traumformen wird natürlich desto schwieriger, je tiefer ihr Bildungsgesetz in den Inhalt und die Formen des wachen Bewußtsein, beides entweder störend oder sich dienstbar machend, zurückgreift, und je mehr Bedingungen zur Entstehung des Traumes zusammenwirken. Dennoch ist zu erwarten, daß, sobald das Traumleben der Seele erst häufigere Angriffe der Wissenschaft wird erfahren haben, desto wahrscheinlicher auch seine Dunkelheit sich allmählich erhellen wird.

5. Warum die Träume leicht vergessen werden.

Beschränkt man den Begriff des Traumes auf diejenigen Gebilde und Ereignisse, welche der Seele im Schlaf mit einem gewissen Grade bewußt werden, so hat die Thatsache, daß man die Träume im Allgemeinen leicht und schnell vergißt, allerdings etwas Auffälliges. Die Vergeßlichkeit der Träume ist eine doppelte. Einerseits gehen die Träume entweder überhaupt nicht in das wache Bewußtsein über oder wirken nur so weit nach,

*) Wenn dieses Moment nicht mit entscheidend wäre, so müßte das Traumfliegen viel häufiger eintreten, als es der Fall ist.

daß man sich zwar erinnert, geträumt zu haben, von dem Trauminhalte aber nichts weiß, andrerseits treten sie zwar vollständig oder in Bruchstücken ins wache Bewußtsein, verlieren sich aber schnell wieder und können dann oft unter keinen Umständen, selbst nicht durch die stärksten Bemühungen der Erinnerung, von Neuem bewußt gemacht werden.

Auch zum Verständniß dieser Thatsache ist der Grundsatz festzuhalten, daß alle Traumerscheinungen und was mit ihnen von der psychischen Seite zusammenhängt, zunächst immer mit den Thatsachen des wachen Bewußtseins verglichen werden müssen. Die Traumerscheinungen sind für die psychologische Auffassung nichts Exceptionelles und stehen auf keiner anderen Basis, als auf welcher die Erscheinungen des wachen Bewußtseins stehen. Deßhalb müssen für sie auch dieselben Bedingungen und Regeln gelten, welche für die analogen Fälle des wachen Bewußtseins sich entdecken lassen.

Erfahrungsmäßig werden im Wachen Tausende von Empfindungen und Wahrnehmungen bewußtvoll erlebt, sinken aber in der nächsten Zeit völlig aus dem Bewußtsein, weil die Stärke und Energie, mit welcher die Seelenthätigkeit in ihnen erregt war, einen zu geringen Grad hatte. Wir gehen zum ersten Male an einer Reihe von Häusern vorbei und das Auge gleitet bewußtvoll über sie hin; aber Niemand ist im Stande, von solchen Bildern sich später eine Erinnerung zu schaffen: wir wissen nur, daß wir Häuser gesehen haben. Dasselbe trifft ein, wenn wir auf der Straße unter vielen unbekannten Menschen umhergehen. Sobald aber das Bild eines Hauses oder das Bild eines Menschen mit Verweilen oder wiederholt angesehen wird, gewinnen diese Bilder an Stärke, prägen sich, sagt man, der Seele tiefer ein, und ihre Erinnerung gelingt.

Dieser Umstand scheint auch für die Traumbilder eine der Bedingungen ihrer Erinnerungsgröße zu sein. Die Traumbilder sind gleichfalls in vielen Fällen neu und fremd; sie sind mehr oder weniger stark und lebhaft, und stufen sich im Traumbewußtsein graduell ab, namentlich da, wo sie einzeln stehen oder Seitenpartien des Traumraumes einnehmen. Während man der stärkeren Bilder sich erinnert, kann man die anderen nicht wiederfinden. Auch rücksichtlich der Dauer der Wahrnehmung verhalten sich nicht alle Traumbilder gleich: einige stehen längere Zeit, die meisten verschwinden rasch. Die ersteren werden erinnerungsfähiger sein, als die letzteren. Ein Traum führte mir neulich mehrere Personen vor, deren Bilder alle bis auf eins rasch verschwanden: das stehende Bild wuchs zu großer Deutlichkeit und wurde fast transparent, wie eine beleuchtete Wachsfigur. Die

Erinnerung dieses Bildes ist noch jetzt leicht, während von den übrigen nichts geblieben ist. Endlich erleben wir die meisten Traumcompositionen nur ein einziges Mal und können sie in derseben Nacht oder in der folgenden nicht wiederholen; kommt so Etwas vor, so geschieht es doch selten. Die meisten Träume verrinnen wie eine Melodie, die ein ungeübtes und talentloses Ohr hört und dann vergißt. Sollte das Gedächtniß sie behalten, müßte sie öfter und öiter gehört werden.

Allerdings reicht nun die Stärke und Lebhaftigkeit der Traumbilder allein zu ihrer Erinnerung nicht aus; auch die stärksten können wieder vergessen werden und fallen gewiß wirklich oft genug für die Erinnerung fort. Auch im Wachen gehen viele starke und lebhafte Empfindungen und Wahrnehmungen rasch verloren. Daß Empfindungen und Wahrnehmungen, ebenso wie Vorstellungen und Gedanken, Dauerhaftigkeit und eine hinreichende Erinnerungsgröße erlangen und nicht alsbald von anderen, vielleicht auf immer, verdrängt werden, erfordert als zweite Bedingung, daß sie nicht isolirt bleiben, sondern Verbindungen und Vergesellschaftungen passender Art eingehen. Hierüber ist schon oben bei einer anderen Gelegenheit Einiges gesagt. Sowie ein Einzelner durch seine Kraft Nichts oder kaum Bemerkbares einer größeren Last gegenüber leistet, im Zusammen aber und in gegenseitiger Unterstützung mit Andern nachweisbare Effecte hervorbringt, so verhält es sich auch mit den Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken rücksichtlich ihrer Leistungen für das Bewußtsein und die Erinnerung. Dazu gehört allerdings, daß die zusammengefügten Elemente auch zu einander passen, nach Beschaffenheit und Form mehr oder weniger unter sich verwandt sind oder zu einander in Beziehungen und Verhältnissen stehen, damit die Verbindung eine naturgemäße und freiwillige, nicht eine erzwungene sei. Das Bild, welches ein Kind aus seinen kleinen Spielsachen, die in der Schachtel verworren durch einander liegen, planmäßig zusammengesetzt hat, prägt sich der Seele tiefer und lebhafter ein, als jedes Stückchen für sich: die Erinnerung des Ganzen wird die Beherrscherin des Einzelnen, welches als solches nur durch eine subsidiäre Erinnerung im Gedächtniß aufbewahrt wird. Das Bild aber aller Einzelnen, die verworren durch einander liegen, bleibt gar nicht haften. Ein kleiner Vers besteht aus wenigen Zeilen und kaum hundert Wörtern. Löst man ihn in diese Wörter auf und schüttelt die letzteren durch einander, so ist nicht bloß aller Sinn und Verstand des Verses verschwunden, sondern es wird auch sehr schwer fallen, sich der Wörter in der confusen Reihenfolge

zu erinnern, und erst viele Wiederholungen sind nöthig, um der Erinnerung gewiß zu werden. Wohlgeordnet und in sachgemäßer Folge hilft ein Wort dem andern und das Ganze steht sinnvoll in der Erinnerung leicht und lange fest. Widersinniges behalten wir im Allgemeinen ebenso schwer und ebenso selten wie das Verworrene und Ordnungslose.

Allerdings giebt es nun auch Träume, denen weder Verständigkeit noch Ordnung fehlt; in der überwiegenden Mehrheit der Fälle aber leiden sie Mangel an beiden. Die Seele ist bei den meisten Träumen gar nicht als ordnendes und logisches Princip betheiligt, sondern die Träume und die Traumelemente kommen ihr unwillkürlich und ohne zu wissen, wie; sie werden ihr durch bewußtlos wirkende Anlässe der Reproduction aufgedrängt, welche die Reihenfolge und Verknüpfung der Elemente nach anderen als dem wachen Bewußtsein angehörigen und von diesen approbirten Bedingungen hervorrufen. Daß hierbei physiologische Einflüsse, unbekannte vom Körper ausgehende Anreizungen und Störungen auf den unbewußten Seeleninhalt einwirken und sich diesem gegenüber etwa so verhalten, wie wenn die zehn Finger eines der Musik ganz unkundigen Menschen über die Tasten des Instrumentes hinlaufen, kann keinem Zweifel unterliegen, kommt aber hier nicht in Betracht. Auch darf man, der hier vertretenen Auffassung gemäß, nicht meinen, als ob durch die widersinnigen, ungeordneten Verknüpfungen, die springenden Successionen und die dabei dennoch für das Traumbewußtsein vorhandene Ordnung an sich ganz indifferenter Traumelemente das Gedächtniß oder das Erinnerungsvermögen für die erwachende Seele aufgehoben oder gewissermaßen in dem Traum und durch ihn theilweise verbraucht sei. Sondern grade umgekehrt, die Traumcompositionen selbst als solche und an sich entbehren der Möglichkeit ihres eigenen Gedächtnisses oder ihrer eigenen Erinnerung und werden vergessen, weil sie meistens schon in den nächsten Zeitmomenten auseinanderfallen.

Liegt also hierin gleichfalls ein möglicher Realgrund für die Vergeßlichkeit vieler Träume, so schließt sich nun ein dritter Umstand von noch erheblicherer Wirkung daran.

Augenscheinlich ist nämlich die Vergeßlichkeit der Träume für das wache Bewußtsein der umgekehrte Fall der oben besprochenen Thatsache, daß von dem Inhalte des wachen Bewußtseins nur Einzelnes, nie aber geordnete Erinnerungsreihen in den Traum übergehen. Dieselben Ursachen also, die den Weg der Erinnerung aus dem Wachen in den Traum versperren,

müssen auch die Rückströmung der Erinnerung aus dem Traum ins Wachen verhindern. Die Erinnerungsgröße der Bestandtheile unsres wachen Bewußtseins hängt besonders davon ab, daß das Einzelne in geregelten Verknüpfungen mit Früherem oder Gleichzeitigem in Raum- und Zeitreihen liegt, zu denen es gehört. Im wachen Bewußtsein erleben wir Nichts, das nicht sogleich in früher Erlebtes eingeordnet würde; für jedes Neue ist die Gesellschaft in uns bereit, in die es gehört und von der es gewürdigt und verstanden wird. Durch die Rückwirkung dieser Gesellschaft wird es mit einer Bewußtseinssphäre umkleidet, die viel größer ist, als sie in einem isolirten Wahrnehmungs- oder Vorstellungscomplex jemals sein kann. Wie weit wir von irgend einer Wahrnehmung, irgend einem Erlebniß zurückschreiten oder in die ihm zugehörigen Gebiete gleichsam zur Seite schreiten können, ebenso viele Male haben wir für die fragliche Wahrnehmung oder das fragliche Erlebniß, das vor einiger Zeit und zugleich an einem fernen Orte geschehen sein mag, in den Bestandtheilen jener Gebiete brauchbare Erinnerungshülfen. Diese letzteren — so war die oben ausgesprochene Ansicht — sind von den Traumbildern abgelöst und deßhalb kann durch diese und unter ihnen keine Erinnerung aus dem wachen Bewußtsein im Traum zu Stande kommen. Umgekehrt also muß man folgern, daß die Traumcomposition in den Gesellschaften der psychischen Reihen, mit denen die Seele wachend erfüllt ist und aus denen sie wachend ihre Erinnerung erneuert, meistens gar keinen Platz hat. Sie weicht, wenn auch ihrem Stoffe nach identisch, doch in ihren Formen und Zusammenhängen von demjenigen zu sehr ab, was in den festgestellten Raum- und Zeitreihen unsrer Lebensgeschichte und täglichen Erfahrung sich für das wache Bewußtsein angesammelt hat. Selbst wenn auch der Traum als solcher verständig und geordnet ist, so können wir doch, und zwar am allerwenigsten oder gar nicht während seiner Dauer, aus ihm heraustreten und wissen selbst in und nach dem Erwachen von keiner Stelle her den Eingang zu ihm wiederzufinden. Auf diese Weise hebt sich das Traumgebilde gleichsam von dem Boden unseres Seeleninhaltes ab und schwebt im psychischen Raum wie eine Wolke am Himmel, die der neu belebte Athem rasch verweht. Bleiben aber auch beim Erwachen einige Traumelemente zurück und stellen sich der bewußten Perception gegenüber, so muß man doch eilen, die zugehörigen Glieder rasch zu erfassen, ohne an einen Bestandtheil des wachen Bewußtseins zu denken, sondern indem man sich ganz der unwillkürlichen Reproduction hingiebt. Selbst wenn man auch dem Traum in

solcher Weise zum Bewußtsein bringt, geht doch seine Erinnerungsfähigkeit meistens alsbald wieder verloren, mit Ausnahme der Fälle, in denen ein anderweitiges Interesse oder eine künstlich erzeugte Verknüpfung mit Bestandtheilen des wachen Bewußtseins den Traum befestigt. Fehlen aber auch diese oder andere die längere Dauer sichernde Momente, so wird selbst ein in vollem Detail aufgeschriebener Traum nach kurzer Zeit für uns etwas ganz Fremdes, Etwas, das wir nie erlebt haben.

Sehr viel hängt nun rücksichtlich der Wirksamkeit dieses Verhältnisses zwischen dem Traum und dem bewußtlos fortdauernden Seeleninhalte des wachen Bewußtseins theils von der Tiefe des Schlafes, d. h. ob der Schlafende der Erregbarkeit der normalen Seelenthätigkeiten näher oder ferner ist, theils davon ab, welche Eingriffe der Traum in den Seeleninhalt macht, d. h. wie weit er diesen durch Lust- und Unlustgefühle, Begierden, Affecte u. dgl. an seiner Gestaltung mit betheiligt. Träume, welche der Zeit des Erwachens nahe sind oder im halbwachen Schlummer geträumt werden, bleiben erinnerungsfähiger. Man könnte sogar meinen, daß überhaupt nur Träume, bei denen sich die Pforten des wachen Bewußtseins schon zu öffnen anfangen, in das letztere hinüberwirken oder von ihm angeeignet werden. Ebenso müssen Träume, die nicht bloß wie flüchtige Nebel vorüberziehen, sondern kraftvoll in den Seeleninhalt einwirken, diesen vielfach in ihre Composition hineinziehen, ihn tief aufregen und erschüttern, entweder in heiteren und komischen oder in düsteren und tragischen Scenen die Wirklichkeit des Lebens nachahmen, selbst den Willen und die Denkthätigkeit in ihren Dienst ziehen, der Erinnerung zugänglicher sein. Gewiß wirken hierbei noch mancherlei individuelle Unterschiede begünstigend oder hindernd mit, und es giebt kein Kennzeichen, wonach man absolut beurtheilen könnte, ob ein Traum zur Erinnerung des wachen Bewußtseins gelangen werde oder nicht.

Dies folgt denn auch aus einem vierten Umstande, der bei der Frage nach den Ursachen der Vergeßlichkeit der Träume gleichfalls noch zu berücksichtigen ist.

Im wachen Bewußtsein tritt nämlich, wie bekannt, ein Wechsel zwischen Bewußt und Unbewußt sehr häufig dadurch ein, daß auf die gegenwärtigen Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gedanken andere folgen, welche die ersteren durch die Stärke ihres Eindrucks zum Theil oder gänzlich auslöschen. Beim Brausen des Windes hören wir unsere Stimmen nicht und jeder Ton kann durch einen stärkeren verschluckt werden.

Lust wird durch Lust, Geschmack durch Geschmack, Schmerz durch Schmerz aufgehoben und ein heftiger Schreck versagt alle Vorstellungen, sowie eine exaltirte Freude die Besinnung aufhebt. Ueberträgt man dieses Verhältniß auf die Traumbilder im Vergleich zu den wirklichen Wahrnehmungen und andrerseits zu den das wache Bewußtsein mit lebendiger Stärke während der Tageszeit ausfüllenden Vorstellungen und Gedanken, so kann es keinem Zweifel unterliegen, auf welcher Seite die Schwäche und auf welcher die Stärke ist. Ob irgend welche Traumelemente den wachen Wahrnehmungen und Vorstellungen ganz gleich kommen oder die letzteren, wie Einige meinen, sogar übertreffen können, ändert hierbei nichts. Für gewöhnlich ist die beim Erwachen wieder eintretende Sinnesthätigkeit des Auges, des Ohres, der Haut, sowie das erneuerte Körpergefühl, eine Quelle stärkerer Empfindungen und Wahrnehmungen, als solche im Traum vorkommen. Das Bild der umgebenden Außenwelt strömt meistens rasch und kräftig in die Gegenwart des Bewußtseins zurück und erfüllt den Raum des letzteren mit der ganzen Klarheit eines frischen Wiedererlebens. Es scheint unzweifelhaft, daß vor dieser Macht nur die wenigsten Traumgebilde werden Stand halten können: sie werden weichen müssen, wie die Nacht vor dem Tageslicht oder der Glanz der Gestirne vor dem Licht der aufgehenden Sonne oder wie der Ton vor dem stärkeren Geräusch, nur noch um Vieles schneller. Diese Wirkung der kräftigen Wiedererneuerung des Umgebungsbildes und des eigenen Körpergefühls wird noch dadurch bedeutend unterstützt, daß auch die Vorstellungsreihen, die Strebungen und Absichten, die Bilder der Handlungen, die unser gewohntes Tagesgeschäft ausmachen, gleichfalls nicht auf sich warten lassen, zumal wenn der Mensch ein lebhaftes Bewußtsein von Pflicht oder Nöthigung irgend welcher Art mit in den Schlaf hinübernahm. In diesem Verhältnisse zwischen dem Inhalte des Traumbewußtseins und dem rasch zurückkehrenden Inhalte des wachen Lebens möchte deßhalb nicht ohne Grund gleichfalls eine häufig wirksame Ursache erblickt werden dürfen, daß viele Träume erinnerungslos bleiben d. h. entweder vom erwachenden Ich gar nicht wahrgenommen oder rasch vergessen werden. Da jedoch die Wirksamkeit dieses Verhältnisses wesentlich auch an Zeitgrößen gebunden ist, so müssen allerdings deren Unterschiede hierbei mit in Anschlag gebracht werden.

Endlich darf noch ein fünfter Umstand nicht unerwähnt bleiben, aus dem es herrühren mag, daß viele Träume keine hinreichende Erinnerungsgröße erlangen, und der namentlich am meisten bei Personen wirksam zu

sein scheint, welche entweder gar nicht oder nur höchst selten zu träumen behaupten.

Es giebt nämlich manche Menschen, die auf Träume gar keinen Werth legen. Ihre Aufmerksamkeit ist überwiegend oder ausnahmslos den Begebenheiten und Geschäften des Tages, den Berufspflichten, den Studien und anderen Interessen gewidmet, und sie finden gar keinen Anlaß, das, was sich im Schlaf zuträgt, zu beachten, da es für sie das Nichtige und Werthlose ist. Ihr Verstand fühlt sich, wenn ihnen einmal ein Traum zur Erinnerung kommt, von ihm wie von einer häßlichen Verzerrung vernünftigen Daseins zurückgestoßen, ein Gefühl, daß durch die Opposition, in der sie meistens gegen jede der Traumwelt beigelegte, von ihnen als Aberglauben oder Thorheit bezeichnete Bedeutung stehen, noch verstärkt wird. Andere dagegen sind für die Erscheinungen der Traumwelt ganz besonders interessirt und ihre Aufmerksamkeit arbeitet gewissermaßen schon am Tage in der Richtung der kommenden Nacht, voll Erwartung, was sie Neues bringen werde. Die Gründe einer solchen Hochschätzung der Träume sind sehr verschieden, finden sich aber in allen Klassen der Gesellschaft vor. Sie ist da am stärksten, wo der Glaube herrscht, daß die Erscheinungen des Traumes einen prophetischen Werth für die Geschichte des wachen Lebens haben, oder wo eine solche Voraussetzung wenigstens zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung dient, welche in der Auslegung und Deutung der Träume gefunden wird.

Es ist nicht wohl möglich, daß die Traumerinnerung bei beiden Klassen von Menschen, die eben einander entgegengestellt sind, bei so verschiedenem psychischen Verhalten den Träumen gegenüber gleich sein sollte: Individuen der ersten Klasse werden von ihren Träumen nur selten etwas wissen, während die zur zweiten Klassen Gehörigen wahrscheinlich fast von jeder Nacht Etwas zu erzählen haben. Der Grund liegt nahe. Es ist schon früher daran erinnert, daß die Seelenthätigkeit des bewußten Wachens im Schlaf unbewußt fortdauert; die der Traumwelt gewidmete Spannung und Aufmerksamkeit ist in dem einen Falle so gut wie gar nicht vorhanden, hat dagegen im andern Falle eine fortdauernde Stärke, die jeden Augenblick zum Aufgreifen der Traumelemente bereit ist; die Seele ist das eine Mal dem Traume zugeneigt, das andere Mal von ihm abgekehrt. Die Erfahrung scheint die bedeutende Wirksamkeit dieses Verhältnisses zu bestätigen, und ich meinerseits bin geneigt, anzunehmen, daß die Vergeßlichkeit der Träume in den meisten Fällen dadurch bedingt ist,

ob man den Träumen und der Erinnerung derselben Werth beilegt oder nicht, und daß eben aus diesem Grunde manche Menschen wenig oder gar nichts, andere dagegen sehr viel von Träumen wissen.

Wird das bisher Erwähnte zusammengefaßt, so lassen sich die Resultate in folgenden Sätzen ausdrücken:

Die Vergeßlichkeit der Träume d. h. die Thatsache, daß viele Träume entweder beim Erwachen gar nicht bewußt werden oder nach ihrer Erinnerung leicht wieder aus dem Gedächtniß verschwinden, hat ihren Grund

> theils in dem Mangel an gehöriger Stärke der einzelnen Traumelemente, theils in dem Mangel an innerer Haltbarkeit und gegenseitiger Unterstützung der Traumelemente unter einander, wodurch ihr rasches Zerfallen bedingt ist, theils in der Zusammenhangslosigkeit vieler Träume mit den gewohnten Formen des wachen Bewußtseins und in der dadurch bedingten Isolirung, welche die geläufigen Erinnerungshülfen ausschließt, theils darin, daß die neu erregte Sinnesthätigkeit, die wieder erwachende Wahrnehmungswelt und die Rückkehr des normalen Bewußtseins leicht und schnell die Traumwelt überdeckt, wie das Tageslicht die Dunkelheit verscheucht, endlich darin, daß von vielen Menschen dem Traum kein Werth beigelegt wird und die Aufmerksamkeit ihrer Seele von den Träumen abgewandt ist.

Hiernach ist nicht die Vergeßlichkeit der Träume das Bemerkenswertheste, sondern der Umstand, daß sie in der Erinnerung behalten werden können. Die Traumerscheinungen bilden auch in dieser Hinsicht das Gegenstück zu den Erscheinungen des wachen Bewußtseins, bei denen die Frage, warum sie vergessen werden, wichtiger und schwieriger ist als die Frage, warum sie behalten werden.

Strümpell.

Ueber die in Dorpat vorkommenden Familiennamen.

Vortrag, gehalten im großen Hörsaal der Universität Dorpat.

Wenn ich versprochen habe, hier Einiges über die in Dorpat vorkommenden Familiennamen mitzutheilen, so darf ich mich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß Sie für den Gegenstand meines Vortrages schon einiges Interesse mitgebracht haben. Die Namen, um die es sich hier handelt, sind ja auch die Ihrigen, ein jeder von Ihnen hat sein Theil dran und es ist natürlich, daß der Mensch sich vor allen Dingen immer für das interessirt, was sein Eigenthum ist. Eigner aber als den Namen und zwar insbesondere den Familiennamen hat der Mensch kaum irgend etwas: der Familienname wird schon mit dem Menschen geboren, er bleibt ihm — wenn wir von dem Namenwechsel absehen, den die Frauen bei ihrer Verheiratung pflegen eintreten zu lassen, wobei es sich doch in der Regel auch gleich wieder um einen Namen handelt, für den die Frau ein besonderes Interesse, den sie besonders lieb hat, — durchs ganze Leben, er pflegt nicht so leicht wie ein Mantel abgeworfen oder wie ein Kleid abgelegt zu werden, ja seine Zugehörigkeit, können wir sagen, reicht noch über das Grab hinaus. Wie jeder Einzelne grade für seinen Namen ein besonderes Interesse, ja man darf wohl sagen ein gewisses Wohlgefallen daran zu haben pflegt, ihn hegt und hütet, das zeigt sich schon in dem ganz Aeußern, daß niemand es liebt, wenn die nun einmal festgewordene Form des Namens, die Schreibweise, mag sie auch ganz und gar gegen die gewöhnliche sogenannte Rechtschreibung verstoßen, nicht gewahrt sondern irgend wie beschädigt wird. Wer sich etwa mit einem ck, einem tz, einem ff, ll, einem veralteten y und dergleichen schreibt, mag kein einfaches k, z,

kein i und dergleichen in seinem Namen leiden, ja es gilt eine derartige Vernachlässigung als Verstoß gegen die gute Sitte.

Zu meinem Bedauern höre ich, daß Einige meinem Vortrage auch nicht ohne eine gewisse Besorgniß entgegensehen, es möchte die Erklärung bisher arglos und ohne Verständniß gebrauchter Namen etwa manches Compromittirende ans Licht ziehen. Compromittiren aber kann nicht wohl ein Familiennamen seinen gegenwärtigen Träger, namentlich nicht ein deutscher, denn die sind meist schon recht alt und es wird keiner drunter sein, der seiner Bedeutung nach noch eine directe Beziehung zu dem hat, der ihn führt. Und dann, wenn z. B. auch jemand Fuchs oder Wolf oder Bär oder auch Hund heißt, was soll das compromittiren? Grade unter den genannten sind mehrere, die um deretwillen, die ihn tragen, als ganz besonders kostbare und schöne Namen gelten dürfen.

Es giebt allerdings, wenn auch nicht gerade in Dorpat, im großen Reiche der Namen auch manche sehr häßliche, ja fast unanständige, die hier und da auch unangenehme Conflicte hervorgerufen haben. So wurde mir noch neuerdings eine derartige Geschichte erzählt. Dem Vater einer Braut kömmt zu Ohren, der Verlobte seiner Tochter habe sich mit falschem Namen eingeführt, gebrauche nicht seinen richtigen Namen. Den Vater befremdet die Nachricht, bei nächster Gelegenheit frägt er den Schwiegersohn, wie sich's mit dem Gerede verhalte. Der leugnet nicht und als er bei weiterem Drängen seinen wahren Namen vorbringt, fährt der Alte entsetzt zurück: „einem Menschen mit solchem Namen gebe ich meine Tochter nicht“ und die Verlobung wurde aufgelöst. Den sehr häßlichen Namen, der eine solche Wirkung hervorbringen konnte, werden Sie ganz gewiß nicht wissen wollen: ich bin auch nicht im Stande ihn zu nennen, die Geschichte war zart genug ihn zu verschweigen.

Auf der anderen Seite hat man aber auch aus der Menge der Familiennamen manches Schöne und Gute und Anmuthige ans Licht geholt. Man hat sie mehrfach auch zu allerlei humoristischen Zusammenstellungen zu verwenden gewußt. In der hannöverschen Ständeversammlung war eine Commission aus drei Mitgliedern zu wählen, da stellte man von liberaler Seite die Namen Gott Schütze Bennigsen zusammen: Gott darunter war aus meinem Geburtsort, er ist mir sonst als Familienname noch nicht wieder begegnet; von ministerieller Seite antwortete man mit den drei Namen Heil Borries Wermuth, in welchem Scherz die beiden letzteren Namen aber nur als Namen gelten. Bei einer anderen Gelegenheit,

ich weiß nicht wo, handelte es sich um eine Commission für Seeangelegenheiten, da stellte man in den Namen lauter Fische zusammen: Hecht, Hering, Zander u. dgl. Noch andere scherzhafte Zusammenstellungen hat der Zufall geboten. Vor einer Reihe von Jahren traute ein Onkel von mir ein Paar, darin hieß die Braut Butterbrot und der Bräutigam Käse. Anderes derartige werden Sie aus eigener Erfahrung zufügen können.

Alle dergleichen mehr Scherzhaftes aber sollte nicht den Inhalt meines Vortrags bilden, mich führt etwas Anderes zu den Familiennamen. Alle Eigennamen sind Wörter, sind als solche Theile der Sprache, ihre geordnetere, gründlichere, gelehrte Behandlung gehört in das Gebiet der Sprachwissenschaft, in das Gebiet meiner engeren Wissenschaft. Grade die Sprachwissenschaft aber hat in neuerer Zeit, in den letzten Jahrzehnten, einen ganz besonderen Aufschwung genommen. Sie hat nicht bloß an Ausdehnung ungeheuer gewonnen — mit wie vielen Sprachen beschäftigt man sich heute, von denen man früher gar nichts gewußt hat — sondern namentlich auch an methodischer strengwissenschaftlicher Behandlung, d. h. man ist dahin gekommen, daß man in tausend einzelnen Fällen nicht mehr sagen darf „dies ist meine Meinung", „das ist eine andre Meinung", sondern sagen muß „dies ist recht" und „das ist falsch", oder auch „dies weiß man" und „daß weiß man nicht".

Der extensive sowohl als der intensive Fortschritt der Sprachwissenschaft mußte dazu drängen, auch der Durchforschung der unendlichen Fülle der Eigennamen, wie sie über die Erde ausgestreut sind, näher zu treten, man mußte sie als einen allem übrigen Sprachlichen ganz gleichberechtigten Theil erkennen, man mußte den Gesetzen und Regeln nachgehen, nach denen der menschliche Geist nicht bloß in allen übrigen Sprachformen, sondern auch in den Eigennamen zum Ausdruck gekommen ist.

Innerhalb des sprachlichen Gebietes nun aber bietet gerade die Namenforschung ganz besondere Schwierigkeiten und zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Bei allen anderen Wörtern und ihrer Prüfung wird der Sprachforscher immer durch zweierlei geleitet, der Weg, den er zu gehen hat, ist auf zwei Seiten sicher begrenzt: einmal hat er das Aeußere, die Form des Wortes, die man sprechen und hören, aufschreiben und lesen kann, auf der anderen Seite aber das Innere, die Bedeutung des Wortes, die man nur geistig aufnimmt, die man versteht. Es ist keine Worterklärung denkbar, die nicht beides, Form und Bedeutung, auf's Sorgfältigste erwägt. Bei

den Eigennamen aber fehlt uns von vorn herein eigentlich immer die Bedeutung, wir gebrauchen Namen in der Regel ohne an ihre Bedeutung zu denken. Wer seinem Sohn den Namen Karl, Wilhelm, Ludolf, Rudolf, Heinrich, Konrad und so fort giebt, hat in den meisten Fällen keine Ahnung davon, was diese Namen eigentlich bedeuten. Namen sind eben fortwährend in sehr großen Massen nothwendig, es werden fort und fort neue Menschen geboren und wollen neu benannt sein, dem ist, kann man sagen, die sprachschaffende Kraft nicht gewachsen, da begnügt man sich mit den Namen, die man hat, die einmal geschaffen sind und überträgt sie fort und fort auf neue Individuen.

Noch viel mehr aber als bei den Vornamen findet dieses Nichtdenken der Bedeutung bei den Familiennamen statt, weil diese, wo sie einmal bestehen, gar nicht weiter gewählt werden, sondern nur vererbt. Wo ein Vater Weber heißt, da heißt sein Sohn wieder Weber, dessen Sohn später wieder so und so fort. Es sind uns deßhalb von vorneherein so gut wie alle Familiennamen unverständlich, man denkt sie nicht wie man andre Wörter denkt, sie sind, wie wir sie gebrauchen, eigentlich nur bedeutungslose Formwörter.

Dem scheint aber doch zu widersprechen, daß sehr viele Familiennamen wie Müller, Schneider, Schuster, Schmidt, Weber, Gerber, Töpfer ganz verständlich aussehen. Sie scheinen uns verständlich, weil sie lebendigen sonst verständlichen Wörtern ganz gleich sehen, aber streng genommen verstehen wir sie doch nicht sogleich sicher als Namen. Heißt jemand z. B. Schuster, so können wir ohne Weiteres nur sagen, sein Vater wird auch so geheißen haben, dessen Vater, Großvater und weiter zurück ebenso, und höchstwahrscheinlich ist der, der den Namen zuerst erhielt auch ein Schuster gewesen. Höchstwahrscheinlich, sage ich, denn vielleicht erhielt er den Namen nur weil er einem Schuster ähnlich war, wie viele Namen ursprünglich nur Spitznamen sind, oder aus irgend welchem anderen nicht mehr bestimmbaren Grunde.

Sicher verstehen können wir Namen nur, wo der jedesmalige Grund der Benennung bestimmt überliefert ist und das ist nur in den allerwenigsten Fällen geschehen. Im Allgemeinen können wir bei der Namenforschung nur mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit rechnen. Aber das ist eigentlich in aller Wissenschaft der Fall: von der Mathematik und ihrem Zubehör abgesehen kommen wir eigentlich nie über hohe und höhere Wahr-

scheinlichkeit hinaus, der gewöhnliche Mensch pflegt aber einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, der Gewißheit in der Regel gleich zu rechnen.

Außer dem Angeführten, daß wir also den bestimmten Grund der Benennung nur in den seltensten Fällen wirklich wissen und daher in der Regel die Bedeutung der Namen erst suchen müssen, macht bei ihrer Erklärung eine besonders große Schwierigkeit aber auch noch, daß so sehr viele in Bezug auf die Form ganz und gar verwildert, arg entstellt, oft bis zu wirklich völliger Unkenntlichkeit verstümmelt sind. Bei anderen Wörtern wird die Form gewöhnlich durch die der näher zugehörigen Bildungen geschützt, wir schreiben z. B. Schmied, weil die Schmiede, das Verbum schmieden daneben liegen, dagegen den Namen in der Regel Schmidt, da man bei dem an jenen Zusammenhang nicht denkt; wir schreiben Graf neben dem Plural Grafen, dem Adjectiv gräflich, aber der gleichwerthige Name begegnet als Graff, und so ließen sich hunderte von Beispielen zufügen. Wie viele Namen gebraucht eigentlich nur der gemeine Mann und dem liegt wenig dran, ob er der Schriftsprache gerecht, oder gar dem Gelehrten bequem wird. Aus Braunschweig ist der Name Mewes hierher verschlagen, Sie werden nicht ahnen, was der für einen Ursprung hat; er ist aus Bartholomäus entstanden, man fügte, weil der Vocalzusammenstoß unbequem war w ein, wie z. B. auch im niederdeutschen Namen Drewes, der auf Andreas zurückführt, und warf den ganzen ersten Theil weg, der in Barthel, Bertel und andern Formen selbst auch wieder ein Name geworden ist. Weiter wird die Schwierigkeit der Erklärung auch noch dadurch erhöht, daß manche Namen wirklich völlig willkürlich entstellt sind. Daß ein Name Schaaffe eigentlich Schaaf ist, Rosé eigentlich Roos, Sabré eigentlich Sabre, Rossini eigentlich Roseni als estnische Genetivform zum deutschen Namen Rosen, Klüchtzner eigentlich böhmisches Klutschnik, kann man nur wissen, wo es einem geradezu gesagt ist.

Unter diesen Umständen werden Sie sich nicht wundern, daß sehr viele Namen uns noch immer dunkel sind und auch aus Dorpat könnte ich hunderte zusammenstellen, für die wenigstens ich noch gar kein Verständniß habe.

Aber wie unerklärlich auf den ersten Blick auch eine große Anzahl von Familiennamen aussieht, man ist doch, seitdem man ihnen mehr Interesse schenkt, in neuerer Zeit auch schon manchen Schritt in ihrem Verständniß weitergekommen. Sehr vieles verdankt man z. B. einem der

hervorragendsten Sprachforscher der Gegenwart, dem Professor Pott in Halle, der ein großes Personennamenbuch, in dem gegen dreißigtausend Namen besprochen werden, veröffentlicht hat. Aber gewissermaßen das Ganze zu umfassen, die ganze Fülle der Familiennamen, wenn auch zunächst nur der deutschen, zu bewältigen ist keinem Einzelnen möglich. Man hat deßhalb, fast mit mehr wissenschaftlichem Gewinn, sich häufiger erst mal auf gewisse kleinere Gebiete beschränkt und diese zunächst für sich möglichst vollständig ausgebeutet. So hat man eine ganze Reihe vortrefflicher sogenannter Namenbüchlein von Hoffmann von Fallersleben, das älteste von Breslau (1843), noch reichere von Hannover (1852), Kassel (1863), Braunschweig (1867).

Mir bot die vorigjährige hiesige Volkszählung und die Freundlichkeit des Herrn Professor Wagner, der mir ihr amtliches Material auf einige Zeit zu vollständig freier Benutzung überließ, die sehr erwünschte Gelegenheit, mal die Familiennamen der Stadt Dorpat in ganzer Vollständigkeit zusammenzutragen, in einer Vollständigkeit, wie sie in den bisher veröffentlichten Stadtnamenbüchern (man hat außer den genannten z. B. auch welche von Berlin und Karlsruhe) meines Wissens noch Keiner hat gelehrt verwerthen können. Zu leugnen ist allerdings nicht, daß ein geschriebenes Material der bezeichneten Art (es sind viele Eintragungen wirklich recht nachlässig gemacht) in mancher Beziehung auch sein Bedenkliches hat.

Daß nun aber bei der Betrachtung der Namen eines einzelnen Gebietes, einer einzelnen Stadt, sichs nicht bloß um ein sprachliches Interesse handelt, brauche ich kaum noch besonders hervorzuheben. Wie eine jede Familie in ihrem Namen, der durch Generationen hindurchreicht, ein wesentliches Stück ihrer Familiengeschichte besitzt, so liegt in den Familiennamen einer Stadt ein wesentlicher Theil ihrer Geschichte, ja der Haupttheil ihrer Entwicklungsgeschichte aufgedeckt. Es wird deutlicher werden, wenn ich gleich auf meinen Gegenstand näher eingehe.

Von der Volkszählung her werden Sie sich erinnern, daß Dorpat nahezu 21,000 Einwohner hat, Familiennamen habe ich, von ganz untergeordneten Formverschiedenheiten abgesehen, ungefähr 5680 gezählt. Das ergiebt, daß durchschnittlich in Dorpat nur drei bis vier Menschen denselben Namen haben. So wenig Familienausdehnung giebts hier im Großen und Ganzen, so neu in einzelnen Elementen zusammengetragen ist die Bevölkerung. Sicher vergleichbare Zahlenangaben in dieser Beziehung kenne ich freilich nicht anderswoher, aber ich kenne z. B. hannöversche Dörfer, in

denen die Namenarmuth sehr auffällt: es deutet auf altber feſtanſäſſige Bewohnerſchaft.

Es iſt Ihnen bekannt, wie bunt in Dorpat die Nationalitäten ſich durch einander ſchlingen. Auch bei der Volkszählung hat man darnach einzutheilen ſich bemüht, man hat nach der gewöhnlichen Sprache der einzelnen Gezählten größere Gruppen gebildet: wollte man die wirkliche Herkunft aller Einzelnen feſtſtellen, ſo würden die Familiennamen, und zwar vielfach im Widerſpruch mit den Volkszählungsangaben, den ſicherſten Maßſtab bieten. Freilich iſt dabei auch wieder zu beachten, daß neben dem, was ſie über die Herkunft lehren, die Namen auch noch vielfach zeigen, wie einzelne Nationalitäten den mitwohnenden überlegen ſind. Namentlich deutlich tritt das hier bei den Eſten und Letten entgegen, deren Familiennamen als ſolche der Hauptmaſſe nach erſt wenige Jahrzehnte alt ſind: ſie haben vielfach, namentlich dem deutſchen Gebiet, entlehnt.

Bei der Volkszählung ſind 8931 als Deutſche angegeben, 9618 als Eſten, alſo die Eſten bilden die ſtärkſte Gruppe: unter den Namen ſind ungefähr 500 mehr deutſch als eſtniſch; eſtniſch im Ganzen etwas über 2000. Ruſſiſche Namen habe ich 630 gezählt, das giebt im Verhältniß zu 1847 gezählten Ruſſen durchſchnittlich nicht ganz drei Perſonen auf einen Namen und zeigt, daß die Ruſſen hier noch weniger in Familien ausgebreitet ſind, als der Durchſchnitt für die Geſammtbevölkerung ergab.

Alle meine Zählungen leiden leider an einiger Unſicherheit, weil mir nicht möglich war, alle Namen genau zu beſtimmen, viele weil ſie unſorgfältig oder ganz unleſerlich geſchrieben waren, aber der Hauptſache nach glaube ich doch das Richtige mitzutheilen und ſo fahre ich in der Angabe über die Vertheilung der Nationalitäten noch fort. Bei der Volkszählung ſind außer den bereits genannten nur noch die Letten beſonders geſtellt, alle übrigen als Reſt zuſammengeworfen. Als Letten ſind bei der Volkszählung angegeben 156, lettiſche Namen zähle ich gegen hundert. Außerdem aber giebt es noch etwa 150 polniſche Namen, etwa anderthalb Dutzend kleinruſſiſche, wie Zarénko, Paptſchénko, Kowénko, Neſterénko, Ssénjka und andere, ein paar böhmiſche wie Hladik, Mickwitz, Kaukl und Harnack. Weiter begegnen etwa dreißig franzöſiſche Namen, wie Foreſtier, Poulain, Marquet, Saget, Perelle, de la Croix, Jaquet, de l'Arbre, Villebois, Guex, Pochet, Chapuis, Michaud, Curier, vier italieniſche: Capellini, Pollini, Motroni, Ferrieri und ein portugiſiſcher: Pereira. Eben ſo viele als franzöſiſche,

etwa dreißig, giebt es auch schwedische Namen hier, so Tallgrén, Lindgrén, Cedergrén, Sundgreen, Boström, Gellström, Igelström, Stiernhielm, Knockenstiern, Himmelstierna, Aspholm, Zachrisson, Granbom, Carlblom, Oeberg, einzelne dänische, wie Schöhl und Jensen, und holländische wie Grootten, van der Bellen, van der Vliet und Hueck; englische auch einige wie Green und Pierson. Vereinzelt begegnen dann auch noch irische: O'Rourke, welsche: Morgan, schottische: Douglas, Loewis und auch wohl Bulmerincq, finnische: Sonny, zwei armenische: Pirdubagjanz und Sandaljanz, und ein tatarischer, der in der Zählungsliste als Vouturatin Absanow, wo die zweite Form offenbar russificirt gegeben wurde, eingetragen ist: sein Träger ist der einzige Muhammedaner, der aufgeführt steht. Außerdem ist noch eine Anzahl von Judennamen zu erwähnen, die ihren Ursprung wohl noch im Hebräischen haben, wie Kahn, Urim, Derin, Scheer, Schlaum und andere. Rechnen wir dazu noch die griechischen Vornamensformen, die als Familiennamen hier auftreten, Andreas, Paulus, Erasmus, Peter, und die lateinischen wie Cornelius, Clemens, Carus, Magnus, Antonius, Severin, Urban, so sind in den hiesigen Familiennamen über zwanzig Sprachen vertreten, in der That eine sehr bunte Gesellschaft, wie sie in Deutschland kaum die größesten Städte wie Berlin, Wien und andere werden aufzuweisen haben.

Aber nicht bloß die verschiedenen Nationalitäten und Sprachen lassen sich in den Namen sondern, sondern in den einzelnen auch verschiedene Dialekte, wodurch sich die Herkunft der einzelnen Namen noch genauer bestimmt. Um das zu erweisen, will ich mich beschränken, darauf aufmerksam zu machen, wie viele der hiesigen Namen niederdeutsch sind, also nach dem nördlichen Deutschland hinweisen; neben manchen von ihnen findet sich hier auch die hochdeutsche Form. So ist Möller die niederdeutsche Form für Müller, Kröger hochdeutsch-Krüger, Schoeler: Schüler, Pape: Pfaffe, Witt: Weiß, Witte: Weiße, Rode: Rothe, Kruse: Krause, Mester: Meister, Voß: Fuchs, Wulff: Wolff, Bohm: Baum, Kettler: Keßler, Beckmann: Bachmann. Andere kommen hier nur in niederdeutscher Form vor, wie Schlüter „Schließer", Ploeger „Pflüger", Schröder, hochdeutsch Schröter, „Schneider", Kramer „Krämer", Roeber „Räuber"; Rosenplänter müßte hochdeutsch Rosenpflänzer heißen, Frohriep „Frühreif", Trubart „Treuherz, treuherzig"; ferner Krüdener, das von Kraut abgeleitet ist und

einen „Kräutersucher, Apotheker", bedeutet. Auch unter den estnischen Namen sind mir viele als dialektische Formen bezeichnet, so ist Kingsepp „Schuster" dörptisch „Kängsepp" und beide Namensformen kommen hier vor; Karro „Bär" heißt anderwärts Kahr; ich verfolge das hier nicht weiter.

Mancherlei weitere, ethnographische, culturhistorische und sonstige Betrachtungen würden sich leicht noch an die Familiennamen anknüpfen lassen; bei denen allen aber handelt es sich doch zunächst um ihr Verständniß im Einzelnen. Darüber aber nun noch Einiges auszuführen, sollte gerade die Hauptaufgabe meines Vortrages sein. Was wissen wir schon von der Bedeutung der Familiennamen und wie läßt sich das nach Hauptgesichtspunkten wissenschaftlich ordnen? Die Beispiele werde ich ganz aus der hiesigen Welt nehmen, daß ich aber über alle 5680 hiesigen Familiennamen etwas sage, das, darf ich wohl voraussetzen, werden Sie nicht von mir erwarten. Vornehmlich werde ich von den deutschen sprechen und die übrigen nur mehr vergleichsweise herzuziehen.

Zunächst bietet sich die Frage, giebt es etwa ein sicheres Kennzeichen, an dem man jeden Familiennamen als solchen sogleich erkennen kann? darauf läßt sich im Allgemeinen nur mit nein antworten. Aber es ist hervorzuheben, daß die meisten gebildeten Sprachen sie in der Schrift auszeichnen durch große Anfangsbuchstaben. Die gebraucht der Deutsche aber noch in viel weiterem Umfang. Viele sind, wie ich vorhin schon andeutete, durch ihre Schreibweise von anderen Wörtern unterschieden, wie Wolff, Kupffer, Graff, Dumpff, Meydell, Strümpell, Falck, Volck, Paucker, Mercklin, Engelhardt, Grünwaldt, Kurtz, Reyher, Meyer und andere. Alles das ist alterthümlich und hat seinen Grund in einem gewißen Familiengefühl, das gern festhält, was schon die Eltern, die Voreltern gehabt haben.

Weiter ist anzuführen, daß auch gewisse Bildungen in Namen besonders beliebt geworden sind, so namentlich Verkleinerungsbildungen. Dahin gehören die vielen Formen mit l: Hensel, Heintzel, Göbel, Keuchel, Meusel, Fränkel, Zoepffell, Strümpell, Ertel, Oerdel, Oettel, Krenkel, Kuntzel, Mythel, ferner Haberl, Beierle, Ackerle; Handelin, Fridolin, Mercklin, Raedlein, Helmling, Keyserling. Besonders viele, die noch dazu gehören, gehen aus auf ing: Frederking, Minding, Ricking, Holsting, Stelling, Steding, Grewingk, Bruiningk, Freunding, Tiling und andere. Noch andere sind Kügelgen, Luttchen, Gerchen, Ferchen; auch

Bönicken, Lütkens, dann welche wie Reineke, Ehmeke, Winnecke, Jewecke, Rathke, Standke. Besonders häufig finden sich die Verkleinerungsformen bei den Letten: Putning „kleiner Vogel", Rubbing „kleines Birkhuhn", Strasding „kleine Drossel", Behrsing „kleine Birke", Abboling „kleiner Apfel" und andere. Aber auch sonst kommen sie vor; Wánka, die Verkleinerung zum russischen Iwán begegnet als Estenname; unter den französischen sind die auf et Verkleinerungsformen: Saget, Marquet, Jaquet, Perret, Pochet.

Mehr gleichmäßige Formen haben, wie Ihnen bekannt genug ist, die Namen der Russen und Polen: bei beiden sind einfache Formen verhältnißmäßig selten. Die russischen Namen gehen meist auf ow oder ew oder auch auf in aus, wie Iwánow, Páwlow, Petrów, Panów, Ssokolów, Andréjew, Matwéjew, Alexéjew; Nikitin oder Mikitin, Lukin, Fókin, Onúschkin, Kusmin. Die polnischen Namen haben meist den Ausgang ski oder auch witsch: Majéwski, Wetkówski, Kremnitzki, Radécki, Kurnatowski; Matzkiéwitsch, Bortkéwitsch, Taraszkiewicz, Woronowicz.

Manchen deutschen Namen, darf noch hervorgehoben werden, hat man mit einer lateinischen Endung gewissermaßen ein gelehrteres Ansehen zu geben gesucht, so Lenzius, Lezius, Wulffius, Schulinus, Mylius, Baranius, Lossius, Hunnius, Tottus, Mussetius, Clavenius. Vor mehreren Jahrhunderten fand man in Deutschland Vergnügen daran, Namen geradezu ganz ins Lateinische zu übersetzen. Goethes mütterlicher Großvater hieß bekanntlich Textor, dessen Urgroßvater aber hatte noch den deutschen Namen Weber.

Noch ließe sich fragen, ob nicht etwa die Namen des Adels aus der Masse der Uebrigen deutlich gekennzeichnet sich herausheben, aber auch da kann man nur antworten „durchaus nicht", abgesehen natürlich von dem zugefügten Wörtchen von. Aber auch das wird nicht mal ganz consequent gebraucht, es giebt zum Beispiel im Hannöverschen einige besonders alte adliche Familien, die es regelmäßig fortzulassen pflegen, wie die Schulte und Grote, und dann ist zu bemerken, daß in älterer Zeit, im 13., 14., 15. Jahrhundert, als in Deutschland die Familiennamen in weiterem Umfang sich ausbildeten, jenes von den Adel gar nicht unterschied; Hans von Lindau konnte ebensowohl ein Bürgerlicher als einer vom Adel heißen. Erst später wurde üblich, daß die Bürgerlichen das von fortließen. Wenn hier in Dorpat sämmtliche Namensformen auf hausen

adliche sind, wie Tiesenhausen, Lüdinghausen, Bellinghausen, und die auf kampff wie Mensenkampff, Rennenkampff, Rehekampff und die übrigen fast sämmtlich, so ist das Zufall; beiderlei Namenbildungen sind in Deutschland auch ganz gewöhnlich bürgerlich. Dem deutschen von entspricht bekanntlich das französische de, wie wir es hier haben in de la Croix und de l'Arbre, man muß sich aber wohl hüten das de vor allen Namen für dasselbe zu halten. Es giebt im Hannöverschen eine Familie de Pottere, die Manche auch zum Adel gezählt haben, aber der Name ist holländisch und bedeutet „der Töpfer"; ganz ähnlich ist der Name der bekannten Schauspielerfamilie Devrient trotz des französischen Klanges, den man ihm gegeben, seinem Ursprung nach holländisch und bedeutet „der Freund".

Ich habe gesagt, daß die Familiennamen in Deutschland erst vor mehreren Jahrhunderten üblich geworden sind, ihre Entwicklungsgeschichte bei den verschiedenen europäischen Völkern ist eine sehr verschiedene, manche haben gar keine, bei den Esten und Letten sind sie, wie Sie wissen, erst seit wenigen Jahrzehnten durchgängig eingeführt, wenn auch einzelne unter ihnen älter sein sollen. Im Allgemeinen, darf man sagen, weist der Gebrauch von Familiennamen auf einen höheren Grad von Cultur; es deutet entschieden auf einen geistigen Fortschritt hin, wenn man nicht mehr bloß den Einzelnen benennt, sondern über das einzelne Individuum hinausblickend ganze Geschlechter mit derselben Benennung zusammenzufassen beginnt. Einfach benannt aber sind alle Menschen, so weit wir von ihnen über die Erde hin wissen, so weit wir von ihnen in der Geschichte zurückgehend hören. Das Bedürfniß, den Einzelnen benennend zu unterscheiden, besteht immer, wir haben dazu unsre Vornamen, ja bisweilen hat einer ihrer ein halbes Dutzend oder verschwenderisch wohl noch mehr. Was wir heute Vornamen nennen, die reichten ursprünglich als einfache Namen aus. Sie sind die ältere Masse in dem großen Schatz der Personennamen, die wirklich deutschen Vornamen sind fast alle sehr alt. Bis zum Ende des elften Jahrhunderts herunter sind die nachweisbaren schon ziemlich vollständig gesammelt, sie zählen nach Tausenden. In den folgenden Jahrhunderten, weil auch die literarischen Hülfsmittel viel reicher fließen nimmt ihre Anzahl noch bedeutend zu. Viele sind aber auch in Deutschland aus anderen Gebieten eingedrungen und wer zum Beispiel Johann, Julius, Georg, Emil, Philipp, Christian, Paul, Theodor, Peter heißt, hat gar keinen deutschen Namen.

Als die Familiennamen aufkamen, war ein sehr einfaches Mittel sie zu bilden das, daß man den Vornamen oder genauer kann man nur sagen den alten einfachen Namen gleichsam zum Range eines Familiennamens erhob. Wenn Jemand zum Beispiel einfach Dietrich hieß, konnte sein Sohn sich etwa Karl Dietrich, dessen Sohn etwa Wilhelm Dietrich und so weiter nennen; mit dem gleichmäßigen Hinweis auf den Stammvater war der Familienname gebildet. Sehr viele Familiennamen sind so aus Vornamen, aus alten einfachen Namen hervorgegangen. Mehr als ein halbes Tausend finden sich solcher auch in Dorpat. Mit Vorliebe hat man seit älterer Zeit schon Namen der Bibel entnommen, so finden sich solche als Familiennamen hier Adam, Joseph, russisch Ossip und Ossipow, Simson und Samson, russisch Ssamssónow, David. Andere sind weniger deutsch als Namen von Esten, so Josua, Aron, Jonas, Jsrael, Abram, russisch Abrámow, Tobias, Moses, Jsak, russisch Jssákow, ferner Jakob, woraus auch das estnische Jaak, das dann auch in der Genetivform Jago als Name auftritt, sich bildete, während als russische Formen sich anschließen Jákubow und Jákowlew; Zacharias oder eigentlich estnisch Sahkar, russisch Sachárow und Sachárjew, Michail, woraus der Este sich die Form Mik nebst dem genetivischen Mikko, und auch Mikkit bildete, russisch Michàilow, Samuel, russisch Ssamuilow, Tanni und Tanno, letzteres estnische Verkleinerungsform aus Daniel, russisch Danilow, estnisch Juhkam, aus Joachim; russisch sind noch Naúmow und Gawrilow, aus Gabriel, und andere, die also in die alttestamentliche, die israelitische Welt zurückreichen.

Noch beliebter sind neutestamentliche Namensformen, die aber zum Theil nur in verstümmelten Formen auftreten, wie das schon erwähnte Mewes und die estnischen Pärtel und genetivisch Pärtli, die auf Bartholomäus zurückführen, Matz und estnisch Maddis, die aus Matthias hervorgingen, Tom neben Thomas, Andreas nebst dem daraus verkürzten Anders, estnisch Ander, russisch Andréjew, Paul nebst Paulus, estnisch Pawel nebst Genetivform Paawli, russisch Páwlow und Pawlówsky, Mercklin, die Verkleinerungsform zu Markus, das die Esten zu Margus umbildeten oder auch zu Mark verkürzten, russisch Márkow, Lucas, und daneben die estnische dialektische Genetivform Luka, russisch Lukin, Philipp, estnisch Willipus, Willeps, Willep, Simon, estnisch Sim oder auch Siim, Stephan, estnisch

Teppan und in Verkleinerungsform Teppo, russisch Stepánow. Aus Johannes entsprangen Hensel, die estnischen Jaan, Janus, Juhhan, Janns, die Verkleinerungsform Jucko, ferner Janits, auch Ants, und Han, das russische Iwánow, der häufigste unter den hier vorkommenden russischen Namen. Sonst sind noch russisch Matwéjew, aus Matthäus, Fadéjew, aus Thaddäus, Timoféjew, aus Timotheus.

Außer mehreren der angeführten biblischen sind auch noch mehrere andere aus Vornamen gebildete Familiennamen griechischen Ursprungs, so Nikolaus, der allerdings auch schon in der Apostelgeschichte (6, 5) genannt wird, und aus dem hervorgingen die estnischen Nicolas, Niglas, Niggul, Niggol und andererseits auch Klaos, Klaus und Laus, das russische Nikolájew; ferner Georg, estnisch Jürri, Jurri, Jurre und Jürgen, russisch Júrgew und Júrjew und auch Jegórow, Christof in den estnischen Formen Kristup und Tohwer, genetivisch Tohwri; Erasmus, der hier nur in der Abkürzung Asmus auftritt. Auch Sander ist hier noch zu nennen, der aus Alexander, russisch Alexándrow, abgekürzt wurde, Zilchert, der aus Cyriacus hervorging, und das estnische Tents, das seinen Ursprung in Dionysius hat.

Besonders viele aus dem Griechischen entsprungene Namen finden sich unter den russischen; sie weisen wohl größtentheils, vielleicht sämmtlich, auf Heilige zurück, über die etwas genauer mich zu unterrichten ich noch nicht die Zeit gefunden habe. Ich nenne hier nur Nikiforow, Alexéjew, Mikitin oder Nikitin, Fedulájew, das aus Theodulos hervorging, Feódorow, Theodor, zu dessen Verkleinerungsform Fédja der Name Fédin gehört, Grigórjew mit der auch einer Verkleinerungsform, Grischka, entnommenen gehörigen Form Grischkin; ferner Afanássjew, Athanasius, Makárow, Onissimow, Prokópjew, Pantelejew, Gerássimow, Nikanórow, Antipow. Auffallend wenig echt slavische Namen treten unter den russischen entgegen, wie Bogdánow, von Bogdán „gottgegeben", Borissow, Firssów, Tarássow, Kárpow und vereinzelte andere.

Lateinischen Ursprungs sind Namen wie Valentin, Severin, Urban, Cornelius, Magnus, Carus, Antonius, woraus die Esten sich die Namen Andt, Aint, Haindt und auch Tönnis und Töns bildeten, russisch Antónow; Lorenz, estnisch Laur, Laurits und Larits, russisch Lawréntjew; ferner Clemens, Clemenz, estnisch Klement, russisch Kleméntjew, Martin, daß die Esten zu Marten,

Märten, auch zu Mart und Märt verkürzten, russisch Martinow; Christian, woraus Kersten sich bildete und bei den Esten auch Kristan; Just, aus Justus, Bendix, aus Benedictus. Von russischen Namen gehören hierher noch Maksimow, Konstantinow, Románow, Ssilwéstrow und andere.

Außerordentlich viele deutsche Vornamen, mehrfach solche die als Vornamen jetzt nicht mehr gebräuchlich sind, sind zu Familiennamen geworden; hie und da auch in andre Sprachgebiete übergegangen. Ich gebe nur eine Auswahl: Walther, Werner, Dieterich, in Verkleinerungsform Thilo und auch Tietz, estnisch Tidrik und Tirik oder Tirek, Engelhardt, Erich, Otto, estnisch Ott, Heinrich, aus dem auch Heinze, Heintzel, Hinze, Heine gemacht wurden und die estnischen Indrik, Hinno und Enno, Ernst, estnisch Ernits, Albert und Albrecht, Karl, estnisch Karell, Ewald, Gebhardt und in Verkleinerungsform Göbel, wie ganz ähnlich Sieckell wahrscheinlich aus Sieghard hervorging, Franz, estnisch Prants, Friedrich, aus dem auch Fritsche und das estnische Priis sich bildeten, Hildebrand, Sigismund, Günther, Kurth und Kordt, die aus Konrad verkürzt wurden, estnisch Kondrad, russisch Kondrátjew, Eberhard, verkürzt Evert, Bernhard, aus dem Bendt und auch Brandt entstellt wurden und von den Esten Pären, Päro, Perant; Siegfried nebst den Verkürzungen Seifert, Siebert und Siewert; Reinhard nebst Reinert und der Verkleinerungsform Reineke; Arnhold und Arnold nebst dem verkürzten Arndt; Hermann, estnisch Ermann, russisch Germánow. Aus Gottfried wurde gebildet Götz, aus Gerhard Görtz und Gartz, von den Esten Keert mit der daneben bestehenden Genetivform Keerdo, aus Ludwig Lotze, aus Wilhelm Wilcken, Wilken und estnisch Willem.

Weiter gehören in das Gebiet der Vornamen noch Eckardt und gekürzt Eckert, Dittmar, Reichardt, Deinhardt und verkürzt Dennert, Vollmer, Volck, das schon im Althochdeutschen als Folko vorkömmt und aus Volkward oder sonst einem mit Volk zusammengesetzten Namen abgekürzt wurde, Wiegert, verkürzt aus Wighard, Weyrich, das althochdeutsch Wigrih lautete, Winnecke, eine Verkleinerungsform aus Winfrid oder sonst einer Zusammensetzung mit dem alten win „Freund“, Lambert, Hubert, Meinhart nebst der daraus verkürzten Form Meinert, Emmerich nebst der Verkleinerungsform Ehmeke, Dettloff, Helwich, Rudloff, eine Umbildung von Rudolf, Liphart

nebst Lippart und dem daraus gekürzten Liebert, Gerich, Burchbarten, eine Nebenform von Burghard, Petzholdt und viele andere.

Einzelne Vornamen haben die Esten für sich, so Peet, das aber wohl auf Peter zurückführt, Peep nebst dem genetivischen Pedo, Paap nebst dem genetivischen Pabo, Toots nebst dem Genetiv Tootsi, Semmel, das vielleicht auf Simeon zurückführt, ferner Parbu, Pent, das auch ein finnischer Vorname ist, Popp, Ats und andere. Das Rein der Esten ist aus dem deutschen Reinhold oder Reinwald abgekürzt.

Bisweilen sind Vornamen mit bestimmten Zusätzen zu Familiennamen geworden, so Kleinmichel, dessen Schlußtheil aus Michael hervorging, Laufhan, worin ein verstümmelter Johann steckt, und die estnischen Ossimats, worin Matthias vielleicht durch einen Ortsnamen näher bestimmt wurde, Romert, das als Schlußtheil offenbar Martin, außerdem aber vielleicht roo, den Genetiv zu roog „Schilf“ enthält, und Annmartin.

Neben all den eben genannten Namen, die von Verstümmelungen abgesehen fast alle ohne weitere Veränderungen aus sogenannten Vornamen hervorgingen, ist nicht selten die Beziehung auf den Stammvater, zunächst den Vater, auch ausdrücklich bezeichnet. Im Russischen, wie ich vorhin schon andeutete, ist es in der Regel geschehen: die Endung ow oder ew bedeutet nicht, wie man wohl gesagt hat, geradezu „Sohn“, sondern sie bezeichnet nur jene Beziehung; Iwánow z. B. heißt nicht eigentlich „Sohn des Iwán“, sondern unbestimmter „auf Iwán bezüglich“ oder „von Iwán ausgehend“, so daß also jeder einzelne auch noch so späte Nachkomme eines Iwán immer als wirklicher Iwánow bezeichnet werden kann. Die nächstentsprechende deutsche Bildung ist die, die eben nur das deutsche Abstammungsverhältniß bezeichnet, das Wörtchen Sohn selbst zusetzt, das dann aber ganz gewöhnlich zu son oder auch sen verkürzt wird. In Deutschland sind diese Bildungen gerade nicht übermäßig häufig, von einzelnen Provinzen abgesehen wie namentlich Schleswig und Holstein, von wo z. B. die Namen Mattiesen, Clausen, Jessen hieher gebracht sind, sonst sind sie, wo sie nicht nach Dänemark oder auch Schweden hinweisen, im Ganzen jüngeren Ursprungs. Damit hängt deutlich zusammen, daß sie gerade hier so besonders häufig sind, es begegnen ihrer, wenn man die mancherlei verschiedenen Umbildungen mitzählt, gegen drittehalb hundert. Unter ihren Trägern sind besonders viele nicht deutschen Ursprungs. Den Esten, die ihren Familiennamen so unvorbereitet, so ohne alle allmähliche Entwicklung festzustellen hatten, mußte es viel natürlicher erscheinen, wo

sie eben einen deutschen Namen, wie ja so sehr oft, annahmen, sich nach dem Vater mit „Sohn“ zu nennen, als etwa des Vaters einfachen Namen plötzlich in ganz neuem Werthe zu gebrauchen. Vorbereitet wurde ihnen der Gebrauch auch dadurch, daß sie ihre einfachen Namen überhaupt schon häufig mit dem Genetivnamen des Vaters gebrauchten, wie Tootsi Rein „Rein der Sohn des Toots“ und andere. Unter den Namen auf sohn, son, sen sind die, die überhaupt am häufigsten in Dorpat vorkommen. Voran unter ihnen steht Johannson in seinen verschiedenen Formen, zu denen weiterhin auch Hanson, Hansen, Antsson, Anson, Janson, Jansen, das dänische Jensen und andere gehören. Nicht viel weniger häufig als Johannson aber sind Michelson, Mihkelsohn; Peterson der in englischem Gewande als Pierson auftritt; Jürgenson nebst den zugehörigen Georgenson, Gürgenson, Jürrisohn und andern, ferner Jakobson nebst estnischem Jaakson, und Martinson, Märtensohn, Mertenson. Weiter würden hier noch zu nennen sein Adamson, Thomasson, verkürzt Tomson, Lorenzson und Laurson, Mattison, nebst Mattiesen, Maddisson, Matzon und anders verkürzt Thiessen, Anderson nebst Andresen und noch andern Formen, die aus Andreassohn hervorgingen, Heinrichson, Wilhelmson, Karlson, Paulson und Paulsen, Classen nebst dem mehr estnischen Lausson, die auf Nikolaus zurückführen. Manche so gebildete Namen enthalten auch einen estnischen Kern, so Tedderson, vom estnischen tedder „Birkhahn“, Pödderson von pödder „Ebene“, Otsason von ots „Ende“ mit dem Genetiv otsa, Nobeson von nobbe „rasch“.

In umgekehrter Ordnung giebts die entsprechende Bildung mit einem zugesetzten „Sohn“ im Schottischen; die vielen Namen mit Mac als erstem Theile, haben darin eine Bezeichnung für Sohn: Macáulay wäre darnach „Aulays Sohn“, und ähnlich Macphérson, Macdúff, Macbéth, Macdónald, der „Sohn Phersons“ und so fort. Ganz ähnlich ist das beginnende O' in irischen Namen, es bezeichnet aber nicht bestimmt „Sohn“, sondern deutet wie das russische ow nur im Allgemeinen auf Abstammung und so erklärt sich der hier vorkommende Name O'Rourke.

In den meisten echtdeutschen Namen der in Frage stehenden Entstehungsart hat man mit einer früh geläufigen Verkürzung die Bezeichnung „Sohn“ oder was man etwa sonst an seiner Stelle dachte ganz weggelassen und die bloße Genetivform übrig behalten, so in Friedrichs, Jakobs, Abels, Adams, Peters, Cords, von Konrad, Ludwigs nebst dem

zugehörigen Lütkens, das zunächst auf die Verkleinerungsform Lütken zurückweist, Bartels und Bärtels, die ihren Ursprung in Bartholomäus haben, Diedrichs mit der Nebenform Dercks, Karstens, das aus Christian hervorging, Jürgens, von Georg, Wilms, von Wilhelm, Berends und Berens, von Bernhard, Märtens, von Martin, Arends, aus Arnhold, Ewerts und Ewers, aus Eberhard, Sivers, aus Siegfried oder auch Siegwart, Emmers aus dem alten Vornamen Emmerich, Eggers, aus Eckhard.

Die schon erwähnte alte Neigung, deutsche Namen in lateinische Form umzugießen, ist auch in den genetivischen Namen vielfach zum Ausdruck gekommen: Friederici, Sohn eines Fridericus, Friedrich; ferner Adolphi, Christiani, Gregori, Jacobi, Josephi, Georgi, Gaspari, von Kaspar, Nicolai, das aber als Estenname, wie es auch vorkömmt, auch die russische Form sein kann; dann gehört auch noch Luce als Genetiv von Lucas hierher.

Rechnen wir die letztgenannten einfach genetivischen und dann die mit son zusammengesetzten, die doch beide fast auch nur aus Vornamen hervorgingen, mit den zahlreichen zuerst betrachteten aus Vornamen hervorgegangenen Namen zusammen, so ergiebt sich, daß reichlich der sechste Theil aller hier vorkommenden Familiennamen in Vornamen oder ursprünglich einfach gebrauchten Namen seinen Ursprung hat.

Ein weiterer großer Theil der Familiennamen, der hier auch nach mehreren Hunderten zählt, benennt die Menschen nach ihrem Stande, ihrem Beruf, ihrer Stellung, nach Gewerbe, nach Beschäftigung und dergleichen. Einen Heinrich etwa — denn benannt, mit einfachem Namen versehen, war wie ich schon oben hervorhob ja immer jeder Mensch, auch lange vorher ehe man irgend an Familiennamen dachte — dessen Gewerbe war Mehl zu schaffen, der also ein Müller war, nannte man sehr einfach „Heinrich den Müller“ oder früh, mit Fortlassung des Artikels, bloß „Heinrich Müller“. Sehr einfach, sage ich, nannte man so: man pflegts noch ganz gewöhnlich so zu machen, bezeichnet einfach Leute als „den Pastor, den Doctor, den Bürgermeister, den Schneider, den Schornsteinfeger“, ohne, auch wo von ganz bestimmten Persönlichkeiten die Rede ist, sie nach ihrem nun doch einmal fest zugehörigen Familiennamen zu benennen.

Auffällig scheinen dabei zunächst vornehme Benennungen wie Keiser, König, Graff „Graf“, Marggraff „Markgraf“ und ähnliche, bei

denen wir nicht wohl daran denken können, die directe Abstammung von derartigen Persönlichkeiten für etwa durch den Namen erwiesen zu halten. Vielmehr müssen wir uns erinnern, daß Familiennamen sehr häufig auch das sind, was wir Spitznamen, Spottnamen u. dgl. nennen. Und gegen diese die Grenze ganz sicher zu ziehen, ist überhaupt kaum irgendwo möglich, wo nicht der Grund der Benennung zuverlässig überliefert ist.

Sonst mögen noch genannt sein Kämmerer „Schatzmeister", Ritter, Vogt, Schulz und Schulze, was in voller Form Schultheiß, eigentlich „Schuldeinforderer" war, Richter und Hofrichter, Meister, niederdeutsch Mester, nebst den zusammengesetzten Jungmeister, Hoffmeister und Hagemeister „Aufseher eines Geheges, Waldwärter", Junker, Probst, Pfaffe und Pfaff, niederdeutsch Pape, russisch Popów, von pop „Priester", ferner Münnich „Mönch", estnisch Muga, Genetivform des dialektischen muuk „Mönch", Kaplan, Kirchner „Küster", Schreiber, Sprecher, Schüler, niederdeutsch Schöler.

Sehr groß ist die Anzahl der Namen, die sich auf Handwerk und Gewerbe beziehen, für deren Entwicklungsgeschichte und Verbreitung man natürlich auch wieder aus jenen Namen, wo man sie weiter verfolgt, vieles lernen kann. Ich gebe nur einige als Beispiele: Schmidt nebst den Zusammensetzungen Hammerschmidt, Hackenschmidt und Eisenschmidt, Töpffer, Weber, Schuster und Schumacher, Wagner oder in andrer Form Wegener, Schneider, Walcker, Becker, Ziegler, Maurer, Böttcher oder, was dasselbe ist, Büttner, Glaser oder Gläser, Köhler, Drechsler, Brettschneider, Riemschneider, Schmelzer; ferner Müller, niederdeutsch Möller, Krüger „der einen Krug, eine Schenkwirthschaft hat," Kellner Bauer nebst Neugebauer „Anbauer" oder „Ansiedler", Meyer „Wirthschaftsvorsteher eines Landgutes" oder auch „Pächter", das in Deutschland auch in hunderten von Zusammensetzungen wie Lahmeyer, Lohmeyer, Brinkmeyer, Wedemeyer und ähnlichen lebendig ist, von denen aber hier keine einzige begegnet. Weiter schließen sich an: Gärtner, Rosenplänter, Plöger, niederdeutsche Form für „Pflüger", Hirt, Jäger, Schütz oder Schütze, Fischer, Schiffer, Brenner, in der Volkssprache für „Branntweinbrenner", Metzger, Fleischer, Fleischhauer, Bader, estnisch Welsker, das aus dem deutschen „Feldscheerer" entstellt wurde.

Andere hiehergehörige Bildungen sind heute zu Tage nicht mehr so allgemein gebräuchlich oder verständlich, wie Körber „Korbmacher", Keßler,

niederdeutsch Kettler „Kesselmacher“, Schubart oder Schubert, das aus einem älteren deutschen Worte schuohwürhte für „Schuster“ entstellt wurde, während unser Schuster nur in seinem ersten Theile „Schuh“ echt deutsch ist und als Schlußtheil das lateinische sutor „Schuster“, aus dem der aus Würtemberg nach hier versetzte Name Sautter hervorging, enthält. Weiter sind hier zu nennen das niederdeutsche Schröder, das „Schneider“ bedeutet, während unser Schneider in älterer Zeit noch den „Tuchverkäufer“ bezeichnet, Spörer „Sporenmacher“, Hefftler „Verfertiger von Hefteln, Heftlaken, Hakenspangen“, Löffler „Löffelmacher“, Brunner „Brunnenmacher, Brunnengräber“, Brücker oder Brückner „Straßenpflasterer“, Grempler „Kleinhändler“, Winkler „Krämer der einen Winkel, einen öffentlichen Laden hat“, Reuter „der reutet, Land urbar macht“, Breuer und auch Braueil „Brauer“, Geißler oder Geisler „Schlächter der nur kleines Vieh schlachten und einen Tag in der Woche feil haben darf“, wie deren in Breslau früher eine eigene Zunft bildeten, Höppener, niederdeutsche Form für Höpfner „Hopfengärtner, Hopfenbauer“, Haffner „Hafenmacher, Töpfer“.

Eine Reihe von Namen bezieht sich auf Musik: Pfeiffer, Fiedler, Geiger, Lautenschläger, Tambourer, Paucker, auch Singer; von den russischen stellt sich dazu Barabanschtschikow „Trommelschläger“.

Mancherlei andere Namen, die noch menschliche Verhältnisse benennen, mögen ohne strengere Ordnung hier noch angereiht sein, so die auf Verwandtschaft weisenden Oheim, Trautvetter, Altschwager, die estnischen Lell „Vatersbruder“ und Peik „Bräutigam“; ferner Freund, estnisch Sõbber „Freund“, Erbe, Mann, Kind; dann Engel und im Gegensatz dazu Teufel, das aber hier nur in der Zusammensetzung Manteuffel vorkömmt, ferner Held und Langheld und Wiegand, letzteres ein älterer Name für „Krieger, Held“.

In großer Zahl finden sich Namen, die auf Beruf und Stellung und Beschäftigung der Menschen hinweisen, auch in den außerdeutschen Gebieten, so bei den Esten das sehr gewöhnlich Sepp „Schmidt“, das dann aber auch in der allgemeineren Bedeutung „Arbeiter, Verfertiger“ in vielen Zusammensetzungen vorkömmt, wie Müürsep „Maurer“, Raudsep „Eisenschmied“, Lukksep „Schlosser“, Rattasep „Rademacher“, Laudsep „Brettermacher“, Pusep „Zimmermann“, Kängsepp und Kingisep „Schuster“, Klaasisep „Glaser“, Rätsep „Schneider“, von rät „Tuch“ und anderen. Sonst gehören von estnischen Namen hierher Treier oder

Treijal oder dialektisch auch Reial „Drechsler", Mölder „Müller", Kangur oder auch im Genetiv Kangro „Weber", Nahkur und genetivisch Nahkru „Gerber", Umblia „der Näher", von umblema „nähen"; ferner Kallamees „Fischer", Kok „Koch", Kütt „Schütz, Jäger", Wardja „Speisemeister, Schaffer auf Hochzeiten". Weiter mögen noch genannt sein Uderwitz „Unterofficier", Waht und in Genetivform Wahhi „Wache, Wächter", Mötsa waht „Waldwächter", Warras „Dieb", Tolmats „Tölpel", Sant und Sand „Bettler".

Aus dem Russischen gehören hierher Botscharów „Böttcher", Kusnezów „Schmied", Schápotschnikow „Mützenmacher", Mélnikow „Müller", Plótnikow „Zimmermann", Ssapóshnikow „Schuster", Partnów „Schneider", Grebenschtschików „Kammmacher", Petschników „Ofensetzer", Kámenschtschikow „Maurer", Stalerów „Tischler", und manche andere. Ein paar Bildungen mögen auch noch aus den hier in Frage kommenden Sprachgebieten angeführt sein; an lettischen Kalleis „Schmied", Muzzineeks „Böttcher" und Zepernick, der im lettischen zeppurneeks „Hutmacher, Mützenmacher" seine Erklärung findet; das französische Forestier ist „Förster"; das böhmische Hladik bedeutet „Polirer"; im jüdischen Namen Kahn ist das hebräische kóhen „Priester" nicht zu verkennen; aus dem Schwedischen darf des Namens Carlblom hier noch Erwähnung geschehen, der in dieser Form nichts anderes bedeuten wird als „die Blüthe der Männer", da im Schwedischen karl „Mann" ist und blomma „Blume, Blüthe", wie z. B. in ungdomsblomma „Blüthe der Jugend".

Mancherlei Thätigkeit wird im Deutschen durch eigenthümliche Zusammensetzungen ausgedrückt, wie sie sonst in der deutschen Sprache nicht so sehr häufig, aber gerade in Familiennamen sehr gebräuchlich geworden sind; ich meine Namen wie den bekannten Hassenpflug, dessen Bedeutung ist „haß-den-Pflug, jemand der den Pflug haßt" oder in gewöhnlicherer Wortordnung „Pflughasser", oder wie Schlagenteuffel „schlag-den-Teufel" oder wie z. B. Kiesewetter „der das Wetter kiest, prüft" und ähnliche. Einige solche begegnen auch hier, wie Scheinpflug „der den Pflug scheut", Heinschildt, ohne Zweifel entstellt aus Haunschild „hau-den-Schild", einem Namen, der in Deutschland mehrfach vorkömmt; vielleicht gehören auch Fankhänel „Hähnchen fangend" und Kühlbrandt, wohl niederdeutsch für „kühl-den-Brand", noch dazu, außerdem aber unzweifelhaft der Name Früchtenicht, der nichts mit „Früchten" zu thun hat, sondern ein

„Fürchtenicht“ ist, wie z. B. auch Fritz Reuter „früchten“ für „fürchten“ sagt. Die gewöhnliche Wortordnung in derartigen Zusammensetzungen mit so zu sagen wirkendem verbalem Theile bieten russische Namen wie Bordanóssow „Bartträger“, von borodá „Bart“ und nossitj „tragen“, und Mákuschew „Mohnesser“, von mák „Mohn“ und kúschatj „essen“.

Sehr viele Benennungen nach Beruf, Stellung, Gewerbe, Thätigkeit u. dgl. sind im Deutschen mit dem verdeutlichenden Zusatz mann gebildet, wie Ackermann „der hauptsächlich auf dem Acker zu thun hat“, Bergmann „der in den Bergen zu thun hat, das Erz aus den Bergen holt“, ferner Zimmermann, Landmann und Feldmann, Baumann „Ackerbauer“, Schulmann, Teichmann „Teichaufseher“, Winkelmann „der einen Kauf- und Schenkladen hat“, Hausmann „Miethsmann, Hausbewohner“, Hoffmann Schaffner auf einem Meierhofe, Gärtner“ oder auch in noch anderer Bedeutung gebraucht, und andere mehr, von denen die genannten sämmtlich auch als Familiennamen hier vorkommen. Grade unter den Familiennamen, darf hervorgehoben werden, ist die Bildung auf mann eine besonders beliebte geworden, etwa drittehalb Hundert im Ganzen kommen hier vor, darunter allerdings reichlich die Hälfte nur als Namen von Esten, die nicht selten auch mit estnischen Wörtern zusammensetzten, wie in Kingmann von king „Schuh“, Lanemann „Mann der Wüste“, Läskmann von läsk „Wittwer, Wittwe“, Lillemann „Blumenmann“, Partmann von part „Eule“, Pumann von pu „Holz, Baum“, Saarmann von saar „Insel“, Woimann von woi „Butter“. Innerhalb des Deutschen sind die Namensformen auf mann an sich schon so mannigfaltig, daß sie eingehender zu behandeln allein schon viele Zeit in Anspruch nehmen würde. Ich führe hier nur an, daß einzelne unter ihnen schon alte Vornamen sind, wie Hermann, Hartmann, Erdmann, andere mit Vornamen zusammengesetzt sind, wie Paulmann, Petermann, Diezmann, Thielemann, in welchen beiden letzteren Zusammensetzungen der erste Theil eine Verkleinerungsform zu „Dietrich“ ist; noch andre enthalten Ortsnamen, wie z. B. Hörschelmann, das ohne Zweifel auf das thüringische Hörschel, ein Dorf im Weimarschen, hinweist. Besonders häufig sind Zusammensetzungen mit Substantiven, wie deren oben schon mehrere angeführt wurden und noch genannt sein mögen: Adelmann, Aschmann, Eichelmann, Engelmann, Fischmann, Holzmann, Haarmann, Königsmann, Perlmann,

Sternmann, Stahlmann, sehr viele aber enthalten auch Adjectivformen an erster Stelle, wie Biedermann, Freimann, Weißmann, niederdeutsch Wittmann, Großmann, Neumann, Treumann oder in ungewöhnlicherer Bildung Langermann.

Einfacher noch als in der letztberührten Art, wo Adjective mit dem Worte mann zusammengesetzt sind, verfährt die Sprache, wo sie Menschen direct adjectivisch benennt und z. B. einen Heinrich der durch Körperlänge sich auszeichnet als „Heinrich der Lange“ oder, da bei den deutschen Eigennamen der Artikel ein für alle Mal ausgelassen zu werden pflegt, kürzer als „Heinrich Lange“ bezeichnet. Eben dies Lange kömmt als Familienname auch hier vor und andere ähnliche sind Wilde, Weisse, niederdeutsch Witte, Rothe, niederdeutsch Rohde, Krause, niederdeutsch Kruse, Lohse, Kluge, Grosse. Minder häufig tritt die sogenannte starkflectirte Adjectivform, wie sie namentlich beim unbestimmten Artikel zu stehen pflegt auf, wie in Treuer, Werther, Grüner, Lieber, Stiller und sonst. Am Gewöhnlichsten aber werden im Deutschen die Adjective in ganz kurzer Form zu Namen verwandt, wie Lang, Kurtz, niederdeutsch Kortlang „kurzlang“, Klein, Groß, niederdeutsch Grot, Kühl, Schwarz, Weiß, niederdeutsch Witt, Blank, Rein, Seuberlich, Roth, Fahl, Braun, Gelb, Blau, Grün, die letzten drei nur als Estennamen; ferner Alt, Neu, niederdeutsch Frohriep „frühreif“, Reich, Wohlfeil, Kahl, Kühn, Deutsch, Frey, Ehrlich, Redlich, Treu, Lustig, Grimm, Wunderlich, Selig, Sorgenfrey.

Adjectivische Namen finden sich auch im Estnischen in großer Zahl, wie Kõrge „hoch“, Pik oder genetivisch Pikka „lang“, Paks „dick“, Weike „klein“, Walge „weiß“, Must „schwarz“, Kollak „gelblich“, Külm „kalt“, Kahre „rauh, grau“, Rikkas oder in Genetivform Rikka „reich“, Kenna „schön“, Tubli „tüchtig“, Wiks und genetivisch Wiksi „fix, hurtig“, Terwe „gesund, heil“, Aus „vornehm“, Kabbar „kraus“, Wagga „fromm“, Ussklik „gläubig“. Aus dem Russischen gehören hieher Bolschów „groß“, Korótkin „kurz“, Dólgow „lang“, Tolstói „dick“, Krúglow „rund“, Belów „weiß“, Tschernów „schwarz, schmutzig“ und Andere. Von den französischen Namen würde hier zu nennen sein Saget, eine Verkleinerungsform zu sage „weise, vernünftig“, von den englischen Green „grün“, von den holländischen Grootten, das ohne Zweifel zu groot „groß“ gehört.

Zu den adjectivischen Bildungen gehört auch eine Anzahl von Zusammensetzungen, die, weil ihre Schlußtheile in einfachem Zustande substantivischer Natur sind, sehr häufig nicht ganz richtig aufgefaßt werden, namentlich wo sie, wie eben als Familiennamen, wieder in die Reihe der Substantive hinüber gezogen werden. Ein Beispiel wird hier wieder am Besten erläutern. Der Name Gradhand, der als Name natürlich ein substantivisch selbstständiges Wort ist, ist zunächst doch rein adjectivisch zu denken und bedeutet, wie wirs in der gewöhnlichen Sprache in entsprechenden Fällen so gut wie immer mit zugefügter Adjectwendung ig deutlicher zu machen pflegen, nicht etwa „gerade Hand", sondern „gradhändig, jemand der eine „gerade Hand hat". Ganz entsprechend bedeutet der Name Blauhut nicht „blauer Hut", sondern „der einen blauen Hut hat, blauhütig", Schönrock „der einen schönen Rock hat", Hasenfuß „hasenfüßig", das oben schon genannte niederdeutsche Truhart „der ein treues Herz hat, treuherzig" oder wie man es bei Fritz Reuter mehrfach liest niederdeutsch „truhartig"; ferner Frischmuth „der frischen Muth hat", Freymuth „der freien Muth hat", Herrmuth „der den Muth, den Sinn eines Herren hat", daß es also den Gegensatz zu „demüthig" bildet, dessen ursprüngliche Bedeutung ist „den Sinn eines Dieners habend", und dann noch Wachtsmuth, das wohl nur entstellt aus Wachsmuth, „der scharfen Muth hat", von dem älteren deutschen wahs „scharf", und Wohlgemuth, das noch als Adjectiv lebendig geblieben ist.

Auf die einfache Beschreibung nun aber, wie sie eben den Adjectiven in der Sprache obliegt, und auf jene oben besprochene einfache Weise, wornach die Menschen eben als Menschen, nach ihrer menschlichen Stellung, ihrem menschlichen Beruf u. s. w., benannt werden, beschränkt sich die Namengebung und namentlich die Gebung der Familiennamen nicht. Frei und ungezwungen sind sie in der Regel gebildet oder, kann man noch besser sagen, sind sie im Leben entstanden, sind sie dem Leben entsprungen. Die lebensvolle Sprache des gewöhnlichen Lebens aber bewegt sich nicht immer in dem ruhigen Maße trockner Prosa, sie ist reich mit Bildern und Gleichnissen durchschlungen wie die Sprache der Poesie. „Treu wie Gold, stark oder fest wie Eisen, steif wie ein Stock, schlau wie ein Fuchs, stumm wie ein Fisch" und tausend ähnliche Wendungen sind grade in der freien leichten Sprache des gemeinen Lebens besonders geläufig und eben so geläufig dann auch die kühnere Art der Sprache nun jemanden geradezu einen Stock, einen Fuchs, einen Fisch, einen Esel und dergleichen zu nennen.

In der Schaffung der Namen hat sich die Sprache ganz besonders gern solcher Gleichnißwörter bedient, sie hat sie aus allen möglichen Gebieten hergeholt. Zunächst aber der menschlichen steht doch die Thierwelt, rein Menschliches auf die Thiere übertragend hat schon in uralter Zeit die Fabeldichtung sich ausgebildet, bei den Deutschen sogar ein ganzes Thierepos, das in den neueren Bearbeitungen als Reineke Fuchs noch immer bekannt geblieben ist. Thiernamen sind unter den Familiennamen sehr gewöhnlich, hier kommen vor: Fuchs, niederdeutsch Voß, französisch Rennard, Wolf, niederdeutsch Wulff, latinisirt Wulffius, Bär, auch in den Formen Behr, Beer und Behre, Hirsch, Haase, March und Hempel, Ausdrücke für „Pferd", Bock, Scheps, „Schaaf" in der Entstellung Schaffée, Meusel „kleine Maus" und andere.

Besonders häufig finden sich Thiernamen bei den Esten, am Gewöhnlichsten sind Rebbane „Fuchs", Karro „Bär", Pödder „Elenn" und Unt „Wolf". Außerdem sind zu nennen Ilwes „Luchs", Kähr „Dachs", Tuhkur „Iltis", Orrik „Eber", Jännes „Hase", Kits „Ziege", Sik oder im Genetiv Sikka und Sok oder im Genetiv Sokka „Ziegenbock", Kaß „Katze", Hurt „Windspiel", Lammas „Schaaf", Orraw „Eichhörnchen" und andere. Aus dem Russischen bieten sich Medwédew „Bär", Wólkow „Wolf", Barssúkow „Dachs", Baránow „Widder", Koslów „Bock", Seérna „Gemse", Bobrów „Bieber" und andere; lettisch sind Breeds „Elenn", Luhs „Luchs", Sakkis „Hase", Kakkis „Katze"; französisch Poulain „Füllen"; finnisch Sonny „Stier".

Das waren lauter Vierfüßler, aber auch das Gevögel ist reich vertreten: Vogel selbst begegnet; ferner Adler, Specht, Hahn nebst Althaan, Huhn nebst Weißhuhn, Falck, Stiglitz, Finck, Rabe, Scheller „Waldrabe", Taube nebst Wildentaube, Pfau und was dasselbe ist Pfab, Reyher, Schwan. Bei den Esten sind die Vögel noch gewöhnlicher als die Vierfüßler, ich nenne nur Zirk „Vogel", Lind „Vogel", Tedder „Birkhahn", Metsis und Möttus „Auerhahn", Part, dörptsch Paris „Ente", Warblane „Sperling", Kuk „Hahn", Kull „Habicht", Talwik „Goldammer", Luik und dialektisch auch Kuik „Schwan", Kotkas „Adler", Anni „Gans", Kak „Eule", Hännilinne oder Hännilanne „Bachstelze". Lettische Formen sind Putning „kleiner Vogel", Ballod „Taube", Krauklis „Rabe", Strasding „kleine Drossel", Diehrwe „Kranich", Gailiht „kleiner Hahn", zeplihts „Zaunkönig", das zu Zipplitt entstellt vorkommt. Aus dem

Russischen würden anzuführen sein Orlów „Adler", Ssokolów „Falke", Petuchów „Hahn", Ssolowéi und Ssolowjéw „Nachtigall", Lébedew „Schwan", Utkin „Ente", Wóronow „Rabe".

Das Uebrige Gethier findet auch noch mannigfache Vertretung: Fisch, Bahrs, Hering, Lachs, Rehling, ein landschaftlicher Ausdruck für Barsch, Kaulbahrs, Zander. Estnisch sind Kalla „Fisch", Aug oder im Genetiv Awwi „Hecht", Kogger „Karrausche", Linnask „Schleie" und andere; russisch Ssudák „Zander", Ssnitków „Stint", Kitow „Wallfisch". Weiter gehören noch hieher Auster, das niederdeutsche Ihle „Blutegel", Drohne, Krebs; die estnischen Liblik „Schmetterling", Mesilanne „Biene", Wähk „Krebs", Kirp „Floh", Kilk nebst dem Genetiv Kilgi „Grille", Pörnik „Käfer, und andere; die russischen Shúkow und Shukówsky von shuk „Käfer", Múchin von múcha „Fliege", Pauków „Spinne", Blochin von blochá „Floh", Tscherepáschkin von tserepácha „Schildkröte".

Außer in der Thierwelt hat weiter aber auch die menschliche Fantasie in der stummen freier Bewegung beraubten Welt der Pflanzen Aehnlichkeiten und Vergleichungspunkte in reicher Fülle zu finden gewußt, um aus ihr den Schatz der Namen zu bereichern. So kann voran genannt sein Baum, niederdeutsch Bohm, nebst den mancherlei damit gebildeten Zusammensetzungen Eichenbaum, Birkenbaum, Weidenbaum, Nußbaum, darunter mehrere die nur als Estennamen vorkommen, wie Appelbaum, Kirschbaum, Feigenbaum, Rosenbaum und andere. Weiter reihen sich an Eiche, Linde, Weide, Tanne, Birk, als Estennamen noch Pappel, Eller, Espe. Estnische Formen sind Puu „Baum", Peddajas oder dialektisch auch Pettai „Fichte", Toom oder auch Tomikas und Tomingas „Faulbaum", Kaddakas oder dialektisch Kadajas oder auch Kaddai „Wachholder", Tamm „Eiche" nebst Tambu „Eichbaum", Pärn „Linde", Löhmus „junge Linde", Uibo oder Uibopu „Apfelbaum", Pajo „Weide", Wahher „Ahorn", Pihlak oder auch Pihl „Eberesche" und noch manche andere.

An russischen Namen würden hier zu nennen sein Búkow von buk „Buche", Starodúbsky von dub „Eiche" in Zusammensetzung mit stáry, „alt", Wischnjaków, von wischnja „Kirschbaum". Bei den Letten sind die Baumnamen auch nicht ungewöhnlich, wie Ohsis „Esche", das recht häufige Behrsing „kleine Birke", Leeping „kleine Linde", Ohsuls „Eiche" und die Verkleinerung dazu Ohsolting, Apsiht „kleine Esche".

Aus dem Französischen stellt sich de l'Arbre „vom Baume“ hieher, aus dem Schwedischen Granbom „Tannenbaum, Fichtenbaum“; dann gehört hieher auch das portugiesische Pereira, das „Birnbaum“ bedeutet, wie im Portugiesischen überhaupt manche Baumnamen auf eira ausgehen, wie maceira „Apfelbaum“, oliveira „Oelbaum“, roseira „Rosenstock.

Allerhand kleineres und schwächeres Gewächs hat auch zu Familiennamen Stoff geboten, so Haberl „Hafer“, Flachs, Klever „Klee“, Hoppe niederdeutsch für „Hopfen“, Lawendell, Dohrandt „Hundskopf, Löwenmaul“, Hanf, Graß; bei den Esten Kaer „Hafer“, Tatrik „Buchweizen“, Lugga „Schilf“, Rohhi „Gras“, Ummal „Hopfen“, Sibbul „Zwiebel“, Kalits „Schnittkohl“, Kapst „Kohl“, Oblik „Sauerampfer“, Look und genetivisch Loga „Lauch“ und andere. Unter den russischen Namen führt Tschessnoków auf tschessnók „Knoblauch“, Beleninow wohl auf belená „Bilsenkraut“, Arbúsow auf arbús „Wassermelone“; unter den lettischen weist Sippul auf ssihpols „Zwiebel“, Smilge ist „Schmehlgras, ein Unkraut im Roggen“. Unter den schwedischen Namen, mag hier auch noch angefügt sein, haben mehrere als Schlußtheil das Wort gren, das „Ast, Zweig“ bedeutet, so Lindgrén „Lindenzweig“, Tallgrén „Fichtenzweig“ und Cedergrén „Cederzweig“.

Unter den bisher betrachteten Gruppen von Familiennamen ist die umfangreichste die der aus alten Vornamen hervorgegangenen, sie bilden, wie ich schon früher angab, ungefähr den sechsten Theil aller hier vorkommenden Familiennamen. Nicht sehr viel kleiner aber ist die Zahl derjenigen, die als Benennungen nach Beruf, Stellung, Beschäftigung und dergleichen sich bildeten; adjectivische Namen bieten sich ungefähr viertelhalbhundert, nicht ganz so viele Thiernamen treten auf, sie machen nur etwa den zwanzigsten Theil der Gesammtmasse aus, während die zuletzt erwähnten Namen aus dem Pflanzenreich kaum ein Dreißigstel der Gesammtzahl bilden. Mit alle dem ist nun aber noch nicht mal die volle Hälfte aller hier vorkommenden Familiennamen erschöpft, für die noch übrigen aber kann ich mich kürzer fassen. Von den ziemlich vielen vor der Hand noch ganz unverständlichen abgesehen fasse ich alles Uebrige am bequemsten noch in zwei Hauptgruppen zusammen. Die nächste noch zu nennende ist an Umfang der der aus alten Vornamen hervorgegangenen Familiennamen fast gleich, sie umfaßt die Namen, die nach Oertlichkeiten und örtlichen Verhältnissen gegeben sind.

———

Voran mögen hier die Namen gestellt sein, die aus Volksnamen oder Namen von Ländern und Landschaften hervorgingen: Preuß, Hesse, Schwabe, Rheinländer, Frank und in Verkleinerungsform Fränkel, Beyer und verkleinert Beierle, Pelzer „Pfälzer", Deringer und Döring „Thüringer", Meißner, Holst „Holsteiner", Böhm, Pohl, Wendt „Wende", Dehn „Däne" und andere. Estnische Formen sind Saks „Deutscher", Rootslane oder auch kurz Roots „Schwede", Lätt oder in Genetivform, die aber auch das Adjectiv ersetzt, Lätti und in verächtlicher Deminutivform Letto „Lette", und andere; russische sind Litwinow „Litauer", Poljaków „Pole", Ssérbow „Serbe", Lifljänez „Livländer" und noch vereinzelte andere.

Noch sich anschließende Bildungen sind Römer, Friedländer „aus Friedland", Berner „aus Bern", Brehm und Brehme „Bremer", Berger „aus Berg", Hugenberger, Unterberger, Heimberger und ähnliche von Oertern, in deren Namen „berg" den Schluß bildet, Daffertshofer „aus einem Orte Daffertshofen", Luchsinger „aus dem Schweizerdorf Luchsingen", Höflinger „aus einem Orte Höfling oder Höflingen" und die russischen Kalúgin „aus der Stadt Kalúga" und Túlsky „aus der Stadt Túla". In der Regel aber sind die Ortsnamen und namentlich die deutschen, nach denen Menschen benannt wurden, nicht, wie die eben aufgeführten, mit bezüglichen Suffixen versehen, sondern unverändert zu Familiennamen geworden. Das heißt der zu Benennende wurde nach seinem Heimats- oder Wohnort bezeichnet mit dem Zusatz von: Karl von Braunschweig, Heinrich von Hannover und so fort. Die Nichtadlichen machten sich's später bequem und ließen das von fort, während der Adel das Wörtchen fest hielt. Das von des Adels hat sich eben nur auf die genannte Weise entwickelt und kann daher in wirklich alter Verbindung auch nur einen Ortsnamen zur Seite haben. Es findet sich so noch in ziemlich vielen Beispielen, wie in von Vegesack, von Beiningen, von Oettingen, von Helmersen, von Anrep und sonst. Weitere Ortsnamen die hier als Familiennamen vorkommen sind Kiel, Lindau, Kassel, Speyer, Münder, Hagen, Haag, Wittmund, Segnitz, Sandau, Trebus, Zeitz, Elmpt und andere mehr.

Weitaus die meisten Ortsnamen aber, die hier noch angeführt werden können, sind zusammengesetzte Wörter und durch ihre Schlußtheile als Ortsnamen ganz deutlich gekennzeichnet. Dahin gehören die Namen auf

heim, wie Adelheim, Buchheim, Wagenheim und andere; auf haus und hausen, wie Neuhaus, Oppenhaus, Campenhausen, Lüdinghausen. In dem Ausgang hausen der letzteren steckt der alte Pluraldativ unseres „Haus", so daß also z. B. von Lüdinghausen eigentlich sagt „von Lüdinghäusern", wo in dem Lüding ohne Zweifel ein alter Personenname enthalten ist: Ortsnamen wurden früher viel lebendiger syntaktisch beweglich gebraucht als heute und enthalten deßhalb z. B. auch oft an erster Stelle flectirte Adjective wie Heiligenstadt, Weißenstein, Rothenburg, Schwarzenberg, Altenau: man sagte ja „ich komme aus der heiligen Stadt", „ich war auf der rothen Burg", „er ist Herr zum (das ist „auf dem") schwarzen Berg", „er will nach der alten Au" und dergleichen.

Weitere Ortsnamensbildungen, die hier als Familiennamen auftreten, sind die auf dorf, wie Friesendorff, Middendorff, Dragendorff, Gersdorff; auf städt oder stedt, wie Eiständt, Hohenstädt, Müllverstedt; auf burg, wie Schnakenburg, Jürgensburg; auf hof, wie Dieckhoff, Vietinghoff, Sprockhoff und wohl auch Rap-hoph; auf garten wie Blumgarten; auf kampff wie Klekampff, Lindenkampff, Mensenkampff und andere. Das kampff in diesen Formen ist nicht unser gewöhnliches „Kampf", sondern das hochdeutsch gemachte eigentlich niederdeutsche Kamp „ein mit Graben oder Zaun eingefriedigtes Feldstück", so daß also Klekampf nicht etwa „Kampf mit Klee", sondern einfach „Kleefeld" bedeutet. Mit feld als Schlußtheil giebt es auch viele hiehergehörige Bildungen, so Bloßfeldt, Dammfeldt, Hirschfeldt, Lilienfeld, Schönfeldt und andere. Dabei ist zu bemerken, daß man sie so wie überhaupt alle die jetzt in Frage stehenden durch ihre Bildung ganz deutlich als Ortsnamen gekennzeichneten Formen auf Karten oder in neuern geographischen Werken schwerlich vollständig auffinden wird. Sehr viele alte Ortschaften in Deutschland und mehr, als die Meisten glauben, sind in früheren Jahrhunderten durch den Krieg wie weggelegt. In meiner Heimat, der ferneren Umgegend von Göttingen, giebt es noch einzelne Kirchenruinen mitten im Walde, an denen im Volke noch der Name eines verschollenen Dorfes haftet: die Namen andrer sind bestimmten Ackergebieten oder Waldstücken wie zum Andenken geblieben, viele gerade in Familiennamen erhalten. An einer Stelle lassen sich im Walde noch ganz deutlich die Trümmer der Mauer einer zerstörten Stadt verfolgen: ihr Name ist noch bekannt und begegnet auch als Familienname.

Manche auf Oerter weisende Familiennamen sind aber ohne Zweifel auch ganz willkürlich gebildet, so namentlich unter den hier begegnenden Estennamen, wie unter denen auf feld deren sich bieten in Kiesfeld, Mickfeldt, das wohl aus Mick „Michael" gebildet wurde, Lillefeldt oder noch mehr estnisch gemacht Lilleweldt, das offenbar den estnischen Genetiv lillo „der Blume" enthält, Tennisfeldt, von Tönnis „Antonius" und sonst.

Noch weitere als Ortsnamen gekennzeichnete Formen sind die auf land, wie Frohland, Reyland; auf mark, das ein bestimmt abgegrenztes Gebiet, ursprünglich nur „Grenze" bezeichnet: Stillmark; auf rode, das sich wie das reuth in vielen süddeutschen Namen, auf „ausreuten", niederdeutsch „ausroden, urbar machen" bezieht: Willigerode; auf heide: Hirschheid; auf au: Lutzau, Rosau; auf strand: Wetterstrand; auf wald: Birkenwald, Lüderwald, Stolzenwald; auf holz: Buchholtz und Eschscholtz, das doch gewiß nur aus Esch-holz entstellt wurde; auf hagen, das mit dem daraus verengten „Hain" gleichgebraucht wird: Stavenhagen; auf horst „Forst, Gebüsch": Wichhorst; auf busch: Knebusch, Sengbusch.

Manche hiehergehörige Formen enthalten als Schlußtheil das Wort „Thal", so Blumenthal, Friedenthal, Kreuzthal, Lindenthal, Mühlenthal oder mit niederdeutscher Form seines Schlußtheils Mühlendahl, und andere. Außerordentlich viele aber, und zwar fast ebenso viele als alle übrigen zusammengesetzten Ortsnamen zusammengenommen, sind mit dem Schlußtheil berg gebildet, wie Falckenberg, Hertzberg, Lipsberg, Löwenberg, Lindenberg, Landenberg, Rautenberg, Schönberg, Schmiedeberg, Stackelberg, Sternberg und andere. Etwa die Hälfte darunter sind nur Estennamen, also wohl großen Theils willkürlich gebildete, daß es fast scheint, als habe man die fehlende Wirklichkeit sich hier in den Namen gewissermaßen ersetzen wollen. Von den schwedischen Namen gehört Oeberg „Inselberg" hieher. Neben den Zusammensetzungen mit berg sind dann auch noch anzuführen die mit fels, wie Drachenfels und Lindenfels, und die mit stein, wie Bielenstein, Eöpenstein, Lichtenstein und Wechterstein. Noch einige Namen, die in ihren Schlußtheilen auch deutlich auf Oertliches hinweisen, sind die auf bach, niederdeutsch beck, wie Fischbach, Maibach, Marbach, Neubach, Seebach, Hohlbeck, auf see: Rabensee, und auf brück: Wendelbrück.

Auch der Este hat mancherlei Zusammensetzungen, die sich mit den aufgeführten unmittelbar vergleichen lassen, d. h. in ihren Schlußtheilen deutlich auf Oertliches hinweisen; so die zahlreichen Zusammensetzungen mit saar „Insel“, wie Kõrgesaar „Hochinsel“, Kiwwisaar „Steininsel“, Mennikſaar „Tannenwaldinsel“, Arrakſaar „Elsterinsel“, Tamſaar „Eicheninsel“; ferner die auf mäggi „berg“, wie Saremäggi „Inselberg“, Kiwwimäggi „Steinberg“, Linnamäggi oder dörptsch Liinamäggi „Stadtberg, Schloßberg“; die auf mois „Landgut, Hof“: Wannamois „Altenhof“ und Ronnimois, etwa „Kriechhof“ von ronnima „kriechen“; auf mets „Wald“: Lindmets „Vogelwald“ und Allamets „Unterwald“; auf pöld „Feld“: Rehhepöld „Riegenfeld, Feld bei einer Riege“; auf külla „Dorf“: Keskülla „Mitte des Dorfs, Mittendorff“; auf lin „Stadt“: Jakolin, worin Jako Liebkosungsdeminutiv zu Jakob ist; auf perre „Gesinde, Familie“: Sareperre „Inselgesinde“; auf ma „Land“: Kallama „Fischland“; auf järw „See“: Perrajärw „Hintersee“; auf ots „Ende“: Jerweots „Ende des Sees“, Sillaots „Brückenende“, und noch andere mehr. Auch noch manche andere Ortsnamen des estnischen Gebiets sind unter den hiesigen Familiennamen der Esten vertreten, von denen ich nur anführe Aarna, Astowere, Haidak, Jaaska, Jakſi, Kohhal, Kalliper, Lais, Lemmats, Meos oder Meus, Mütta, Olleſk, Purts, Pullats, Roio, Tarrask, Tilp, Walgerist „weißes Kreuz“. Wären, was leider noch nicht der Fall ist, alle estnischen Ortsnamen und in ihnen auch die Gesindenamen schon irgendwo vollständig gesammelt, so würde das Verzeichniß dahin weisender Familiennamen sich unzweifelhaft noch reich vermehren lassen.

Die letzte größere, d. h. der im Nächstvorausgehenden behandelten der aus Ortsnamen hervorgegangenen Familiennamen an Umfang ungefähr gleiche Gruppe von Namen, die ich zusammenfasse, ist nur dadurch eine etwas größere, daß sie viele andere in sich schließt, die bei schärferer Eintheilung noch als viele kleinere oder ganz kleine Gruppen würden aufzustellen sein. Ich bezeichne ihren bunten Inhalt einfach als „Allerlei Namen“: es ist zu bemerken, daß von allen im Vorausgehenden betrachteten gewöhnlicheren Arten der Benenung abgesehen unter den Familiennamen, wenn auch verhältnißmäßig seltener, noch alles mögliche Andere auftritt. Nicht mal auf Substantive und Adjective beschränken sich die Namensformen, wie ich weiterhin noch an einigen Beispielen zeigen werde. Viel häufiger indeß als bei den Deutschen zeigt sich diese buntere Benennungsweise bei

den Esten: dreimal so viel ungefähr derartiger „allerlei Namen“ finden sich bei ihnen, was unverkennbar vor allen Dingen darin seinen Grund hat, daß die Esten bei der so späten und zugleich so plötzlich in umfangreichster Weise von ihnen vorzunehmenden Benennung der Familien vielfach in einer gewissen Verlegenheit ganz willkürlich nach Namensformen umhertappten. Ja in sehr vielen Fällen, ist bekannt, wurden ihnen die Familiennamen auch von Schreibern oder Geistlichen oder Gutsherren und Anderen in völlig sinnloser Weise angeheftet. Bei der Prüfung ihrer Namen kann man daher auch, wo nicht die bestimmte Quelle, der bestimmte Grund der Benennung wirklich bekannt ist, noch viel weniger zu einer irgend größeren Wahrscheinlichkeit im einzelnen Falle gelangen.

Aber bei den „allerlei Namen“, wie ich sie kurz zusammenfassend nenne, ist auch überhaupt die Ermittlung des Grundes der Benennung unendlich viel schwieriger, weil die Mannigfaltigkeit der Beziehung der einzelnen zu Namen verwandten Begriffe zu außerordentlich groß ist. Wenn jemand etwa Stiefel oder Schuh oder Strumpf heißt, es sind das Namen die in Deutschland sämmtlich vorkommen, wer will von vornherein zu entscheiden wagen, warum diese Wörter als Namen gegeben sind? Zunächst wird man vielleicht an irgend eine auffällige Besonderheit der Tracht dabei denken, die die Veranlassung zur Benennung wurde, oder jemand handelte etwa mit Stiefeln oder verfertigte welche und so nannte man ihn im Scherz selbst so, oder was sonst noch alles hier zu denken sein mag. Ein römischer Kaiser hieß „Stiefelchen“ oder „Soldatenschuh“, Caligula; da ist uns der bestimmte Grund der Benennung überliefert: er pflegte als Knabe in solcher Tracht im Lager herumzulaufen und erhielt den Namen zum Scherz von den Soldaten.

Es kann hier genügen, die noch zu nennenden Namen einfach nach ihrer Bedeutung zu gruppiren, ohne weiter nachzuforschen, aus welchem jedesmaligen Grunde die einzelnen zu Familiennamen geworden sein mögen. Auf Kleidung und Kleidungsstoffe weisen Mantel, Pelz, Kappe, Seide, Drell, Kateriem; noch mehr estnische Formen: Kübbar „Hut“, Suk oder im Genetiv Sukka „Strumpf“, Käng oder King „Schuh“, Särk „Rock“ (dörptisch), „Hemd“ (revalisch), Püks „Hose“, Pude „kleiner Gürtel“ und andere; von russischen Namen Baschmákow, von baschmák „Schuh, Damenstiefel“, Júbkin von júbka „Frauenrock“ und andere.

Essen und Trinken bietet sich auch in den Namen: Wurst, Wasser, Reinwein; estnisch Karrask „Bauerkuchen“, Wiin „Wein“, Leib „Brot“,

Sool „Salz", Kalja, Genetiv zu Kali „Dünnbier" und Anderes, russisch Blinów von blin „Pfannkuchen", Medów von miód „Honig, Meth" und andere. Aus dem Lettischen ist der Name Dessa „Wurst" hier anzuführen.

Auf Wohnung, Haus und Zubehör beziehen sich die Namen Keller, Mauer, Dach, Nagel, Rauch, von estnischen: Ahhi „Ofen", Kattus „Dach", Link „Thürklinke", Sein „Wand", Laut „Stall", Hirs „Balken", Kuur „Schauer, Regendach", Suits „Rauch", aus dem Gebiet des Russischen unter andern Tschulánow von tschulán „Dachstübchen". Auch das estnische Weski, dialektisch Weske „Mühle" gehört hieher; der daneben oder in ihr Wohnende wird wohl danach benannt sein, wie es der deutsche Name zur Mühlen „in der Mühle" ganz deutlich besagt.

Ziemlich viele Namen weisen auf Oertlichkeiten aller Art und schließen sich insofern den aus eigentlichen Ortsnamen entsprungenen Familiennamen eng an, so die estnischen Koddo „Heimat, Heimwesen", Külla „Dorf", Liin „Stadt, Schloß", Nurm „Feld", Luht oder im Genetiv Luhha „Bachheuschlag, Wiese am Bach", Loos „grasreiche Niederung", Laan oder im Genetiw Lane „Haide", Liwak „Sandfläche", Mäggi „Berg", Org „Thal", Mets „Wald", Perw „Ufer", Järw „See", Soo „Morast", Sild „Brücke". Von russischen Namen stellen sich hieher Gorúschkin von gorúschka „kleiner Berg", Opúschkin von opúschka „Rand, Waldsaum", Sabalótni „hinter dem Sumpfe (bolóto) wohnend"; von lettischen: Pläwing „kleine Wiese", Purring „kleiner Sumpf", Krasting „kleines Ufer" und andere.

Viele Menschen sind nach Körpertheilen genannt, wie Haupt, Horn, Barth, Zoepfell „kleiner Zopf", Bauch, Fuß, Zee; unter den Esten Körw „Ohr", Kont „Knochen", Maks „Leber" mit der Verkleinerungsform Massakene „Leberchen", Seer „Schienbein", Käpp „Pfote", Aju „Gehirn", Soon „Ader", Karw „Haar", Silm „Auge" und andere. Einzelne russische Namen stellen sich auch wieder hinzu, wie Wlássow von wláss „Haar", Gúbsky, das wohl zu gubá „Lippe" gehört. Lettisch sind Austing „kleines Ohr" und Schults „Galle".

Manche Namen beziehen sich auf Ackerbau und Viehzucht, Schifffahrt und Fischerei und anderes Gewerbe, wie Pflug, Haken „be-

stimmte Ackerfläche", Floß, Schiff, Bark und andere; von estnischen Adder „Pflug", Rugga „kleiner Heuhaufen", Karri und genetivisch Karja „Viehheerde", Köddar „Radspeiche", Wanker „Bauerwagen, Fuhrwagen," Look „Krummholz", ferner Latu „Schiff", Kimm „Setznetz"; von russischen Voroná „Egge", Karabliów, das von koráblj „Schiff" ausging.

Werkzeug und Geräth aller Art ist unter den Namen vertreten, wie Zirkel, Meißel, Hammer, Schlegel „Schlagwerkzeug", Steinbeil, Keil, Striegel, Pfeil, Kolbe, Siegel, Lyra „Leier", Harff, Bunge „Trommel" und anderes. Aus dem estnischen Gebiet würden zu nennen sein Saag „Säge", Wasar „Hammer", Sirp „Sichel", Püs und im Genetiv Püssi „Flinte", Wille „Pfeife" (zum Blasen), Nap „Napf" und sehr viele andere.

Nach Metallen und verschiedenen anderen Stoffen sind auch Manche benannt: Stahl, Kupffer, Bernstein, Silber, Eisen, Blei, Erz, die Träger der vier letzteren Namen sind Esten. Sonst sind estnische: Terras „Stahl", Oebbe „Silber", Raud „Eisen", Pottas „Pottasche", Wask „Kupfer", Lubbi „Kalk" und andere. Von russischen Namen ist hier anzuführen Sólotow „Gold", lettisch ist Sihter „Bernstein".

Noch andere Namen beziehen sich auf Himmel und Himmelskörper, auf Wetter und Wind oder sich Anreihendes, wie Sonn, Stern, Morgenstern, Strahl, Hagel, Schnee, Sturm, Wind, Frost; estnisch Taiw „Himmel", Koit „Morgenröthe", Pikker „Blitz", Wihm und im Genetiv Wihma „Regen", Udsu „Nebel", Lummi „Schnee", und andere; lettisch Swaigsne „Stern", Sauliht „kleine Sonne", Außeklis „Morgenstern". Hieher würde auch das schwedische Himmelstierna „Himmelsstern" zu stellen sein". Wieder andere Namen beziehen sich auf Zeit und Zeitliches, wie Lenz oder lateinisch gestaltet Lenzius, Frühling, Sommer, Herbst, Winter, May, April, die estnischen Redi „Freitag", Päiw „Tag", aber auch „Sonne", Jul, das wohl joul „Weihnachten" sein soll, das russische Uspénsky, das von uspénie „Mariä Himmelfahrt" ausging.

Zahlreiche Namen sind auch abstracte Wörter, so Maaß, Pein, Adel, Kraft, Wandel, Demuth, Glück, Furcht, Wahl und andere.

Man erzählt mir, daß ein früherer Pastor im Kirchspiel Kannapä sich den Scherz gemacht habe, seinen Bauern lauter abstracte Namen zu geben, wie Tarkus „Weisheit", das auch hier vorkommt, Heldus „Güte" und andere. Hier begegnen an estnischen sonst noch Kangus „Stärke, Strenge", Karskus „Keuschheit", Wiljus „Fruchtbarkeit", Truus „Treue", Argus „Schüchternheit, Blödigkeit", Lotus „Hoffnung", Odus „das Warten", Warn „Feindschaft", Tenno „Dank" und andere mehr. Von lettischen Namen würde Brihwib „Freiheit" hier anzuführen sein, von russischen Schórochow von schóroch „das Rauschen, Geräusch", Mirunow, das von mir „Frieden" ausging, und vereinzelte andere.

Allerlei andere kleine Gruppen von Namen würden sich leicht noch anreihen lassen, die gegebenen werden aber schon genügend verdeutlichen, bis zu welch wunderlicher Mannigfaltigkeit die Familiennamengebung ausgebildet worden ist. Nur das will ich zum Schluß noch hinzufügen, daß man sogar aus dem Gebiete der Adverbia Namen gehabt hat, wie die estnischen All „darunter, unter", Körwl „neben", Eels „dazu", Sisses „darin" und andere, und manche aus dem Gebiete der Verbalflexion. Wie wunderlich solche Namen aber zum Theil entsprungen sind, davon mag eine mir mitgetheilte kleine Geschichte Zeugniß geben. Ein estnischer Bauer, der von seinem Pastor gefragt wurde, was er für einen Namen haben wolle, erwiederte diesem ei moista mis nimmes panda „ich verstehe nicht, was zum Namen zu legen", „ich weiß nicht was ich für einen Namen beilegen soll"; da meinte der Pastor, er könne sich ja Moisto nennen und so that ers. Hier als Familiennamen vorkommende estnische Verbalformen sind Woip „er kann", von woima „können", Puret „du beißest", von purema „beißen", Kerrin „ich wickle auf", von kerrima „aufwickeln", Oska „verstehe", Imperativ von oskama „verstehen", Jome „wir trinken", von joma „trinken", Künnap „er pflügt" von kündma „pflügen", Nähke „sehe", Imperativ von näggema „sehen", Tikkas „er zapfte ab", von tikkama „abzapfen", Läts „er ging", zu minnema „gehen", Serman „ich schlürfe", von serbama „schlürfen", Karjo „schreie", Imperativ zu karjuma „schreien" und andere. Auch im Russischen, sagt man mir, kommen imperativische Zusammensetzungen mehrfach vor: von hier läßt sich anführen Potjani „zieh, spanne", von potjanútj „ziehen, spannen".

Damit darf ich wohl meine Mittheilungen abbrechen. Knüpften sie auch an die uns nächstliegende Welt, an die Stadt Dorpat, an, so werden sie Ihnen doch auch einen Einblick in das weite große Gebiet der Familiennamen überhaupt und des wunderbaren Getreibes darin gegeben haben, und hoffentlich ist es mir gelungen, es wirklich zu etwas lebendigerer Anschauung zu bringen, daß die Familiennamen nicht so gedankenlos gegeben worden sind, wie man sie gewöhnlich gebraucht, sondern, daß sie ein eindringenderer Forschung sehr werthes Gebiet der Sprachwissenschaft bilden.

Leo Meyer.

Die neue Gemeindeordnung in Kurland nach dem ersten Jahre ihres Bestehens.

Bereits ein Jahr und drüber besteht die neue Gemeindeordnung bei uns, dürfte aber nicht, gleich so manchem andern Neuen, bei denen wenigstens an Interesse bereits verloren haben, die überhaupt an eine bessere Zukunft glauben und selbst etwas zur Anbahnung derselben beizutragen sich für berufen halten. Dieser letztern aber giebt es viel mehr, sollte es wenigstens viel mehr geben, als in den officiellen Verzeichnissen speciell angeführt sind, vielleicht gerade unter denjenigen, die der Buchstabe des Gesetzes als ganz seitwärts stehend betrachtet, vielleicht gar gewissermaßen abwehrt. Es scheint ja jeglicher Aristokratie, sei's der der Geburt, sei's der des Geldes, sei's sogar derjenigen der größern geistigen Ausbildung zu dieser unsrer Zeit der Tod geschworen zu sein; und der Eifer, mit welchem gegenwärtig jedes einzelne Glied in der Kette der Gesellschaft gegen die andern aufsprotzet, und der Harnisch, den wie die einzelnen Nationalitäten, so die einzelnen Stände, Bekenntnisse, Institutionen gegen einander anlegen, könnte uns einen Krieg Aller gegen Alle erwarten lassen, wenn uns nicht die Hoffnung belebte, daß diesmal der Thurmbau der Humanität vielleicht besser gelingen wird als jener alte Bau aus Backsteinen und Erdharz, der bis in den Himmel reichen sollte, da jetzt damit begonnen wird, womit jener endete, — mit Sprachverwirrung. Gewiß, es scheint uns oft, als sei uns einstweilen abhanden gekommen, worauf es eigentlich ankommt, wenn es wirklich besser werden soll. Das Gesetz allein macht es nicht.

Doch zur Sache. Was hat nun die neue Gemeindeordnung bereits Gutes gebracht? — Wir unsrerseits würden uns wundern, wenn man jetzt schon viel Gutes und nicht vielmehr manches Schlechte zu melden hätte.

Jeder junge Baum, der aus der Schule in den freien Garten gesetzt wurde, mag man noch so berechtigt sein, durch ihn einen leeren Platz benutzt und ihn einst reiche Früchte tragen zu sehn, geht im ersten, zweiten Jahre zurück, und zwar um so mehr zurück, als der Boden, in den man ihn pflanzte, noch nicht gehörig vorbereitet war und die Zweige bei seiner Pflanzung nicht genug zurückgeschnitten wurden. Wenn nun nachweislich wohl nur in verhältnißmäßig sehr wenigen Gemeinden zum Amte eines Gemeindeältesten sich qualificirende Personen aufzufinden sind, die einigermaßen in fließender Weise ihre Gedanken schriftlich auszudrücken, die Abrechnungen über die hier und da schon auf viele Tausende angewachsene Gemeindecapitalien u. s. w. zu prüfen verstehn, — und oft Leute gewählt werden mußten, die nicht einmal Geschriebenes lesen, nicht einmal ihren Namen schreiben können, ja oft nicht einmal Gedrucktes mit Verständniß zu lesen vermögen, — wenn diese Uebelstände noch viel mehr von den andern zahlreichen Gemeindebeamten gelten, wenn endlich, wo irgend das Verhältniß zwischen Gutsherrn und Bauerschaft kein ungetrübtes war, die Mehrzahl der Wähler noch die tüchtiger Gebildeten ganz naturgemäß als die dem Herrn näher Stehenden, daher Verdächtigen zu meiden geneigt war, so darf man doch wohl behaupten, so sehr man auch aus andern Gründen vielleicht zugeben wird, es sei mit der Einführung einer neuen Gemeindeordnung nicht länger zu zögern gewesen, diese neue, noch dazu wohl sehr complicirte, die gesetzliche Betheiligung jedes nichtbäuerlichen Elementes bei der Verwaltung der Gemeinde so ziemlich ausschließende Ordnung sei in ganz unvorbereiteten Boden gepflanzt worden und das Land habe einstweilen durch dieselbe mindestens noch nichts gewonnen.

Suchen wir diese allgemeine Anklage näher zu zergliedern und zu begründen. Der Schein, als entfernten wir uns hier und da zu weit von unserm Thema, wird schwinden, wenn man bedenkt, daß ja doch jegliche Belastung und Zuhülfenahme fremder Arbeitskraft mit in die Betrachtung dessen zu ziehen ist, was die neue Gemeindeordnung geleistet hat, leistet und leisten soll; und wer uns etwa Hang zur Schwarzmalerei vorwerfen wollte, dem möchten wir bemerken, daß ja doch keinem Menschenwerk, auch dem besten nicht, etwas Schlimmeres begegnen kann, als wenn allgemeines Schweigen oder gar nur zustimmendes Aufjubeln die Schöpfer desselben die Blößen ihres Werkes zu übersehn veranlaßt. Auf dem rothen Tische läßt sich Vieles sehr hübsch zurecht legen, was auf dem grünen Felde sich

ganz anders ausnimmt und hier durchaus nicht so leicht sich einbürgern kann, als es dort entworfen wurde.

Wir wenden uns zuerst der Geldfrage zu. Die jüngstverflossenen Jahre hatten durch das Zusammentreffen vieler glücklichen Zufälligkeiten in dem Besitzstande unsres Bauern einen unglaublich raschen Aufschwung gebracht, namentlich auf den Kronsgütern, wo die Gesinde nicht allein gleich anfangs auf eine längere Reihe von Jahren in Pacht gegeben wurden, sondern auch diese Pacht auf Grund der vor etwa zwanzig Jahren stattfindenden, rasch auf das Doppelte und Dreifache sich steigernden Preise für die Erzeugnisse des Bodens, sowie für die Arbeit berechnet war. Der durch die Frohne bisher gelähmte Unternehmungsgeist der Bewirthschafter größerer Güter, schaffte rasch für jede überschüssige Kraft Erwerb, was die Leute sehr bald durch stete Steigerung ihrer Forderungen auszubeuten lernten. Schreiber dieses hat mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Leuten, die er für halbe Bettler hielt, beim Umtausch eines von Ratten oder Mäusen zerfressenen Päckchens Papiergeld in unversehrte Scheine behülflich zu sein. Dazu kam die allgemeine Entwerthung des Geldes überhaupt. Da mußten sich wohl, wie die Wohlhabenheit der einzelnen Bauern überhaupt wuchs, auch hier und da bedeutende Gemeindecapitalien ansammeln. Nun aber wächst im Menschen wohl keine andre Liebe so schnell als die Liebe zum Gelde. Da wird niemand sich wundern, daß die erste Thätigkeit der jungen Gemeindeverwaltung sich fast ausschließlich den Geldverhältnissen der Gemeinde und zwar meist in einem kleinlichen den nothwendigsten Ausgaben sich verschließenden Sinn zuwandte. Es hatte dieses gewiß auch seine guten Folgen. Hier und da mochte dadurch vielleicht manches in einiges mysteriöse Dunkel gehüllte Gemeindecapital noch rechtzeitig ans Licht gezogen und dem Verschwinden entzogen worden sein, obgleich diese wohl sehr vereinzelten Fälle an Zahl jenen andern weit nachstehen dürften, wo das von der wohlwollenden Gutsverwaltung berathene Gemeindegericht mit einer Umsicht und Gewissenhaftigkeit das Gemeindevermögen zu verwalten beflissen gewesen, wie dieselbe schwerlich überall von der neuen, in Geldgeschäften völlig unbewanderten Gemeindeverwaltung zu erwarten steht.

Aber an schlimmen Folgen hat es bei diesem Knausern auch nicht gefehlt. Die Löhne der Gemeindebeamten, des Gemeindeältesten, der Vorsteher, des Gemeindeschreibers, dieses wichtigsten Beamten, der mehr als irgend sonst ein Secretair den Titel eines Secretairs zu führen berechtigt sein sollte, weil er gewiß recht eigentlich das ganze Geheimniß der Ver-

waltung, namentlich der Gemeindecapitalien in sich birgt, sind wohl durchschnittlich so gering ausgefallen, daß nur aufgestachelte Eitelkeit oder Unterschätzung der zu übernehmenden Verpflichtungen das Unzureichende der Löhnung übersehen lassen konnte. Es sind bereits Fälle vorgekommen, wo ein gagirter Gemeindebeamteter absichtlich sich Pflichtversäumnisse zu Schulden kommen ließ, um abgesetzt zu werden, weil die ihm zugetheilte Gage durchaus kein Aequivalent für die Verluste bietet, die ihm aus der Beschäftigung mit seinem Amte für seinen Haushalt erwachsen. Den Wunsch, bald von dem überkommenen Amte loszukommen, kann man überall hören, zumal seitdem, was häufig sehr bald eintrat, die Leute sich überzeugt hatten, daß ja unter der frühern Verwaltung, d. h. auf Kronsgütern unter dem factisch von etwa gefürchteten Gutsherren ganz unabhängigen, von der Gemeinde selbst erwählten, jedenfalls aber viel billigern Gemeindegerichte durchaus garnicht solche Ungerechtigkeit, Unordnung und Verschwendung geherrscht habe, als sie sich vorgestellt hatten. Am schlimmsten sind aber die Ausschußmänner dran, die gar keine Gage erhalten, billig aber doch von der Gemeinde eine kleine Entschädigung erhalten sollten, wenn etwa der Dienstherr eines solchen ihm für die vielen Arbeitstage, die er durch den Besuch der Gemeindeversammlungen — einmal monatlich doch wenigstens, in großen Gemeinden vielleicht wöchentlich einmal — versäumte, einen doch zweifelsohne berechtigten Abzug von dem bedungenen Jahreslohne macht. Klagen darüber dürften wohl auch schon vor den Gerichten vorgekommen sein. Am liebsten hätten die Gemeinden, scheint es, wenn man ihr Feilschen um die Löhne kennt, die neuen Aemter, deren Besoldung in Zukunft ausschließlich der Gemeinde zufällt, an den Mindestfordernden vergeben, wenn sich die von ihnen selbst zu treffenden Wahlen nur mit einem solchen vorhergegangenen Ausbieten an den Mindestverlangenden hätten vereinigen lassen. Mehr oder weniger hätte bei einer Wahl der Vorschlag eines Candidaten: „Wählt mich, — ich diene auch umsonst“ — den Ausschlag gegeben. Ob nicht bei der Wahl der Aerzte und Volkslehrer, deren Wirksamkeit die Gemeinde vollends noch nicht zu beurtheilen versteht und für jetzt noch für durchaus unerheblicher hält, als die Wahrung etwa der Gemeindecapitalien, Magazine und der wirklichen oder vermeintlichen Gemeinderechte, nach Kräften auch der Mindestfordernde berücksichtigt werden wird, muß die Zukunft lehren. An Versuchen dazu hat es wenigstens bei den Lehrern nicht gefehlt. Daß solch ein Knausern aber schon als ein das Gedeihen der neuen Gemeindeordnung gefährdendes, die Zunahme der

allgemeinen Ordnung in Frage stellendes Moment angesehn werden muß, darüber dürften Alle einig sein. Zum Glück ließe sich diesem Uebelstande leicht abhelfen, wenn höhern Orts die Freiheit und das unangefochtene Recht der Gemeinde, über ihre Capitalien zu disponiren, einstweilen dadurch beschränkt würde, daß für alle von der Gemeinde zu Gagirende und von ihr abhängende Beamtete ein nach der Seelenzahl und nach den räumlichen Verhältnissen zu bemessendes Minimum der Gagirung gelten sollte, — wir sagten einstweilen, nämlich bis bei unsern Landgemeinden das Verständniß vorauszusetzen sein wird, das Geld sei nicht bloß dazu da, um mit Hülfe desselben noch mehr Geld zu verdienen, — ein erhöhtes Culturleben, wie des einzelnen Individuums so der ganzen Gemeinde, ziehe nothwendig auch größere Ausgaben nach sich und der Reichthum der Gemeinde bestehe nicht sowohl in der Größe des bereits Zurückgelegten, als vielmehr in erhöhter Erwerbsfähigkeit. Neben dieser übergroßen Sparsamkeit mag allerdings sich hier und da eine vielleicht übergroße, aus dem Glauben an Unerschöpflichkeit der gesammelten Tausende oder aus dem Streben nach Popularität entspringende Freigebigkeit gezeigt haben; doch sind gewiß diese Fälle weit seltener vorgekommen als jene.

Der Eifer, Geld zu sammeln, zeigte sich gleich in diesem ersten Jahre der neuen Gemeindeordnung auch bei einer andern Gelegenheit, wir meinen bei der Verwaltung der Bauervorrathsmagazine. Es mochte, wenn überhaupt, so nur wenige Magazine in Kurland geben, in denen nicht bereits ungleich mehr Getreide vorhanden war, als die „Regeln, betreffend die Einrichtung der allgemeinen Wohlfahrt", § 2, festsetzen, nämlich ein Tschetw. Winter- und ein halbes Tschetw. Sommergetreide auf jede männliche Seele. Was darüber vorhanden, darf zufolge Beschlusses des Gemeindeausschusses verkauft werden. Die bereits im Frühjahr vorigen Jahres hohen Preise lockten. Es wurde verkauft, hier und da vielleicht so viel, daß nicht mehr ganz das vorschriftmäßige Quantum effectiv im Magazine zurückblieb, doch in der Zuversicht, daß wenigstens so viel von dem auf die Ernte 1867 ausgeliehenen Getreide wieder einkommen würde, daß auf jede männliche Seele 1 Tschetw. Winter- und ½ Tschetw. Sommergetreide sich fände. Diese Aussicht schlug vielleicht hier und da fehl, und jetzt reicht das gelöste Geld lange nicht hin, um ein eben solches Quantum, als verkauft wurde, wieder anzuschaffen. Wir wollen aus dieser verfehlten Speculation weder den betreffenden Gemeindeverwaltungen und noch weniger den Aufsichtsbehörden einen Vorwurf machen. Die Miß-

ernte konnte in manchen Gegenden noch um Johannis herum nicht geahnt werden. Gewiß aber ist es, daß ein aufmerksameres Hinschauen auf Feld und Witterung, ein genaueres Beachten der großen dem Magazine entnommenen Vorschüsse, deren Rückerstattung nach den Erfahrungen früherer Jahre nur bei einer guten Ernte ermöglicht werden konnte, der großen Verkaufslust einigen Abbruch gethan hätte.

Wir erlauben uns hieran noch ein paar Bemerkungen zu knüpfen. Der frühere Satz, zwei Tschetw. Winter- und ein Tschetw. Sommergetreide für jede männliche Seele nicht allein, sondern auch für die weibliche, wie er wenigstens in manchen Gegenden angenommen wurde, war zweifelsohne zu hoch gegriffen. Die Getreidemassen häuften sich zu sehr an. Sie ließen sich nicht so leicht umschütten und durch frisches Getreide ersetzen. Manches verdarb durch Wurmfraß und dergleichen und mußte dann unter dem Preise verkauft werden; manches auch wurde als von den Schuldnern unexigibel gestrichen, weil man, namentlich um im Herbste statt des alten frisches Getreide zu erhalten, mit dem Ausleihen nicht vorsichtig genug war. Aber der Satz von nur einem Tschetw. Winter- und einem halben Tschetw. Sommergetreide für eine, und zwar nur die männliche Seele, scheint uns doch zu klein — nicht für diejenigen Gegenden, wo auf fruchtbarem Boden die Bevölkerung dünn ausgestreut lebt und fast ausschließlich aus dem Landbau ihre Subsistenzmittel reichlich zieht, — wohl aber für diejenigen, wo verhältnißmäßig geringer, niedriger und schlechter Boden ist, gleichwohl aber eine dichte Bevölkerung sich concentrirt hat, weil der noch rohe Bauer diejenige Gegend, wo sich die zur Befriedigung seiner ersten Bedürfnisse dienenden Dinge, Land, wenn auch in geringer Quantität und Qualität, und daneben Wald, Heuschlag, Weide, Wasser, alle beisammen finden, immer jener andern vorziehn wird, wo er erst durch den Umtausch des e i n e n, ihm über sein nothwendiges Bedürfniß hinaus zufließenden Bodenerzeugnisses sich die andern Bedürfnisse vielleicht aus verhältnißmäßig weiter Entfernung beschaffen muß. Hier lebt er mehr von einem Tage zum andern, und kann bei eingetretener Mißernte nicht auf die eignen Ersparnisse früherer Jahre verwiesen werden, es sei denn auf die ihm abgedrungenen im Gemeindemagazin.

Interessant wäre ferner die Auskunft darüber, wie es seit Einführung der neuen Gemeindeordnung mit den Communicationsmitteln steht. Wesentlich die allgemeine Ordnung, also auch den Wohlstand der Gemeinde

fördernd sind gute Wege. Eine besondere Sorgfalt für dieselben dürfte sich aber nicht eben häufig gezeigt haben, eher eine Vernachlässigung. Freilich kann für die Beurtheilung dieser Branche der neuen gemeindepolizeilichen Thätigkeit das vergangene Jahr nicht gut als Maßstab angenommen werden. Die ewigen Ueberschwemmungen beschädigten hier und da nicht bloß die Brücken, sondern rissen auch bisweilen ganze Stücke Weges mit fort; und kam trocknere Witterung, so war an Feld und Wiese Arbeit genug. Gleichwohl brauchten bei einiger Aufmerksamkeit und Energie der Gemeindeverwaltung einzelne kleine durchgefahrene Stellen auf Knütteldämmen nicht so lange den Wagenachsen Gefahr zu drohen, noch auch die hohen Schichten des auf die Wege geschwemmten Eises so einzig der Wegräumung durch Thauwetter und Sonnenwärme überlassen zu werden, als dieses, wenn auch nicht auf den Poststraßen, so doch auf Kirchen- und andern stark befahrenen Wegen geschah. Wie weit die Gemeinde die Wege zu machen habe, ob auch unmittelbar an den Höfen vorbei, ob durch die Hofesfelder, — darüber entstanden an manchen Orten Zweifel auch in Betreff solcher Stücke, die die Bauerschaft bisher unweigerlich reparirt hatte. Prediger und Arzt, heißt es wohl einmal, müssen fahren, der Weg sei wie er wolle; wem sonst der Weg, der uns gut genug ist, nicht genügt, der möge ihn selbst bessern. Hoffen wir, daß solche Zweifel gelöst werden und die Aufsichtsbehörden solchem Unwesen bald ein Ende machen, einem Unwesen, an welchem zudem wohl seltener die eigentliche Gemeindeverwaltung Schuld ist als vielmehr die geringe Autorität, der geringe Gehorsam, die die Gemeinde für jetzt noch den Männern ihrer eignen Wahl schuldig zu sein glaubt.

Schlimmer aber steht es mit etwas Anderm, für welches wir das Interesse aller irgend maßgebenden Autoritäten hiermit durchaus in Anspruch zu nehmen wünschten, — wir meinen die Volksschule, die so oft besprochene, oft in Angriff genommene, immer wieder ad calendas graecas verschobene Schulsache! Es mag Optimisten geben, die da ausrufen: Gebt dem Volke nur die Freiheit, — laßt es nur wohlhabend werden, so werdet Ihr sehn, wie es selbst für Schulen sorgen wird. Seht nur auf Nordamerika. Nichts von Schulzwang; und welch ein blühender Stand der Volksschule u. s. w. Wir erinnern uns selbst aus dem Munde sehr wohlwollender und maßgebender Persönlichkeiten ähnliche Aeußerungen gehört, Aehnliches auch kürzlich gelesen zu haben. Wir erinnern auch, um naheliegende Beispiele anzuführen, an die Schulberichte, die kaum ein

Jahr nach Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland über das fast wunderbare Aufblühen der Schulen daselbst — in Podolien allein, wenn wir nicht irren, über 1000 neue Schulen in ³/₄ Jahren — zu lesen waren. Wir aber bekennen uns in dieser Angelegenheit leider zu den Pessimisten und hören in jenem Ausrufe nur ungefähr dasselbe, als wenn jemand aus riefe: Werft doch nur das Kind getrost ins Wasser, Ihr werdet schon sehn, wie es schwimmen lernen wird. Das Beispiel oder Vorbild Amerikas aber glauben wir durch die Bemerkung zurückweisen zu können, daß doch Amerika, dies Land wo es nichts Ererbtes giebt, dies Land der freien Hetze gleichsam, in keinerlei Weise uns als Beispiel dienen kann, wenigstens nicht eher dienen kann, als bis Europa etwa eben solch eine tabula rasa geworden ist, wohin die Amerikamüden wandern, als Amerika es war, da die Europamüden dorthin zogen. Wenn aber, wie wir hoffen, die Aussichten der erwähnten Optimisten in unsern Ostseeprovinzen nicht eben so schnell getäuscht werden, als im übrigen Rußland der Triumph über den Aufschwung des geistigen Lebens des Volkes, namentlich der Volksschulen gleich nach dem 19. Februar sich rasch in die bittersten Klagen über die sittliche Verstumpfung, Demoralisation und Verarmung des Volkes umgewandelt hat, so dürfen wir unter mancherlei andern mitwirkenden Ursachen doch wohl vornehmlich auch den Umstand anführen, daß bei uns lange vorher, ehe noch die schon seit vierzig Jahren aufgehobene, schon vorher mehr nur nominell existirt habende Leibeigenschaft durch Aufhebung der Frohne, durch Einführung der Pacht, ja des eigenthümlichen Grundbesitzes in das Bewußtsein voller Freiheit übergegangen war, schon ein guter Anfang mit guten, nicht bloß auf dem Papier existirenden Schulen gemacht war, — ohne uns aber verhehlen zu dürfen, daß auf dem schon gelegten Grunde gerade jetzt mit verdoppelter Anstrengung weiter gebaut werden muß, wenn der gelegte Grund immer siegreich dem Andrange immer größerer Ungebundenheit Widerstand leisten und nicht fortgeschwemmt werden soll. Hat sich nun etwa unser Bauernstand als bereits so weit intellectuell vorgeschritten bewährt, daß der neuen Gemeindeverwaltung getrost der Weiterbau der Schulen überlassen werden kann? Was hat sie in dieser Beziehung in dem ersten Jahre ihres Bestehens geleistet? — Wir fürchten, ein paar durchaus vereinzelt dastehende Ausnahmen etwa abgerechnet, auf diese Frage antworten zu müssen: nichts, oder vielmehr noch weniger als nichts! Von neuen, bloß auf Betrieb der neuen Gemeindeverwaltung errichteten Schulen wissen wir

nichts. Wohl aber wissen wir, daß an vielen Orten der Schullehrer zugleich zum Gemeindeschreiber gewählt worden ist, weil bei diesem Schlagen zweier Fliegen mit einer Klappe die Gemeinde billiger abkommt, — obgleich doch leicht vorauszusehen war, was bald die Erfahrung bestätigt haben dürfte, daß diese beiden Aemter durchaus unvereinbar sind, und zwar nicht bloß deßwegen, weil jedes derselben, und namentlich das des Lehrers, schon allein für sich die ganze Zeit und Kraft des Mannes in Anspruch nimmt, sondern auch um vieler andern Inconvenienzen halber. An andern Orten wieder sind Versuche gemacht worden, geradezu den alten Lehrer zu entlassen, weil ein neuer für geringere Gage in wirklicher oder vermeintlicher Aussicht stand. Noch an andern wurde zwar dem Lehrer eine größere Gage, auf die schon lange vorher hingearbeitet war, zugestanden, jedoch erst nach unerquicklichen Kündigungen oder nach Abwehrung sonstiger von der Gemeindeverwaltung versuchten Uebergriffe und Anmaßungen gegenüber dem von ihr doch durchaus unabhängigen Küster.

Hier und da endlich sind von der Gemeindeverwaltung auch dem Lehrer An- und Zurechtweisungen ertheilt worden, die eben nur von den puerilsten Begriffen davon, was die Schule leisten kann und soll, zeugen. Es sind diese und ähnliche Uebergriffe allerdings bisher größten Theils noch leicht zu beseitigen gewesen, wo es dem Lehrer nicht an Gewandheit und Geduld fehlte, oder der Prediger, für jetzt so ziemlich der Einzige, der sich um die Schule kümmert, sich mit der Gemeinde gut stand oder zu lawiren wußte. — Aber lange darf doch ein solcher Zustand der Herrenlosigkeit der Schule nicht fortdauern. Dem tüchtigern Lehrer ist ein solches Schulmeisternlassen doch auf die Dauer nicht zuzumuthen, so wie es dem Prediger doch am Ende nicht zu verdenken ist, wenn er sich zuletzt von der Schule, deren Ausbau und Förderung ohnehin erst nach und nach bei der Gemeinde Anerkennung findet, ganz zurückzieht und sie, der ewigen Plackereien müde, am Ende ihren Gang gehn läßt.

Es ruht ein eigenthümliches Mißgeschick auf unsrer Schule. Wir wissen noch immer nicht, was denn eigentlich in ihr geleistet werden soll und wo wir einen Halt für dieselbe zu suchen haben. So viel uns bekannt, sind schon von den verschiedensten Autoritäten Schulpläne ausgearbeitet, mannigfach geprüft und zur Bestätigung vorgelegt worden; immer aber vergeblich. Daß wirklich der Umstand, daß in dem zuletzt vorgestellten Schulplane nicht auch der russischen Sprache Erwähnung geschehn, der Grund seiner Nichtannahme gewesen, wie erzählt wird, können wir uns

nicht denken. Das Erlernen einer fremden Sprache in den **untern** Volksschulen scheint uns überhaupt ein Unding. Das Bauernkind, welches für jetzt gewöhnlich nur einen Winter in der Gemeindeschule zubringt, auch bei künftigem bessern Stande der Schule wohl nicht über drei Winter durchschnittlich in derselben zubringen wird und damit in der Regel seine Bildung für's Leben abschließt, kann doch von seiner Zeit nichts für die Erlernung einer fremden Sprache abmissen, wenn es sich auch nur die ersten Elemente im Lesen und Schreiben seiner Muttersprache, im Rechnen, im Katechismus, in der biblischen Geschichte, im Singen und allenfalls noch in der Erdkunde, im weitesten Sinne des Wortes, aneignen soll. Die verhältnißmäßig Wenigen, welche noch in der Parochialschule eine weitere Ausbildung suchen, denen mag es doch frei stehn, das Deutsche oder, wo die Lehrmittel es möglich machen, das Russische oder endlich Beides zu erlernen, je nachdem sie in den Ostseeländern oder im Innern Rußlands einst ihr Fortkommen zu suchen oder ihre staatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen beabsichtigen. Wir gestehn, wenn wir Gleichheit der Sprache als so wünschenswerth anpreisen, ja als für die staatliche Wohlfahrt absolut nothwendig fordern hören, uns durchaus dabei nicht einen den geforderten Opfern entsprechenden Gewinn vorstellen oder sonst erdenken zu können, gegen welchen Feind des Staates, gegen welches Miasma etwa die Einheit der Sprache schützen soll. Es kann wohl der gleiche Anstrich der Grenz- und Werstpfähle uns belehren, weß Herrn Land wir betreten haben, keineswegs aber die gleiche Sprache uns sagen, weß Geistes Kind die Redenden sind. Turgenjew und Aksakow sprechen beide russisch, und doch — wie verschieden ist ihre innere Welt! Das innere Geistesleben, wie des einzelnen Individuums so ganzer Nationen, läßt sich durch keinerlei Sprache in der Befolgung seiner eignen, von denjenigen alles Meß-, Wäg- und Zählbaren durchaus abweichenden Gravitationsgesetze irre machen, höchstens einigermaßen aufhalten, sofern die Sprache der bereits erreichten geistigen Entwickelung nicht mehr freien Ausdruck gestattet, in welchem Falle sie freiwillig mit einer andern vollendetern vertauscht wird. Das gilt selbst von der Muttersprache, noch mehr aber von der aufgedrungenen, in Bezug auf welche allein wir den Ausspruch jenes Staatsmannes allenfalls können gelten lassen, die Sprache sei dazu bestimmt, die Gedanken zu verhüllen, nicht sie zu zeigen. Den sogenannten verdeutschten Russen oder verrußten Deutschen verachten wir, wie wir denjenigen verachten, der irgend einem Zwange von außen nachgebend, höher hinauf oder tiefer

hinab gestiegen, von seinem Vaterhause und dem darin Zurückgebliebenen nichts mehr wissen will, — sowie wir dagegen denjenigen hoch stellen, der frei die neue Sprache wählte, nicht bloß um sich zu nützen, sondern um seinen alten Sprachgenossen das Geistesgut zuzuführen, das ihm die neuen bieten, und umgekehrt.

Das erwähnte Hinderniß der Bestätigung also ließe sich, wenn es wirklich stattfand, leicht beseitigen, wenn festgesetzt würde: In der eigentlichen Gemeindeschule soll nur lettisch unterrichtet werden; in der Parochialschule aber möge auch die deutsche und russische Sprache, so weit die Lehrmittel reichen, gelehrt werden, jedoch weder die eine noch die andere obligatorisch. Daß an der Localschulbehörde auch die Gemeindeverwaltung wesentlich Theil zu nehmen hätte, versteht sich von selbst. Wer sonst in den Schulvorstand gewählt werden soll, kann gleichgültig sein. Entbehrt oder umgangen können für jetzt aber die Prediger nicht gut werden, zumal nicht bei den Parochialschulen, die ihre Subsistenzmittel zunächst aus dem Kirchengute beziehen. Thut auch nichts — die evangelische Kirche hat ja bekanntlich keinen Papst und kein Concordat.

Wir kommen schließlich noch in Kürze auf die Gemeinderollen, ob sie gleich in diesen Blättern schon ein paar Mal besprochen sind. Sie sollten, wenn wir nicht irren, schon zum 1. November 1866 mit genauer Altersangabe jedes einzelnen Individuums auf Grund der Kirchenbücher fertig sein. Sie sind es aber wohl nur erst verhältnißmäßig in wenigen und kleinen Gemeinden, in großen aber noch heute nicht und werden es auch in Jahr und Tag nicht überall sein, ungeachtet mehrfacher vom Consistorio auf Requisition andrer Autoritäten ergangener Befehle, mit namentlicher Nennung eines sich geweigert habenden Predigers (der Schreiber dieses war es nicht) und Hinweisung auf andere, die für solche Altersangaben eine Entschädigung verlangt hätten (auch zu diesen gehört Schreiber dieses nicht). Ehe wir uns nun unser unmaßgebliches Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Einrichtung dieser Gemeinderollen u. s. w. erlauben, erst eine kleine Illustration zu der Unmöglichkeit, dieselben in weniger als zwei, drei Jahren vollständig mit den nöthigen Altersangaben zu versehn. „Du kamst nach deinem Alter?“ — „„Ja, für mich, meine Wirthin und meine sieben Kinder.““ — „Gut. Setze Dich und sage an. Wie heißest Du?“ „„Ich dächte, lieber Pastor, Ihr solltet mich doch kennen. Ich bin ja Fischer.““ „Ja, Lieber, ich weiß wohl, Du bist Wirth im Fischer-Gesinde und heißest Peter; aber wie ist Dein Familienname?“ „„Ich

habe keinen. Ihr wißt, mein Vater war Knecht und zog von einem Wirth zum andern."" „Nun, das geht doch nicht; Du mußt doch Deinen besondern Familiennamen haben. Zeige mir einmal Deinen Zettel vom Gemeindeschreiber. Nun seh', Du heißt Pferdchen." Er schweigt. „Wie alt bist Du? ungefähr?" „„Im fünften Jahrzehnt etwa."" „Und wo bist Du geboren?" „„Das werde ich Euch nicht ganz sicher angeben können; ich glaube im N. N. Gesinde oder im N. N. Häuschen." Nun beginnt das Suchen, bis er endlich nach vielen Kreuz- und Querfragen als Sohn des „Füllen-Jahn" geboren, nicht im N. N. Gesinde oder Häuschen, sondern in der P. P. Buschwächterei, unter den Täuflingen des Jahres 1817 gefunden wird. Niemand, der unsern Bauern kennt, wird diesen Mann deßwegen schon für unzurechnungsfähig halten; keineswegs, er kann darum immer ein sehr verständiger und tüchtiger Mensch sein. Aber wenn schon in ganz andern Kreisen z. B. die Bezeichnung „N. N.sche Frau" unter Umständen gefälliger klingt als bloß „Frau von X.", so wollen wir uns nicht wundern, wenn unser Bauer sich lieber mit dem Namen des von ihm besessenen Gesindes bezeichnen hört als mit dem ihm, vielleicht noch aus mancherlei Gründen unliebsamen, erst in den dreißiger Jahren neu creirten, seiner Umgebung nicht einmal bekannten Familiennamen. Genau seine Jahre zählen und auf seinen bloßen Namen halten, gehört schon einer Stufe von Selbstbewußtsein an, die unser Bauer, bei aller Befähigung und Berechtigung dazu, für jetzt noch nicht erstiegen hat. In kleinen Gutsgemeinden, wo die einzelnen Individuen mit der Gutsverwaltung in tägliche Berührung kommen und der oft gehörte Name, als Feldmann, Waldmann, Jägermann, Dick, Lanz u. s. w. häufig deutsch und in seiner Bedeutung unverstanden, an den Taufnamen unflektirt sich anreihet, imprimirt sich dieser Familienname leichter; nicht so in großen compacten Bauerschaften, die nur durch wenige im Hofe dienende Knechte mit demselben in mittelbarem Connexe stehn und nur selten ihren Familiennamen hören; wo endlich die nicht vom Hofe gegebenen, sondern aus dem Munde des Volkes selbst genommenen Familiennamen, wie Sirgelis, Kummelsch, und noch mehr Adjective, wie Beesais, Garrais, den Taufnamen, namentlich den weiblichen, nicht leicht angefügt werden können, ohne dem lettischen Idiom einige Gewalt anzuthun.

Wenn nun auch unter zehn Personen vielleicht nur eine so schwer zu ermitteln ist als jener Fischer-Wirth, die jüngere Generation aber leichter zum Ziele führende Angaben zu machen weiß und leichter aufgefunden wird,

namentlich nachdem der Prediger vielleicht ein halbes Jahr und länger daran gearbeitet hat, um aus den etwa sieben Foliobände füllenden, etwa 25,000 Kinder enthaltenden Taufregistern der letzten 60 Jahre einen leicht übersehbaren Auszug anzufertigen, in welchem die einzelnen Taufnamen zusammengestellt sind u. s. w., auch dann sind immer wohl 5 Minuten durchschnittlich auf jede Altersermittelung anzunehmen, was bei einer Gemeinde von 8000 Seelen nicht weniger als 666 Stunden einer sehr langweiligen Arbeit ergiebt und leicht einen fetzenartigen Zustand der Kirchenbücher zur Folge hat.

In eben diesen Blättern war einmal bemerkt, daß dort, wo Personalbücher in den Predigerarchiven vorhanden sind, die Ausfüllung der Altersnotizen in der Gemeinderolle ein Leichtes sei. Das geben wir gern zu. Aber dieselben Gründe, die oben als für die Altersangaben erschwerend angeführt wurden, walten bei Anfertigung und Fortführung der Personalbücher doppelt vor. Schreiber dieses hat mehr als einmal mit der Anfertigung eines solchen Buches den Anfang gemacht, hat es aber eben um jener Namensverwirrung halber nie weit bringen können. In den für Livland so verhängnißvollen vierziger Jahren wurde uns Predigern Kurlands von maßgebender Seite der weise Rath ertheilt: Quält Eure Gemeinden nicht durch Schreibereien! Eine solche Quälerei aber wäre es unstreitig, wollte der Prediger seine noch zwei Meilen weit hinter der eben so weit schon vom Pastorate gelegenen Kirche wohnenden Gemeindeglieder nöthigen, zu ihm ins Haus zu kommen, um so die Identität der in der Kirche angeschriebenen Communicanten z. B. mit den im Personalbuche verzeichneten Personen zu constatiren. Der Gewinn dagegen wäre zu gering.

Wenn wir uns so vielleicht des zu Weiten über die Ausfüllung der Altersrubrik in den Gemeinderollen ausgelassen haben, so geschah es einerseits um unsere Leser auf die rudis indigestaque moles aufmerksam zu machen, die wir noch in unserm Landvolke vor uns haben, und wie dringend daher für ihre Bildung zu sorgen wäre, wenn wirklich eine neue Ordnung in ihr Platz greifen soll; andrerseits aber und vornehmlich um darzuthun, daß den Predigern in der That eine für die Kürze der Zeit unausführbare Arbeit aufgelegt wurde, die vielleicht hier und da zu dem Ungestüme des jungen Gemeindebeamteneifers in unerquicklichem Contraste stand, und daß ferner die gerügte Forderung einzelner Prediger, ihre Mühe remunerirt zu sehn, (Schreiber dieses hat ein für allemal nie eine Zahlung für Extracte aus Kirchenbüchern von seinen Bauergemeindegliedern angenommen), durchaus

keine so unbillige war, zumal da eventuell durch die Gemeinderollen eine Menge Extracte aus den Kirchenbüchern in Zukunft wegfallen dürften, für welche sie gewohnheitlich und gesetzlich eine Remuneration zu beanspruchen berechtigt waren. Aber freilich — was macht das bei einer Einnahme von 3, 6 bis 10 Tausend Rubeln aus, die sogar der „Invalid" den kurländischen Pastoren zuertheilt!

Wir wenden uns nun den Rollen selbst zu. Ob sie irgend wo, auch dort, wo sie bereits nicht bloß mit den Altersangaben für die männlichen Gemeindeglieder vom 15. bis zum 70. Jahre, wie solches hin und wieder selbst in großen Gemeinden bis zum 1. November 1866 ermöglicht wurde, sondern selbst für sämmtliche Gemeindeglieder männlichen wie weiblichen Geschlechtes versehn waren, gebraucht worden sind, wissen wir nicht; bekannt sind uns aber tüchtige Gemeindeschreiber, die ohne sie nicht bloß durchkamen, sondern offen behaupten, sie seien zum Gebrauch bei Rekrutirungen, bei Steuerrepartitionen u. dgl. weit schwerer zu handhaben als die alten Revisionslisten. Das Alter der zunächst Betheiligten sei ihnen ja namentlich aus den Altersbescheinigungen, welche die neu in die Listen der Zahlungspflichtigen Einzutragenden vom Pastor beizubringen hätten, genau bekannt. Um das Alter des weiblichen Geschlechtes sich zu kümmern, hätten sie so leicht keine Gelegenheit u. dgl. Weit nun davon entfernt, die Vortheile einer solchen vollständigen Gemeinderolle in Abrede stellen zu wollen, vielmehr überzeugt, daß eine vollendetere Besteuerung, genauere Statistik u. s. w. eben nur durch solche übersichtliche Zusammenstellung des Alters und andrer Verhältnisse ermöglicht werden kann — auch andre Vortheile nicht verkennend, daß nämlich nunmehr die Gemeindeglieder genauer mit ihren Familiennamen bekannt werden und den Predigern zugleich die Möglichkeit geboten wird, die Grundlage zu Personalbüchern zu erhalten, — glauben wir doch den Gebrauch dieser Rollen als durch ihre jetzige Einrichtung sehr erschwert, ja fast unmöglich gemacht bezeichnen zu müssen. Wäre etwa nicht eine fortlaufende Verzeichnung der ganzen Gemeinde nach den einzelnen alphabetisch geordneten Familien mit fortlaufender Nummer und Altersbezeichnung der einzelnen Individuen und daneben ein zweites Buch, in welchem bei den gleichen Nummern bemerkt würde, ob ansässig, unansässig u. s. w. — zweckentsprechender als die jetzige Einrichtung, bei welcher z. B. die Glieder einer und derselben Familie leicht möglich über alle fünf Rollen sich vertheilt finden können? Wäre überhaupt z. B. die Scheidung der unansässigen Gemeindeglieder in selbständige, Hofesknechte,

Gesindesknechte beizubehalten, da ja heute oder morgen der Hofes- oder Gesindesknecht in die Stadt als Arbeiter gehn und selbständig werden kann u. s. w., da ferner die Interessen dieser schwer aus einander zu haltenden Klassen bei den Wahlen ihrer Vertreter und durch dieselben ihrer übrigen Gemeindebeamten doch nur wenig oder garnicht aus einander gehen können, und da auch z. B. der in den Ausschuß gewählte Hofesknecht dadurch keinen neuen Instructionen unterliegt, daß er den Hofesdienst verläßt, und Gesindesknecht oder unansässig wird? — Wir geben gern die Incompetenz unsres Urtheils über dergleichen Dinge zu; möchten aber doch um dieser Complicirtheit willen diese Rollen zu denjenigen Zweigen rechnen, die bei der Verpflanzung der neuen Ordnung in unsre Gemeinden viel mehr hätten zurückgeschnitten werden müssen. Wie sie jetzt sind, wäre auch um der vielen in Jahresfrist eintretenden Veränderungen willen ihre jährliche gänzliche Umschreibung unvermeidlich, während bei unserm Vorschlage höchstens nur das Nebenbuch, und auch dieses nur etwa alle drei, vier Jahre einmal umzuschreiben wäre.

Daß mit den Altersangaben in den Gemeinderollen auch leicht Unfug getrieben werden kann, da die Daten nur mit Ziffern und nicht mit Buchstaben geschrieben werden, liegt zu Tage. Wie leicht z. B. ist aus dem 6. Februar der 16. gemacht, und bei 6 lost der Junge noch mit, bei 16 nicht mehr. Doch in solchen Fällen bliebe ja der Rekurs an die fides pastoralis, wie denn auch die Liste der zur Vorstellung kommenden zur Bestätigung der beigefügten Altersangaben den Predigern vorgelegt wird.

Schließlich noch eine kurze Bemerkung. Es ist den Predigern aufgetragen, bei Annahme der Kinder zur Confirmation auch Nachfragen darüber anzustellen, ob sie revaccinirt sind, oder nicht, und von dem Ermittelten die Gemeindeverwaltung in Kenntniß zu setzen. So gering diese Mühe ist, so freuen wir uns doch annehmen zu dürfen, daß dieser Auftrag wenigstens von dem Augenblicke an, wo die Gemeinderollen vollständig mit den nöthigen Altersangaben versehn sein werden, den Predigern wieder abgenommen werden wird. Unsere Leser werden ohne Ausnahme zugeben, daß jegliche, selbst die unscheinbarste Art von polizeilicher Ueberwachung, von dem officiellen Zählen der in den einzelnen Häusern vorhandenen Bibeln, den Nachfragen nach den in denselben gebrauchten Andachtsbüchern u. s. w. an, bis zu den sanitätspolizeilichen Nachforschungen nach Vaccination oder Revaccination bei Gelegenheit der Confirmation herab, in das Thun und Treiben des Predigers ein fremdes Element bringt, welches dem

durchaus frei geboten sein wollenden Vertrauen und Zutrauen der Gemeinde zu ihrem Geistlichen nicht förderlich sein kann, während Jedermann es ganz in der Ordnung finden wird, wenn die Gemeindeverwaltung, mit den Gemeinderollen und Vaccinations- und Revaccinationsregistern in der Hand, dafür Sorge trägt, daß bis zu einem gewissen Alter die Revaccination vorgenommen sein muß.

Mögen diese unmaßgeblichen Bemerkungen eines inmitten des grünen Feldes und gern in demselben lebenden und wirkenden Augenzeugen etwas dazu beitragen, die Herren des rothen Tisches leichter gewähren zu lassen, wo der jüngst verpflanzte, gewiß lebenskräftige und seiner Zeit reiche Früchte verheißende Baum der neuen Gemeindeordnung des Beschneidens, wo er der Stütze bedarf.

G. Brasche.

Anmerk. d. Red. Wir haben in Vorstehendem den Bericht unseres verehrten Mitarbeiters über die bisherige Wirksamkeit der Landgemeindeordnung in Kurland, obgleich wir mit der etwas dunkeln Färbung desselben nicht übereinzustimmen vermögen, unseren Lesern um so weniger vorenthalten wollen, als sich erst durch die Vergleichung möglichst vieler, wenn auch im einzelnen Falle mehr oder minder local und subjectiv bedingter Erfahrungen ein wahrhaft objectives Urtheil wird bilden können. Indem wir aber schon hier dem vorliegenden Aufsatz gegenüber unsere abweichende Auffassung dahin aussprechen zu können glauben, daß in demselben die meisten gerügten Mißstände auf die Gesetzgebung zurückgeführt werden, während sie uns vielmehr auf einer nicht immer correcten Handhabung des Gesetzes durch die Aufsichtsbehörden zu beruhen scheinen, behalten wir uns eine eingehende Besprechung dieses Gegenstandes für eins unserer nächsten Hefte vor.

Polnische Gegenreformation in Livland.

Vortrag, gehalten zum Besten der nothleidenden Esten.

Die Reformation hatte das politische Gebäude des mittelalterlichen Livlands in seinen Grundvesten erschüttert, denn die Landesherren waren Geistliche der katholischen Kirche. Was dem Lande wieder Festigkeit hätte geben können, wäre die Umwandelung der Conföderation in ein erbliches Fürstenthum gewesen. Die Einsicht in diese Nothwendigkeit hat nicht gefehlt, unüberwindliche Schwierigkeiten aber standen der Ausführung im Wege. Daß der alte Streit zwischen Orden und Erzbischof um die Hegemonie in der livländischen Conföderation nicht zum Austrag gebracht war, wurde eben zum unseligsten Verhängniß. Keiner von beiden konnte den Schritt zum Protestantismus, die Säcularisation wagen, denn dann schaarte sich um den Anderen Alles im Lande, was der katholischen Kirche noch anhing; dann mengte sich das auf Beute lauernde Ausland hinein: zum offenen Anlauf zu schwach, suchte daher jeder des Gegners Stellung durch andere Mittel zu untergraben, unter denen nicht die letzte Rolle auswärtige Verbindungen spielten. Neben die Landesherren waren aber schon längst gewichtig die Stände in Land und Stadt getreten und unter ihnen siegte bald die Reformation vollständig. Während sich aber so im Lande der politische Zersetzungsprozeß vollzog, nahm zugleich die Weltlage eine veränderte, für Livland äußerst gefahrdrohende Gestalt an. Rußland und Schweden kamen neben Polen empor; alle drei strebten energisch nach dem Besitze unserer Küste, denn er bedingte die dominirende Stellung im baltischen Meere. So lockend die Beute, so leicht zu gewinnen. Nicht groß war das Land, nicht eben dicht die Bevölkerung; die Mehrheit derselben, die Bauerschaft, nicht interessirt an der Erhaltung des Staates, die herrschende Minderheit meist in ihre eigensten, in den engsten Kreisen sich bewegenden

Interessen versunken, durch Parteihader zerklüftet, zum Anschluß ans Ausland bereit, soweit sie über die engeren Kreise hinaussah. Nicht des Ganzen Wohl war dabei maßgebend, sondern Jeder suchte nur sich mit möglichst geringem Nachtheil oder möglichst großem Vortheil aus dem Sturme zu retten. Von Deutschland war keine Hülfe zu erwarten. Ein furchtbarer, mehr als 20jähriger Krieg erfolgte; dann war die Beute getheilt, das heutige Livland fiel Polen zu, der größere südliche Theil früher, der nördliche (Dörptsche) später.

Ohne Zweifel stand der polnischen Regierung das Recht und die Pflicht zu, Maßregeln zu treffen nicht nur zur Wiederaufrichtung des tief gesunkenen materiellen Wohlstandes und der zerrütteten bürgerlichen Ordnung der neuen Provinz, sondern auch vieles Neue einzuführen, wie es durch die veränderten Verhältnisse nothwendig geworden war. Ebenso unzweifelhaft aber waren die Corporationen dieses Landes moralisch und juristisch berechtigt und verpflichtet zu fordern, daß dabei nicht der deutsche und protestantische Grundcharakter, den nun einmal die geschichtliche Entwickelung diesem Lande aufgeprägt und der trotz aller Schädigung die furchtbaren Kriegsstürme überdauert hatte, verletzt werde und daß neue Einrichtungen nicht ins Leben gerufen würden ohne Zustimmung der Stände. Denn nicht durch Eroberung war Livland an Polen gekommen, sondern durch Unterwerfungsverträge seiner Stände und wohl hatten die livländischen Paciscenten dabei Bedacht genommen, durch die unzweideutigsten Bestimmungen im Privilegium Sigismundi Augusti, der berühmten Grundlage des öffentlichen Rechts dieses Landes, sich zu sichern: Herrschaft der Augsburger Confession, deutsche Sprache in den Behörden, Bekleidung der Aemter nur durch Landeseingeborene, einheimisches und deutsches Recht.

König Sigismund August hat auch wenigstens nicht offen das von ihm selbst ertheilte Privilegium verletzt, wenngleich er stets eine enge Vereinigung der neuen Provinz mit Littauen und Polen im Auge gehabt hat und sehr bald — mit kluger Benutzung unseligen Parteihaders zwischen Erzstiftischen und Ordenischen — schon 1566, einen littauischen Administrator, den Joh. Chodkiewicz, statt des einheimischen Kettler herzusenden gewußt hat, scheinbar auf den Wunsch von ganz Livland. Dann kam bald genug die Union Livlands mit Littauen zu Stande, und wenn die Urkunde darüber auch die Bestimmungen des Privilegiums aufgenommen hatte, so fehlte es doch nicht an einschränkenden Zusätzen bedenklicher Art: z. B. die Privilegien, Rechte, Gesetze &c. der Livländer sollen gelten, soweit sie der neuen Ordnung

nicht widersprechen, soweit sie vernunftgemäß sind rc. Indessen, mochte König Sigismund auch Livland immer enger an Littauen und Polen zu fetten suchen, mochte er selbst eine allmähliche Polonisirung des Landes durch Hereinziehen von Polen anbahnen, die schon unter ihm vorzugsweise mit Gütern belehnt wurden; directe Eingriffe in die Landesrechte hat er sich nicht erlaubt, und auf dem Gebiete der Religion verfolgte er in Betreff Livlands so wenig speciell katholische Pläne als in Polen. Nun starb aber mit ihm das Haus der Jagellonen aus, zu einer Zeit, in der in ganz Europa die katholische Reaction, offen oder geheim, die energischeste Thätigkeit entfaltete. So war es denn auch eines ihrer wichtigsten, mit deutlichstem Bewußtsein verfolgten Ziele, in Polen einen König auf den Thron zu bringen, von dem Unterstützung dieser Bestrebungen zu erwarten war, damit nicht bei fortschreitender Ausbreitung des Protestantismus unter dem polnischen und littauischen Adel, von dem schon ein nicht geringer Theil protestantisch war, Polen allmählich ein protestantisches Land werde. Diese Bemühungen waren von Erfolg gekrönt durch die Wahlen erst Heinrichs von Anjou, des Helden der Bartholomäusnacht, dann Stephans Bathory von Siebenbürgen, eines sehr eifrigen Katholiken. Nun fehlte zwar viel, daß dem neuen Könige in Polen und Littauen zur Verfolgung solcher Zwecke freie Hand gelassen gewesen wäre – davor schützte die Wahlcapitulation — allein es war doch schon viel gewonnen, wenn nur der ernste Wille auf dem Throne vorhanden war, jede Gelegenheit katholischen Zwecken zu dienen, redlich auszunützen, denn für die Herbeiführung solcher Gelegenheiten wußten die Jesuiten zu sorgen, auch war ja bekanntlich nicht jeder Eid in ihren Augen absolut bindend. Wo aber hätte sich eine bessere Gelegenheit gefunden als in dem tief erschöpften Livland, das, nach des Königs Worte zum Jesuiten Possevino, dem päpstlichen Legaten, tabula rasa für die Einführung des Katholicismus bot. So mochte es sich denn gewärtig halten eines doppelten Angriffs: auf seine Nationalität und seine Confession. Und was, fragen wir, konnte Livland dem entgegensetzen. Durch zahlreiche über alle Maßen verheerende Einbrüche, namentlich russisch-tatarische Schaaren unter dem grausamen Joann, auf das Aeußerste entkräftet; die Bevölkerung des flachen Landes vielleicht auf ein Viertel reducirt; von den Deutschen nicht Wenige verzweifelnd an ihrer Heimat, nach Deutschland zurückgewandert; die Städte, mit Ausnahme etwa Riga's und Pernau's, fast in Trümmern — Dorpat mußte geradezu nach Abzug des scythischen Pöbels (Ausdruck eines damaligen

Schriftstellers) neu gegründet werden —; ein großer Theil des Adels von Haus und Hof getrieben und zu Allem noch ein tiefwurzelndes gegenseitiges Mißtrauen, denn nicht Wenige hatten in dieser trüben Zeit ihrer Mitbürger heiligste Interessen den Feinden verkauft, wie die Elenden Taube und Kruse. Das war die Lage des Landes! Nie war Livland innerlich und äußerlich schwächer, nie schlechter gerüstet, so planvoll durchdachte und geschickt ausgeführte Angriffe eines an äußerlicher Macht so überlegenen, an Cultur kaum nachstehenden großen Volkes auszuhalten. Und dennoch hat es sie ausgehalten, hat seinen deutschen und protestantischen Charakter bewahrt! Wenn irgend etwas, so legt dieses Zeugniß ab von der Kraft die diesen Principien innewohnt.

Angesetzt wurde der Hebel zunächst an zwei Stellen, in Riga und im ehemaligen Stift Dorpat. Riga hatte seiner Zeit den König Sigismund August nur als persönlichen Oberherrn anerkannt und nicht Theil genommen an der livländisch-littauischen Union. Erst nach längeren Verhandlungen in den Jahren 1579—1581 erfolgte auch durch Vertrag die Unterwerfung Riga's unter Littauen und Polen. Die Stadt, eifrig evangelisch seit dem Eindringen der Reformation in Livland, hatte ihre Gesandten beauftragt, vor Allem Aufrechterhaltung der Augsburgischen Confession, ohne jeglichen Eindrang einer anderen Confession zu verlangen. Schlecht hatte diese ihrer Aufgabe genügt: bei der allgemeinen Bestätigung der hergebrachten Freiheiten Riga's in weltlichen und kirchlichen Dingen war die Augsburger Confession nicht speciell angeführt. Die Auslassung war nicht zufällig geschehen, sondern darauf berechnet, für alle Fälle freie Hand zu schaffen. Auch die Kirchengüter, von denen die Kirchen wenigstens seit 30 Jahren im unbestrittenen Besitze der Stadt waren, vom Erzbischof gegen baares Geld urkundlich definitiv abgetreten, faßte der König als streitiges Gut, als Theil des erzbischöflichen Erbes auf und behielt sich die Entscheidung darüber vor. Wir wissen nicht, ob die Rigaschen Gesandten die Bedeutung der erwähnten Momente nicht erkannten oder nicht erkennen wollten, jedenfalls täuschte sich die Bürgerschaft oder ließ sich täuschen, als sie auf diese Bedingungen hin huldigte, da nun der evangelische Glaube gesichert sei; was komme es dann auf den zeitlichen Besitz an?

Sie wurde freilich rasch genug enttäuscht. Denn kaum hatte der König, vom Orte des Friedensschlusses kommend, kurze Zeit in Riga zugebracht, so forderte er eine Kirche für den katholischen Cultus. Die Bestürzung darüber war groß im Rathe, noch größer in der Bürgerschaft. Dennoch

erreichte der König seinen Zweck. Die Urkunde über den vertragsmäßigen Besitz der Kirchen, die man seiner Forderung hätte entgegensetzen können, war spurlos aus dem Rathsarchiv verschwunden. Ob wirklich Glieder des Rigaschen Raths, wie die Anschuldigung erhoben wurde gegen Tastius und Welling, sie entwandt haben, muß dahin gestellt bleiben; sicher scheint, daß mindestens zweideutige Schwäche im Schooße des Raths dem polnischen Begehren erwünschten Vorschub geleistet hat. Während die Bürgerschaft sich anschickte, beim Könige zur Abwendung seiner Forderung einen Fußfall zu thun, schloß der Syndicus Welling die Jacobi-Kirche katholischen Priestern auf: als sie aus der Kirche kamen, begegnete ihr Zug, Weihrauchfässer schwenkend, den Bürgern, die zum Könige wollten. Es war zu spät; in der Jacobi-Kirche und noch einer andern, der Marien-Magdalenen-, einer ehemaligen Klosterkirche, fand wieder katholischer Gottesdienst statt.

Einstweilen begnügte sich der König mit diesem Resultat; er bezeugte urkundlich, daß ihm die Jacobi-Kirche durch freien Beschluß des Rathes und der Bürgerschaft für den katholischen Cultus übergeben sei, und zeigte sich im Uebrigen gegen die Stadt gnädig: er bestätigte die übrigen Kirchen der Stadt, er schenkte ihr die übrigen Kirchengüter, und erlaubte ihr ein Stück des Walles zu behalt n, das auf Schloßgrund erbaut war ꝛc. Ehe er aber Riga verließ, setzte er über Livland einen polnisch-katholischen Statthalter, den Cardinal Georg Radziwill, Bischof von Wilna, und gab diesem eine geheime Instruction, in der es unter Anderem hieß: „Vor Allem soll der Statthalter Mühe daran wenden und darüber wachen, daß die von Uns in der Stadt Riga gelegten Fundamente der heiligen katholischen Religion von Tage zu Tage an Wachsthum zunehmen, und zwar so, daß sie in Kurzem über ganz Livland sich ausbreiten können. ... Des Statthalters Autorität soll denen nicht fehlen, wo sie ihrer bedurften, denen von Uns die Sorge für die Kirchen und kirchlichen Sachen anvertraut ist. Ferner soll der Statthalter dafür sorgen, daß die Priester, welche man herschicken wird, so schnell als möglich und ohne Verzug in die Orte befördert werden, wo man ihrer bedarf, namentlich aber nach Wenden, Pern..u, Wolmar und an andere Orte von solcher Bedeutung. ... In Allem aber, was zur Förderung der katholischen Angelegenheit geschieht, soll er mit Mäßigung und Vorsicht verfahren, damit nicht die Gegner oder wenigstens ihre Prediger einen willkommenen Vorwand erhaschen zu tumultuiren und Unruhen im Volke zu erregen."

Rücksichtsloser ging der König im Dörptschen Stift vor. Hier glaubte er nicht durch das Privilegium Sigismunds gebunden zu sein, da es erobertes Gebiet sei, nach 24jähriger Herrschaft aus den Händen der Russen in die seinen gekommen. Die Annahme war freilich ungerechtfertigt, denn Sigismund hatte ausdrücklich das übrige Livland zurückzuerobern versprochen. Hier war es denn auch, wo er zuerst eine ausgesprochene Stellung zur Herrschaft der Augsburger Confession in Livland nahm. Noch am Tage nach dem Friedensschlusse verbot er in drohender Weise dem Dörptschen Rath Katholiken von Aemtern auszuschließen oder irgendwie zurückzusetzen: er sei nicht gewillt, wenn er die Augsburger Confession in Livland gestatte, die freie Ausübung des katholischen Bekenntnisses beeinträchtigen zu lassen. Was nun eifrige Katholiken unter solcher Freiheit verstehen, ist sich ziemlich zu allen Zeiten gleichgeblieben: Ausschluß jedes anderen Bekenntnisses. Selbstverständlich räumte man daher in Zeiten eifriger und erfolgreicher Aggressive der katholischen Kirche, wie die Zeiten der flammenden Scheiterhaufen doch entschieden waren, durch jede Duldung dem erklärten Feinde einen Vortheil über sich ein. Am meisten aber gedachte die Regierung in ihren polonisirenden und katholisirenden Bestrebungen gefördert zu werden, indem sie möglichst viele Landgüter in die Hände von Polen zu spielen bemüht war. Selbstverständlich war die Verwaltung der Krongüter, das Commando in den königlichen Schlössern von ganz Livland ausschließlich Polen anvertraut, das Stift Dorpat aber sollte Gelegenheit bieten, auch den Privatbesitz ihnen zuzuwenden. Während im Rigaschen den Meisten, die im Kriege ihrer Güter verlustig gegangen waren, diese zurückgestellt wurden, war das im Dörptschen nur mit den Wenigsten der Fall. Desto zahlreicher wurden Polen damit belehnt. Doch scheint es, daß den Vertriebenen gegen Bekehrung zum Katholicismus ihre Güter restituirt werden sollten. Der päpstliche Legat, der Jesuit Possevino, berichtet nämlich dem Papst: „Der König erlaubte mir mit dem livländischen Adel über die Restitution der von ihnen begehrten Dinge zu unterhandeln, damit sie einsähen, welcher Gunst sie vom apostolischen Stuhl theilhaftig würden, dessen Autorität sie vor vielen Jahren verworfen haben. Dieses bot verschiedene Gelegenheiten zur Offenbarung der Wahrheit: wie sie durch die That selbst die Sorgfalt der Ketzer zum Umsturz der Staaten erfahren hätten, so möchten sie eine andere Sorgfalt am apostolischen Stuhl erkennen, unter dessen Leitung sie einst fest gestanden und geblüht hätten, und keine Mühe wurde gespart, sie zur Rückkehr zum

früheren Stande (in der Religion) zu bewegen." Die livländische Ritterschaft schlug indeß andere Wege ein: sie nahm sich ihrer beeinträchtigten Glieder nachdrücklichst an: sie bäten nicht um eine Gunst, sie bäten um ihr Recht; sie protestirten endlich gegen die etwa vom Könige beabsichtigte Cassation einiger von ihm beschworener Privilegien — das Gerücht darüber war nur zu begründet — vor Gott im Himmel und aller Welt. Jedoch vergebens. Nachdem er die Antwort absichtlich längere Zeit hingezögert hatte, gab der König endlich den Bescheid: „Der Zustand Livlands habe sich geändert seit der Ertheilung des Privilegiums Sigismundi Augusti, jetzt müsse die allgemeine Wohlfahrt maßgebend sein; die einzelnen ertheilten Privilegien (bezieht sich auf die Güterbelehnungen) werde er nur den allzeit Treugebliebenen bestätigen; von den Aemtern sollten die Deutschen nicht ausgeschlossen sein, aber ebenso wenig die Polen und Littauer, die mit ihrem Blute das Land geschützt hätten; in Betreff der Religion endlich werde er augsburgische und katholische gleicherweise schützen." Das ließ denn freilich an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: vom Throne herab war unverhüllter Rechtsbruch verkündet.

Den Deutschen ihre politische Bedeutung nehmen, die Polen in allen solchen Beziehungen allmählich an ihre Stelle setzen, das war das eigentliche, wenn auch einstweilen noch unter dem Vorwande der Billigkeit gegen die Polen verhüllte Ziel. Zugleich schien dieses das sicherste Mittel zur Erreichung der kirchlichen Zwecke. Ueberschauen wir daher kurz die Maßregeln auf diesem Gebiet. Noch das Jahr 1582 brachte vom Könige eine bürgerliche Ordnung, die sogenannten „Constitutiones Livoniae". Unstreitig wurde damit einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen, auch war der Inhalt im Ganzen zu rühmen, namentlich sollte ein Provinzialrecht aus den einheimischen Rechtsbestimmungen zusammengestellt werden und dann Gültigkeit haben; aber daran wurde auch nicht einmal gedacht, die Constitutiones verfassungsmäßig mit den livländischen Ständen zu berathen. Dem Landtage des folgenden Jahres eröffnete sodann der königliche Commissar, daß eine allgemeine Revision der Güter stattfinden solle, wobei jeder Besitzer sein Recht zu erweisen habe: Belehnungen, die vom letzten Erzbischof oder vom Administrator Chodkiewicz ausgegangen seien, würden nicht gelten; und doch war der Letztere königlich polnischer Statthalter gewesen, von Sigismund August eigens mit der Vollmacht, Güter zu verlehnen, betraut. Eine eigene Revisionsbehörde wurde eingesetzt und begann alsbald ihre Thätigkeit, die die ganze polnische Zeit über dauerte. Sie erreichte nicht

nur, daß der Güterbesitz gleichsam eine offene Frage blieb — welche Schädigung den ökonomischen Interessen dadurch zugefügt werden mußte, liegt auf der Hand — sondern auch, daß wirklich die Zahl der polnischen Gutsbesitzer immer mehr wuchs. Im Jahre 1613 gab es in vielen Kirchspielen ausschließlich solche. Freilich waren die Polen nicht eben wählerisch in den Mitteln, um in den Besitz von Gütern zu kommen. Ein gewisser Wysocki z. B. ließ sich vom Könige mit dem Gute Rosen belehnen, da der Besitzer desselben, Georg v Rosen, gestorben sei. Nur das persönliche Erscheinen des letzteren in Warschau vermochte des Wysocki Plan zu vereiteln. Dabei erlaubten sich die polnischen Beamten, namentlich die militärischen in den königlichen Schlössern, die ärgsten Gewaltthaten und machten sich allgemein verhaßt, selbst bei den Bauern. Die Schritte der Regierung fanden indessen Beifall in Polen und Littauen: bei seinem Einzuge in Wilna forderte der 10jährige Sohn des Großschatzmeisters in seiner Begrüßungsrede den König auf, die Ueberseeischen (natürlich die Deutschen) in Livland auszurotten, da die Provinz wegen des auf sie verwandten Gutes und Blutes billig den Littauern gehören müsse. So äußerte sich damals die öffentliche Meinung. Der König aber gab eben in Wilna einer livländischen Gesandtschaft, die ihn um Zurücknahme seiner Befehle in der Gütersache bat, abschläglichen Bescheid.

Nach König Stephans Tode benutzten nun die Livländer den Wahlreichstag um ihre Beschwerden auf weltlichem und geistlichem Gebiet nachdrücklich vorzubringen, allein der Reichstag verschob die Behandlung auf den nächsten und der schwedische Sigismund bestätigte alle Privilegien ꝛc. bis er sich sicher fühlte. Dann erließ der Reichstag vom Jahre 1589 eine neue Landesordnung für Livland, die Ordinationes Livoniae, die freilich den Beschwerden nicht abhalf. Vielmehr octroyirte sie den Livländern ein neues Recht (magdeburgisches oder sächsisches), als ob kein einheimisches vorhanden gewesen wäre, und sanctionirte das Verfahren der früheren Regierung in der Gütersache, sowie die Ertheilung von Aemtern an Littauer und Polen. Der König war auch damit einverstanden. Und als die Livländer auf dem Reichstage von 1598 die Aufhebung dieser Ordinationes verlangten, da hatte das keine weitere Folge, als daß der Reichstag ausdrücklich livländische Deutsche, Polen, Littauer für drei gleichberechtigte Nationen in Livland erklärte, die je zwei Abgeordnete auf den Reichstag zu senden hätten, d. h. zwei Deutsche und vier Polen sollten fortan Livlands Vertreter sein; in ähnlichem Verhältniß sollten die Deutschen an

den Aemtern Theil nehmen; auch blieben die Aemter überwiegend in polnischen Händen. Selbst diese halbe Gleichberechtigung mit den Polen hatten die Livländer damals Ursache als eine Wendung zum Besseren anzusehen. Eine solche trat übrigens auf politischem Gebiet mit dem Eintritt des 17. Jahrhunderts deutlicher ein: der Krieg mit Schweden veranlaßte die Schonung der Livländer auf diesem Gebiet.

Nicht auch auf religiösem. Wir kehren zum Jahre 1582 zurück. Wir sahen, wie die Regierung ausging von der Forderung der Gleichberechtigung beider Confessionen, wie sie die Abtretung zweier Kirchen in Riga an den katholischen Cultus erzwang. Dem entsprach denn auch die noch in demselben Jahre erfolgende Stiftung eines Bisthums Wenden, das ganz Livland umfassen sollte und reich mit Gütern dotirt wurde. Zum ersten Bischof wurde der Domherr Solikowsky ernannt, der ganz besonders bei jenen Unterhandlungen mit Riga thätig gewesen war, da er aber zur Belohnung für seinen katholischen Eifer sehr bald auf einen höheren Posten, als Erzbischof von Lemberg, versetzt wurde, wo er unter den Ruthenen den Katholicismus einbürgern sollte, so erscheint für Livland, bei der kurzen Amtsdauer des zweiten und dritten, besonders bedeutend der vierte Bischof, Otto v. Schenking, ein livländischer Edelmann, der zum Katholicismus übergetreten war. Das Bisthum war unter ihm wirklich der leitende Mittelpunkt einer eifrigen propagandistischen Thätigkeit. Doch war die Wichtigkeit Riga's nicht übersehen worden. Auf Betrieb des päpstlichen Legaten Possevino, der ein Jesuit war, langten schon 1583 zwölf Brüder Jesu unter einem Provinzial hier an, rühmten vor dem Rathe ihre Verdienste, eröffneten ihre Absicht eine Jesuitenakademie in Riga zu stiften, was auch des Königs Wunsch sei und sehr zum Flor des gemeinen Wesens beitragen werde, und begehrten nichts weiter, als in ihren guten Diensten nicht gehindert zu werden. Umsonst lehnten Rath und Gemeinde diese ab: sie konnten die Jesuiten nicht hindern, sich in dem von der Krone abgetretenen Marien-Magdalenenkloster festzusetzen und gegen Ende des Jahres 1584 ein Collegium zu eröffnen. Sehr bald darauf, jedenfalls noch unter dem Könige Stephan, muß auch noch das zweite Jesuitencollegium in Livland, zu Dorpat, eröffnet worden sein, auch hier zum Aergernisse der Bürger. Ueber die Tragweite aller dieser Maßregeln belehrt uns am Besten der schon öfter erwähnte Possevino in einem Briefe, den er an den Papst, nach seiner Wegreise von Riga, aus Ungarn, über den Zustand Livlands gerichtet hat, etwa im April 1583, indem er alle erwähnten

Schritte als systematisch zur Katholisirung geschehen bezeichnet und um deßwillen den Religionseifer des Königs sehr rühmt. Doch beklagt er dabei, daß leider auf Andringen der Livländer ihnen die Augsburger Confession gestattet worden sei, auch sie später nicht verhindert worden seien, diese Concession von den Buchdruckern in Krakau unter den übrigen Constitutionen Livlands drucken zu lassen. Ferner erfüllte ihn mit lebhaftem Schmerz, daß die vom Könige versuchte Gründung einer katholischen Colonie im Dörptschen nicht gelungen sei, da keine Masovier zur Uebersiedelung sich hätten bereit finden lassen. So habe beklagenswerther Weise der König die Ansiedlung von Ketzern gestattet, um nicht die verwüstete Gegend völlig verödet zu lassen, und jetzt drohe Ueberflutung mit holländischen Calvinisten und Anabaptisten. Doch giebt der Jesuit die Hoffnung nicht auf, katholische Colonisten etwa aus den oberitalienischen Alpenthälern nach Livland zu schaffen: ziehe der Söldner, der Kaufmann willig übers Meer in die Fremde, wie viel mehr würden sich fromme Männer bereit finden lassen im Dienste Gottes in dies entlegene Land zu wandern. Uebrigens hegt Possevino die besten Hoffnungen für die Katholisirung dieses Gebietes, wenn er die großen Erfolge des letzten Jahres betrachte, nur gelte es die Hände nicht in den Schooß zu legen, sondern sich zu rühren, denn Englands Beispiel diene zur Warnung. Hätte man da noch unter der katholischen Maria möglichst viel Priester hingesandt, möglichst zahlreiche englische Bücher zur Widerlegung der Ketzerei verbreitet, hätte man endlich einige Hundert vornehme und andere englische Jünglinge sofort herausgenommen und streng katholisch erzogen, so würden diese entweder selbst später in geistlichen Orden der Ketzerei entgegengewirkt haben oder mindestens in anderen Stellungen der Verführung kräftig widerstanden haben zum besten Beispiele für Andere. Nimmer würde dann die Ketzerei unter der usurpatorischen Königin also haben Wurzel fassen können. Nachdem das geschehen, sei es freilich ein wenig spät mit Heeren und Flotten helfen zu wollen. Umsomehr müsse man mit Anspannung aller Kräfte an der Fortführung des in Livland so aussichtsreich begonnenen Werkes arbeiten, denn es sei ungewiß, wie lange diese günstigen Bedingungen vorhanden sein würden. Der König könne sterben, der Friede mit den Russen vorzeitig gebrochen werden &c. Niemand aber könne sich verhehlen, von welcher Wichtigkeit für den ganzen Norden der Sieg des Katholicismus in Livland sei, und vor Allem in Riga, dem edlen Emporium des Nordens."

So weit der Jesuit. Von Riga aus begann dann auch die Propaganda. Die schon erwähnte Jesuitenakademie sollte jedenfalls, wie überall, so auch hier ein Hauptfactor dabei werden. Sie scheint indessen nicht zu besonderen Flor gekommen zu sein, wenngleich es nicht ganz (nach einer Warnungsschrift des Dr. Mylius aus Jena vom Jahre 1596) an Eltern gefehlt zu haben scheint, die ihre Kinder in diese Schule schickten, weil der Unterricht unentgeltlich ertheilt wurde und weil man bei den Jesuiten unstreitig Vieles lernte, was Einem zum Fortkommen im praktischen Leben sehr half. Im Ganzen aber hielt die Rigasche Bürgerschaft mit großer Energie und Zähigkeit am evangelischen Glauben fest, gleichwie an den Freiheiten der Stadt, und bildete so eine der Hauptschranken, wenn nicht die stärkste, gegen das Vordringen der katholischen Reaction in Livland. Daß der Rath das nicht in gleichem Maße that, daß er sich häufig einer schwächlichen Connivenz gegen die Polen schuldig machte, wurde mit eine der Hauptveranlassungen zum tiefen Groll der Bürgerschaft gegen denselben, der freilich auch noch ganz andere Motive, politischer und persönlicher Natur hatte und endlich sich Luft machte in dem blutigen Kalenderstreit. Wir gehen darauf so wenig ein wie auf die etwas späteren Kämpfe zwischen Bürgerschaft und Rath in Dorpat; eben weil Motive nicht religiöser Natur und in den inneren Verhältnissen der Städte liegend eine so wesentliche Rolle dabei spielen, daß ohne eingehende Erörterung derselben die betreffenden Streitigkeiten nicht klar dargestellt werden können, was uns hier zu sehr von unserem Thema abbringen müßte. Es genügt uns daher anzuführen, daß der protestantische Charakter Riga's unversehrt aus dem Kalender- wie aus dem spätern Gilchen-Eckeichen Streit hervorging. Die Jesuiten haßten daher Riga bald tödlich: mit ca. 400 Processen in 40 Jahren suchten sie die Stadt zur Verzweiflung zu bringen. Im Jahre 1618 wagten sie in Gegenwart des polnischen Feldherrn Radziwill und anderer vornehmer Männer die Aeußerung zu thun, Livland werde nicht eher in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren, als bis Riga den verwüsteten Orten Wenden und Wolmar gleichgemacht sei. Die evangelischen Prediger, als Nährer des Glaubenseifers, wurden natürlich auch von einem besonders intensiven Hasse der Jesuiten getroffen: in jeder Weise suchten sie ihre Amtsthätigkeit zu hindern — der Statthalter-Cardinal that der Reaction den Gefallen, mehreren die Kanzel zu verbieten — sie zu verleumden, kurz ihnen alles Mögliche zum Verbrechen zu machen, wie jenem Pastor Johannes v. Dalen, der zum Text aus dem Galaterbrief:

„o ihr unverständigen Galater“ ꝛc. von der Kanzel herab gerufen hatte: „o ihr unverständigen Rigenser, wer hat euch bezaubert, daß Ihr die Jesuiten aufgenommen habt.“ Vor der ihm vom Cardinal zugedachten Strafe wurde Dalen indessen durch die drohende Haltung der Bürgerschaft zu seinen Gunsten geschützt. Auch in Dorpat fanden Streitigkeiten zwischen den dortigen Jesuiten und lutherischen Predigern statt, und mit den Bürgern, die für ihren Prediger Partei nahmen, während die Jesuiten sich hinter den polnischen Starosten steckten. Doch scheint nicht viel herausgekommen zu sein. Um 1590 verübten die Jesuitenschüler in der Nacht einen Unfug vor der Johanniskirche. Der Rector versprach indeß Genugthuung. Noch anderer Mittel bediente sich die Propaganda; wie man Protestanten aus ihrem Besitze zu drängen suchte, ist schon erwähnt, es sind aber auch Fälle vorgekommen, in denen Verbrecher sich Straflosigkeit durch Uebertritt zum Katholicismus gesichert haben.

Ein ergiebigeres Feld als unter dem Adel und dem Bürgerstande hoffte die Propaganda unter dem Bauernstande zu finden, der verwundbarsten Stelle des damaligen Livlands. Der oben erwähnte Schenking, als er noch Dompropst war, als Livländer der lettischen Sprache kundig, begab sich in die Umgegend von Riga und drang in die Bauern, sie möchten sich bekehren. Die lutherischen Prediger seien Leute geringer Herkunft, die um des Geldes willen ihr Amt versähen; wie anders in der katholischen Kirche: der Cardinal-Statthalter z. B. sei aus fürstlichem Geblüt, er selber, Schenking, wie sie wohl wüßten, aus altadeligem Geschlecht, und doch dienten beide der Kirche, während sie des zeitlichen Gewinnes gar nicht bedürften. Daraus erhelle deutlich genug, welche von beiden die wahre Kirche sei. Die Bauern aber erwiderten ihm durch den Mund eines 80jährigen Bettlers: „Wir sind im lutherischen Glauben auferzogen, unsere Herrschaften bekennen ihn gleichfalls, und die wollen doch gewiß nicht zum Teufel fahren: bekehret zuerst sie, dann kommt wieder zu uns!“ Den Strandbauern spiegelten die Jesuiten vor, seit dem Abfall von der alten Kirche habe der Fischfang so abgenommen u. s. w. An einigen Stellen jedoch, wie z. B. um Fellin herum, rühmen die katholischen Geistlichen das freudige Entgegenkommen der Leute. Den Hauptschlag aber führten sie erst später im 17. Jahrhundert. 1611 nämlich erging ein königlicher Befehl — Sigismund war den Jesuiten unbedingt ergeben — der den lutherischen Predigern verbot, unter den lettischen und estnischen Bauern zu predigen oder Amtshandlungen vorzunehmen, diese seien von

Alters katholisch und müßten es bleiben. Schon 23 Jahre früher hatte der Bischof ein solches Verbot in Dorpat erlassen; damals scheiterte es hauptsächlich an der Standhaftigkeit des Pastors Christoph Berg, der trotz Gefängniß das verlangte Gelöbniß, nicht den Bauern zu predigen, verweigerte. Seine Freiheit erlangte er auf die Fürbitte des Adels und aus Furcht vor einem Aufstande wieder.

Im Jahre 1611 aber erschien der Zeitpunkt nicht ungünstig gewählt zur allgemeinen Durchführung einer solchen Maßregel, sowohl im Hinblick auf die Stellung Polens nach außen als auf die innere Lage Livlands. Durch den in diesem Jahre erfolgten Tod des Königs Karl IX. von Schweden war nach 10jährigem Kriege factisch eine Waffenpause eingetreten, die bis 1617 währte, da der neue König Gustav Adolph erst durch den dänischen, dann durch den russischen Krieg bis dahin beschäftigt wurde, und so konnten die Polen gegründete Hoffnung hegen sich im Besitze Livlands zu behaupten. Und wie sehr war gerade in diesem Kriege das polnisch-katholische Element im Lande erstarkt, wie tief die Widerstandskraft gesunken unter den entsetzlichen Verheerungen, die nicht bloß von schwedischer, sondern auch von polnischer Seite — obwohl diese die Beschützerin sein sollte — dem unglücklichen Lande zugefügt worden waren! Und dazu am Anfange eine 3jährige Hungersnoth, eine Pest &c. Stärker als selbst nach den Kämpfen, die den Untergang livländischer Selbständigkeit begleitet hatten, muß nach authentischen Zeugnissen*) die Entvölkerung gewesen sein, wenn wir z. B. hören, daß in Carolen von 200 Bauern nicht der dritte Theil übrig war, in Cambi von 200 nur 40, in Sagnitz von 900 nur 50, in Kawelecht von 200 nur 30, in Schloß Fellin von 600 nur über 50, in der katholischen Propstei Fellin von 4 bloß 3 &c.; im südlichen Livland z. B. in Schloß Nitau von 150 nur 40, in Segewold von 80 nur 40 &c. Und gerade der Umstand, daß die Schweden in den ersten Kriegsjahren so glücklich gewesen waren, daß sie fast ganz Livland, bis auf den Umkreis von Riga, erobert hatten, war den polnischen Bestrebungen zu Gute gekommen. Denn, da damals der größte Theil des livländischen Adels, erbittert durch die polnischen Bedrückungen, zu den Schweden übergegangen war, mit Ausnahme des Rigaschen Kreises, so hatte dies den

*) Protocoll der katholischen Kirchenvisitation vom Jahre 1613, in Bunge's Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands im 1 Bande, lateinisch, deutsch ein Auszug, die wichtigsten Details enthaltend, im Feuilleton der „Zeitung für Stadt und Land“, Jahrg. 1868, Nr. 29—31.

Polen, als sie in den folgenden Jahren Livland wieder zurückeroberten, die erwünschte Veranlassung zu zahlreichen Gütereinziehungen gegeben und die eingezogenen Güter waren dann theils der katholischen Kirche und ihren Körperschaften, theils auch an polnische oder mindestens katholische Besitzer gegeben worden. Sicher war jetzt die Mehrzahl der Güter in den Händen katholischer Besitzer und diese legten sich in Bezug auf ihre Bauern das Reformationsrecht (d. h. das der Gegenreformation) bei. In diesem Kriege hatten ferner die Polen viele lutherische Kirchen zerstört, die Prediger verjagt: auf dem gesammten flachen Lande hat es damals, wie man nach dem obenerwähnten Zeugniß mit annähernder Gewißheit behaupten kann, nicht mehr als drei lutherische Prediger gegeben und zwei pflegten von Kurland aus die angrenzenden livländischen Kirchspiele zu besuchen, was übrigens auch mit der ländlichen Umgebung die lutherischen Prediger in den Städten thaten. Solcher aber waren, Riga ausgenommen, in Dorpat 2, in Wenden 1, in Pernau 1, das war Alles! Erfährt man dabei zugleich, daß außerhalb Rigas im Jahre 1613 12 katholische Pfarren bestanden und damals zwei neue gegründet werden sollten, so wird man finden, daß trotz des überaus großen Umkreises solcher Pfarren — ein Pfarrer hatte z. B. zu seiner Gemeinde Karkus, Tarwast, Paistel, Rujen und sollte außerdem noch Helmet, Fellin und Oberpahlen interimistisch versehen, wobei noch der Umstand auffällt, daß unter lauter estnischen Kirchspielen auch das lettische Rujen erscheint, obwohl der Pfarrer schwerlich beide Landessprachen verstanden haben wird, wahrscheinlich keine von beiden — also ungeachtet dessen wird man finden, daß Livland in der That nicht mehr weit davon war, das zu sein, was es einst nach dem Ausspruch des Königs Stephan hatte sein sollen, nämlich tabula rasa für die Einführung des Katholicismus. Da die Gutsbesitzer überwiegend katholisch waren, getraute man sich wohl die Reste der lutherischen Gemeinden auf dem Lande auszutilgen; wenn man dann noch den Wirkungskreis der städtischen Prediger ausschließlich auf die deutschen Bürger beschränken konnte, dann war eben das flache Land katholisch. Dies nun war, neben dem Bestreben überall den Grund zu legen zur Einrichtung neuer katholischer Pfarren und zur Stärkung der bestehenden, der ausgesprochene Hauptzweck einer katholischen Kirchenvisitation, die im Jahre 1613 vom Wendenschen Archidiaconus Dr. Tecnon — bekannt zugleich als polemischer Schriftsteller in kirchlichen Sachen — und dem Jesuitenpater Erdmann Tolgsdorf, Priester an der Jacobi-Kirche in Riga, unternommen

wurde und sich über ganz Livland erstreckte. Wo sich die wenigen lutherischen Prediger auf dem Lande fanden, da drangen die Visitatoren in die Gutsbesitzer oder bei deren Abwesenheit in die Amtleute unter Drohungen, die Prediger zu entlassen, und riefen zu diesem Zweck zugleich den Beistand der polnischen Beamten an, der ihnen fast überall zugesagt wurde. In den Städten verlangten sie die Urkunden, welche die Augsburgische Confession gestatteten, selbst zu sehen — nicht ohne Arglist, denn manche Diplome hatten im letzten Kriege ihren Untergang gefunden — und da sie wenigstens den Bürgern die Uebung derselben nicht verwehren konnten, so bestanden sie desto energischer auf der Forderung, nach dem königlichen Edicte von 1611, daß keine Letten und Esten, auch nicht die Dienstboten der Bürger, weder zum Besuch des evangelischen Gottesdienstes noch zum Genuß der „ketzerischen blasphemischen Sacramente" zugelassen würden, und erhielten meist auch von den polnischen Beamten die Zusage ihrerseits gegen solche Letten und Esten, die das thun würden oder die auch nur sich von der Messe und katholischen Beichte fernhalten würden, mit Geld- und anderen Strafen einzuschreiten. In Dorpat, wo man seit einiger Zeit wegen der Entvölkerung estnische Bürger in den Verband aufgenommen hatte, wollten sie namentlich auch diesen, da sie Esten seien, das evangelische Bekenntniß verbieten. Die Bürgerschaft protestirte indessen gegen diese Zumuthungen. Mit geringem Erfolge anfangs. Die polnische Regierung, die sich damals gegen die Stadt Dorpat auf anderen Gebieten billig finden ließ, erließ denselben Befehl geschärft im folgenden Jahr und die Stadt wurde vor Gericht geladen. Sie sandte einen Deputirten, Heinrich Kahl, an den König und obwohl die estnischen Bürger durch ihren Aeltermann erklärt hatten, „sie würden ihren Prediger nicht von sich lassen, Gott möge über sie verhängen, was er wolle," so erhielt Kahl in Warschau doch nur den königlichen Bescheid, die Esten, die von jeher katholisch gewesen seien, dürften nicht zu einem anderen Glauben genöthigt werden. So schien die Sache verloren, als vier Tage später ein königlicher Befehl dem polnischen Starosten, der die Stadt beständig wegen Erfüllung des früheren Befehls drängte, verbot den estnischen Stadtprediger in der Ausübung seines Amtes zu stören. Politische Gründe, auf dem Verhältniß zu Schweden beruhend, hatten diese unerwartete Rücksichtnahme veranlaßt. Dennoch forderte der Bischof Schenking nochmals die Entlassung des estnischen Predigers und zwei Jahre später (1616) kam ein neuer königlicher Befehl, der nun wieder dasselbe forderte.

So mußte denn der estnische Prediger wirklich weichen. Im Jahre 1617 durfte in Dorpat das Jubelfest der Reformation nicht öffentlich gefeiert werden. Nunmehr verfolgten der katholische Propst und die Jesuiten den deutschen Prediger Kaspar Pegius, weil er einige Esten getraut hatte. Da verbanden sich Rath und Bürgerschaft feierlich, zu ihrem Prediger und Alle für einen Mann zu stehen. Aber auch die Bürger suchte man durch falsche Anklagen heim: da sollten Einige von ihnen katholische Geistliche durchgehechelt haben, Andere gar sich verbunden haben, sie zu überfallen, während der Rath mit besserem Rechte sich über die Gewaltthaten der Katholiken gegen estnische Bürger beklagte, die ihre Kinder lutherisch taufen ließen oder das Abendmahl lutherisch nehmen wollten. Im Jahre 1619 fingen die Jesuiten gar an die Esten durch Heiduken aus der deutschen evangelischen Kirche mit Prügeln treiben zu lassen. Nach mehreren vergeblichen Klagen erreichte die Stadt endlich doch, daß auch der Starost mindestens den Bürgern die freie Religionsübung zugestehen mußte. Da — mittlerer Weile hatte der Krieg mit Schweden längst wieder angefangen — begannen die Katholischen die Protestanten mit falschen Angebereien zu ängstigen, indem sie einzelne derselben ohne allen Beweis hochverrätherischer Umtriebe anklagten. Die Jesuiten selbst aber und ihre katholischen Untergebenen erlaubten sich nicht nur die Bürger in ihrem Erwerbe zu beeinträchtigen, ohne an den städtischen Lasten theilnehmen zu wollen, sondern erfüllten auch in den Zeiten der Gefahr ihre Bürgerpflicht bei den zur Stadtvertheidigung nothwendigen Arbeiten nicht. Doch blieben sie die erklärten Schützlinge der Regierung. Durch alle diese Bedrängungen wurde wirklich die Bürgerschaft schließlich, 1624, zum Beschluß veranlaßt, keine estnischen Bürger mehr in ihren Verband aufzunehmen, doch wohl um die Veranlassung zu den ewigen Quälereien abzuschneiden. Im folgenden Jahre wurde aber Dorpat durch die schwedische Eroberung erlöst. — In Riga war in der der Eroberung (1621) vorhergehenden Zeit der berühmte Prediger Samson der Hauptgegenstand der Angriffe der Jesuiten gewesen. Eine Nachricht, die übrigens zu vereinzelt ist, um auf ihr weiter bauen zu können, berichtet sogar, ein livländischer Landtag des Jahres 1614, zu Riga, habe die evangelischen Prediger für die Eingeborenen abzuschaffen beschlossen. Ist das wirklich geschehen, so wäre auch der Adel mürbe gemacht worden; oder hätten auch katholische Elemente im Schooße des Landtages sich geltend gemacht? Jedenfalls brachte für Livland erst die schwedische Eroberung ein Ende der katholischen Reaction: ohne irgend

eine tiefere Spur zu hinterlassen, verschwand dann auch die aufgedrungene Kirche aus dem Lande. —

Das Drama schließt und es ist keine Lösung von innen heraus. Der Kampf endet, die Gefahr wird abgewandt: eines Sieges kann man sich doch nicht freuen. Wer kann behaupten, ein fortgesetzter Angriff hätte sein Resultat nie erreicht? Was wäre dann aus Livland geworden? Ein anderes Littauen? Die Vorsehung hat es nicht gewollt. Livland ist ein Damm, gegründet einst gegen den Andrang der Wogen der Barbarei. Hinter ihm liegt blühendes Land. Wenn die Wasser steigen, wenn die Fluten den Damm zu untergraben drohen, dann sieht man die Männer auf ihm mit wachsamer Sorgfalt sich mühen um die Festigung des Dammes. Kein spannendes Schauspiel ist es, das den Fremden oder müßige Neugier befriedigen könnte. Die aber auf dem Damme stehen, die sollen wissen, was sie schützen, und sie haben nicht umsonst gelebt!

A. Büttner.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 29 Mai 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Zur Lösung der russischen Valutafrage.

1) Die Aufgabe und ihr Umfang.

Das Ergebniß unserer früheren Untersuchung über die russische Papierwährung hatte dahin gelautet, daß die richtige Methode der als nothwendig erwiesenen Herstellung der Valuta bei der in Rußland bisher noch vorliegenden mäßigen Entwerthung des Papiergelds und bei den specifischen Eigenthümlichkeiten grade der russischen Volkswirthschaft die Wiederemporhebung des entwertheten Papiergelds auf seinen Nenn- oder Gleichwerth mit der Münze und alsdann die Erhaltung des Paristands des Papiergelds sei.

Hiermit ist der Vorschlag der Devalvation oder der Herabsetzung des entwertheten Papiergelds auf seinen zu einem bestimmten Zeitpunkte, insbesondere zur Zeit der Valutaregulirung bestehenden Curswerth zurückgewiesen, aus Gründen, welche früher eingehend erörtert worden sind. Indessen ist es von Wichtigkeit, sich darüber klar zu sein, daß zumal bei dem gegenwärtigen Cursstande der russischen Valuta (Mai 1868)*) die Wiederherstellung des Geldwesens auch nach dem Grundsatz der Devalvation nicht eben erheblich geringere Mittel als nach dem von uns befürworteten Principe erheischen, daß ferner die Modalitäten der erforderlichen Finanzoperationen im Ganzen in beiden Fällen gleichartig würden ausfallen müssen und endlich in Betreff des zweiten Theils der Aufgabe, nämlich das Geldwesen für die Zukunft geordnet zu erhalten,

*) Unsere Betrachtungen gehen von der Lage der Dinge im Frühjahr 1868 aus, was im Folgenden zu beachten ist; die statistischen Zeitdaten, z. B. über Banken, beziehen sich öfters auf den Mai 1868.

insbesondere den Paristand des wohl vorläufig wenigstens unter allen Umständen verbleibenden wiederhergestellten oder neuen Papiergelds zu sichern, kein wesentlicher Unterschied zwischen dem einen und dem anderen Plane existiren würde.

Die gegenwärtige Menge der Creditbillete beträgt in Folge der früher besprochenen neuen Emission für die Unterbringung der Prämienanleihen an die Succursalen und für die Goldankäufe in runder Ziffer wieder ungefähr 700 Mill. Rbl. Der Curs hält sich mit unbedeutender Schwankungen unter dem Einfluß der Metallankäufe der Reichsbank und der Exportverhältnisse seit Mitte 1867 ziemlich auf gleicher Höhe, etwa 33 Pence per Rbl. S. für London. In Berlin werden russische Creditbillete in dieser ganzen Zeit fast immer zu ca. 84 Thlr. (für 90 Rbl.) notirt. Die Reichsbank hat nämlich ihre Ankäufe, wie es scheint bis in die jüngste Zeit, fortgesetzt, und zwar für Gold zu dem am 30. Juli 1867 angekündigten (598 Kop. per Halbimperial), für Silber seit dem 18. Febr. 1868 zu einem etwas niedrigeren Curse (früher 117½, jetzt 116¼ Kop. per Silberrubel). Der Baarvorrath im Verwechslungsfonds ist in Folge dessen vom Juli 1867 von 58,5 Mill. Rbl. bis zum 1. Mai 1868 auf 99,41 Mill. Rbl. (wovon 94,55 Mill. Rbl. Gold, 4,86 Mill. Rbl. Silber) gestiegen, nachdem Ende März der größte Theil des bisher in der Bilanz unter der Rubrik „Kasse" stehenden „Goldes und Silbers in Münze und Barren" (am 1. März noch 44,11 Mill. Rbl.) auf das Conto des Verwechselungsfonds übertragen worden ist. Unter „Kasse" sind am 1. Mai noch weiter 13,05 Mill. Rbl. Metall gebucht. Im Ganzen hat sich daher durch die Metallankäufe der Bank der Baarvorrath von ca. 60 Mill. am 1. Juli 1867 auf 88,03 Mill. am 1. Januar 1868 und auf 113,36 Mill. Rbl. am 1. Mai 1868 gehoben (im März war eine kleine Verminderung um ⅓ Mill. Rbl. eingetreten). Das Agio kann seit Mitte v. J. etwa auf 17—17½ % angenommen werden, 100 Rbl. Papiergeld sind daher etwa 85,3 Rbl. Silber oder die Entwerthung beträgt knapp 15 %. Dies wäre unter gegenwärtigen Verhältnissen doch das Maximum einer Devalvation. Selbst bei der Annahme dieses Satzes würde noch für die Regulirung einer restirenden Papiergeldmenge von ca. 600 Mill. Rbl. zu sorgen sein. Es sprechen aber Gründe genug auch bei der Wahl des Devalvationsprincips dafür, grade in Rußland mit der Herabsetzung des Papiergelds nicht ganz bis auf den momentanen Curswerth herabzugehen. Bei einer Devalvation z. B. um 10 % blieben noch 630 Mill. Rbl.

Papiergeld übrig. Vielleicht kann bei der Wahl der neuen festen Währung und des Münzfußes eine kleine Veränderung des bisherigen Rubelfußes mit in Frage kommen und dann etwa eine geringe Devalvation nicht allzu bedenklich erscheinen (s. u. Nr. 4). Z. B. wenn Rußland, was allerdings wohl kaum wahrscheinlich und durchführbar ist, bei der Silberwährung verharren sollte, so würde eine Gleichstellung des Rubels und des deutschen Thalers, der weitaus wichtigsten Silberwährungsmünze in Europa, nicht unpassend erscheinen. Dabei würde der Rubel um ca. 7 % herabgesetzt, also eine Papiergeldmasse von ca. 650 Mill. Rbl. übrig bleiben, eine freilich noch sehr ansehnliche Reduction, die wir keineswegs billigen möchten. In dem wahrscheinlicheren Falle, daß Rußland sich entschließt, zur einfachen Goldwährung überzugehen, deren Einführung ja auch in Deutschland neuerdings lebhaft befürwortet wird, würde dagegen die Wahl eines neuen Münzfußes um so weniger zu einem Rechtfertigungsgrund der Devalvation werden können, als grade der jetzige Rubel- und der vermuthlich dann zu wählende Frankenfuß bis auf eine sehr unbedeutende Differenz im Verhältniß von 1 : 4 bereits übereinstimmen. Wie dem jedoch sei, gegenwärtig kann von einer irgend stärkeren Devalvation ohne völlige Preisgebung des Rechtsstandpunkts nicht die Rede sein. Wenn selbst neue politische oder finanzielle Krisen den russischen Curs wie im Sommer 1866 wieder stark herabdrücken sollten, so darf man auch beim Festhalten am Princip der Devalvation doch nicht ohne die größten Rechtsverletzungen und Störungen der Volkswirthschaft einen solchen vorübergehend niedrigeren Curswerth des Papiergelds der Devalvation zu Grund legen. Dieser Einwand wäre noch ganz speciell gegen den Devalvationsvorschlag Goldmann's zu erheben gewesen, wonach in Gemäßheit der Kriegscurse im Sommer 1866 die Creditbillete bis auf zwei Drittel ihres Nennwerths hätten herabgewürdigt werden sollen.*) Es verbleibt somit das Resultat, daß der finanzielle Gewinn bei einer Devalvation in der gegenwärtigen Lage der russischen Papiergeldwirthschaft im Verhältniß zu den gesammten Opfern, welche die Herstellung der Valuta unvermeidlich erheischt, doch nur untergeordnet sein würde. Dieser Umstand spricht aber nur um so mehr dafür, um eines solchen kleinen Gewinns halber nicht die schlimmen Consequenzen der Devalvation oder wenigstens jeder etwa ein paar Ausgleichungsprocente übersteigenden Devalvation in den Kauf zu nehmen.

*) S. d. russ. Papiergeld. S. 180 ff., 188.

Die finanzielle Seite der Valutafrage gestaltet sich jedoch nach dem Gesagten bei der Adoption des einen oder des anderen der erwähnten Pläne nicht sehr verschieden. Das Folgende modificirt sich daher auch nur wenig, wenn man den anderen Weg vorziehen sollte.

Bei der Untersuchung der Modalitäten und Bedingungen der Herstellung der Valuta wird man in der Valutafrage in erster Linie eine finanzielle oder, bestimmter bezeichnet, eine Frage der Finanz- und Geld- und Credittechnik erblicken müssen. Das uneinlösbare Papiergeld mit Zwangscurs ist in Rußland wie in der Regel eine Staatsschuld, und zwar eine Staatsschuld in einer besonders bedenklichen Form, hervorgegangen aus einem starken „acuten" Deficit. Diese Auffassung giebt schon Fingerzeige für die zur Herstellung der Valuta zu ergreifenden Finanzmaßregeln an die Hand. Das Uebel ist aus einer falschen und schädlichen Form der Deficitbedeckung hervorgegangen. Diese Form muß also vor Allem geändert werden. Mit Recht hat man zwar neuerdings principiell für bestimmte Fälle die Bedeckung des Staatsbedarfs auch durch Staatsschulden vom Standpunkte der finanzwissenschaftlichen Theorie und der rationellen Finanzpraxis vertheidigt. Unter gewissen Umständen darf auch im Falle eines acuten, durch einen Krieg bewirkten Deficits sehr wohl eine Staatsschuld aufgenommen werden anstatt neuer oder erhöheter Steuern. Aber wenn auch die Staatsschuld gerechtfertigt sein sollte, die mittelst des uneinlösbaren Papiergelds „auf die Umlaufsmittel des Landes gelegte Staatsschuld" kann nicht gebilligt werden. Daraus folgt nun zwar nicht, daß diese Papiergeldschuld vollständig und gar sehr schnell getilgt werden müsse, getilgt durch reelle Steuerüberschüsse in normalen Zeiten, die einzige rationelle Art der Schuldentilgung. Wohl aber folgt daraus, daß die Papiergeldschuld convertirt, in eine andre, zweckmäßigere Form der Staatsschulden umgewandelt werden muß. Als Finanzfrage ist die Frage der Beseitigung der Papiergeldwirthschaft also eine Frage der Staatsschuldenconversion, nicht der neuen Staatsschuldenaufnahme. Diese Thatsache muß man sich deutlich vergegenwärtigen, um nicht vor den Schwierigkeiten der Herstellung der Valuta zurückzuschrecken.

Freilich handelt es sich unter allen Umständen darum, sogenannte Anlehen, fundirte verzinsliche Schulden, in bedeutender Höhe noch aufzunehmen, aus deren Ertrage das Papiergeld eingezogen oder gedeckt wird. Aber diese Anlehen erhöhen an sich nicht den Capitalbetrag der Schuld, und ihre Zinsen großentheils nur scheinbar den Betrag der laufenden

Kosten der Staatsschuld, des Zinserfordernisses, denn die vielen Ausgaben, welche die Papiergeldwirthschaft auch den Finanzen des Staats verursacht (erhöhete Preise, Agio für Metallzahlungen u. s. w., — anderseits verminderte Steuererträge z. B. der in Folge der Vertheuerung weniger ergiebigen Verbrauchssteuern, Zölle) fallen dafür fort. Man mag die Aufnahme solcher Anleben beklagenswerth finden, aber man darf nicht der Herstellung der Valuta, sondern nur der einstigen Ursache der massenhaften Papiergeldausgabe die Schuld daran beimessen. Das sind keines Beweises bedürftige Wahrheiten, welche man sich fast scheut, noch besonders auszusprechen. Aber der allgemeinsten Erfahrung nach verstößt man doch im Publikum und selbst in den Kreisen der Finanzpolitiker gegen diese Sätze stets wieder, wenn schwierige Operationen zum Zweck der Herstellung der Valuta in Aussicht genommen werden. Es heißt denn, die Opfer sind zu groß, die Anleihen nicht zu beschaffen, die Summen zu hoch, während man daran denken sollte, daß die Größe der Opfer, die Höhe der Summen — innerhalb gewisser Grenzen — gar nicht mehr in Frage kommen, weil man es in dieser Beziehung mit vollendeten Thatsachen zu thun hat: der Umfang der nothwendigen Finanzoperationen hängt in der Hauptsache von früheren politischen Ereignissen ab, an denen nichts mehr zu ändern ist. Nicht das „Ob?“ und das „Wie viel?“, sondern nur das „Wie?“ und das „Wann“ ist noch zu erörtern, wenn man ernstliche Heilung des Uebels beabsichtigt. In Rußland wird der Umfang der für die Herstellung der Valuta erforderlichen Operationen in erster Linie von den Kosten des Krimkriegs bestimmt, welche größtentheils mit Papiergeld bestritten worden sind und heute noch fast ganz unliquidirt in der Papiergeldmasse stecken.

Ja, besondere Verhältnisse, wiederum schon vollendete Thatsachen, erhöhen grade in Rußland den Umfang der nöthigen Finanzoperationen noch erheblich. Aeltere und neuere Fehler der Finanzverwaltung haben eine Finanzlage und insbesondere einen Zustand des Staatsschuldenwesens geschaffen, deren Regelung ein integrirender Bestandtheil der Maßregeln zur Herstellung der Valuta sein muß, wenn nicht die Ordnung des Geldwesens wiederum scheitern soll. Deßhalb muß man von vorneherein auf die Regelung dieser anderweiten Mißstände mit Bedacht nehmen und manches Detail der für die Herstellung der Valuta unternommenen Finanzoperationen demgemäß einrichten.

Die Aufgabe der Herstellung der Valuta erweitert sich nämlich in Rußland nothwendig zu derjenigen einer allgemeinen Regelung der schwebenden Schuld. Die Creditbillete bilden nur einen, freilich den wichtigsten Posten dieser schwebenden Schuld, daneben stehen andre, die Depositen der Reichsbank und die Serien, von diversen kleineren Posten abgesehen. Die Ordnung des Depositenwesens der früheren Banken war allerdings der Hauptzweck der Bankreform der Jahre 1859- und 1860. Vieles ist besser geworden, aber befriedigend ist der Zustand des Depositenwesens auch gegenwärtig noch nicht. In den Serien oder Reichsschatzscheinen ist ferner in Folge der übermäßigen Vermehrung derselben in den letzten zehn Jahren ein neuer sehr bedenklicher Posten der schwebenden Schuld hinzugewachsen, der grade neuerdings, wie wir früher sahen, öfters Verlegenheiten bereitet hat. Faßt man die schwebende Schuld als ein Ganzes auf, als welches sie in einiger Hinsicht erscheint, so sind durch die Vermehrung der Serien bis zu einem gewissen Grade die Verminderung und Consolidation der Depositen und die kleine Einziehung der Creditbillete wieder wett gemacht: was die eine Hand einzog, gab die andere wieder aus. Um die Rückzahlung der Depositen leisten zu können, erfolgte gelegentlich eine neue Vermehrung der Creditbillete. Die Aufnahme der Prämienanleihen, durch welche zum Theil die Lage der Reichsbank consolidirt werden sollte, wurde ebenfalls durch neue Emissionen von Papiergeld unterstützt, ermöglicht. Theils für die laufenden Bedürfnisse der Finanzverwaltung, theils für unvorhergesehene Anforderungen an den Reichsschatz wurden die Serien immer stärker vermehrt und als sie in größerer Masse in die öffentlichen Kassen zurückströmten, die Reichsbank größeren Rückforderungen der Depositen unterlag und gleichzeitig den vermehrten Bedürfnissen des Handels durch stärkere Vorschüsse unterstützend entgegenkommen sollte, wußte man, wie wir früher gezeigt haben, wieder keinen anderen Ausweg als abermalige Vermehrung der Creditbillete „gegen Hinterlegung von Schatzscheinen“: die eine Kategorie schwebender Schulden diente der anderen zur „Garantie“! Es ist als wenn eine Zettelbank Banknoten gegen Deckung mit den von ihr selbst ausgestellten Wechseln ausgäbe! (Vgl. die früheren und noch den jüngsten Bericht des Finanzministers über die Creditanstalten vom 29. Februar 1868, Journal de St. Pétersbourg vom 3. (15.) März 1868.)

Das Wesen der letztjährigen Operationen mit der schwebenden Schuld läßt sich also einfach dahin bezeichnen, daß man die drei Hauptformen

dieser Schuld in Rußland principlos die eine in die andere convertirte, Depositen in Creditbillete, Serien in Creditbillete, mitunter auch einmal umgekehrt. Aber die schlechteste dieser drei Formen, die Creditbillete, und nach ihr die nächstschlechteste, die Serien, gewannen die Ueberhand. Allerdings verminderte sich die gesammte schwebende Schuld durch die Consolidation eines beträchtlichen Theils der Depositen vermittelst der 5 und 4 % Reichsbankbillete u. s. w. und durch reelle Rückzahlung von Depositen etwas, aber zum großen Theil traten an Stelle desjenigen Betrags der schwebenden Schuld, welcher ehemals aus Depositen bestanden hatte, größere Massen Serien und Creditbillete. So hat sich die schwebende Schuld qualitativ noch mehr verschlechtert, als sie sich quantitativ — ohnehin wenig genug — gebessert hat. Es ist klar, daß man auf diese Weise nicht zu einer Ordnung des Staatsschuldenwesens und der Valuta kommt. Nicht sowohl oder doch unbedingt nicht allein in dem Vorhandensein einer bedeutenden Staatsschuld, als vielmehr oder doch ebensosehr in dem verhältnißmäßigen Uebergewicht der schwebenden über die fundirte Schuld und in der außerordentlich bedenklichen Beschaffenheit dieser schwebenden Schuld liegt in Rußland, wie manchfach in anderen Ländern (Oesterreich, Nordamerika, auch Frankreich) das Uebel. Entweder muß man durch Steuerüberschüsse, also durch eine zu diesem Zweck durchgeführte Steuerregulirung, oder durch Veräußerung von Staatseigenthum die Schuld reell tilgen, oder aber unbedingt, wenn dies nicht durchführbar erscheint, wie es oft auch gar nicht durchaus nothwendig ist, die schwebende Schuld consolidiren, sie in eine fundirte Schuld verwandeln. Keines von beiden hat man mit gehöriger Energie in Rußland unternommen, sondern statt dessen innerhalb der schwebenden Schuld selbst Conversionen bewerkstelligt! In mancher Hinsicht ist dies das Schlechtiste, was man thun konnte, schlechter, als wenn man gar nichts gethan hätte, denn dieses Experimentiren hat Geld genug gekostet und doch nur den schlimmeren Formen der schwebenden Schuld, wie gesagt, das Uebergewicht verschafft. Wollte man jetzt wiederum nur die Verhältnisse der Creditbillete ordnen, ohne Rücksicht auf das Depositenwesen und insbesondere auf das „verkappte Papiergeld", die Serien, so darf man darauf gefaßt sein, daß die Rückwirkung dieser übrigen Theile der schwebenden Schuld auf das Papiergeldwesen die dauernde Ordnung dieses letzteren beständig stören, vermuthlich ernstlich gefährden wird. Freilich

wird die Aufgabe der Herstellung der Valuta auf diese Weise noch größer und deßhalb schwieriger. Schreckt man aus diesem Grunde vor ihr zurück, so muß man sich wiederum daran erinnern, daß es auch in Betreff der übrigen schwebenden Schulden nur gilt, einmal vorhandene Uebel zu verbessern. Erweist sich dagegen wirklich die Aufgabe wegen des nothwendigen Umfangs der zu bewerkstelligenden Finanzoperationen zu schwierig, so sollte man dann auch alle kleinen Experimente von der Art derjenigen von 1862 und 1863 unterlassen, weil damit doch nur erfolglos Geld weggeworfen wird. Man muß alsdann lieber offen die Dinge gehen lassen, wie sie wollen, wenn daraus auch eine immer größere Verschlimmerung des Uebels hervorgehen wird. Aber immer besser gar nichts, als etwas Halbes thun wie bisher. Etwas Ordentliches oder — nichts, ein drittes sollte gar nicht in Frage kommen.

2) Ueber die Zeitgemäßheit von Maßregeln zur Herstellung der Valuta gegenüber der politischen, finanziellen und wirthschaftlichen Lage Rußlands.

Wenn wir nach unseren eingehenden früheren Erörterungen hier jetzt die Frage, ob die Valuta in Rußland überhaupt und baldmöglichst hergestellt werden soll, als bejaht annehmen dürfen, so erheben sich doch einige andere sehr praktische Fragen, ob man gegenwärtig mit Aussicht auf Erfolg die Regelung der Valuta in Angriff nehmen kann oder der Umstände halber die nunmehr wieder seit fünf Jahren befolgte Politik des Stillstands und des Gehenlassens nothgedrungen in dieser wichtigen Angelegenheit noch länger befolgen soll. Zweifel über die Thunlichkeit einer baldigen praktischen Beschäftigung mit der Valutafrage könnten nach drei Seiten hin entstehen. Einmal erscheint vielleicht die politische Lage derartig, daß jeder Versuch zur Ordnung des zerrütteten Geldwesens gegenwärtig als unzeitgemäß bezeichnet werden muß. Sodann könnte der Zustand der Finanzen, das zwar noch mäßige aber permanente Deficit und die innere wirthschaftliche Krisis gegenwärtig die unvermeidlichen größeren Finanzoperationen für den genannten Zweck unräthlich erscheinen lassen, und endlich kommt die Lage der Geldmärkte und die Möglichkeit in Betracht, größere Summen baaren Metallgelds aus dem Auslande in die russische Volkswirthschaft zur Ausfüllung der entleerten Canäle des Verkehrs herein zu ziehen. Einige orientirende Bemerkungen über die erste dieser drei Vorfragen müssen hier genügen.

fachwissenschaftlich wichtiger sind die beiden anderen, welche daher etwas näher betrachtet werden sollen, insbesondere die letzte.

Die innere politische Lage Rußlands, so manche Schwierigkeiten sie in Folge der durch die Aufhebung der Leibeigenschaft entstandenen Gährung und angesichts der noch nicht befriedigt erledigten polnischen Frage bieten mag, ruft doch einstweilen nicht die Befürchtung irgend erheblicher Störungen der öffentlichen Ruhe hervor. Deßhalb steht auch wohl keine besondere Beanspruchung der Finanzen für die Bewältigung innerer Unruhen für die nächste Zeit in Aussicht. Der letzte polnische Aufstand vom Jahre 1863 hat allerdings gezeigt, welche finanziellen Verlegenheiten aus solchen inneren Bewegungen entstehen können. Der damalige Versuch zur Ordnung des Geldwesens ist, wie wir gesehen haben, durch jenen Aufstand sehr unliebsam gekreuzt worden, wenn auch daran durchaus nicht allein gescheitert. Gefahr drohend kann eine solche Bewegung also freilich für die Durchführung größerer Finanzoperationen werden. Indessen sind die polnischen Provinzen Rußlands durch den letzten Aufstand und seine Nachwehen noch viel zu sehr geschwächt, um von Neuem Befürchtungen zu erregen. Ohne einen Anstoß von außen ist daher schwerlich sobald etwas von dieser Seite für die innere Ruhe Rußlands zu befürchten und je mehr Zeit verstreicht, desto mehr gelingt doch vielleicht eine gewisse Beruhigung der Gemüther. Ein Anstoß von außen gehört freilich in der gegenwärtigen Lage Europa's nicht zu den Unmöglichkeiten. Gleichwohl hat Rußland Hand in Hand mit Preußen dem geschwächten Oesterreich gegenüber, von welchem allein ein solcher Anstoß mit Erfolg ausgehen könnte — denn Frankreich allein könnte ihn ohne Oesterreichs active Betheiligung an einem Kriege wider Rußland und Preußen schwerlich geben — wegen Polens kaum etwas Ernstliches zu befürchten. Allem Anschein nach gehen aber Preußen und Rußland in manchen großen politischen Fragen Europa's gegenwärtig zusammen und vollends würde dies wenigstens jetzt in der polnischen Frage der Fall sein, wenn diese von irgend einer Seite her zu Verwicklungen ausgebeutet werden sollte.

Viel fraglicher kann es erscheinen, ob die allgemeine politische Lage Europa's und demgemäß die äußere politische Lage Rußlands, soweit diese letztere von jener mitbedingt wird und dieselbe bei einem etwaigen activen Vorgehen Rußlands selbst mitbedingt, nicht viel zu kritisch sind, um gegenwärtig ernstlich an die Lösung einer so schwierigen Aufgabe wie die Herstellung der russischen Valuta zu denken. Dies mag zum Theil

zugegeben werden, wenn Rußland beabsichtigt, in der orientalischen Frage bald auf eigene Hand aggressiv vorzugehen. Ein solcher Offensivkrieg würde so bedeutende Mittel erheischen und vermuthlich solche Dimensionen annehmen, daß gewiß jede etwa eingeleitete Verbesserung des Geldwesens nicht nur wieder zerstört, sondern die Valuta überhaupt durch die wohl sicher von Neuem vorgenommene Papiergeldvermehrung für den Krieg noch viel tiefer zerrüttet werden würde. Denn darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben, daß Rußland für Kriegszwecke keine auswärtigen Anleihen zu Stande bekäme, innere freiwillige Anleihen in größerem Betrage, zumal nachdem man durch die beiden Prämienanleihen den Capitalmarkt schon erschöpft hat, ebenfalls nicht oder doch nicht rasch genug gelängen und große Steuererhöhungen und neue Steuern oder wie solche repartirte Zwangsanlehen bei der großen Unvollkommenheit des Systems der directen Steuern und den Eigenthümlichkeiten der russischen indirecten Steuern die ungeheuren, sofort nothwendigen Geldmittel für einen großen Krieg nicht zu liefern vermöchten. Wie im Krimkriege würde die Papiergeldpresse in Bewegung gesetzt werden — eine so bedauerliche Aussicht, daß auch ihretwegen die russische Regierung gewiß nicht leichtsinnig ihrerseits im Oriente interveniren wird, wie sie ja auch wiederholt ihre friedlichen Absichten ausgesprochen und documentirt hat. Russische Lösung der orientalischen Frage und gleichzeitig der Valutafrage sind allerdings unvereinbare Dinge. Von andrer Seite wird aber ein baldiger Ausbruch einer orientalischen Krisis doch nicht so leicht hervorgerufen werden. Jedenfalls stellt sich auch in finanzieller Hinsicht die Sachlage für Rußland anders und zwar günstiger, wenn es solchen Ausbruch abwartet und dann viel eher für eine Lösung dieser schwierigsten politischen Frage Europas Bundesgenossen auf seiner Seite haben wird. Denn es kann dann bis dahin etwas zur Besserung seiner Finanzen thun und auswärtige Geldmärkte werden ihm eher offen stehen.

Neben der orientalischen möchte für Rußland die österreichisch-ungarische Frage am leichtesten zu größeren politischen Verwicklungen und damit zu starken Anforderungen an die Finanzen führen. Indessen setzte dies doch wohl voraus, daß ein französisch-deutscher Conflict Westeuropa in Flammen setzte und Oesterreich, vollends Ungarn den Wahnwitz beginge, bei dieser Gelegenheit „Revanche für Königgrätz“ nehmen zu wollen, und sich mit Frankreich gegen Deutschland alliirte. Bei der Gefahr eines Sieges dieser Alliirten für Rußland schon wegen der unausbleiblichen Rückwirkung auf Polen und

dem Orient würde die active Parteinahme für Preußen gegen Oesterreich, von allen anderen Gründen, welche das Zusammengehen von Deutschland und Rußland gegenwärtig im beiderseitigen Interesse rechtfertigen, wohl unausbleiblich sein und dann wäre natürlich wiederum die Valutafrage nicht mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Indessen sind hier zwei Bedingungen aufgestellt, von denen trotz mancher entgegengesetzter Anzeichen sich mit Sicherheit nicht einmal die erste, der baldige Ausbruch eines Kriegs zwischen dem neugestalteten Deutschland und Frankreich, und vollends nur sehr unwahrscheinlich die zweite, die Offensivallianz Oesterreich-Ungarns mit Frankreich erfüllen wird, eine Allianz, welche namentlich für Ungarn wohl ein Attentat auf seine Zukunft wäre. Bleibt Oesterreich neutral, wenn auch vielleicht nicht günstig gestimmt für Preußen, so fällt doch für letzteres der Grund weg, eine Betheiligung Rußands am Kriege selbst zu wünschen und für dieses wieder, eine solche in seinem eigensten Interesse zu finden. So scheint uns doch auch die auswärtige Politik nur mit geringer Wahrscheinlichkeit Rußland demnächst in Kriege und damit in neue Finanznoth verwickeln zu müssen, sobald man nicht selbst im Orient den Brand entzünden will.

Immerhin ist die Lage Europa's ja so gespannt, daß um ihretwillen ein weiterer Aufschub etwaiger Maßregeln für die Ordnung des Geldwesens sehr wohl gerathen erscheinen könnte, wenn nicht zwei wichtige Gründe dennoch gegen eine längere Verzögerung sprächen. Einmal ist gar nicht abzusehen, daß bald eine erhebliche Besserung in dieser Lage eintritt, sodann steigern sich mit jedem weiteren Jahre des Aufschubs die nachtheiligen Wirkungen der Papiergeldwirthschaft, wird die Heilung schwieriger und leidet der öffentliche Credit Rußlands und der Privatcredit seiner Staatsangehörigen immer mehr. Deßhalb scheint es uns geboten zu sein, sich durch die allerdings vergrößerten Schwierigkeiten, welche die gegenwärtige politische Lage Europa's der Lösung der Valutafrage entgegenstellt, dennoch nicht zurückschrecken zu lassen, zumal grade diese Lage nach andrer Seite, nämlich wegen ihres Einflusses auf die Geldmärkte für größere russische Finanzoperationen, welche für ein productives Friedenswerk unternommen worden, nicht so ungünstig ist (s. u. Nr. 3).

In den Debatten über die Valutafrage in Oesterreich spielte namentlich zur Zeit des Erlasses der Plenerschen Bankacte von 1862 ein Punkt eine hervorragende Rolle, nämlich die Beziehung zwischen dem Deficit im Staatshaushalte und der Valuta. Es erhoben sich einige Stimmen,

welche die Behauptung verfochten, daß „die Valutafrage sich von der allgemeinen Frage der Finanzen und des Staatscredits nicht trennen und insbesondre jene Frage sich nicht lösen lasse, bevor das Deficit im Staatshaushalte definitiv beseitigt sei.“ Mancherlei plausible Gründe wurden für diese Ansicht angeführt. Die letzte Ursache der Papiergeldwirthschaft sei das gestörte Gleichgewicht zwischen Staatseinnahmen und -Ausgaben, nur durch Beseitigung der Ursache könne die Wirkung beseitigt werden. Bevor das Deficit verschwunden, sei keine Bürgschaft gegeben, daß die für Valutaoperationen flüssig gemachten Mittel wirklich ihrem Zwecke gemäß verwendet, noch daß nicht immer von Neuem die Hülfe der Papiergeldpresse in Anspruch genommen würde, u. dgl. m. Sicherlich liegt in solchem Räsonnement ein beachtenswerthes Bedenken, zumal in einem Staate wie Oesterreich, dessen Deficit seit Jahren so außerordentlich hoch war und ist. Indessen selbst in Oesterreich konnten diese Argumente nicht den Ausschlag geben, noch weniger dürfen sie es in Rußland.

Allerdings entsprang in beiden Ländern, wie auch anderswo, die Papiergeldnoth einem Mißverhältniß zwischen Staatseinnahmen und Ausgaben, aber einem solchen Mißverhältniß, welches man acutes Deficit nennen kann: als plötzlich große Extraausgaben nothwendig wurden, gab man zu deren Deckung Papiergeld in Masse aus. Für chronische Deficite, d. h. für ein Jahre lang andauerndes Mißverhältniß zwischen den gewöhnlichen Staatseinnahmen und Ausgaben, trifft das Argument nicht zu. Zwischen diesem Deficit und der Papiergeldnoth besteht allerdings auch eine Wechselwirkung. Das vollständige Gleichgewicht im Staatshaushalte wird ohne Zweifel den Staatscredit heben und dadurch die für die Herstellung der Valuta erforderlichen Finanzoperationen erleichtern wie auch schon vorher den Curs des Papiergelds bessern. Aber umgekehrt „bietet auch die Beseitigung der Papiergeldentwerthung eines der allerbesten Mittel, das chronische Deficit loszuwerden.“ Denn mancherlei Staatsausgaben, namentlich diejenigen, welche vom Stande des Metallagio's unmittelbarer abhängen, also alle auswärtigen und andere Metallzahlungen, die Ausgaben für alle im Preise unter dem Einfluß des Agio's rascher steigenden Artikel u. s. w., verringern sich alsdann sofort, wogegen die von der Papiergeldwirthschaft benachtheiligten Einnahmen (z. B. Zölle) steigen. Ferner wird der Staats- und Privatcredit wohl durch keine andere ungünstige Thatsache so schlimm beeinflußt als eben durch die Papiergeld-

wirthschaft. Letztere steigert die Assecuranzprämie im Zins so über die Maßen und vertheuert hierdurch alle Creditoperationen außerordentlich. Die **Permanenz** des **Valutaübels** vollends wirkt in progressiver Steigerung krebsartig zum Ruin der Finanzen und der Volkswirthschaft. Jahrelange bedeutende chronische und oftmalige acute Deficite, wenn sie nur gehörig durch die normale Benutzung des Staatscredits in der Form fundirter Anlehen gedeckt werden, haben nicht **diesen** nachtheiligen Einfluß wie die entwerthete schwankende Valuta. Man kann, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, „immer noch weit besser und leichter mit großen Deficits, als unter Valutaverhältnissen, wie die österreichischen, russischen u. s. w., fortwirthschaften."

Für die praktische Seite der Frage ist es endlich auch wichtig, daß einem größeren chronischen Deficit meistens tiefere, schwerer alsbald zu beseitigende Ursachen zu Grunde liegen als der Papiergeldwirthschaft. Dort handelt es sich in der Regel um die gar nicht immer rasch mögliche Durchführung eines großen Umgestaltungsprocesses im Staats- und Volksleben, wodurch die Ausgaben für länger erheblich gesteigert werden, und um eine tiefgreifende Reform des gesammten Besteuerungswesens. Hier, bei der Herstellung der Valuta dagegen, kommt doch nur die endgültige Regulirung eines früheren, in seinem Umfange abgeschlossenen und bekannten (acuten) Deficits in Betracht: eben **nicht** die Deckung einer neuen, noch im Fortgang begriffenen Ausgabe, sondern, wie schon gesagt, nur die **Umwandlung** einer mangelhaften Deckungsform für frühere Ausgaben in eine andere.

In Rußland ist das laufende Deficit zudem bisher noch nicht so erheblich. Allerdings liegen nicht alle Ausweise über die **Finanzabschlüsse** vor, welche letzteren von den seit 1862 regelmäßig veröffentlichten **Voranschlägen** öfters bedeutend abweichen können, und in Rußland in den letzten Jahren wohl eher zu Ungunsten als zu Gunsten des Gleichgewichts im Staatshaushalte. Im Jahre 1866, über welches zuletzt die Schlußrechnungen publicirt worden sind, war der Abschluß sehr viel schlechter als der Voranschlag, indem das veranschlagte „Deficit" fast dreimal so hoch ausfiel, 60,60 gegen 21,59 Mill. Rbl., zum kleineren Theil wegen eines Ausfalls bei den Einnahmen (9,66 Mill. Rbl.), großentheils wegen bedeutend gesteigerter Ausgaben (s. den amtlichen Ausweis im Journal de St. Pétersbourg v. 20. u. 21. März 1868). Doch ist dieses Jahr 1866 wegen der politischen Ereignisse und des niedrigen Stands der Valuta wohl als anomal in Betreff des Verhältnisses des Budgets zur Schluß-

rechnung anzusehen. Davon aber selbst abgesehen, so ist der Begriff „Deficit“ im russischen wie in andren Staatshaushalten (und wie bisher auch in der Finanzwissenschaft) ein so vager, daß aus dem „sogenannten“ Deficit der Betrag des „wirklichen“ Deficits keineswegs entnommen werden kann. Es ist hier nicht der Ort, auf diesen verwickelten, nur einer ausführlicheren Auseinandersetzung zugänglichen Punkt näher einzugehen. Deßhalb möge die Bemerkung genügen, daß natürlich im privatwirthschaftlichen Sinne productive Ausgaben, wie insbesondere diejenigen für Eisenbahnbauten, welche in Rußland neuerdings im Budget der außerordentlichen Ausgaben stehen, und selbst eine Reihe weiterer Ausgaben für stehende staatswirthschaftliche Capitalanlagen (z. B. Wegbau, erste Einrichtungskosten neuer Organisationen im Bereich der Staatsthätigkeit) gar nicht zu denjenigen Ausgaben gerechnet werden können, aus deren Jahresbetrag gegenüber den Einnahmen das „Deficit“ resultirt. Umgekehrt müssen auch die Einnahmen Posten für Posten erst einer genauen Revision unterzogen werden, um namentlich alle eine Capitalwerthverminderung des Staatsvermögens in sich schließenden auszuscheiden, bevor man den für die Berechnung des wirklichen Deficits maßgebenden Betrag der Einnahmen findet. Das geschieht in den Finanzrechnungen nicht scharf und consequent genug, weßhalb denn die üblichen Angaben über das Deficit, auch die russischen im Budget und im Abschluß, viele Fehler enthalten und nur von untergeordnetem Werth sind. Eine besondre Berechnung, für welche uns auch das Material nicht vollständig genug vorliegt, gehört nicht zu unsrer gegenwärtigen Aufgabe.

Soviel steht jedenfalls fest, daß das laufende, chronische, rationell berechnete Deficit des russischen Staatshaushaltes nicht so bedeutend ist, um nicht durch nur etwas größere Sparsamkeit, namentlich im Militairund Marineetat, und durch eine energischer in Angriff zu nehmende Reform insbesondere auch der directen Steuern, wobei mit den Befreiungen und Privilegien der eximirten Stände aufzuräumen wäre, leicht beseitigt werden zu können. Diese Behauptung bleibt aufrecht, auch wenn noch fernerhin die im Gang befindlichen vielfachen Reformen auf allen Gebieten der Staatsthätigkeit dauernd die laufenden und vorübergehend die einmaligen Ausgaben erhöhen sollten, was ja sehr wahrscheinlich und auch wünschenswerth ist; ferner, wenn vorläufig durch die Zinsen für die Capitalien der noch im Bau befindlichen oder noch nicht hinlänglich rentirenden Staatseisenbahnen oder durch die Zuschüsse für Zinsgarantien an die Privatbahnen

und durch die Kosten der Consolidation des Papiergelds und der übrigen schwebenden Schulden das Jahreserforderniß der Staatsschuld noch rascher und stärker wachsen sollte, als dies in den letzten Jahren der Fall gewesen ist (1862 54,3 Mill. Rbl., 1868 76,6 Mill. Rbl.). Wenn die russische Finanzverwaltung wiederholt kleine laufende Deficits durch Emission von Reichsschatzscheinen (Serien) oder gar die normalen Bedürfnisse für auswärtige Zahlungen, d. h. vornehmlich für die Verzinsung und Tilgung der auswärtigen Anleihen, durch die Aufnahme neuer Anleihen (wie z. B. ausgesprochener Maßen in dem Falle der zweiten englisch-holländ. Anleihe von 6 Mill. Pfd. St. vom 4. November 1866) gedeckt hat, so ist das freilich eine ganz unverantwortliche Benutzung des Staatscredits. Hier müßten durchaus neue ordentliche, insbesondre Steuereinnahmen eröffnet werden. Eine Gefährdung des Gelingens der für die Herstellung der Valuta einzuleitenden Finanzoperationen geht aus der gegenwärtigen Lage und dem gestörten Gleichgewicht des russischen Staatshaushalts nur dann hervor, wenn man dieses Gleichgewicht nicht ernstlicher herbeizuführen sucht und auf der bedenklichen Bahn weiterschreitet, chronische Deficits im wirklichen ordentlichen Etat durch Schuldenmachen zu decken, d. h. für definitiv consumirte Staatsleistungen die den Vortheil davon ziehenden Staatsangehörigen nicht mit dem ganzen Betrag der Kosten im Wege der Besteuerung zu belasten. Dieser ominöse Fehler ist aber ohne große Schwierigkeit zu vermeiden. Da die Herstellung der Valuta, auch wenn um ihretwillen eine allgemeine Regelung und Fundirung der schwebenden Schuld vorgenommen wird, selbst unter Voraussetzung sehr kostspieliger Finanzoperationen, d. h. also vor Allem eines hohen Zinsfußes für die Anleihen, die Gesammtausgaben des Staats nicht eben erheblich steigern, die Einnahmen eher erhöhen wird, so wird man wiederum aus dem Zustande der Finanzen keinen Grund für die Unterlassung oder längere Verschiebung der fraglichen Maßregeln entnehmen können. Freilich ist anderseits auch Alles zu thun, daß diese Maßregeln möglichst ökonomisch und zweckmäßig eingerichtet werden.*)

---

*) Ueber die Beziehung zwischen Deficit und Valuta und die oben erwähnte Frage wurde Näheres entwickelt in meiner Schrift „Die österreichische Valuta“ Th. 1, Abschn. I, S. 1—9 (Wien 1862); über die Ordnung des Staatshaushalts und die Frage vom Deficit in der Schrift „Ordnung des österreichischen Staatshaushalts“ Abschn. I, S. 1—64 (Wien 1862) und im Artikel „Staatsschulden“ im Staatswörterbuch Bd. 10.

Symptome einer inneren wirthschaftlichen Krisis Rußlands sind in den letzten Jahren in der Landwirthschaft mehrfach hervorgetreten. Wir konnten früher zeigen, daß die Erscheinungen im auswärtigen Handel, namentlich in der Waarenausfuhr ebenfalls auf eine solche Krisis hindeuten. Mancherlei Wahrnehmungen lassen den in verschiedenen Theilen des Reichs bemerkbaren Stillstand oder selbst Rückgang der russischen Agrarproduction in Verbindung mit der Aufhebung der Leibeigenschaft setzen. Die schlechte Ernte des Jahres 1867 hat wie den größten Theil des übrigen Europa's, so auch denjenigen Rußlands dann zeitweilig in besondre Noth versetzt, Finnland und andere Theile des nördlichen Rußlands um so mehr, weil mehrjährige schlechte Ernten sich gefolgt sind. Diese Verhältnisse erschweren nach der einen Seite größere Finanzoperationen zur Herstellung der Valuta freilich erheblich, weil bei dem Mangel an Capital die unmittelbare Betheiligung des Inlands am Zustandekommen solcher Operationen noch schwächer und die als Uebergangszustand von der entwertheten Papier- zur festen Metallwährung sicherlich ganz unvermeidliche, aus jenen Operationen hervorgehende neue Krisis des gesammten wirthschaftlichen Lebens Rußlands vollends erst empfindlich zu spüren sein wird. Denn wie man auch immer verfahre, unter allen Umständen ist die feste Metallwährung nur wieder vermittelst einer starken zeitweiligen Verminderung des Papiergeldumlaufs und des disponiblen Geldcapitals zu erreichen. Nothwendig um des Erfolgs Willen muß daraus eine kürzere oder längere Erhöhung des Leihzinses und ein starker Druck auf die öffentlichen Fonds und die Waarenpreise hervorgehen. Darunter leidet auch die Industrie und der Handel neben der Landwirthschaft, so daß man im Voraus auf große Nothschreie aus den verschiedensten Kreisen der Bevölkerung gefaßt sein muß. Dies hat sich in England nach dem Jahre 1849, neuerdings wieder in Oesterreich, besonders 1864—66, bis zum Ausbruch des Krieges, gezeigt. In Oesterreich näherte man sich damals mit raschen Schritten in Folge der endlich einmal consequenten Durchführung der Bankacte von 1862 der Herstellung der Valuta. In demselben Maße aber steigerte sich der Druck auf den Geldmarkt und auf das gesammte Geschäftsleben. Das war unvermeidlich und mußte noch andauern und zunehmen, bis mit dem Paristand und der definitiven Wiedereinlösbarkeit der Noten die Vorbedingungen für das Einströmen von Münze in den Verkehr und damit auch für den Zuschuß und das

Verbleiben von disponiblem Metallgeld-Capital in dem Lande der bisherigen Papiergeldwirthschaft erfüllt waren, bis die Waarenpreise und Fondscurse sich mit den internationalen auf der Basis der Metallwährung auch im Inlande wieder in's Gleichgewicht gesetzt hatten und die Waarenhandelsbilanz durch Zunahme der Ausfuhr bei niedrigeren inländischen Preisen und aus derselben Ursache durch Abnahme der Einfuhr günstiger geworden war. Freilich ein höchst schmerzhafter Proceß für zahlreiche Einzelinteressen, aber ein ganz unvermeidliches Durchgangsstadium in diesem wie in späteren Fällen, in Oesterreich wie anderswo. Nur die vollendete Frivolität, welche Oesterreich auch in diesen Dingen charakterisirt, oder die vollständigste Unkenntniß des Mechanismus im Geld- und Creditwesen erklären es, wenn nach der Beseitigung dieses schweren Druckes auf dem Geldmarkt und den Geschäften in Folge der neuen vom 1866er Kriege herbeigeführten Papiergeldüberschwemmung österreichische Stimmen sogar in der Augsb. Allgem. Zeitung mit frechem Cynismuß die Aeußerung wagten, die neue Papiergeldmisère sei freilich ein Unglück, aber die fortdauernde Geltung der Bankacte von 1862 würde ein gleiches Unglück gewesen sein! Nein, wappne man sich in Rußland im Voraus wider solche Klagen. Zum Vorschein werden sie sicherlich gerade so kommen wie in Oesterreich und England, berechtigt sind sie wie die Schmerzensschreie des durch eine schmerzhafte Operation allein zu heilenden Kranken, aber nimmermehr dürfen sie zum Motiv und oder zum Vorwand dienen, die Maßregeln zu unterlassen.

Das Zusammentreffen zweier aus verschiedenen Ursachen entspringenden wirthschaftlichen Krisen in Rußland hat nun allerdings sein Bedenkliches, aber gleichzeitig gehen daraus doch auch Vortheile hervor, indem die aus der Herstellung der Valuta entstehende Geldklemme auf die agrarische Krisis in einiger Hinsicht günstig einwirken kann. Diese Geldklemme muß die Preise nothwendig drücken und die im Agio liegende Exportprämie vermindern. Daher wird der träge Bauer einen kräftigeren Antrieb zu angestrengterer wirthschaftlicher Thätigkeit empfangen: die Noth wird vielleicht die danieder liegende Agrarproduction wieder in Schwung bringen, nachdem die in den hohen Preisen einiger russischer Stapelproducte liegende „Prämie für angestrengteren Fleiß“ sich nicht wirksam genug gezeigt hat. Wenn die Stagnation in der Landwirthschaft durch diesen Druck von einer andern Seite her eher gehoben würde, so kann dies der Herstellung der Valuta nur wieder zu Gute kommen.

Die unvermeidlichen Schwierigkeiten des Durchgangsstadiums, welche die Reduction der Umlaufsmittel für viele Gewerbzweige mit sich führen wird, werden schon vor der Erreichung des festen Parstands des Papiergeldes und vor dem Einströmen von Metallgeld in den Verkehr durch größere auswärtige Credite gemildert werden. Steht bei einer energischen Inangriffnahme der Valutafrage eine allmäliche stetige Besserung des Curses in Aussicht, so wird das auswärtige Capital einwandern, weil grade am Curse noch zu gewinnen ist. Denjenigen, welche um der Durchgangsschwierigkeiten willen die Regelung der Valuta zu hintertreiben wünschen, muß man endlich doch die großen Nachtheile des jetzigen unsicheren Zustands des Geldwesens und die großen Vortheile einer festen Währung für die wichtigsten russischen Gewerbzweige wieder entgegen halten. Unter der Unsicherheit der Währung leidet der Credit eines Jeden sowohl seinen Landsleuten, welche dieselbe Währung brauchen müssen, als vollends den Ausländern gegenüber. Das gilt besonders auch vom hypothekarischen Credite, weil er lange Termine braucht. Eine durchgreifende Besserung hängt in Rußland von vielen anderen Reformen, besonders rechtlicher und ethischer Natur, mit ab, aber die Herstellung der Valuta bleibt doch wohl ein Hauptpunkt ja eine conditio sine qua non. Erst durch sie kann der Creditnoth des Grundbesitzes und dem übermäßig hohen Zinsfuße, welchen letztrer zahlen muß, etwas abgeholfen werden. Auch die geringe Sparsamkeit und die Unwirthschaftlichkeit der Bevölkerung steht mit dem schlechten Zustande des Geldwesens in Zusammenhang. Man darf sagen, daß ein großer Theil der wirthschaftlichen Nothstände Rußlands auf der Basis einer festen Währung leichter zu heilen ist. Insofern verhält es sich mit der Beziehung zwischen der Valuta und diesen inneren Nöthen der Volkswirthschaft wieder ebenso wie mit derjenigen zwischen der Valuta und dem Deficit: eine Wechselwirkung findet statt, das tiefer liegende und schwerer zu beseitigende Uebel ist die agrarische und die mit ihr in Zusammenhang stehende sociale Krisis, welche in den letzten Jahren die Cursverhältnisse wohl ungünstig beeinflußt hat, aber die Herstellung der Valuta, obwohl in mancher Hinsicht durch diese Lage der Volkswirthschaft erschwert und dieselbe zeitweilig noch verschlimmernd, wird doch auch einige der miteinwirkenden Ursachen dieser ungünstigen Lage beseitigen und insofern selbst mit als Heilmittel wirken. Es scheint uns, daß daher auch dieser Zustand der Volkswirthschaft keinen längeren Aufschub der Operationen für die Herstellung der Valuta entschuldigt, geschweige ihn verlangt und begründet.

3) Die gegenwärtige Lage der Geldmärkte in ihrer Bedeutung für russische Creditoperationen zur Herstellung der Valuta.

Die Lage der Geldmärkte charakterisirt sich bekanntlich seit dem großen Kriege von 1866 und der schweren Creditkrisis auf dem englischen Markte im Mai 1866 durch eine in diesem Umfange noch nicht gekannte Anhäufung disponiblen Capitals in der Form enormer Baarvorräthe der Banken. Die größte Flauheit der Geschäfte, welche aus der gespannten politischen Lage entspringt, wirkt wesentlich auf die Andauer dieses Zustands hin. Regelmäßig sehen wir auf große politische Störungen oder auf Handelskrisen eine solche Flauheit und eine solche Anhäufung von Edelmetall in den Banken, woraus denn wieder ein sehr niedriger Disconto resultirt, folgen. So nach der Krisis von 1847 im Jahre 1848 und den folgenden, 1851—52 nach den politischen Bewegungen, von Neuem 1858 nach der Welthandelskrisis von 1857. Seitdem die großen Geldmassen aus Californien und Australien, neuerdings auch das nordamerikanische Silber aus Nevada u. s. w., auf den europäischen Geldmarkt strömen, wird diese Plethora von Baargeld in solchen Zeiten der geschäftlichen Stagnation nur noch größer, weil diese neuen Edelmetallmassen nun auch einstweilen in die Keller der Banken zu den aus dem Verkehr sich ansammelnden disponiblen Geldsummen hinzukommen. So war es namentlich schon 1851—52, wo die Baarfonds der englischen und französischen Bank ein früher nicht gekanntes Maximum erreichten, so wiederum 1858. Die gegenwärtige Lage der Geldmärkte zeichnet sich wegen der anhaltenden politischen Spannung und wegen eines besonderen Umstands, nämlich des bedeutend schwächeren Metallabflusses nach Ostasien, nur noch durch eine ganz ungewöhnlich große Flauheit und Geldüberfülle vor den frühern Fällen aus. Ein bedeutender Theil des neu gewonnenen Edelmetalls geht regelmäßig aus Amerika direct, größern Theils aber indirect über Europa nach Asien, früher ganz überwiegend Silber, welches, soweit die Ausbeute aus den mexikanischen und südamerikanischen Bergwerken nicht ausreicht, gegen Austausch mit Gold aus der europäischen, namentlich der Geldcirculation Frankreichs und der Länder seines Münzsystems in Folge der Doppelwährung gewonnen wird, in den Jahren 1860—66 aber auch bedeutende Beträge Gold. Zeitweilig ist dieser asiatische Metallabfluß durch besondre Umstände sehr verstärkt worden, so 1855—57 in Folge der europäischen

Seidenmißernte, dann der Zahlungen des englischen Staats für die Bewältigung des indischen Aufstands, ferner wiederum 1859—60 und mehr noch 1862—65, als zu hohen Preisen Baumwolle in möglichst großen Massen aus Asien bezogen wurde zum Ersatz des Ausfalls, den der amerikanische Bürgerkrieg veranlaßte, und als gleichzeitig starke Capitalanlagen in Indien erfolgten. Schon 1865 aber und mehr noch 1866 verminderte sich der Metallabfluß nach Asien bei dem Wiederaufblühen des nordamerikanischen Baumwollgeschäfts sehr und 1867 ist dieser Abfluß kleiner als in einem Jahre seit 1853: 2,016,000 Pfd. St. Silber und 1,448,000 Pfd. St. Gold gegen 16,856,000 und 6,939,000 Pfd. St. im Jahre 1864 gingen mit den Dampfern aus Southampton und Marseille nach dem Osten. Ein wichtiges und einflußreiches Factum, das von einem Staate wie Rußland, welcher auf den Bezug größerer Edelmetallmassen für seine Valutaoperationen angewiesen ist, recht beachtet werden muß. Denn in Folge dieses Umstandes haben die europäischen Geldmärkte gegenwärtig auch einen Theil desjenigen Baargeldes im Besitze, der sonst gewöhnlich von Asien beansprucht wird. Endlich mag hier auch noch darauf hingewiesen werden, daß Nordamerika wegen der inzwischen eingetretenen Papiergeldwirthschaft in der Union geringere Beträge Baargeld zurückbehält als sonst, so daß auch hierdurch wieder ein neuer oder stärkerer Zufluß nach Europa eröffnet wird.

Alle diese Umstände erklären die in der That ganz außerordentlich großen Baarvorräthe der leitenden europäischen Banken. So lagen in der

	Anfang Mai 1868.	Ende 1866.	Ende 1865 (Mitt.)
Bank von England Mill. Pfd. St. .	20,633	19,246	13,407
„ „ Frankreich Fr.	1140,20	714,5	443,9
„ „ Preußen Thlr.	88,72	69,76	59,92
3 Banken Summa Rbl. S.	497,1	363,5	250,1
Bank von Oesterreich fl.	111,32	104,01	121,62
„ „ Rußland Rbl. S.	113,36	ca. 60	ca. 60,6
5 Banken Summa Rbl. S.	679,2	487,7	386

Die Baarfonds der beiden letzten Banken kommen natürlich nicht unmittelbar in Betracht, weil beide Banken ihre Baarzahlungen eingestellt haben. Bemerkenswerth ist, daß der Baarfonds der englischen Bank sein Maximum bereits hinter sich hat (2448 Mill. Pfd. St. am 2. Octbr. 1867) was auf einen kleinen Geschäftsaufschwung, mehr wohl noch auf starke Baarrimessen für Getreideimporte bei hohen Preisen hinweist. Ebenso

war der Baarvorrath der preußischen Bank am 4. August 1867 schon 92,86 Mill. Thlr., ist dann gesunken, aber seit einer Reihe von Monaten in neuer langsamer Zunahme begriffen. Der Baarvorrath der französischen Bank ist dagegen bisher fast ununterbrochen gewachsen — ein sehr ungünstiges geschäftliches und politisches Symptom. Mitte Mai 1868 betrug er schon 1159,3 Mill. Fr. Im Vergleich zu Ende 1866 hat sich also der Baarvorrath der drei solventen Banken um 133,6 Mill. Rbl. S. oder 36,8 %, aller fünf Banken um 191,5 Mill. Rbl. S. oder 39,3 %, gegen Ende 1865 sogar um 247 und 293,2 Mill. Rbl. S. oder um 98,8 und 75,0 % vermehrt!

Die Bedeutung dieser Geldmassen ergiebt sich auch durch einen Rückblick auf frühere Maxima. Das bisherige Maximum des Baarfonds der englischen Bank war 22,23 Mill. Pfd. St. im Jahre 1852 (Juli), das damalige des Baarvorraths der französischen Bank 625 Mill. Fr. im Jahre 1861 (October) gewesen. Im Jahre 1858 war das Maximum dort 19,53 Mill. Pfd. St. (October), hier 593 Mill. Fr. (September). Die preußische Bank läßt sich erst seit dem Jahre 1856 in Vergleich ziehen, aus welchem ihre jetzige Stellung datirt. Ihr Baarfonds erreichte Ende 1851 88,0 Mill. Thlr.

Man ersieht aus diesen Daten, daß man es wirklich mit einem ungewöhnlich hohen Stande der Baarvorräthe der Banken zu thun hat. Die bedeutenden Summen, welche sich angesammelt haben, bestehen zum Theil aus Depositeneinlagen, aus Geldcapitalien, für welche die Eigenthümer gegenwärtig keine entsprechende Verwendung haben, zum Theil sind die von den Banken im Disconto- und Lombardgeschäft gewährten Darlehne nicht länger beansprucht und statt in Banknoten in Münze zurückgezahlt worden, insbesondere in Frankreich und Deutschland, wo die Noten als das bequemere Umlaufsmittel lieber im Verkehr zurückbehalten wurden. Daher denn auch in diesen beiden Ländern die starke Ausdehnung und das Hochbleiben des Notenumlaufs, bei der preußischen Bank bis auf 137,7 Mill. Thlr., (Ende 1865 125,2 Mill. Thlr.), bei der französischen bis auf 1258,1 Mill. Fr. (Ende 1865 679,2 Mill. Fr.) so daß hier also nicht viel mehr Noten in Umlauf sind, als Baargeld in der Bank liegt. Die Noten sind beinahe ganz durch Metall gedeckt — ein seltenes Phänomen. (Am 14. Mai 1868 sogar 1159,3 Mill. Fr. baar bei 1208,1 Mill. Fr. Noten.) Daneben sind aber auch bei der französischen Bank die Guthaben der Privaten sehr angewachsen (Ende 1865

$171_{,8}$, Mai 1868 $431_{,1}$ Mill. Fr.) In England spielt die Note im Verkehr nicht mehr die hervorragende Rolle, wie auf dem Continent, das Depositen-, Contocorrent- und Checkbankwesen waltet vor, eben deßwegen zeigt sich trotz des großen Baarvorraths nur eine geringe Erhöhung des Notenumlaufs gegen sonst. Man läßt sich hier nicht wie auf dem Festlande Noten für das Metall geben, sondern meistens nur ein Guthaben bei der Bank eröffnen. Die Privatdepositen der Bank von England sind denn auch sehr stark angewachsen. (Ende 1865 $13_{,24}$, Ende 1867 $18_{,11}$ Mill. Pfd. St.)

Die Discontosätze sind in Folge dieser Umstände seit geraumer Zeit so niedrig, wie nur in einzelnen früheren Perioden der Geschäftsstille, dabei der Discont am offenen Markt, wie öfters in solchen Fällen, noch niedriger als der Banksatz. So fanden sich z. B. Ende März 1868 folgende, meistens längere Zeit schon ungefähr in demselben Betrage geltende und gegenwärtig noch andauernde Discontosätze an verschiedenen europäischen Plätzen. Bank von England 2% (schon seit Juli 1867) Londoner Geldmarkt 1⅞% für Papier von 30—60 Tagen, 1⅞—2% für 3 Monat-Papier, 2- 3% für Bankwechsel von 4—6 Monate, 2½—3½% für ebensolange laufende Handelswechsel. Die Joint-Stocks-Banken und Discontohäuser geben für Depositen on call (auf sofortige Kündigung) nur 1, für solche mit 7 und 14tägiger Kündigung nur 1¼%, — welcher niedrige Satz denn auch zur Verminderung der Saldi verzinslicher Depositen bei diesen Banken beigetragen hat. In Paris war der Banksatz 2½, der Satz auf offenem Markte 1⅞—2, in Berlin resp. 4 (Lombard 4½) und 2½—3, in Frankfurt 2½ (im Mai 3) und 1¾—2, in Amsterdam 3 und 2½, in Brüssel 2½—3½ und 2⅓—3, in Hamburg der Discont an der Börse 2% (im Mai 2½%). Höhere Sätze fanden sich in den Papiergeldländern, in Wien Bank- und Marktsatz 4, in Turin jener 5, in St. Petersburg ersterer 7, letzterer 7½%. Berücksichtigt man den ungewöhnlich hohen Stand der Getreidepreise und das dadurch bedingte größere Baarcapitalbedürfniß des internationalen Getreidehandels, so erscheint der „flüssige Geldmarkt" doppelt auffallend und die sonstige Geschäftsstockung in um so bedenklicherem Licht. Der englische Weizenpreis war z. B. im März 1868 73 sh. 1 d. pr. Quarter gegen 59 sh. 4 d. zu derselben Zeit 1867, 45 sh. 6 d. 1866, 38 sh. 3 d. 1865, und der Werth der Weizeneinfuhr des britischen Reichs $24_{,99}$ Mill. Pfd. St. im Jahre 1867 gegen $12_{,98}$ Mill. im Jahre 1866.

Alle diese Verhältnisse zusammen berechtigen zu der Behauptung, daß die gegenwärtige Lage der Geldmärkte an sich wie geschaffen ist, um die Durchführung großer Operationen zur Herstellung der Valuta in einem großen Reiche zu unterstützen. Für diesen Zweck bedarf ein Land nicht sowohl concreter unmittelbar zur Production dienender Gütercapitalien, als ganz vorzugsweise der Baargeldcapitalien, welche in den Verkehr der heimischen Volkswirthschaft hineingezogen werden müssen. Diese sind jedenfalls gegenwärtig vorhanden und warten nur auf eine lohnende, Vertrauen bietende Verwendung. Aber — sie dafür gewinnen, darin liegt die Schwierigkeit. Sie haben sich grade in so ungeheuren Beträgen angesammelt, weil sie jede Verwendung in der jetzigen Lage der Politik und deßhalb der Geschäfte scheuen.

Wie wird man vorzugehen haben, um diese Scheu des Capitals vor einem festen Placement zu überwinden? Die unbedingte Voraussetzung ist eine aufrichtige Friedenspolitik Rußlands. Es muß die Ueberzeugung erweckt werden, daß von Rußland nicht selbst eine Störung des Friedens ausgehen, Rußland möglichst beruhigend auf die kriegerischen Absichten anderer Regierungen einwirken, sich, wenn es irgend zu vermeiden ist, nicht in einen Krieg hinein ziehen lassen; ferner daß Rußland ernstlich ein großes Friedenswerk wie die Herstellung der Valuta in Angriff nehmen und die Verwendung der dafür bestimmten Summen auch wirklich für diesen Zweck sicherstellen wird. Sicherlich ist es nicht leicht, eine solche feste Ueberzeugung in der gegenwärtigen Lage Europa's hervorzurufen und zu erhalten. Aber das Meiste hängt doch auch hier von der redlichen Absicht Rußlands selbst ab. Manche Umstände begünstigen zudem den Erfolg einer solchen Politik. Die Geschäftsstockung und der Geldüberfluß dauern nun schon geraume Zeit, das Vertrauen will nicht zurückkehren, aber doch wollen sich die gehegten Befürchtungen auch immer noch nicht erfüllen. So treten in England, in Deutschland doch einige Anzeichen eines kleinen Auflebens der Geschäftsneigung hervor. Der niedrige Disconto lockt die Capitalisten an, doch etwas mehr mit ihrem Gelde zu verdienen, und die Geschäftsleute, doch wieder etwas mehr Geschäfte zu machen. Diese Situation gilt es auszunutzen. Wird jene obige Voraussetzung Seitens Rußlands erfüllt, so möchte das Creditfinden an sich vielleicht weniger Schwierigkeiten begegnen, wenn man sich an den Bedingungen nicht allzusehr stößt. Denn trotz des niedrigen Disconts, d. h.

des Leihzinses für kurzterminliche Anlagen, wird für eine größere Anleihe eben wegen der gespannten politischen Lage nur zu einem höheren Zinse Capital zu erhalten sein: man muß eine höhere Risicoprämie zahlen. Die daraus etwa hervorgehende Vertheuerung der erforderlichen Finanzoperationen, welche sich zudem durch eine richtig gewählte Form der Anleihe auf einen kleineren Zeitraum beschränken läßt, kann aber nicht von der jetzigen Vornahme solcher Operationen abschrecken. Denn einmal wird ja damit das Ziel zum großen Vortheil der Finanzen früher erreicht, und sodann steht dem Nachtheil der höheren Risicoprämie gegenwärtig der Vortheil eines flüssigen Geldmarkts und niedrigen eigentlichen Zinses gegenüber. In anderer Zeitlage mag jene Prämie geringer, dafür aber dieser Zins höher sein.

Für einen möglichst baldigen Beginn der genannten Creditoperationen spricht ferner auch noch ein anderer sehr wesentlicher Umstand, nämlich die politische und finanzielle Lage derjenigen Staaten, welche thatsächlich auf den europäischen Geldmärkten mit Rußland am meisten um Credit concurriren, Oesterreichs, der vereinigten Staaten von Nordamerika, Italiens, von minder wichtigen abgesehen. Diese drei Staaten bedürfen ebenfalls für die Wiederherstellung ihres Geldwesens, für ihre laufenden Finanzbedürfnisse, ihre Eisenbahnen und andere öffentliche Unternehmungen des auswärtigen Credits. Rußland kommt aber hier Verschiedenes vor ihnen zu Gute. Seine politische und finanzielle Lage ist ungleich besser als diejenige Oesterreichs und Italiens, die erstere auch wohl als die Amerika's. Rußland hat doch vorzüglich nur für vergangene, nicht für gegenwärtige Deficite Credit zu suchen. Oesterreich scheint im Augenblicke an die Herstellung seiner Valuta gar nicht zu denken, man läßt diese heikle Frage, nach so vielen selbstverschuldeten Mißerfolgen, dort jetzt unberührt. Italien ist zwar erst durch den Krieg von 1866 in die Papiergeldwirthschaft hineingerathen, und bedürfte gar nicht so umfassender Mittel, um wieder zur festen Valuta zu gelangen, aber das enorme laufende Deficit verschlingt dort Alles, was der sehr gesunkene Credit des jungen Staats noch aufbringen kann. Die amerikanische Union wäre am leichtesten im Stande, die Mittel für die Herstellung des Geldwesens zu beschaffen, aber die Corruption des Parteiwesens, mächtige Classeninteressen, crasse volkswirthschaftliche Irrthümer und nationale Vorurtheile scheinen auch dort nicht bald eine thatkräftige Finanzpolitik zur Ordnung dieser Angelegenheit

auskommen zu lassen. Hieraus entspringt für Rußland der große Vortheil, daß es gegenwärtig der Concurrenz dieser drei Länder um die Herbeiziehung von Capital in Edelmetallform nicht so unmittelbar ausgesetzt wäre als vermuthlich später einmal.

An und für sich ist der russische Staatscredit besser als der Credit eines dieser drei Concurrenzstaaten. Russische fünfprocentige Papiere stehen im Mai 1868 verschieden nach den einzelnen Anleihen, in Berlin zwischen 78 und 88, nordamerikanische sechsprocentige 77, österreichische 48—59, italienische 49, wobei allerdings den russischen, den nordamerikanischen (1882 rückzahlbar) und den besser stehenden österreichischen (1864er Silberanleihe) eine jedoch nur als kleine Zinserhöhung ins Gewicht fallende Tilgung zu Gute kommt. Für einen so eminent productiven Zweck, wie die Herstellung des Geldwesens, ist es ferner viel leichter Credit zu finden als für die Deckung chronischer Deficits wie der österreichischen und italienischen. Die precäre Finanzlage, die unsichere politische Zukunft Oesterreichs und zum Theil Italiens haben die Curse der Staatsschuldverschreibungen dieser Staaten immer mehr herabgedrückt. Die Besitzer wagen nicht mehr, neue Ersparnisse in diesen Papieren trotz des immensen Zinses, welchen diese jetzt geben, anzulegen, ja sie suchen trotz des gesunkenen Curses sich ihres älteren Besitzes zu entledigen, da sie immer mehr Gewaltmaßregeln fürchten müssen und wenigstens noch rechtzeitig Etwas retten wollen. In Italien war schon öfters davon die Rede, die in Münze stipulirten Renten in Papiergeld auszuzahlen, das im Frühjahr 1868 10—12 % unter Pari stand. Der Kunstgriff, das Einkommen aus Fonds und Effecten, welches man durch eine gewöhnliche Einkommensteuer schwer treffen kann, durch die „Couponsteuer" unweigerlich zu belegen, hat auch dort Eingang gefunden, nur war man so billig und so vernünftig, das im Besitz von Ausländern befindliche Papier, wie in England, von dieser Steuer zu befreien. In Oesterreich hat man dagegen die Couponsteuer grade mit Vorliebe dazu benutzt, die Vermögensanlagen des Auslands in österreichischen Effecten zu besteuern, wodurch dieser Steuer der Charakter der einseitigen Zinsreduction nur zu sehr aufgeprägt ist. Diese Couponsteuer, anfangs 5, später 7 %, soll nach den Vorschlägen des Finanzministers Brestl auf 17 % für Staatspapiere und unter dem Namen einer „Vermögensteuer" drei Jahre lang auf ebenso viel für andere Werthpapiere erhöht werden. Selbst die ausdrücklich von der Einkommensteuer be-

freiten Papiere sollen dem neuen Steuerzuschlage von 10 % verfallen und möglicher Weise wird dieser Abzug von 10 % auch den contractlich steuerfreien Prioritätsobligationen (z. B. Galicische Carl-Ludwig-Bahn) als „Vermögensteuer“ aufgelegt, da die Befreiung sich nur auf die „Einkommensteuer“ bezieht! Diese Couponsteuer verletzt vollends alle Gleichheit unter den directen Steuern, da sich ihren hohen Sätzen gar kein Einkommen, wie mehr oder weniger allen andren Steuern, entziehen kann und wird in den Händen rücksichtsloser Finanzmänner zu einer wahren Daumenschraube. Schon spricht man in Oesterreich davon, die Couponsteuer statt auf 17 gleich auf 20, ja auf 25 % oder 30 % zu erhöhen — die Finanzcommission des Abgeordnetenhauses soll 25 % beantragen wollen — für das Ausland eben nichts anderes als eine Zinsreduction von 5 auf 4 oder 3¾ % oder noch weniger. Trotzdem behauptet man, vor jedem Gedanken an Staatsbankerott zurückzuscheuen. Als ob sich diese Procedur davon irgend reell unterschiede! Nur etwa darin, daß jene Steuer „zeitweilig“, die eigentliche Zinsreduction bleibend sein soll. Aber nicht nur steht es ganz dahin, wenn einmal die Steuer ermäßigt oder gar wieder aufgehoben werden kann, — die Ermäßigung und Aufhebung ist in späterer Zeit nicht einmal allgemein räthlich, noch gerecht, denn sie wendet unverdient den neuen Käufern, welche eben ihren Preis auf der Basis von 4 und nicht von 5 % gemacht haben, einen Gewinn zu und belastet insofern zwecklos von Neuem Staat und Volk. Die Ausdehnung der Couponsteuer auf andere öffentliche Werthpapiere, namentlich Prioritätsobligationen, macht den Besitz dieser letzteren für das Ausland ebenso riscant wie denjenigen von österreichischen Staatspapieren. Der finanzielle Ausgleich mit Ungarn, welcher einen der Vorwände für die maßlose Erhöhung der österreichischen Couponsteuer bildet, hat ohnedem deutlich gezeigt, welche precäre Sache es um die große österreichische Staatsschuld ist. Wenn es dem einen Theil eines „Staates“ — und ein Staat will Oesterreich doch noch sein — möglich ist, sich dem auf ihn treffenden Kostenantheil der öffentlichen Schuld bis zu einem gewissen Grade zu entziehen und daraus für den anderen (Haupt-) Theil nun auch seinerseits das Recht oder doch die Entschuldigung erwachsen soll, ebenso viel weniger zu zahlen, als der erstere Staatstheil zu wenig beiträgt, so sieht man in der That gar nicht mehr ein, wo das hinaus soll und welche Sicherheit noch dem betrogenen Gläubiger bleibt. Man könnte ja förmlich die Verabredung treffen, daß nun etwa Ungarn von Neuem einen Theil seiner Last abwälzt und

„Cisleithanien“ abermals entsprechend die Couponsteuer erhebt. Warum dann nicht lieber gleich offen und „ehrlich“ eine Couponsteuer von 90 %, wie Berliner Blätter Oesterreich schon vor Jahren spottend riethen?! Wenn auch vielleicht im Augenblick noch einige der projectirten Zinsabzüge nicht Gesetzeskraft erlangen, so zeigen doch schon diese Projecte, wessen man sich mit österreichischen Effecten zu versehen hat.

So steht es mit Oesterreichs Werthpapierconcurrenz gegenüber Rußland. Aber selbst die nordamerikanischen Papiere unterliegen ähnlichen Gefahren. Nicht nur hat man auch dort die Zwickmühle der Couponsteuer eingeführt, sondern bis jetzt ist auch immer noch nicht, trotz wiederholt ausgesprochener Absicht einflußreicher Staatsmänner, der Grundsatz gesetzlich festgestellt worden, daß die in Gold verzinslichen Bundespapiere auch in Gold zurückgezahlt werden. Mächtige Parteien eifern dagegen. Eine Repudiation eines Theils der Schuld droht somit immer noch, und auch sonst ist man bei der Gewaltsamkeit, Rechtswillkür und der Bestechlichkeit des Yankeethums und der Gerichte drüben vor anderen Einbußen durchaus nicht genügend sicher gestellt.

Man muß sich diese hier absichtlich etwas specieller dargestellten Verhältnisse vergegenwärtigen, um die außerordentlich günstigen Chancen zu begreifen, welche eine im großen Styl angelegte, am strengsten Recht festhaltende russische Finanz- und Creditpolitik in gegenwärtiger Zeit böte. In Deutschland, Holland, der Schweiz, England, Frankreich ist grade das durch seine Masse wichtigste Privatpublicum seit lange gewohnt, in österreichischen und neuerdings auch in italienischen Staats- und Industriepapieren einen erheblichen Theil seiner Ersparnisse anzulegen. Die immer traurigere Finanzwirthschaft beider Staaten hat aber schon längere Zeit diese Gewohnheit gestört, die jetzt drohenden österreichischen Gewaltmaßregeln werden die Abneigung zur bisherigen Capitalanlage noch erhöhen. Allerdings sind schon vor dem unerwartet raschen Schluß des amerikanischen Bürgerkriegs große europäische, besonders englische und deutsche Capitalien in nordamerikanischen Bundesobligationen, wie zum Theil schon in früherer Zeit in dortigen Eisenbahnpapieren angelegt worden. Noch immer lockt der hohe dortige Zins, obgleich trübe Erfahrungen genug gezeigt haben, daß derselbe, namentlich bei Eisenbahnpapieren, nur eine hohe Risicoprämie enthält. Bei der Unberechenbarkeit der amerikanischen Verhältnisse würde es für ein gut accreditirtes neues Papier mit leidlicher Rente gar nicht schwer sein, auf den mittel- und westeuropäischen Märkten

auch die Concurrenz der amerikanischen Papiere zu überwinden. Ohnehin scheint sich auch für letztere die Neigung neuerdings bereits vermindert zu haben.

Daß russische Werthpapiere, trotz mancher berechtigten Bedenken und unberechtigten Vorwände gegen Capitalanlagen in denselben, sich in neuerer Zeit, begünstigt von dem immer stärkeren Mißtrauen gegen die bisherigen Anlagen in andren Effecten, immer mehr Boden im Auslande erobert haben, ist eine sichere Thatsache. Namentlich gilt dies von russischen Eisenbahnprioritäten in Metallvaluta, deren jetzt im Berliner Curszettel schon 8—10 figuriren. Wiederholt ist, z. B. in der Nationalzeitung, in Berliner Börsenberichten bemerkt worden, daß die Neigung zu russischen Papieren mit den wachsenden Befürchtungen vor österreichischen Besteuerungsgewaltthätigkeiten auch sogar wider steuerfreie Prioritätsobligationen in Zusammenhang stehn. Solche Symptome gilt es zu beachten. Sie behalten ihre Bedeutung, auch wenn eingestandener Maßen sehr geschickte Manövers der betheiligten Banquiers der Einbürgerung dieser russischen Papiere in Deutschland u. s. w. vorgearbeitet haben, — auch vielleicht die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland im Gegensatz zu denen zwischen Deutschland und Oesterreich etwas mitspielen. Letzterer Umstand käme auch Staatsanleihen zu Gute und der erste Punkt muß eben von der russischen Finanzverwaltung ebenso richtig behandelt werden als von den Eisenbahngesellschaften.

Neben den allgemeinen Voraussetzungen, einer aufrichtigen *Friedenspolitik*, der Verwendung der im Wege des Credits aufgenommenen Summen für das bezeichnete *Friedenswerk*, der *strengen Innehaltung* aller übernommenen Anlehensbedingungen würde dann namentlich die *Sicherstellung gegen jene beiden widerrechtlichen Nachtheile* ins Auge zu fassen sein, welche bei den Papieren jener anderen drei Länder Thatsache geworden oder zu befürchten sind, also *gegen die Auszahlung von Metallgeldzinsen und Capitaltilgungsquoten in entwerthetem Papiergelde und gegen Couponsteuerabzüge.* In dieser Hinsicht müssen vor Allem den *auswärtigen* Capitalisten die *bündigsten und unzweideutigsten Zusicherungen* gegeben werden, so daß auch für die Zukunft, bei der etwaigen Einführung *neuer* Steuern, nicht die leiseste Ungewißheit darüber bleibt, was Rechtens ist. Grade darin liegt in Oesterreich und Nordamerika ein Hauptübelstand, daß man dort absichtlich oder unabsichtlich eine Zweideutigkeit im Ausdrucke übrig

gelassen hat, um diese oder jene Uebervortheilung der Gläubiger wenigstens nicht von vorneherein als baare Rechtsverletzung erscheinen zu lassen. Ein offener Bruch eines ganz unzweideutig gegebenen Versprechens ist von einem nicht in voller Anarchie befindlichen Staate niemals so leicht zu befürchten. Will man nicht überhaupt alle Staatsgläubiger, auch die inländischen, in dieser Weise sichern, was sich gewiß ebenfalls empföhle, und nicht allgemein die Form der Couponsteuer verurtheilen, was um der Gleichheit der Besteuerungsgrundlagen halber auch Manches für sich hätte, so müssen doch wenigstens die fremden Capitalisten davor geschützt werden, daß man zur Belohnung ihrer der inländischen Volkswirthschaft direct und indirect zu Gute kommenden Creditgewährung die Staatslasten auf sie abwälzt, wie es der offen ausgesprochene Grundsatz der neueren österreichischen Finanzpolitik ist.

Wenn Rußland in dieser Weise vorgeht, so möchte die Aufnahme bedeutender auswärtiger Anleihen für den besagten Zweck auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl günstige Aussichten bieten. Zweierlei wird man dabei noch weiter im Auge zu behalten haben: einmal, daß man wirklich in erster Linie durchaus auf die fremden Geldmärkte, insbesondere Mittel- und Westeuropa, zunächst auf die Börsen von London, Berlin, Amsterdam für die großartigen, zur Herstellung der Valuta nothwendigen Creditoperationen angewiesen ist; sodann, daß man in eine offene Concurrenz mit den mehr oder weniger discreditirten Werthpapieren der erwähnten Länder mit klarer Absicht eintreten und daher auch die schlechten Finanzpraktiken dieser Staaten offen verdammen muß. In ersterer Hinsicht ist vor Allem gegen jenen beschränkten Nativismus Front zu machen, der mit der Parole, Rußland müsse von den fremden Geldmärkten unabhängig sein, auch auf finanziellem Gebiete gelegentlich schon hervorgetreten ist, — ein fast noch größerer Irrthum als derjenige von der Emancipation der russischen Wissenschaft und Cultur von deutschen und anderen westeuropäischen Einflüssen. Ein so spärlich bevölkertes, capitalarmes, in materieller und geistiger Entwicklung noch so weit zurückgebliebenes Land wie Rußland kann selbst für größere, nur der Gegenwart angehörende Aufgaben, welche bedeutendes Capital verlangen, nicht der Unterstützung durch fremdes Capital entbehren, vollends nicht für die kostspielige Wiedergutmachung früherer Schäden, wie sie in unserem Fall vorliegt. Die „große culturhistorische Mission des öffentlichen Credits" hat grade hier ihre Bedeutung wo es sich um eine Hülfe handelt, welche

von der vorgeschritteneren und stärkeren der zurückgebliebenen und schwächeren Volkswirthschaft, und zwar gleichzeitig im Interesse der gesammten abendländischen Volkswirthschaft, zu leisten ist.

4) Die Form der erforderlichen Creditoperationen und die Wahl der Währung und des Münzfußes für Rußlands neu zu begründendes Geldwesen.

Die einzelnen Punkte, welche bei der Aufnahme der Anleihen zu berücksichtigen sein werden, sind dieselben, welche die neuere Theorie und rationelle Praxis überhaupt als die richtigen bezeichnet. Es muß genügen, sie hier nur einfach hervorzuheben, ohne sie näher zu motiviren. Die Form der Rentenschuld im Gegensatz zu der sogenannten zurückzuzahlenden Schuld würden wir auch für die russischen Creditoperationen vorziehen. Bei der ersteren übernimmt der Schuldner keine bestimmte Verpflichtung, nach einem im Voraus festgestellten Plan zu tilgen, kann sich dagegen — und soll sich unsrer Ansicht nach — das Recht vorbehalten, außer durch Rückkauf an der Börse auch zu einem bestimmten Nominalcapital die Schuldtitel tilgen, resp. einberufen zu können. Dies geschieht z. B. indem die constituirte Rente gleichzeitig als ein Procentsatz für ein Nominalcapital angesehen wird, welches als das eventuell zurückzuzahlende Schuldcapital erscheint, — bei der sogenannten „ewigen Rente" ist es streng genommen anders. Diese Form der Rentenschuld enthebt den Staat der Nothwendigkeit, in einer ungünstigen Zeit zu tilgen und, wie in Oesterreich seit langen Jahren, große Anleihen nur zu dem Zweck der contractlichen Tilgung alter Schulden neu aufnehmen zu müssen. Uebrigens ist es fraglich, ob Rußland bereits große Summen durch Rentenschulden wird aufbringen können. Diese Schuldform setzt schon einen gefesteten Credit voraus und eignet sich mehr für inländische als für auswärtige Schulden. Immerhin wären Versuche anzustellen und die daneben im Inland aufgenommen Schulden womöglich in dieser Form zu contrahiren. Die Befreiung von der Last, einen festen Tilgungsplan innehalten zu müssen, wird durch eine kleine Zinserhöhung nicht zu theuer erkauft, zumal wenn ein richtiger Nominalzinsfuß gewählt wird, welcher unter späteren günstigen Verhältnissen eine freiwillige Zinsreduction ermöglicht. Ist man, wie wir als wahrscheinlich annehmen, genöthigt, den größeren Theil der erforderlichen Geldmittel durch zurückzuzahlende Anleihen aufzubringen, so sollte man für letztere jedenfalls die heillosen, auch für den Staat durch die

Ungleichheit der Rückzahlungsquoten leicht sehr lästig werdenden Lotterie- oder Prämienanleihen vermeiden und die Rückzahlung al pari durch Verlosung und Einberufung, bedingungsweise auch den Rückkauf nach dem Börsencurse stipuliren. Es wäre ferner bei der zurückzuzahlenden wie bei der Rentenschuld mit Kündigungsrecht ein Nominalzinsfuß zu wählen, welcher dem reellen Zinsfuße des Anlehens möglichst angenähert ist, m. a. W. die Anlehen lieber al pari oder nur etwas unter Pari und zu einem hohen Nominalzinsfuß als bedeutend unter Pari und zu einem niedrigen Nominalzinsfuß zu contrahiren: also Bevorzugung des Systems der nominell hochverzinslichen vor demjenigen der nominell niedrig verzinslichen Schulden, insbesondere weil das erstere allein eine freiwillige Zinsreduction und dadurch eine reelle Abschüttelung eines Theils der in ungünstiger Zeit bei hohem Realzinsfuße aufgenommenen Zinsenlast zu ermöglichen die Aussicht hat. Dabei kann man allerdings nicht wohl den Nominalzinsfuß ganz genau dem Realzinsfuß anpassen, woraus ein sehr unbequemer Procentsatz hervorgehen könnte. Auch wird eine kleine Abweichung vom Pari im Interesse der Speculation zugelassen werden müssen, zumal bei den auswärtigen Anleihen. Aber beide Rücksichten kann man beobachten, ohne deßhalb erhebliche Abweichungen zwischen Nominal- und Realzinsfuß zuzugestehen. Jedenfalls sind so unsinnige Vorgänge wie z. B. in Frankreich zu vermeiden, wo der Staat mit einem Realzinsfuß von über 4½ % 3procentige, die Actiengesellschaften, wie viele Eisenbahnen, bei einem Realzinsfuß von 5—7—8 % (z. B. österr. Südbahn, eine französische Gesellschaft) ebenfalls 3procentige Schulden aufnehmen, die sie sicherlich für lange Zeit nicht herabsetzen können, da der Realzinsfuß nicht leicht so niedrig werden kann.

In Betreff des Domicils der Anleihen hat Rußland schon bisher richtige Grundsätze befolgt. Es muß nur noch mehr dafür gesorgt werden, daß der Staatsgläubiger kostenfrei, mühelos und nach seiner Wahl die Auszahlung der Zinsen und die Rückzahlung des Capitals an verschiedenen Plätzen erhalten kann, außer in Petersburg selbst jedenfalls in Berlin, London, Paris, Amsterdam, Frankfurt, Hamburg, vielleicht auch an einem süddeutschen und schweizerischen Platze. Auch die beliebige Erhebung des einzelnen Coupons an einem dieser Plätze ist freizustellen, wenn dann auch die Zahlung größerentheils da verlangt werden wird, wohin es sich im Augenblick am vortheilhaftesten stellt die Coupons zu senden, — was für den Staat eine kleine Kostenerhöhung mit sich führen mag. Zu diesem

Zwecke müßten für die auf verschiedene Valuten lautenden Anlehen entweder feste Parisätze, wie schon bisher bei vielen russischen Anleihen z. B. zwischen dem Silberrubel, dem holländischen Gulden und dem englischen Pfund, im Voraus bestimmt werden oder besser noch der Gläubiger das Recht erhalten, an jedem Zahlungsorte nach diesem Parisatz oder nach dem Wechselcurse in einer andren Währung die Zahlung zu fordern. Dies Alles setzt eine geschickte Leitung des ganzen Staatscreditwesens nach Art eines Bankgeschäfts und umfassende Verbindungen mit fremden Banquiers voraus und erhöht die laufenden Kosten der Staatsschuld natürlich um die zu gewährenden Provisionen und Cursdifferenzen etwas. Aber diese Einrichtungen erleichtern auch die Einbürgerung der Papiere im Auslande sehr und machen sich durch ihren günstigen Einfluß auf den Credit reichlich bezahlt. Auch für eine bequeme, den Bedürfnissen der verschiedenen Länder angepaßte Stückelung der Obligationen ist Sorge zu tragen, — ein Punkt, welcher mit der Wahl der Valuta zusammenhängt. Die Art der Begebung der Anleihen wird für die inländischen Anleihen wohl die der öffentlichen Subscription, für die auswärtigen, da es sich um die Schaffung eines großen Absatzmarkts erst noch handelt, wohl überwiegend die Verhandlung mit und die Ueberlassung an Banquiers sein müssen, wobei jedoch das System der Submissionen, allenfalls selbst wie in England mit Zulassung der Subscription auf Theilbeträge der Anleihe und bevorzugter Berücksichtigung der günstigsten Anbote, wohl schon mit in Betracht kommen darf.*)

Von großer Bedeutung ist endlich noch die Frage nach der Wahl der Währung und des Münzfußes für Rußlands neues Geldwesen und für die zur Ordnung des letzteren vorgenommenen Creditoperationen. In der Hauptsache werden für die Anleihen die Währungen und Münzfüße derjenigen Börsen, auf deren Unterstützung gerechnet wird, zu wählen sein, also die Goldwährung der Pfund Sterling und Franken und die Silberwährung der Thaler und holländischen Gulden. Wie sich neuerdings bei russischen Eisenbahnprioritäten, welche man in Berlin domicilirte, gezeigt hat, sind fremde auf die heimische Währung und Münze lautende Papiere

*) Für die nähere Begründung der oben ausgesprochenen Ansichten in Betreff dieses praktisch überaus wichtigen Formpunkte muß ich auf meine anderswo gegebene eingehende Darlegung verweisen, s. Ordnung des österr. Staatshaushalts a. a. O. S. 126—225 und 262—292 und Art. Staatsschulden im Staatswörterbuch Bd. X, S. 21—44, wo auch die Controversen und die Literatur berücksichtigt sind.

im Ganzen beliebter. Stellt man die Obligation auf runde Beträge in Silberrubeln, so erhält man fast immer unbequeme Beträge in der Pfund-, Thaler- und Guldenrechnung, z. B. 100 Rbl. S. sind al pari gleich $107_{,975}$.... Thaler oder $194_{,441}$.... Fl. holl. oder (bei einem Werthverhältniß des Goldes zum Silber wie 1:15½) $16_{,0283}$ Pfund Sterling. Rundet man der Einfachheit halber, wie in neueren russischen Anleihecontracten, z. B. in dem vom 14. April 1862, diese Beträge ab, indem 100 Rbl. S. mit $15_{,820}$ Pfd. St. gleichgesetzt werden (Zinszahlung 37½ d. per Rbl. S.), oder wie in neueren Contracten russischer Eisenbahnen und Corporationen, z. B. 125 Rbl. gleich 134 Thlr., also 100 Rbl. gleich $107_{,2}$ Thlr., so hat man eben nur willkürliche Ansätze gemacht, welche praktisch ohne viel Bedeutung sind, sobald dem Gläubiger die Wahl der Währung überlassen wird, denn er wird dann immer die Zahlung in der unter ihrem wirklichen Werth angesetzten, ihm also vortheilhafteren Währung, im letzten Beyspiel in wirklichen Silberrubeln statt in Thalern verlangen, vorausgesetzt, daß nicht der Stand des Wechselcurses etwas Anderes bedingt. Jedenfalls aber sind diese Beträge immer noch unbequem für das in fremder Valuta rechnende Publicum, was bei dem Zinse noch mehr hervortritt. Deßhalb wähle man lieber stets runde Ziffern der fremden Währungen, z. B. 100 Thl., 1000 Fr., 100 Fl., 10 oder 100 Pfd. St. und bequeme Multipla (eventuell auch Theilbeträge) davon — was auch bei mehreren russischen Anleihen, z. B. der obengenannten vom 14. April 1862, der englisch-holländischen vom 3. April 1864 schon geschehen ist — wobei dann das Silberrubel-Aequivalent und das in der dritten Währung, z. B. bei Thalern in Gulden, genau nach dem Metallgehalt festgesetzt oder die oben vorgeschlagene Zahlung nach dem Wechselcurse zugelassen wird (letzteres namentlich bei dem Umsatze von Gold- in Silberwährung und umgekehrt, weil hier kein festes Pari angegeben werden kann).

Die Einzahlung auf die Anleihen wird der Regel nach in der betreffenden Valuta, auf welche die Obligation lautet, erfolgen, doch können daneben nach einem hierfür festzusetzenden Werthverhältniß auch andre Metallvaluten angenommen werden. In unserem besonderen Fall der Herstellung der Valuta, wo grade je nach der Wahl der neuen festen Währung und des Münzfußes derselben für einen großen Theil der Anleihen ganz bestimmte Geldsorten am erwünschtesten sind, wird man in dieser Hinsicht durch die etwas günstigere Anrechnung des erforderlichen Metalls und der daraus geprägten Münzen die Einzahlungen beeinflußen

können. Dies schließt einen kleinen Verlust für den Staat ein, welcher jedoch auch bei der Umwechslung der erhaltenen in die erforderlichen Geldsorten, nur in andrer Form, zum Vorschein kommen würde. Man darf ja nicht vergessen, daß im Unterschied von sonstigen Fällen, wo durch das Anlehen nur die Verfügung über einen gewissen Betrag „Kaufkraft" und hierdurch über irgend welche anderweite Güter verschiedener Art gewonnen werden soll, grade für die Herstellung des Geldwesens das Metall das nothwendige concrete Capital ist, dessen man bedarf.

Aber auf welche feste Währung, auf welchen Münzfuß soll man denn in Rußland lossteuern? Unserer Ansicht nach empfiehlt sich aus praktischen Gründen der Uebergang zur einfachen Goldwährung und unter dieser Voraussetzung zum Frankenmünzfuß, im Anschluß an die Münzconvention vom 23. Decbr. 1865 zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz und an die Beschlüsse der Pariser Münzconferenz von 1867. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die viel behandelte Münzfrage nach ihrer allgemeinen Seite und speciell nach ihrer Bedeutung in Rußland einzugehen. Die manchfachen Gründe für und wieder Gold- oder Silberwährung, diesen oder jenen Münzfuß kommen für Rußland gegenwärtig auch wenig in Betracht. Man kann die früheren Befürchtungen in Betreff einer immer größeren Entwerthung des Golds gegen Waaren und gegen Silber, wie anderseits diejenigen in Betreff des asiatischen Silberstroms, welcher alles Silber uns entführen sollte, nach den jetzigen längeren, freilich noch durchaus nicht für ein Endurtheil abgeschlossenen Erfahrungen für übertrieben halten. Man kann denen, welche die enorme Zunahme des Golds als ungünstig für dessen Werthstabilität und Währungseigenschaft ansehen, die notorische Abnahme der Goldproduction in den länger ausgebeuteten Ländern, wie namentlich in Californien, und anderseits den großen Aufschwung der Silberproduction in Nevada und seinen Nachbargebieten seit 1861 entgegenhalten, wogegen aber wieder auf die Auffindung immer neuer reicher Goldlager, z. B. in den letzten Jahren in Neuseeland, auch wie es scheint in Südafrika, hingewiesen werden darf. Mit allen diesen Beweisgründen gelangt man weder im Allgemeinen, noch für ein concretes Land zu einer festen Entscheidung. Für ein Land in Deutschlands Lage mit bedeutenden Silbervorräthen seiner Banken und immer noch starker Silbermünzcirculation scheint uns die Behauptung der Unhaltbarkeit der Silberwährung mit den üblichen Argumenten noch nicht bewiesen zu sein. Aber die Zunahme des Volksreichthums, eine gewisse

nicht zu leugnende Begünstigung der Ausdehnung des Notenumlaufs, besonders auch der kleinen Stücke, durch das in jeder größeren Summe unbequeme Silber, ein Moment, auf welches u. A. mit Recht O. *Michaelis* öfters hingewiesen, lassen selbst in Deutschland den Uebergang zur Goldwährung nicht unrathsam erscheinen. Noch viel mehr spricht dafür aber der Umstand, daß einige der wichtigsten Länder der occidentalischen Weltwirthschaft, vor Allem Großbritannien, Frankreich und seine Münzverwandten, Nordamerika — wenn auch hier zeitweilig Papierwährung herrscht — die Goldwährung besitzen und wohl sicherlich nur auf der Basis dieser letzteren eine occidentalische Währungs- und Münzeinheit zu erreichen ist.

In Rußland kommen aber ähnlich und nur noch in höherem Maße wie in Oesterreich und Italien noch besondre Gründe für den Uebergang zur Goldwährung in Betracht, welche z. B. für Deutschland fehlen, nämlich die Nothwendigkeit, *eine große Masse Edelmetall für den inneren Verkehr auf einmal neu zu beschaffen* und der Umstand, daß Rußland in seinem Gebiete *selbst eine ziemlich bedeutende Goldproduction* und nur eine sehr unbedeutende Silberproduction besitzt. Auch nach der Auffindung der reichen nordamerikanischen Silberminen, eines Compstockgangs bei Virginia-City u. a. m. und trotz der mit Hülfe des billigeren californischen Quecksilbers auch in anderen Ländern wieder vermehrten Silberproduction überwiegt doch auch gegenwärtig noch die Goldproduction diejenige des Silbers dem Werthe nach in bedeutendem Maße, wenn auch nicht mehr so stark als in den 50er Jahren. Nach meinen eigenen, auf Grund des amtlichen Materials angestellten Schätzungen, welche mitunter von denen A. *Sötbeer's* etwas abweichen, betrug die im Abendlande gewonnene Goldmenge in den 19 Jahren 1848–66 jährlich ca. 359,300 Zollpfund (à 500 Gramm) im Werth von $165_{,3}$ Mill. Thlr., die Silbermenge 2,205,000 Pfund im Werth von $66_{,15}$ Mill. Thlr., also das Gold nach dem Gewicht 14, nach dem Werth (zu dem $15\frac{1}{2}$fachen des Silbers gerechnet) $71_{,4}$% der Gesammtmenge von 2,564,300 Pfd. Edelmetall im Werth von $231_{,45}$ Mill. Thlr. Um 1865 waren die Quoten wegen der nordamerikanischen Production von Silber für dieses Metall etwas günstiger geworden, nämlich ca. 372,000 Pfd. Gold gegen 2,942,000 Pfd. Silber, oder Gold nur $11_{,2}$ %, nach dem Werthe resp. $171_{,12}$ und $88_{,26}$ Mill. Thl., oder Gold $65_{,9}$ % der Gesammtmasse von 3,314,000 Pfd. Edelmetall im Werth von $253_{,38}$ Mill. Thlr. Große Veränderungen in diesen Verhältnissen sind zunächst kaum wahrscheinlich,

denn statt der alten arm gewordenen werden immer neue Goldlager gefunden, aber andrerseits steigt auch die Silberproduction, vielleicht bald auch wieder die stagnirende des alten Silberlandes Mexiko. Wenn nun auch gegenwärtig der Silberabfluß nach Asien ziemlich schwach geworden ist, so ist nach langen Erfahrungen eine Andauer dieses Zustands nicht leicht zu erwarten. Für unsere Frage müssen wir davon Act nehmen, daß eine Silbermenge, welche der gesammten gleichzeitigen neuen, allerdings erst in den letzten Jahren dieser Periode so stark gewachsenen Production gleichkommen möchte, in den 19 Jahren von 1848—66 nach Asien abgeflossen und hierdurch der Wirthschaft der occidentalischen Völker entzogen worden ist. Detaillirte Berechnungen und Schätzungen ergaben mir für die Production $41_{,69}$, für den Abfluß nach Asien $41_{,12}$ Mill. Zollpfund Silber in dem genannten Zeitraum. Dauern diese Verhältnisse nur annähernd in ähnlicher Weise fort, so ergiebt sich die Schwierigkeit deutlich, zumal in der kurzen Zeit einiger Jahre große Summen Silber, vielleicht ein paar hundert Millionen Rubel, für einen besonderen Zweck heranzuziehen. Denn wenn auch die gegenwärtige, noch wachsende Silbergewinnung den Durchschnitt der Periode 1848—66 übertrifft, und wenn selbst längere Zeit der Silberabfluß nach dem Orient schwächer bleiben sollte, so ist doch allmählich eine wichtige Bezugsquelle für Silber zur industriellen Verarbeitung und zur Prägung in Deutschland und den anderen Ländern der reinen Silberwährung, nämlich der einstmals große Silbervorrath in Frankreich und den andern Ländern seines Münzsystems, ziemlich erschöpft. Deßhalb muß sich diese alte Nachfrage aus neu gewonnenem Silber oder, was auf dasselbe hinausläuft, das neue Silber allein muß in Bälde den Bedarf Asiens und des Occidents befriedigen, welcher bisher zum erheblichen Theil aus den alten Silbervorräthen gedeckt wurde.

Die großen überschüssigen Metallmassen in den Banken, welche für die russischen Creditoperationen in Betracht kommen, bestehen denn auch überwiegend aus Gold. Dies gilt namentlich vom Baarvorrath der französischen und der englischen Bank, von welchen der erstere seit dem denkwürdigen Umsatz des Silbers in Gold im Jahre 1860/61 wohl jetzt fast ganz, der zweite vielleicht bis auf 100,000 Pfd. St. oder noch weniger aus Gold bestehen wird. Auch die wichtigen Vorräthe der amerikanischen, besonders der Newyorker City-Banken und des Washingtoner Schatzamts enthalten fast nur Gold. Aehnliches gilt von der russischen Reichsbank selbst, deren Baarvorrath im Einlösungsfonds am 1. Mai 1868 nur

4,86 Mill. Rbl. Silber, aber 94,55 Mill. Rbl. Gold enthielt, woneben unter der „Kasse“ von 13,85 Mill. Rbl. auch noch der größere Theil aus Gold bestehen möchte. Größere Silbermassen, welche aber doch mit den jetzigen Summen der Goldbanken den Vergleich nicht aushalten, befinden sich nur in der wegen ihrer Zahlungseinstellung hier nicht unmittelbar in Betracht kommenden österreichischen Nationalbank, deren Baarvorrath zum weitaus größten Theil aus Silber bestehen wird, — allerdings würde derselbe bei Oesterreichs beabsichtigtem und schon durch einen internationalen Vergleich mit Frankreich festgestelltem Uebergang zur Goldwährung wohl gegen Gold umgesetzt werden, eine Maßregel, welche schon vor dem Beginn von Operationen zur Herstellung der Valuta vorgenommen werden kann, aber bei dem gegenwärtigen ziemlich niedrigen Curse des Silbers nicht rentabel erscheint. Ferner besteht der Vorrath der preußischen Bank auch großentheils, derjenige der Amsterdamer, Hamburger (Mai 1868 18,22 Mill. M. B. wovon 0,09 Gold) und Frankfurter Bank (April 1868 18,67 Mill. Fl. rh.) fast ganz aus Silber, um nur die wichtigeren dieser Banken zu nennen. Die für Rußland reell verfügbaren Massen aus ihnen allen zusammen sind aber dem Metallgeldbedarf Rußlands gegenüber nicht eben beträchtlich.

Alle diese Umstände, nicht zum Wenigsten der Goldvorrath der russischen Bank selbst, lassen es im hohen Maße räthlich ja nothwendig erscheinen, die neue Ordnung des russischen Geldwesens auf Goldwährung zu gründen. Dazu kommt noch als neuer Grund die uralisch-sibirische Goldproduction. Die absolute und relative Bedeutung derselben ergiebt sich aus folgender statistischen Uebersicht über die gesammte Gold- und Silbergewinnung des Occidents in der 19jährigen Periode 1848—1866.*)

---

*) Es ist bekannt, daß die Edelmetallstatistik und zwar selbst diejenige der Gegenwart und die noch verhältnißmäßig einfachste der Production, fast allgemein auf Schätzungen von approximativem Werth beruht, ein Werth, welcher auch für die einzelnen Länder ungleich ist. Obige Zusammenstellung ist aus eigenen speciellen Untersuchungen hervorgegangen, welche theils ganz unabhängig von Sötbeer's bekannten Arbeiten, theils an letztere anknüpfend und sie controlirend angestellt worden sind. Die Abweichungen von diesem verdienstvollsten deutschen Specialisten auf diesem Gebiete wage ich daher zu vertreten, was hier mit Rücksicht auf eine Bemerkung Sötbeer's in einer seiner neueren Arbeiten ausdrücklich gesagt sei (vgl. seinen Aufs. „Production edler Metalle“, Berl. Vierteljahrschr. f. Volkswirthsch. 1865 Bd. 8 (XI) S. 1—8 u. d. Tab. S. 50, 51). Speciellere Ausführungen behalte ich mir vor. Zu Betreff der russisch-sibirischen Goldproduction ist Sötbeer im Irrthum (a. a. O. S. 8), wenn er, allerdings unsicher, die amtlichen

	Goldproduction.		Silberproduction.	
	Jährlich.	Summa.	Jährlich.	Summa
	Zollpfund von 500 Grammes.			
Deutschland . . .	50	950	117,000	2,223,000
Oesterreich	3,600	68,400	75,000	1,425,000
Uebr. auß. russ. Europa	350	6,650	172,000	3,270,000
Rußland und Sibirien	45,500	864,500	30,000	570,000
Nordamerika . . .	144,700	2,750,000	235,000	4,470,000
Mexiko	8,000	152,000	1,100,000	20,900,000
Südamerika . . .	11,500	218,500	476,000	9,024,000
Australien u. Neuseel.	145,600	2,766,000	Wenig.	Wenig.
Summa	359,300	6,827,000	2,205,000	41,880,000

Das Pfund feines Silber wird bekanntlich zu 30 Thlr. ausgeprägt Das Pfund Gold hat dann bei dem für diese Periode geltenden Werthverhältniß von 1:15⅓ einen Geldwerth von 460 Thlr., oder nach russischem Gelde ist das Pfund Silber 27,7838, das Pfund Gold 424,25 Rubel Silber (Metall) werth. Hiernach beträgt der Werth der gesammten Silberproduction im Occidente in diesen 19 Jahren 1256,4, derjenige der Goldproduction 3140,42 Mill. Thlr., wovon auf Rußland und Sibirien resp. 17,1 und 397,67 Mill. Thlr. oder 15,8 und 363,2 Mill. Rbl. S. kommen. Natürlich ist unter dem Einfluß der Papiergeldwirthschaft der größte Theil dieser bedeutenden Summe Gold ins Ausland geströmt. Die freilich nur lückenhafte, bei zeitweiligen Ausfuhrverboten vollends illusorische Statistik des Edelmetallverkehrs zwischen Rußland und dem Auslande zeigt im europäischen Verkehr während der 13 Jahre der Papiergeldwirthschaft seit dem Beginn des Krimkriegs 1854—66 eine Goldausfuhr von 248, eine Goldeinfuhr von 28,0; im asiatischen Verkehr in den 12 Jahren 1854—65 eine Goldausfuhr von 34,2, eine Goldeinfuhr von 1,6 Mill. Rbl. S. der Ueberschuß der Goldausfuhr beträgt also nach beiden Richtungen zusammen 253,8 Mill. Rbl. oder jährlich ca. 19,5 Mill. Rbl., d. h. ziemlich genau soviel als die gleichzeitige Goldproduction nach den amtlichen Angaben. Hierbei ist allerdings der starke Goldexport aus der Bank 1862—63 (91 Mill. Rbl. gegen ca. 40 Mill. in den 2 folgenden Jahren) inbegriffen, dafür fehlen wohl Beträge während

Daten als auf reines Gold bezüglich ansieht. Es ist durchweg Gold der 88er Probe (²¹/₂₂ fein) gemeint, Sötbeer's Angabe also zu hoch. Vgl. auch Erman's Archiv, Bd. XXIV, S. 387 und 397, wo übrigens eine unerklärte Differenz von 411 Pud Gold für die Zeit von 1814—60 in zwei verschiedenen Angaben vorliegt.

des Goldausfuhrverbots 1854—57. Silber hat nach den Handelsausweisen Rußland dagegen beständig im europäischen Verkehr bezogen, 1854—66 48,3 Mill. gegen 9,5 Mill. Ausfuhr, theils für den inneren Bedarf, theils für den asiatischen Handel, in welchem 1854—65 32,1 Mill. Rbl. mehr Silber abgeflossen als eingeführt sind. Das Alles beweist die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der reinen Goldwährung für Rußland. Für die Wiederherstellung des Papiergeldes und die Erhaltung der Einlösbarkeit des letzteren wird die russisch-sibirische Goldproduction manche Hülfe bieten können, indem der Baarfonds und die active Münzcirculation sich daraus leichter ergänzen lassen. Die Unternehmer der auswärtigen Creditoperationen können denjenigen Theil jenes Goldes, welcher bisher regelmäßig ins Ausland ging, gleich an den Reichsschatz und die Reichsbank überweisen. Die eigene Silberproduction Rußlands, welche übrigens mitunter um ein Drittel höher geschätzt wird, wird kaum den industriellen Bedarf decken, genügt bei Weitem nicht zur Befriedigung des auch im russisch-asiatischen Handel bemerkbaren Silberabflusses nach Asien und liefert daher vollends keine Ueberschüsse für die Circulation.

Gegenüber diesen Momenten kann man vielleicht den Umstand anführen, daß von der Bevölkerung vorzugsweise Silbermünze aufgespeichert oder vergraben sein möchte. Die Landleute und die unteren Klassen haben diese Münze vermuthlich bevorzugt und auch mehr Gelegenheit gehabt, sie anzusammeln. Indessen frägt sich doch überhaupt, ob alle diese Summen wirklich so bedeutend sind, als man öfters angenommen hat, schwerlich fallen sie gegenüber dem Baarvorrath der Reichsbank stark ins Gewicht. Ebenso frägt es sich ob diese Summen von ihren Eigenthümern bald wieder in den Verkehr gebracht werden würden. Wohl sicher nicht, solange die Valuta nicht völlig hergestellt, das Papiergeld einlösbar, die Münze wieder im Verkehr zu sehen ist. Auch hinterher wird das Vertrauen kaum so schnell gekräftigt sein, daß sich alle diese „Schätze“ sofort öffnen. Auch bei Goldwährung und bei bloß supplementärer Silbermünze, welche als Scheidemünze geprägt wird, kann aber das alte vollwichtige Rubelgeld als Waare seinen lohnenden Absatz finden. Strömt es dann auch ins Ausland ab, so wird es eben, wie in den letzten Jahren in Frankreich, durch Gold ersetzt. Für die Volkswirthschaft ist das im Ganzen einerlei.

So möchten doch in Rußland überwiegende Gründe für den Uebergang zur Goldwährung sprechen. Dann aber sollte sich Rußland in der

That dem *Frankenmünzfuß* anschließen, welcher doch die meisten Chancen hat, der Weltmünzfuß zu werden, und durch die Einführung in Rußland wieder einen großen Vorschub erhält.

Nach dem ursprünglichen französischen Münzgesetz vom 28. März 1803 (7. Germ. an XI) war bekanntlich die Basis des französischen Münzsystems der Silberfrank, d. h. die Gewichtsmenge von 5 Gramm 9/10 feinen oder 4½ Gr. ganz feinen Silbers. *Dieser Frank* ist fast *genau* ¼ russischem Silberrubel gleich oder 4 Fr. = 1 Rbl. S. Das wirkliche Pari ist 1 Rbl. S. = 3,00132 .... Fr. Würde man bei der Silberwährung bleiben, so schlösse die Gleichsetzung des Rubels mit 4 Frank also eine *Verbesserung* des Münzfußes um eine freilich sehr unbedeutende Größe in sich (um 0,2124 .... %). Zu einer solchen Verbesserung, dem Gegentheil der Devalvation, ist aber kein Grund vorhanden. Indessen kommt jetzt auch nicht mehr der französische Silberfrank, sondern der *Goldfrank* in Betracht, welcher sich seit dem Sinken des Goldwerths unter das legale Verhältniß von 1:15½ an Stelle des Silberfranks einbürgern mußte und durch die Münzconvention Frankreichs mit den drei anderen Staaten des Frankensystems im Ganzen auch zur *Hauptwährung* geworden ist, — unrichtiger Weise in Folge des Beibehaltens des *vollwichtigen* silbernen Fünffrankenstücks immer noch nicht zur alleinigen Währung. Vergleicht man mit diesem Goldfranken (3100 Fr. oder 155 Zwanzigfrankenstücke aus dem Kilogramm 9/10 feinen, oder 86,1111 .... Zwanzigfrankenstücke aus dem Zollpfund ganz feinen Goldes) den dem Silberrubel zur Seite stehenden Goldrubel, wie sich letzterer aus dem gesetzlichen Werthverhältniß von 5 Rbl. 15 Kop. S. für den Halbimperial (83,2613 Halbimper. auf das Zollpfund oder 429,2801 .... Rbl. S.) ergiebt, so ist der Werth *dieses* Goldrubels 4,01208 Goldfranken. Die Abrundung letztrer Summe auf genau 4 Fr. würde also *diesen* Rubel um bloß 0,30109 .. % herabsetzen. Das hat rechtlich kaum ein Bedenken nach allen Werthschwankungen der Papiergeldwirthschaft. Eine nur wenig geringere Herabsetzung hat man in Deutschland beim Uebergang vom 14Thaler- zum 30Thalerfuß nicht einmal gescheut (um 0,2233 %). In Rußland lauten nun allerdings alle noch gültigen Metallcontracte und die älteren, welche nach dem Princip des Zwangscurses in Silberrubel *Papier* erfüllt werden können, auf *Silbermünze*. Aber schon vor dem Krimkrieg und solange noch das Creditbillet eingelöst wurde und al pari stand, war thatsächlich der *Halbimperial* im Verkehr stark verbreitet, die

Einwechslung des Papiergelds erfolgte auch schon großentheils gegen Goldmünze zu dem legalen Curse; es bestand aber, obgleich die Silberwährung die Basis des Münzsystems war, im Grunde auch in Rußland Doppelwährung. Das gesetzliche Werthverhältniß von Gold zu Silber, nach welchem der Curs des Halbimperials auf 5 Rbl. 15 Kop. normirt ist, ist 1:15,45. Hiernach war Gold schon im Anfang der 1850er Jahre gegen seinen Weltwerth zu hoch tarifirt, es mußte sich also Goldmünze statt Silbermünze verbreiten, wie man dies auch wahrgenommen haben soll. Auch ohne hinzukommende Papiergeldwirthschaft würde daher in Rußland wie in Frankreich die Silbermünze vertrieben worden sein und die Zahlungen wären zum Nachtheil des Gläubigers in Gold geleistet worden. Wenn man von dem factischen Werthverhältniß des Golds zum Silber von ca. 1:15,75 vor 1848 zu demjenigen von ca. 1:15,33 (zeitweilig noch weniger) gelangte, so war damit eine Reduction der ursprünglich in Silber stipulirten Contracte um 2,64 % herbeigeführt, welche ohne Papiergeldwirthschaft die Gläubiger getroffen hätte. Die durch den Uebergang zum Goldfrankenfuß bewirkte Veränderung des Münzfußes kann also wohl vollends keinen Bedenken unterliegen.

Eine weitere Umgestaltung des russischen Münzwesens wäre durch die Annahme dieses Vorschlags nicht einmal unbedingt geboten. Im Interesse der internationalen Münzeinheit genügte sie auch. Der neue russische Halbimperial würde eben genau dem Zwanzigfrankenstück entsprechen, das ist der Hauptpunkt. Seine Rechnungsart nach Rubeln oder „Vierfrankstücken" und die Ausprägung letztrer Münzen könnte Rußland beibehalten, wenn anders man darauf besondern Werth legt. Nur sollten daneben etwa auch Viertel- und Achtelimperials (10- und 5 Fr.) vollwichtig aus Gold und die Rubelstücke nach dem Princip des Subsidiärmetalls, also als Scheidemünze, aus Silber über dem wirklichen Werth des letzteren Metalls ausgeprägt werden. Hier müßte der genaue Anschluß an die Münzconvention der Frankenstaaten empfohlen werden, also eine Ausprägung der Rubel-, Halben- und Viertelrubelstücke (4 Fr.-, 2 Fr.- und 1 Fr.-Stücke) zu 835 statt zu 900 Tausendtheilen Feinheit. Dabei wird das Silber 7,78 ... % über seinem reellen Werth ausgebracht und so ein für Rußland wichtiger Beitrag zu den **Kosten der Geld-** und Münzreform gewonnen. Nach dem gleichen noch sehr hohen Satze, wie in jener Münzconvention festgesetzt ist, auch die kleineren Münzen bis herab zu dem Fünftelfrank oder Fünfkopekenstück auszubringen, möchte in Rußland kaum räthlich

sein, obwohl dies hier bekanntlich früher nach dem Münzgesetz von 1815 so geschah, — eine unnöthige Kostspieligkeit des Münzwesens. Natürlich wäre vorauszusetzen, daß die den Gehalt an edlem Metall weiter nicht berührenden Legirungssätze für die Goldmünzen die gleichen wie im französischen System, also $^1/_{10}$ statt $^1/_{12}$ vom Gewicht der Münze, und die Form (Dicke, Volumen u. s. w.) aller Münzen, diejenige der Münzen des Frankenfußes würden. Gesetzliches Zahlungsmittel müßte die geringhaltig ausgeprägte Silbermünze in Rußland wie in England, Frankreich u. s. w. ebenfalls nur bis zu einem nicht zu hohen Maximum werden, bis zu $12^1/_2$ Rubel, wie in diesen Ländern (40 sh., 50 Fr.) oder doch nur wenig mehr. Alles Uebrige betrifft Bestimmungen von nebensächlicher Bedeutung.

Die Annahme der Goldfrankenwährung würde vermuthlich auch den auswärtigen Creditoperationen zu Gute kommen, weil zumal Franzosen und Engländer — die Deutschen stehen auch hierin durch ihre höhere Bildung voran — sich ungemein schwer an fremde Währungen, Münzen u. s. w. gewöhnen, selbst da, wo es sich nur um Capitalanlagen handelt. Rußland kann diese Münzreform in seinem eigenen Interesse auch spontan für sich vornehmen und bewegt sich dann in Nebenpunkten freier. Aber der Eintritt in eine internationale Münzconvention wird doch auf den Credit oder die Beliebtheit der russischen Münzen noch günstiger wirken. Und hier wenigstens wird der Einwand der russischen Schutzzöllner gegen den Zutritt Rußlands zu dem System der westeuropäischen Handelsverträge keine Bedeutung haben, denn die „freie Hand“ etwa gar zur Münzverschlechterung wird doch wohl keinen Befürworter finden.

Sollte man jedoch, was freilich kaum anzunehmen ist, die neue Ordnung des Geldwesens auf Silberwährung begründen wollen, so empföhle sich alsdann wenigstens eine Vereinbarung mit Preußen und Deutschland über eine Silbermünzeinheit. Diese Frage steht uns aber zu fern, um darauf näher einzugehen. Geht Deutschland selbst zur Goldwährung über, so liegt für Rußland nur noch ein stärkerer Grund für denselben Schritt vor, wie auch umgekehrt Rußlands Vorangehen für Deutschland von Einfluß werden kann.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Adolph Wagner.

Zur Geschichte der Regierung Katharina II.

Mordowzew, Prätendenten und Räuber. Historische Monographien. 2 Bände, 265 und 233 S. (russisch). St. Petersburg und Moskau, 1867. (Самозванцы и понизовая вольница. Историческія монографіи Мордовцева.)

Nicht nur in Rußland, sondern auch im westlichem Europa ist in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ein seltsamer Gegensatz im Staats- und Gesellschaftsleben wahrzunehmen. Die Regierungen streben danach ihre Macht nach außen hin zu erweitern, während der „aufgeklärte Despotismus“ nur äußerst selten eine dauernde Macht nach innen hat schaffen können. Dem Glanz und Erfolg in den wichtigsten Fragen der auswärtigen Politik entspricht nicht eine ebenso bedeutende Förderung der socialen Rechte und Interessen innerhalb der Staaten. Man konnte große Provinzen mit dem Schwerte und der Feder erobern. Aber lange nicht in demselben Maße vermochte man ein dauerndes Glück durch Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege herzustellen, so große Anstrengungen hier und da in dieser Richtung auch gemacht wurden. Die Regierungen und Höfe spreizen sich in ihren Beziehungen zu einander und zu den höchsten Gesellschaftsklassen. Theilungsprojecte, Kriegspläne, diplomatische Künste nehmen die Staaten mehr in Anspruch als aufrichtig gemeinte, energisch gewollte und mit Genialität und Consequenz durchgeführte Reformen. Man hat die treffende Bemerkung gemacht, daß solche Zeiten, statt „goldene“ nur „vergoldete“ heißen sollten. Die Außenseite glänzt, die Kehrseite sieht sehr wenig bewunderungswürdig aus. Es schien leichter, große Staaten zu schaffen, ausgedehnte Territorien in ein Ganzes zu vereinigen, sich zu der Rolle von Großmächten emporzuschwingen als zu regieren und zu verwalten,

zu pflegen und zu fördern, dem Kriege der Gesellschaftsklassen unter einander ein Ende zu machen, einen langsamen aber sichern, stetigen Fortschritt im Geschick der Massen anzubahnen.

Diese Bemerkung gilt auch von Rußland zur Zeit Katharinens II. Eine Regierung, welche eine lange Reihe glänzender Erfolge in der auswärtigen Politik darstellt, aber zugleich eine Regierung, zu deren Zeit immer Krisen von furchtbarer Gewalt die Gesellschaft erschütterten und auf die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen hinwiesen. Alle Aufklärung und absolute Staatsmacht vermochte sehr wenig gegenüber der ungeheuern Schwierigkeit aus sehr formlosen, naturwüchsigen Elementen eine gesittete, nach europäischem Vorbilde organisirte Gesellschaft aufzubauen. Die Lösung der größten socialen Fragen, die Befreiung der Arbeit, die Herstellung von Rechtsgleichheit und Rechtsschutz, Verbreitung von wahrer Bildung und Gesittigung bleibt späteren Zeit vorbehalten. Beim besten Willen der Regierung, bei hoher Bildung und Aufklärung ihrerseits, bei aller europäischen Tünche der höheren Stände dauern chaotische, asiatische Zustände in den untersten Schichten fort.

Die Geschichtschreibung verweilt gern bei der Darstellung jener glänzenden Außenseite. Es ist bisher leichter und anziehender erschienen, das Spiel der Kabinette, den Glanz der Höfe zu beobachten als das Wogen und Gähren in den Massen. Erst neuerdings wendet sich die Aufmerksamkeit der Geschichtsschreiber mehr dem Volke zu. Die Geschichte der Gesellschaft kommt zur Geltung. Man besinnt sich allmählich auf die Bedeutung social-psychologischer Studien auf dem Gebiete der Geschichte.

So kommt es, daß alte, wohlbekannte Fragen der Geschichtsforschung in ganz neuem Gewande auftreten und eine glücklichere, vollständigere Beantwortung finden als bisher. Neben den Biographien, Portraits, einzelnen Thatsachen, erscheinen große Bilder mit Fernsichten, massenhafte Gruppen, lange Reihen von Erscheinungen. Die früheren Portraits gewinnen die Bedeutung von Typen, welche gewisse Zuständen, eine ganze Entwicklungsreihe bezeichnen, die einzelnen Thatsachen, die früher um ihrer selbst willen als würdige Objecte der Geschichtsforschung galten, behalten nur die Bedeutung von Symptomen, welche ganz allgemeine und tiefgreifende Erscheinungen in der Entwickelung der Menschheit charakterisiren. Was früher die Geschichte ganz ausfüllen zu können schien, sinkt zur Exemplification herab; Vorgänge, die als abgeschlossenes Ganzes, als vollendete Dramen betrachtet wurden, verwandeln sich in bloße Episoden.

Nicht im Mindesten wird dadurch der Werth der Einzelforschung, der Detailarbeit verringert. Durch solche Vertiefung, durch solche Ausdehnung der Aufgaben des Historikers gewinnt sie größeren Reiz, schwereres Gewicht. Je bedeutender Sinn und Gehalt des Ganzen, desto nothwendiger und wichtiger jeder Theil.

Für die innere Geschichte Rußlands fehlt es nicht an Material. Bei den großen Anstrengungen, welche die Regierung auf dem Gebiete der Verwaltung und Polizei machte, um ihre Autorität geltend zu machen und eine leidliche Ordnung aufrechtzuerhalten, ist es natürlich, daß die urkundlichen Materialien in den Archiven viel Aufschluß geben über das Leben und Treiben der Massen. Proceßacten, amtliche Correspondenzen, Regierungsverordnungen ohne Zahl zeigen uns wie schwer es war diese Massen zusammenzuhalten, welche furchtbaren Kämpfe im Innern des gewaltigen Reiches zu der Zeit ausgefochten werden mußten, als die Regierung in der auswärtigen Politik mit der polnischen, orientalischen, baltischen Frage vollauf zu thun hatte. Es waren sehr tiefgehende Schäden, an denen der sociale Organismus in Rußland krankte. Viel Zeit sollte noch vergehen bis endlich die Periode einer allmählichen Genesung anbrach. Bei aller Vielschreiberei ist die Regierungsmaschine oft unwirksam. Es gelingt nicht immer den Willen und die Entwürfe der Centralgewalt gegenüber der rohen Kraft vieler Millionen von Halbbarbaren durchzusetzen. Man experimentirt hin und her, um eine bessere Ordnung herzustellen, aber mit sehr geringem Erfolge. Dem Streben nach Centralisation von Seiten der Regierung, die Alles können zu müssen meint, stellt sich eine Centrifugalkraft in den niedern Schichten der Gesellschaft entgegen. Die Regierung will ordnen, leiten, organisiren; das „gemeine Volk" macht einen unorganischen, flugsandartigen Eindruck. Das Staatsgebäude will lange Zeit nicht in allen seinen Theilen eine gehörige Consistenz gewinnen.

Diesen Eindruck gewinnt man besonders bei Betrachtung des Aufstandes, welcher den Namen Pugatschew's trägt und ähnlicher in dieser Zeit häufiger Erscheinungen in der Geschichte Südostrußlands. Manche haben in dem Aufstande Pugatschew's nur einen Kosakenaufstand sehen wollen; Andere erblickten darin sogar eine Hofintrigue; noch andere wollten in dieser furchtbaren Episode die Wirkung des Sectenwesens wahrnehmen; endlich hat man gemeint, es wäre eine wesentlich von Polen angezettelte Verschwörung. Jetzt ist man auf Grund specieller Forschung dahin gelangt, in diesen revolutionären Erscheinungen ein viel allgemeineres Motiv zu

erkennen. Es ist der Gegensatz zwischen dem modernen Staat und dem in naturwüchsigem Zustande vorharrenden Volk; es ist der Gegensatz zwischen dem Proletariat und den höheren Ständen, der sich in einem furchtbaren Hasse des Pöbels gegen Adel und Büreaukratie darstellt; es ist die wirthschaftlich elende, sittlich und geistig nur Rohheit und Stumpfheit aufweisende Lage einer großen Mehrzahl der Bevölkerung Rußlands; es ist — das will vor Allem betont sein — das Unheil der Leibeigenschaft, der Rechtsungleichheit.

Die Literatur über Pugatschew ist in der letzten Zeit durch ein Werk bereichert worden, welches die ganze Frage dadurch um Vieles klärt, daß der Aufstand dieses Prätendenten im Zusammenhange mit einer Reihe von Untersuchungen über ähnliche Prätendenten- und Räubergeschichten dargestellt wird. Die Familienähnlichkeit einer großen Zahl solcher Auflehnungen gegen die bestehende oder angestrebte Ordnung in Staat und Gesellschaft läßt unmittelbar auf allgemeine Ursachen schließen. Dieses Räuber- und Prätendentenunwesen war eine Epidemie. Das Miasma war allgemein und dauernd ansteckend. Die einzelnen Heroen dieser Aufstände erscheinen eher getragen von der allgemeinen Stimmung als sie beherrschend oder gestaltend.

Mordowzew's zweibändige Darstellung über die Ereignisse im südöstlichen Rußland in den siebenziger und am Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist ein wesentlicher Beitrag zur Kenntniß der russischen Zustände zu jener Zeit, als Diderot Rußlands Glück pries und Derschawin's pathetische Muse in breitspurigen, hochklingenden Versen von dem paradiesischen Dasein und von den Freudenthränen des russischen Volkes sang. Mit der einschlagenden Literatur über Pugatschew ist der Autor gründlich vertraut. Er hat außerdem ein paar seltenere Bücher über diesen Gegenstand, welche von Zeitgenossen herrühren, benutzt. Von allergrößtem Vortheil aber war für ihn die Ausbeutung von Archivalien aus den Wolgagegenden. Der bekannte russische Geschichtsschreiber Kostomarow, welcher sich in den fünfziger Jahren längere Zeit in Zarizyn, Petrowsk und andern Städten an der Wolga aufhielt, hat die dortigen Geschäftspapiere, welche Pugatschew und andere derartige Rebellen betreffen, excerpirt und Herrn Mordowzew zur Verfügung gestellt. Bei aller Trockenheit des Kanzleistils enthalten diese Protocolle von Proceßverhandlungen, diese Briefwechsel zwischen verschiedenen Behörden, diese unzähligen Polizeiverordnungen eine farbenreiche Schilderung jener Zeiten und

Ereignisse. Die Acten über Pugatschew, welche namentlich im Archiv zu Zarizyn überaus reichhaltig sind, bestehen aus tausenden von Blättern. Es befinden sich darunter die aufrührerischen Manifeste des Usurpators, Briefe der bedeutendsten Generale, welche den Aufstand niederwarfen, Michelson's, Suworow's u. A. — Weil der Commandant von Zarizyn, Zypletow, in der allgemeinen Aufregung und Verwirrung die größte Umsicht und Besonnenheit an den Tag legte, über den Charakter der allgemeinen Gährung die genaueste Kenntniß hatte und für die gegen Pugatschew und seine Genossen ergriffenen Maßregeln den Mittelpunkt abgab, mußte er nach allen Seiten hin Auskunft geben, Anordnungen treffen, Anfragen beantworten. Erst aus den Acten ist ersichtlich, welche Verdienste sowohl Zypletow als Michelson hatten, indem der erstere Zarizyn vertheidigt, so daß sich dieser Ort nicht wie viele andere den Banden Pugatschew's zu ergeben brauchte, und indem letzterer bei Tschernyj Jar über Pugatschew siegte. Aus diesen Acten ergiebt sich, daß selbst Suworow langsam und erfolglos handelte und erst da der Rebellion ein Ende machte, als das Meiste schon ohne ihn geschehen war.

Aber nicht bloß über den Aufstand Pugatschew's gaben die Archive der Wolgagegenden neuen Aufschluß, sondern auch über andere verwandte Erscheinungen. Verhaftungsscenen, Verhöre mit und ohne Folter, Hinrichtungen, Biographien zahlreicher kühner Abenteurer mit allen Details ihrer Raubzüge finden sich dort in reichlicher Menge dargestellt. Die Nachrichten, welche uns daraus von andern Prätendenten und Räubern wie Bogomolow, Sematajew u. A. mitgetheilt werden, sind kaum minder anziehend und lehrreich als die Acten über Pugatschew.

Der Verfasser wendet an verschiedenen Stellen seines Buches seine Aufmerksamkeit den allgemeinen Fragen über die damaligen Zustände zu. Er erörtert die kläglichen Verhältnisse des Bauernstandes, die Last der Militairorganisation, welche besonders den tiefsten Schichten beschwerlich fiel, den Gegensatz zwischen dem Sectenwesen und der Staatsgewalt, die eigenthümlichen Beziehungen der asiatischen Stämme zum russischen Reiche, welche oft genug mit der Regierung und deren Organen in Conflict geriethen, die Wurzel der Rechtspflege und des Gefängnißwesens, die Willkür der Beamten, die Unzulänglichkeit der Polizei, die Schwerfälligkeit des büreaukratischen Mechanismus. Alle diese Mißstände zusammen reichen hin den ungeheuren Anfang, die Ausdehnung und Tiefe der Krisen zu erklären, welche das Land damals erschütterten.

Schon auf dem Titel des Buches kündigen sich diese Untersuchungen als eine Reihe von Monographien an. Sie sind auch bereits einzeln in den letzten Jahren in verschiedenen russischen Zeitschriften veröffentlicht und jetzt nur sehr locker und fast nur äußerlich verbunden zusammen gedruckt worden. Der Verfasser hätte alle diese Einzeldarstellungen von mehreren Abenteurern, die sich für den Kaiser Peter III. ausgaben und von etwa einem Dutzend Anführern von Räuberbanden leicht in ein Ganzes verarbeiten können. Die große Aehnlichkeit vieler einzelnen Fälle unter einander läßt natürlich sehr häufig ermüdende und nutzlose Wiederholungen in dem Buche vorkommen, die leicht zu vermeiden waren, wenn der Verfasser sich die Mühe gegeben hätte sein ganzes Material zu ordnen, neu zu gruppiren und statt vieler einzelnen kleinen Bilder, die manches Unwesentliche und sogar mitunter nicht einmal zur Sache Gehörende aufweisen, ein großes Gemälde zu geben. Es ist bei dem Verfasser, wie dieses uns oft in der russischen Geschichtsschreibung der letzten Zeit begegnet, nicht bis zu einer gründlichen und tactvollen Verarbeitung der Archivalien gekommen. Der Kanzleistil der Acten unterbricht häufig den Ton und die Stimmung der Erörterung. Der Verfasser hätte mancherlei unter den Tisch werfen können. Die behagliche Breite der büreaukratischen Redewendungen stört den Genuß des Lesens. Was der Verfasser versäumte und was eine lohnende und anziehende Aufgabe für ihn gewesen wäre, wollen wir in dem Folgenden unternehmen. Wir beabsichtigen die Summe zu ziehen, aus den so reich, fast übermäßig reich mitgetheilten Details; auf die allgemeinen Grundzüge der Ereignisse hinzuweisen, noch mehr als Herr Mordowzew es that, auf die Bedeutung des Hintergrundes aufmerksam zu machen, an welchem die einzelnen Figuren der Helden dieser Aufstände sich abheben.*)

---

*) Den ersten und geistvollsten, historisch vielleicht bedeutendsten der Usurpatoren, welche den Namen Peter's III. sich angeeignet hatten, den Stepan Malyj, dessen Geschichte Herr Mordowzew im ersten Bande S. 1—71 mittheilt, lassen wir in unsrer Darstellung bei Seite. Er stellt ein Moment der slawischen und orientalischen Frage dar, war ein Ausländer und wirkte im Auslande (Montenegro). Er gehört nicht in die Reihe der andern Abenteurer, die den Gegenstand dieser Untersuchungen bilden. Er ist ein politischer Agitator mit hochfliegenden Entwürfen und nicht mit den Missethätern in Südostrußland zu vergleichen. Die Bedingungen seines Auftretens und seiner Erfolge waren völlig andere als die der Pugatschew, Chanin, Schagala u. A. — Wir besprechen die Geschichte dieses Stepan ein andermal.

Herr Mordowzew sagt einmal, 99 Procent der Bevölkerung hat sich in einem traurigen Zustande befunden, während nur die höchsten Stände in Glanz und Wohlleben ihre Zeit verbrachten. Hier begegnen wir wieder einmal dem ganzen Ernst der Bauernfrage. Betrachten wir die Lage der Leibeigenen.

Katharina II. selbst hat die Bauernzustände als entsetzlich anerkannt. Mit strengem Tadel hat sie sich über die Bedrückung der Bauern durch die Gutsherren ausgesprochen, über den Absenteismus geklagt, das fortwährende Wandern der Bauern als einen großen Uebelstand bezeichnet. Oft, sagt sie, vergehen fünfzehn Jahr bis ein wandernder Bauer, den die Noth zum Herumstreichen zwang, sein Heimatdorf wiedererblickt; nur die maßlosen Forderungen der Gutsherren, meint sie, nöthigten die Bauern ihre Felder und Hütten zu verlassen und als Krämer und Handwerker im ganzen Reiche umherzuvagabundiren, weil sie nur auf solche Art die bedeutenden Abgaben für ihre Tyrannen aufzubringen vermöchten; es sei ganz falsch zu glauben, daß das „gemeine Volk", je mehr es belastet sei, desto mehr zahlen könne.

Es geschah indessen nichts die Lage der Bauern zu verbessern, sie der Gewalt ihrer Herren zu entreißen. Diese letzteren hatten das Recht ihre Bauern nach Sibirien zu verschicken und thaten dieses um so lieber, als sie von der Regierung Geld dafür erhielten. Diese zahlte für jeden verheirateten Bauer 20 Rbl., für einen ledigen 15 Rbl. Man sah dergleichen für ein Mittel an Sibirien zu bevölkern. So waren Tausende von Bauern zur Auswanderung genöthigt. Sie gingen ins Elend. Bei den Rekrutirungen war es den Gutsherren freigestellt, welche Bauern sie unter die Soldaten stecken wollten: sie wählten dabei in der Regel die wohlhabendsten, weil diese mit großen Summen, die den Herren zu Gute kamen, sich vom Militairdienst loszukaufen bereit waren. Es half nicht viel, daß die Adeligen wegen ihrer Verschwendung in einem „Ukas" einen Verweis erhielten: nach wie vor durften sie ihre Bauern, auch wenn diese nichts verbrochen hatten, in die Kronbergwerke zur Zwangsarbeit schicken. Manche verkommene Gutswirthschaft gewann dadurch, daß man nicht mehr für die Bauern zu sorgen brauchte. Bei dem Luxus und der Genußsucht der höhern Stände geschah es bekanntlich oft, daß ganze Bauernfamilien im Spiele verloren wurden. Die Domainenbauern waren kaum besser daran, als die Bauern, welche das Eigenthum von Privatleuten ausmachten. Die Regierungsbeamten thaten das Unglaubliche, um das Leben derselben

zu erschweren. So z. B. bestand die Regierung darauf, die Bauern in Sibirien sollten ihre Abgaben in Korn zahlen; sie baten diese Naturalwirthschaft durch Geldwirthschaft zu ersetzen, aber es war umsonst. Ebenso erbaten sie sich statt der Fuhrfrohnden Geld zu zahlen, aber die Regierung verweigerte ein solches Abkommen. Die Ueberbürdung mit Steuern ward immer unerträglicher; in Zeiten der Theuerung gab es viele Steuerrückstände; sie wurden mit rücksichtsloser Härte eingetrieben. Das Murren der Geplagten und die Bestrafungen der Ungehorsamen hörten nicht auf. — Ebenso schlimm war die Lage der Bauern auf den Gütern der Geistlichkeit, des Synods, der Klöster. — Zu den größten Plagen der Bauern gehörte die Einquartirung. Der Aufenthalt von Truppen in den Dörfern war einer systematischen Ausplünderung gleich. Ganze Dörfer wurden bei solchen Gelegenheiten von ihren verzweifelnden Bewohnern verlassen, welche dann als ein verderbliches, zu allen Verbrechen aufgelegtes Proletariat im weiten Reiche umherschwärmten. Die lange Reihe von Gesetzen über die Verfolgung entlaufener Bauern zeugt von der Allgemeinheit des Uebels. Die Flüchtlinge und Vagabunden wurden unter die Soldaten gesteckt, flüchteten wieder und wieder, wiegelten ganze Dörfer auf und bildeten große Räuberbanden. An den Gutsherren, die bisweilen zwei Bauern gegen einen Hund eintauschten, wurde dann furchtbare Rache genommen.

Vom Beginn der Regierung Katharina II. an war es bei den Bauern vieler Gegenden eine ausgemachte Sache, daß die Kaiserin die Befreiung der Bauern wolle. Schon im Jahre 1762 wurden im Gouvernement Kasan allerlei Gerüchte verbreitet, welche das Volk zum Ungehorsam aufriefen. Es ist auffallend, wie zahlreich gefälschte Manifeste, welche die Bauernemancipation verkündeten, in Umlauf waren. Die Aufregung wuchs mit jedem Tage. Vergebens erschienen überall Beamte mit officiellen Bekanntmachungen, welche jene Manifeste als falsch bezeichneten. Die Bauern erklärten: nicht die Manifeste seien falsch, sondern die den Beamten gegebenen Instructionen. Bewaffnete Bauern bedrohten diese Beamten. Viele Verhaftungen erfolgten. Die Folterknechte hatten vollauf zu thun und ihre Bemühungen ergaben auch, daß ein untergeordneter Geistlicher die falschen Manifeste in Umlauf gesetzt hatte. Allerlei aufrührerische Schriften, Brandbriefe, Pasquille tauchten immer wieder auf. — Katharina hatte öffentlich den Gutsherren Milde gegen die Bauern empfohlen; man war sogleich bereit dieses als eine radicale Reform der Bauernzustände zu deuten. Bauern, welche Lesen und Schreiben konnten, und wohl auch

Schreiber und Kanzleidiener, unternahmen es Commentare zu den Absichten der Kaiserin in Umlauf zu setzen. Im Jahre 1766 war plötzlich das Gerücht allgemein verbreitet, die Kaiserin wolle die Bauern aller derjenigen Herren, die zu schwere Abgaben forderten, für Krongut erklären. Was war natürlicher, als daß nun von allen Seiten Klagebriefe, Bittschriften und Adressen der Regierung zukamen. Aber eben dieses war auf das Strengste verboten. Bei strenger Strafe durften die Beamten keine Bittschriften für die Bauern schreiben oder dergleichen von ihnen annehmen. So gerecht auch die Beschwerden waren, die Bittsteller wurden grausam gezüchtigt. Alle Möglichkeit der Vertheidigung vor der Despotenlaune der Gutsherren war abgeschnitten. Bauerndeputationen wurden ins Gefängniß geworfen, die Verfasser der Bittschriften geknutet, zur lebenslänglichen Zwangsarbeit in den Gruben von Nertschinsk verurtheilt. Der Unzufriedenen aber waren so viele, daß man doch nicht alle bestrafen konnte. In ganzen Ortschaften, in ganzen Kreisen erhoben sich die Bauern, wie dieses z. B. im Gouvernement Twer geschah. Während der glänzendsten Erfolge in der auswärtigen Politik hatte man mit innern Feinden zu kämpfen, deren Schaaren bisweilen an Zahl den gegen sie gesandten Truppen überlegen waren. Und doch war es ein Kampf zwischen ungleichen Kräften. Die Regierung siegte, die „Ordnung“ ward immer wieder hergestellt. Nicht nur, daß die Schuldigen bestraft wurden, die Dörfer, denen sie angehörten mußten die Proceßkosten tragen.

Ebendieselben Schichten des Volkes wurden besonders schwer von der Last der Rekrutirung getroffen. Während der Kriege mit der Türkei waren die Aushebungen besonders stark und erregten ungewöhnlichen Unwillen. Die Rekruten wurden schlecht gehalten. Schon zur Zeit Peters des Großen waren Rekrutenaushebungen sehr häufig ein Motiv zur Flucht in die Wälder oder Steppen, wo das Sectenwesen solchen Entlaufenen ein Asyl bot. Eine der vielen Secten war sogar von einem entlaufenen Soldaten gegründet worden und lehrte Ungehorsam gegen die Regierung. In den siebenziger und achtziger Jahren begegnen wir bei den Verhören der Verbrecher an der Wolga, welche sehr häufig oder meist entlaufene Soldaten waren, der stehenden Frage an den Delinquenten, ob er als ehemaliger Soldat seinen Lohn und die für die Verpflegung der Soldaten bestimmten Lebensmittel richtig empfangen und ob er nicht von seinen Offizieren irgend welche Bedrückung zu erleiden gehabt habe? Es scheinen wenig Schwierigkeiten beim Entlaufen gewesen zu sein, denn unter den

Helden in Herrn Mordowzew's Buch sind nicht bloß die Meisten entlaufene Soldaten, sondern es giebt auch unter ihnen manche, welche, mehrmals eingefangen, unter die Soldaten gesteckt, der Strafe des Spießruthenlaufens unterworfen, immer wieder flüchten und sogar noch andere Soldaten zur Flucht verleiten. Es gab viel Raum zum Fliehen; der Weg war offen zu den Kirghisen oder zum Ural, nach Persien gar oder auf das Kaspische Meer hinaus.

Wie der berühmte Freibeuter Stenka Rasin zur Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch seinen Bruder einen Disciplinfehler am Galgen büßen sah und dadurch zum Haß gegen die bestehende Ordnung entflammt wurde*), so war auch Pugatschew zuerst dadurch mit den Organen der Regierung in Conflict gerathen, daß er einem Verwandten, der gleich ihm als Kosak diente, zur Flucht verhalf. Um sich der Verfolgung zu entziehen desertirte er nun selbst und damit war seine Abenteurerlaufbahn entschieden. Seine Agitation fand bei den Kosaken am Ural ebendeßhalb einen guten Boden, weil diese seit Ermordung ihres Quälers, des Generals Traubenberg, hart bedrückt wurden. Diese Steppensöhne, an Freiheit gewöhnt, wollten sich nicht in die Reglements des „aufgeklärten" Staats einschnüren lassen. Dieselben Erscheinungen der Widerspenstigkeit gegen die europäischen administrativen Formen finden sich bei den kleinrussischen Kosaken, bei den Kosaken an der Wolga, am Don, am Ural. Auch diesen wie den Bauern war das Klagen verboten. Deputirte, welche mit Klagen von den Kosaken bei der Kaiserin Zutritt verlangten, wurden wie Rebellen bestraft. Die Leidenschaft machte sich in der Ermordung des Generals Traubenberg Luft und dieses Verbrechen verschlimmerte natürlich die Lage der Kosaken. Zu der Zeit erschien Pugatschew mit seinen gewaltigen Plänen. Ein Kosak, als er von denselben hörte, sagte: „Gott sei Dank, nun eröffnet sich doch eine bessere Aussicht".

Ein weiteres revolutionäres Element waren die Sectirer (Roskolniki), deren Zahl während des Jahrhunderts vor Pugatschew zu einer gewaltigen Höhe gestiegen war, so daß sie einen bedeutenden Theil der Bevölkerung ausmachten. Katharina II., welche einmal die Aeußerung that, es werde nach fünfzig Jahren gar kein Sectenwesen mehr geben (eine Prophezeiung die sich nicht erfüllt hat), wollte Milde gegen diese Fanatiker üben und erlaubte den in's Ausland Geflüchteten die Rückkehr. So kamen sie denn

*) S. meinen Aufsatz in der St. Petersb. Wochenschr. 1866 S. 178.

in großen Schaaren namentlich aus Polen. Aber weil sie mehr Abgaben zu zahlen hatten, kamen sie leicht in Noth, wurden von den Localbehörden bedrängt und waren zu mancher revolutionären Agitation disponirt. Ueber die Beziehungen Pugatschews zu den Raskolniks hat Herr Mordowzew zum Theil aus einer ihm gehörenden von einem Zeitgenossen herrührenden Handschrift, zum Theil aus den erst vor Kurzem gedruckten Protocollen der Verhöre Pugatschews neue Angaben mitgetheilt. Nachdem Pugatschew desertirt war, beabsichtigte er nach Polen zu gehen, um von dort als flüchtiger Raskolnik nach Rußland zurückzukehren. Dort, in einem Kloster, wo es von Sectirern wimmelte, gab ein anderer Deserteur ihm die Idee sich für den Kaiser Peter III. auszugeben. Sogleich ward der Plan entworfen die Kosaken am Ural aufzuwiegeln und in diesen Plan wurden die Raskolniks aufgenommen, weil diese baten, man solle sie an den Ural mitnehmen. Auch steuerten sie Geld zu dem Unternehmen bei, so daß Einzelne bedeutende Beiträge lieferten. In den Verhören sagte Pugatschew aus, er sei von den Raskolniks bedeutend unterstützt worden. Auch in den Wäldern des Gouvernements Woronesh fand er Aufnahme bei einem Raskolnik, welcher ihm den Beistand seiner Glaubensgenossen anbot.

Als Stenka Rasin ein Jahrhundert vor Pugatschew seinen Feldzug die Wolga hinauf machte, da stießen in hellen Haufen zu ihm Tschuwaschen, Tscheremissen und andere asiatische Stämme. Diese „Inorodzy", welche auch im europäischen Rußland wohnten, waren zur Zeit Pugatschews zum Theil seine Bundesgenossen und halfen seine Schaaren verstärken. Die Tataren, Kirgis-Kaisaken, Baschkiren, Mordwinen, Tschuwaschen, Tscheremissen, Wotjaken, Tjeptjaren waren, indem sie gewisse Abgaben (den sogenannten Jassak) zahlten, vielfach abhängig von der Willkür der russischen Beamten. Die Kalmücken namentlich waren in die Gewalt der Schreiber gegeben und durften gar keine unmittelbaren Beziehungen mit den Russen unterhalten; ohne Wissen eines Beamten durfte in keiner kalmückischen Familie ein Brief an einen benachbarten russischen Bauern geschrieben werden, auch dann nicht, wenn es sich nur um einfaches Geschäft, etwa um den Verkauf eines Kameels handelte. Noch weniger durften die Kalmücken Klagen an die Regierung richten; keine Bittschrift, keine Adresse durfte die Grenze des Kalmückenulusses (Dorfes) überschreiten. Es war ein unerträglicher Zustand: mit geringerer Gefahr konnte man von da aus eine Nachricht nach Peking gelangen lassen als nach Kasan oder Astrachan oder gar nach Moskau oder St. Petersburg. Es geschah wohl, daß die

Kalmücken im Jahre 1771 heimlich Beziehungen mit der chinesischen Regierung anknüpften und 30,000 Kibitken (Wagen) stark nach Asien hinüberflüchteten. Zu spät sah man in Rußland, wie schlechte Unterthanen man sich an den Kalmücken erzogen hatte. Zwischen den christlichen und mohamedanischen Tataren gab es oft Streitigkeiten; die Gährung hörte nicht auf. Die Behörden in Kasan bedrückten die Tataren, verboten ihnen bisweilen Handel zu treiben. Sie klagten, daß solche Willkür sie an den Bettelstab bringe. Der alte, Jahrhunderte hindurch dauernde Racenhaß brach immer wieder hervor.

Es war natürlich, wenn Pugatschew sich an die Kirgis-Kaisaken wandte, welche fortwährend, statt gehorsame Unterthanen zu sein, als räuberische Nachbarn die Grenzen unsicher machten und häufig Einfälle unternahmen, wobei sie wie Heuschreckenschwärme verwüstend hausten. Die ganze Unternehmung Pugatschews hat einen asiatischen Charakter; er konnte solche orientalische Elemente in seinem Heere wohl brauchen.

Ein sehr starkes Contingent der Schaaren Pugatschews und anderer Räuberbanden lieferten die Arrestanten, welche, meist auf den Transporten über ungeheure Strecken hinweg, ihren Wächtern entliefen. Der Weg nach Sibirien war weit; die Gelegenheit zur Flucht bot sich häufig. Die Aufsicht war ungenügend. Alle sibirischen Arrestanten, welche gefoltert werden sollten, wurden deßhalb nach Irkutsk gebracht. Die Entfernung von Nertschinsk dahin betrug 946 Werst (135 Meilen), von Selenginsk aus 402 Werst, von Jakutsk 2266 Werst, von Ochotsk aus 2057 Werst. Unterwegs wurden die Unglücklichen schlecht behandelt. Viele starben vor Hunger und Kälte. Die Gefängnisse, welche den Verbrechern zur Wohnung dienten, waren dumpfe und dunkle Keller, in denen die Gefangenen so eng zusammengepfercht waren, daß auf je 3 Mann ein Quadratfaden (49 Quadratfuß) kam, „Raum genug, um sich hinlegen zu können und zu sterben". Bei der langen Dauer der Processe zog die Untersuchungshaft sich endlos in die Länge; auch blieben die zur Absendung nach Sibirien Verurtheilten bisweilen noch geraume Zeit in ihren Gefängnissen, ehe ein größerer Transport bereit war. Während dieser Zeit wurden sie fast täglich unter Bewachung von Soldaten in den Straßen der Städte umhergeführt, um zu betteln. Von den auf diese Weise erbettelten Summen erhielten die Gefangenen zwei Kopeken täglich zu ihrem Unterhalt. Der Rest ging in die Kassen der Behörden oder fand anderweitige Verwendung. Bei solchen Gelegenheiten gelang Manchem die Flucht. Die Soldaten des

Convoi's handelten oft im Einverständniß mit den Arrestanten. So gelang es auch Pugatschew zu entlaufen als er in Kasan sich in Untersuchungshaft befand, drei Tage vor seiner Verurtheilung zur Strafe der Pletj (Knute) und lebenslänglicher Zwangsarbeit in Pelym. Erst danach begann seine Unternehmung. Oft hatten die Gefangenen in den Städten, wo sie eingekerkert waren, Bekannte, die ihnen zur Flucht verhalfen, und um die Vorbereitungen zu denselben zu besprechen, in die Gefängnisse kamen, angeblich um den Gefangenen Almosen zu geben. Flüchtlinge konnten fast immer auf Sympathien der Bevölkerung, auf viele Helfershelfer rechnen. Die Art, wie Gerechtigkeit geübt wurde, hatte leicht eine Parteinahme dieses Publicums für die Verbrecher zur Folge.

Südostrußland war der Schauplatz, wo große Verbrechertransporte die Bevölkerung aufzuregen geeignet waren. Nachdem Pugatschew und dessen Bande niedergeworfen war, fanden z. B. in Zarizyn furchtbare Hinrichtungen statt. Die Anhäufung der Gefangenen dort war so groß, daß es fast unmöglich wurde sie zu beköstigen. Große Partien wurden in verschiedene Gegenden transportirt; an ein langes Tau angeschlossen, wurden die Unglücklichen ungeheure Strecken weit geführt und viele erlagen unterwegs den Anstrengungen des Marsches und dem Hunger. Folgende Zahlen sind beredt. Von 106 nach Saransk Bestimmten kamen nur 17 Verbrecher an; von 85 nach Petrowsk Bestimmten nur 3; von 119 nach Saratow Bestimmten nur 35; von 311 ebenfalls nach Saratow Bestimmten nur 79; von 58 Verbrechern, die man nach Pensa transportirte, erreichten nur 19 diesen Ort; von 218, die von Saratow nach Petrowsk gebracht wurden starben auf dieser Strecke, welche nur 80—90 Werst (12 Meilen) beträgt, 58 Personen.

Es war nicht zu verwundern, wenn die Bevölkerung bisweilen für die Verbrecher Partei nahm. Als einer der gefährlichsten Räuber und Prätendenten, Bogomolow, durch Zarizyn gebracht wurde, drohte er, es werde zu seinen Gunsten dort ein Aufstand ausbrechen. Officiere und Bedeckung waren in großer Gefahr.

Zur Zeit des Ausbruchs des Pugatschewschen Aufstandes sollen sich in Kasan nicht weniger als 4000 Verbrecher befunden haben. Damals entschied der Senat, man solle die Arrestanten nicht mehr nach Kasan schicken, sondern nach Asow, Taganrog, Riga und an solche Orte, welche weiter entfernt von dem Schauplatze wären, wo Pugatschew sich aufhielt. Man verfügte den Transport von Verbrechern aus Kasan nach dem

Gouvernement Woronesh; ausdrücklich ward befohlen die Wolga zu vermeiden: dort sei es gefährlich. Auch sollte man gleichzeitig immer nur kleine Partien von 20 Mann zu gleicher Zeit transportiren, und diese sollten fest an ein Tau angeschlossen sein.

Unter den Archivalien, welche Mordowzew mittheilt, finden sich sehr interessante Instructionen der Behörden an die Officiere, welche die Verbrecher escortiren. Als der berühmte Räuber Kulaga mit seinen Genossen nach Astrachan gebracht werden sollte, um dort gerichtet zu werden, wird verordnet: „Die Gefangenen sollen an Händen und Füßen mit schweren Eisen gefesselt sein. Diese Eisen sollen oftmöglichst (in einer andern Instruction alle Stunde) nachgesehen werden. Besonders solle man darauf achten, daß die Gefangenen einander nicht behülflich sein könnten sich von den Fesseln zu befreien. Nachts solle man rasten und für Nachtlampen sorgen, sehr starke Wachen ringsumher aufstellen — von solchen Bösewichtern habe man sich bei weniger strenger Aufsicht jeden Augenblick zu versehen, daß sie entlaufen." — Den allgemein gefürchteten Sametajew und dessen Genossen escortirten ein Officier, zehn Soldaten und fünfzig Linienkosaken. Es war der Bewachung streng verboten dem Volk zu sagen, welche Verbrecher transportirt wurden, namentlich durfte man den Namen Sametajews nicht aussprechen. Nachts bildete man gleichsam ein befestigtes Lager. Man suchte bei dem Wechsel der begleitenden Soldaten zu verhindern, daß die Neueintretenden erfuhren, welchen wichtigen Gefangenen sie begleiteten.

Die Richter und Polizeibeamten warfen oft Schuldige und Unschuldige zusammen in den Kerker und waren der Bestechlichkeit zugänglich. Willkürlich wurde die Folter bei den in Untersuchungshaft Befindlichen angewandt. Die Schreiber und Kanzleibeamten hatten oft an den Angeklagten Rache zu üben für manche Plünderung oder gar für die Ermordung eines Bekannten oder Verwandten, auch wohl dafür, daß die Archive in Unordnung gebracht worden waren, wenn sich die Verbrecher über dieselben hergemacht hatten. Die Processe dauerten oft unendlich lange, weil man das Urtheil bis zur Verhaftung aller Mitschuldigen aufzuschieben pflegte, und die Zahl der Mitschuldigen war um so größer, als die Gefolterten oft, aus Privatrache, wen sie wollten als Mitschuldigen bezeichneten Oft wurden, um von den Dörfern, zu denen die Verbrecher gehörten, größere Summen zu erpressen, bedeutendere Beträge von den Behörden genannt als das Geraubte ausmachte. Auf das Einfangen von Räubern war bisweilen ein Preis

ausgesetzt und zwar schätzte man einen Räuberhauptmann (Ataman) 30 Rubel, gewöhnliche Räuber 10 Rubel, diejenigen, welche den Räubern ein Asyl boten 50 Rubel; aber es geschah wohl, daß der versprochene Preis den Einfängern von Verbrechern vorenthalten wurde. Es war ein Krieg, der lange nicht enden konnte, weil die Organe der Regierung einerseits zu ohnmächtig waren, um über so gewaltige Leidenschaften der Massen zu siegen, und andererseits nicht immer eine wahrhaft sittliche Staatsordnung vertraten, sondern vielmehr die Mängel der Gesellschaft theilten und sogar, wie wir sehen werden, an den Verbrechen Theil nahmen.

Bei solchen Verhältnissen in einer solchen Athmosphäre vermochte eine keck auftretende, zu allerlei Wagstücken aufgelegte Persönlichkeit viel. Von verschiedenen Seiten wurden solche Abenteurer unterstützt. Sie konnten stets auf einen zahlreichen Anhang rechnen. Sie wurden getragen von der revolutionären Stimmung der Bevölkerung.

Aus den erst vor Kurzem bekannt gewordenen Acten über die Verhöre Pugatschews, welche der erste Geschichtsschreiber dieses Aufstandes, Puschkin, nicht benutzen konnte, wissen wir, wie Pugatschew allmählich zu seiner Heldenrolle kam. Schon als er im Kosakenheere diente, peinigte ihn Ruhmsucht; er trachtete darnach sich durch irgend etwas hervorzuthun. Nachdem er zweimal desertirt war, sich in Polen aufgehalten hatte und von den Sectirern, wie wir erwähnten, unterstützt worden war, ward ihm von einem Kaufmann Koshewnikow folgender Rath gegeben: „Du willst hinter den Kuban flüchten? Allein kannst du es nicht. Willst du etwas Besseres anfangen? Manche wollen eine Aehnlichkeit zwischen dir und dem Kaiser Peter III. wahrnehmen ... gieb dich für ihn aus und gehe an den Ural. Ich weiß, daß die Kosaken dort hart bedrängt sind, sie werden bereit sein dir als Kaiser zum Kuban zu folgen. Hier ist ein Soldat, der gern bezeugen wird, daß er dich als Kaiser gekannt habe; das Volk wird ihm glauben. Versprich den Kosaken zwölf Rubel einem Jeden. Brauchst du Geld, so gebe ich dir welches und andere Raskolniks werden auch Geld geben; wir werden hier unaufhörlich bedrückt; nehmt uns mit an den Kuban."

Pugatschew wurde beschuldigt, die Kosaken am Ural beredet zu haben sich in die Unterthanschaft des Sultans zu begeben, ihnen vorgespiegelt zu haben, er verfüge über große Geldsummen und beträchtliche Waarenvorräthe und erwarte Unterstützung von einem türkischen Pascha. Alles wurde geglaubt. Sogleich sammelten sich Viele um die Fahne des Aufruhrs.

Die Kosaken waren zu Allem bereit. Pugatschew versprach, wenn er seinen Thron bestiegen habe, werde das Kosakenstädtchen Jaizk zur Hauptstadt erhoben werden statt Petersburgs und Moskaus, und die Kosaken sollten im ganzen Staate das Uebergewicht haben. In seinen Manifesten sagte Pugatschew, er wolle das „Unrecht" ausrotten und neue Richter einsetzen.

Wie gleich anfangs Pugatschew als ein Werkzeug der Volksleidenschaften erschien, ist aus dem Umstande zu ersehen, daß nach der Einnahme von Jaizk die unter seinem Befehl stehenden Kosaken ohne dazu ermächtigt zu sein ganz willkürlich und eigenmächtig Hinrichtungen der gefangenen Vertheidiger von Jaizk vollzogen. Pugatschew wollte ihnen wehren und meinte, man könne ja das Leben der Unglücklichen schonen, wenn sie sich zu seinen Unterthanen bekennen wollten. Aber die Antwort lautete: „Wir wissen schon, Ew. Majestät, wem man das Leben schenken kann, und wem man aufhängen muß" — und elf Kosaken wurden sofort zum Galgen geschleppt. „Sündigt nicht und bringt doch nicht Unschuldige um", mahnte Pugatschew wieder, aber die Kosaken blieben bei ihrem Ausspruche: „Wir wissen schon, Ew. Majestät, was zu thun ist."

Pugatschew spielte seine Kaiserrolle mit einigem Geschick. Ein paar Tage nach der Einnahme von Jaizk sagte er in einer Rede an das versammelte Volk: „Wenn Gott mich bis nach St. Petersburg geleitet, dann werde ich meine Frau (die Kaiserin) in ein Kloster schicken, sie mag dort für die Vergebung ihrer Sünden beten. Den Bojaren werde ich ihre Güter und Dörfer nehmen und ihnen statt dessen Geld geben, diejenigen aber, die mich um meinen Thron gebracht haben, werde ich aufhängen lassen. Mein Sohn ist noch jung, er kennt mich nicht." — Dabei weinte Pugatschew bitterlich und sagte: „Gott möge mir doch die Gnade verleihen und mich nach St. Petersburg gelangen und dort meinen Sohn wohlbehalten wiedersehen lassen."

Sein Anhang wuchs. Während man auf seinen Kopf einen Preis von 500 Rbl. aussetzte, nahm er eine Stadt nach der andern; eine Festung nach der andern fiel in seine Gewalt. Und wie das ganze Land sich an dieser Aufwallung betheiligte sieht man aus der furchtbaren Wirkung, welche die Nachricht von dem Aufstande auf die tiefen Schichten der Bevölkerung im weiten Reiche übte. In St. Petersburg und Moskau war noch ein Zeitlang nichts von den Erfolgen Pugatschews bekannt, als schon mehrere Festungen von den Aufständischen besetzt waren. Der Hof und die höheren Kreise widmeten sich den gewöhnlichen Lustbarkeiten;

während eine glänzende Straßenbeleuchtung in Moskau stattfand, begann man zuerst hier und da in den Vorstädten, in den Schenken von dem Erscheinen des Todtgeglaubten zu erzählen, ganz leise flüsternd und geheimnißvoll die schauerliche Nachricht weiter zu verbreiten. Hier rottete man sich zusammen: man las Pugatschews Manifeste. Durch besondere Emissäre wurden dieselben zu allererst in den Schenken und auf Marktplätzen verbreitet, Hier und da erschallte der Ruf: „Es lebe der Kaiser Peter Feodorowitsch". Die Verwirrung drohte allgemein zu werden. Dennoch blieb der eigentliche Aufstand auf die Südostgegenden beschränkt.

In Kasan gab es viele Polen und Franzosen, welche in der Zeit der polnischen Wirren gefangen und dorthin verschickt worden waren. Man machte auf die Gefahr aufmerksam, welche von ihnen zu einer solchen Zeit drohe. Sie wurden weiter nach Osten entfernt, andere nach Moskau gebracht. Pugatschew schonte die Angehörigen der fremden Länder, welche ihm in die Hände fielen und suchte namentlich die gefangenen Franzosen an sich zu ziehen. Das Tagebuch eines französischen Offiziers aus dieser Zeit enthält sehr lehrreiche Einzelnheiten über die Ereignisse in Kasan. Offenbar ward er von der Sachkenntniß der Ausländer bei seinen militairischen Operationen unterstützt.

Wie ein verzehrendes Feuer zündete die Rebellion die ganze Wolga entlang. Indem sich Pugatschew für Peter III. ausgab, verkündete er gleichzeitig eine sociale Revolution, versprach den Bauern die Freiheit und dem Adel den Tod. Viele Geistliche gab es in seinem Gefolge, welche dem Volk den Eid abnahmen. In einer Rede sagte Pugatschew: „Ich bin euer legitimer Kaiser. Meine Frau hat sich mit der Adelspartei verbündet, ich aber habe vor Gott geschworen, alle Adeligen bis auf den letzten auszurotten. Der Adel hat meine Frau überredet euch alle der elendesten Knechtschaft zu überliefern, ich wiedersetzte mich einem solchen Vorhaben; da erhoben sie sich gegen mich und schickten Meuchelmörder mich zu tödten. Aber Gott rettete mich. Ich verbarg mich in den Wäldern des Gouvernements Woronesh und komme von da, um das Vaterland von seinen Feinden zu befreien und die Freiheit zu retten, welche des russischen Volkes köstlichstes Gut ist. Lebt glücklich und genießt die Freiheit. Erinnert euch, daß ihr einen Kaiser habt, dem als Unterthanen treu zu sein ihr gelobtet".

Bei den obengeschilderten Verhältnissen mochte es dem Volke schwer fallen der Lockung zu wiederstehen. Man wußte nicht, wem man trauen

sollte. Kaum hatte Pugatschew Saratow verlassen, als Michelson dahinkam. Man hatte Pugatschew als Peter III. anerkannt und sollte nun wieder Katharina II. als rechtmäßige Kaiserin betrachten. Gestern wurde man für letzteres Verbrechen gehängt, heute für ersteres, morgen, meinte man, werde man vielleicht sowohl für das eine als für das andere gehängt werden. Auf die Frage, wen man auf dem Throne anerkenne, erfolgte bisweilen die Antwort: „den, für welchen auch Ihr seid“.

Wie alle bestehende Ordnung leicht zu erschüttern war, ist daraus zu ersehen, daß noch während des Pugatschewschen Aufstandes ein anderer Usurpator sich im Gouvernement Pensa zeigte, dann ein Räuber, Firsko, und noch andere. Besonders das Archiv von Saratow ist reich an Acten über viele andere Bandenführer. Die Räuber führten bisweilen gegen einander Krieg, verurtheilten einander zum Tode und richteten einander hin. Ein Wütherich, Obrywalow mit Namen, gab den Befehl, daß so oft er in einem Dorfe erschien, die ganze Bevölkerung ihn knieend empfangen und ihm in dieser Stellung Geld darbringen solle. Ein achtzigjähriger Greis, in dessen Bande fünf seiner Söhne sich befanden, befehligte ebenfalls einen solchen Räuberhaufen. Manche dieser Schaaren hausten im Namen Pugatschews, aber unabhängig von ihm. Bei solchen Verhältnissen konnte man noch lange auf keine gründliche Herstellung der Ordnung rechnen.

Pugatschew hat seine Vorläufer und seine Nachfolger. Ein Jahr vor dem Aufstande war in ebendenselben Gegenden ein entlaufener Kosak ebenfalls als Peter III. aufgetreten. Ein anderer Kosak spielte die Rolle des Staatssecretairs. Sie hatten ihren Plan einigen Kosaken mitgetheilt; alle zusammen hatten den Entschluß gefaßt nach dem Städtchen Dubowka zu gehen, dort den angeblichen Peter III. zum Kaiser auszurufen und ihre Officiere zu verhaften. Die Entschlossenheit eines der Officiere vereitelte den Plan und erstickte den Aufstand im Keim. Er ging in das Bauernhaus, wo der Abenteurer saß, gab ihm eine Ohrfeige und rief den Umstehenden zu, den Pseudokaiser zu verhaften. Die Kosaken gehorchten. Die Verhaftung des angeblichen Kaisers und seines Staatssecretairs erfolgte augenblicklich. Ihr Proceß zog sich monatelang hin. Es stellte sich heraus, daß die Zahl der Mitschuldigen bedeutend war; in Zarizyn, wo die Verbrecher gefangen gehalten wurden, glaubten Manche daran, daß der wirkliche Peter III. als Verbrecher behandelt werde. Mit großer Vorsicht und mit einer großen Zahl von Bewaffneten wurden die Gefangenen in der Nacht

heimlich fortgebracht. Diese selbst schienen darauf zu bauen, daß das Volk sie befreien würde. Es erfolgten die gewöhnlichen Strafen: Spießruthenlaufen, Pletj, Verschickung nach Sibirien. Ein Jahr später kam Pugatschew, welcher den Organen der Regierung unvergleichlich mehr zu schaffen machte als sein Vorgänger.

Nachdem der erste Pseudodemetrius in den Straßen Moskaus ermordet worden war, erschien ein anderer Abenteurer, welcher vorgab, er sei der Todtgeglaubte und habe sich nun zweimal: aus Uglitsch und aus Moskau gerettet. Als Stenka Rasin, der berühmte Räuber, welcher in der Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch an der Wolga hauste, eingefangen und hingerichtet worden war, glaubte das Volk an sein Fortbestehen. In Pugatschew, als er auftrat, mochte man den wiedererstandenen Stenka Rasin erkennen. Einige Jahre nach Pugatschews Hinrichtung erschien ein Abenteurer, Namens Chanin, welcher vorgab, daß die Nachricht von Pugatschews Hinrichtung erlogen sei, er sei der gerettete Pugatschew, in welchem das Volk seinen legitimen Kaiser Peter III. erkannt habe. Das Gerücht fand Beifall. Man glaubte ihm. Es hatte sich in der That einmal während des Pugatschewschen Aufstandes ereignet, daß die Behörden das falsche Gerücht verbreiten ließen, Pugatschew sei mit seinen Banden geschlagen worden. Es war eine Lüge. Die Nachricht von Pugatschews Hinrichtung konnte auch erlogen sein. Der Anhang Chanin's war zahlreich: Geistliche und Bauern, namentlich Kleinrussen gehörten dazu. Es war im März 1780, als der Abenteurer seine Rolle begann aber auch bald beendete. Er ward verhaftet. Die Verhöre zogen sich lange Zeit hin. Der Schluß der Proceßacten ist verloren. Wahrscheinlich hat dieser Pseudopeter sein Leben unter der Knute oder in den Bergwerken Sibiriens ausgehaucht.

Der vor ein paar Jahren verstorbene Graf Bludow hat einige Angaben über Prätendenten gesammelt, welche in der von O. Kowalewski veröffentlichten Biographie Bludows die vor Kurzem erschien, S. 197 und 198, abgedruckt sind. Aus ungedruckten Urkunden, welche von der Verwaltung des Gouvernements Woronesh auf Verlangen nach St. Petersburg geschickt wurden, ergaben sich folgende Thatsachen. Schon im Jahre 1765, also einige Zeit vor dem Auftreten Pugatschews, erschien im Gouvernement Woronesh ein verabschiedeter Soldat, Kremnew (Кремневъ), der sich für den Kaiser Peter III. ausgab. Ein Priester Leo machte für ihn Propaganda,

indem er dem leichtgläubigen Volke erzählte, er habe als er noch den Dienst eines Hofsängers versah, den Prätendenten als Großfürsten gekannt, ihn als kleinen Knaben häufig gesehen, ja sogar ihn auf den Armen getragen. Das Volk glaubte dieses Märchen und viele Personen verschiedener Stände, darunter auch Geistliche, verbreiteten das Gerücht weiter. Aber Leo und Kremnew und viele Andere wurden verhaftet. Die Kaiserin Katharina prüfte die Proceßacten sehr genau und theilte die Angeklagten in 22 Kategorien, je nach dem Maße ihrer Schuld, indem sie die Strafe Aller milderte. Die hierüber erlassene Verordnung vom Jahre 1766 ward im Archiv zu Wòronesh aufbewahrt und nicht in der „vollständigen Gesetzsammlung" abgedruckt.

Aus andern Actenstücken ist zu ersehen, daß im Jahre 1774 ein anderer Pseudopeter, welcher ursprünglich Foma Moßjakin hieß, verurtheilt und daß dessen Strafe durch den Ausspruch der Kaiserin gemildert worden war.

Endlich sind noch die Acten eines Processes zu erwähnen, aus denen hervorgeht, daß sich ein Bauer, Sergejew, im Jahre 1776 ebenfalls für Peter III. ausgegeben hatte. Er sammelt eine Schaar von Abenteurern um sich, welche seinem Märchen Glauben schenkten und plünderte die Gutsherren aus. Der Gouverneur von Woronesh, Potapow, ließ alle Theilnehmer der Bande, 96 Personen, verhaften. Die Proceßacten sind nicht vollständig und namentlich das Ende des Processes ist unbekannt.

So viel vom Gouvernement Woronesh.

Als im Herbst des Jahres 1790 die Nachricht von der Hinrichtung Hästesko's in Stockholm nach St. Petersburg kam, war die Kaiserin sehr unwillig und trug dem Baron Igelström auf, dem schwedischen Gesandten, Feldmarschall Grafen Stedingk, ihre Unzufriedenheit mit der Katastrophe eines der Haupttheilnehmer am Anjalabunde (1788) zu bezeigen. Stedingk schreibt am 23. September 1790 an Gustav III. Igelström sei zu ihm gekommen und habe sein Erstaunen über diese Strenge ausgedrückt; Katharina sei darüber sehr betrübt (affligée); sie begnüge sich in ähnlichen und noch schlimmeren Fällen mit der Einsperrung der Verbrecher. Bei dieser Gelegenheit theilte Igelström dem Grafen mit, er habe in dem ihm zur Verwaltung anvertrauten Gouvernement drei Fälle erlebt, wo Abenteurer sich für den verstorbenen Kaiser Peter III. ausge-

geben hätten, und sie seien nicht hingerichtet, sondern nur nach Sibirien verschickt worden.*)

Solche Wagehälse, welche sich den Namen Peters III. aneigneten, um unter demselben mit um so größerem Erfolge zu rauben und zu morden, sind nicht wesentlich verschieden von den zahlreichen Landstreichern, die in eben jenen Zeiten, ohne sich zu der Rolle von Thronprätendenten zu versteigen, die Gegenden an der Wolga unsicher machten. Ihre Zahl ist sehr groß. Die Ungunst der Verhältnisse, in denen sich die niedersten Stände befanden, trieb viele in diese Laufbahn, welche doch meist unglücklich endete.

Die Wanderlust der Russen war durch die Verhältnisse gesteigert; die Bauern entliefen ihren Herren, die Rekruten desertirten, die Raskolniks entzogen sich den Verfolgungen der Staatsgewalt. Man flüchtete über die Grenze nach Polen oder an den Ural oder in die Wolgagegenden. Es gab Beispiele, daß ganze Dörfer auswanderten und sich an der Wolga in Erdhöhlen ansiedelten. Bisweilen zog man auch noch weiter: an den Kuban oder nach Buchara oder nach Persien. Bisweilen gingen solche Flüchtlinge oder Auswanderer zum Islam über. Das Elend auf solchen Wanderzügen war unbeschreiblich. Es war ein Kampf mit der Witterung, mit dem Hunger. Menschen, die sich am Rande des Verderbens befanden, konnten leicht zu verzweifelten Mitteln greifen ihre Existenz zu fristen. So bildeten sich große Räuberbanden, welche Dörfer ausplünderten, Vorposten und Festungen angriffen und allen Patrouillen und Schlagbäumen trotzten. Je ärger diese Wanderungen um sich griffen, je massenhafter die Schaaren von Flüchtlingen die Wolgagegenden überschwemmten, desto strenger ward das Paßwesen geordnet, desto mehr Patrouillen wurden umhergesandt und desto mehr Schlagbäume errichtet. Alle solche Maßregeln steigerten die Erbitterung dieser Massen. Als im Jahre 1770 die Pest furchtbare Verheerungen anrichtete, wurden überall Quarantainemaßregeln ergriffen. Noch mehr als früher fühlte sich das wanderlustige Volk beengt. Die große Sterblichkeit löste die Bande der Ordnung noch mehr. Die Zahl der Flüchtlinge mehrte sich. Hier und da wurden die Garnisonen der Festungen aufgeboten, um gegen die Räuberbanden zu

*) S. Memoires posthumes du feldmarechal comte de Stedingk, herausgegeben von Björnstjerna Paris 1844. I. 386. Igelström war Statthalter von Ufa, s. d. Чтенія Имп. Общ. ист. и древн. Россійск. 1862. III. S. 210.

operiren. Heimlich wurden die Soldaten über die polnische Grenze geschickt, um die dorthin Geflüchteten wieder nach Rußland zurückzubringen. Aber es half nicht viel. Nach wie vor geschah es, daß Rekruten- und Verbrechertransporte befreit, daß Gutsherren und Beamte ausgeplündert, daß namentlich an und auf der Wolga unzählige Verbrechen begangen wurden.

Der Verkehr auf der Wolga lockte zum Raube. Es wimmelte da von Flußpiraten, welche auf kleinen, leichten, pfeilschnell dahinschießenden Böten, mit messingenen Kanonen bewaffnet, die reich beladenen Barken der Fischer und Kaufleute, der Regierung und der Klöster überfielen, die großen Fischereien an der Wolga plünderten und oft sehr reiche Beute machten. Wenige Schiffe passirten damals die Wolga ohne irgendwie mit diesen Flußpiraten in Conflict zu kommen. Die Fischereien wurden stark befestigt zum Schutz gegen die Räuber, mit Munition und Provision versehen. Die Fischerknechte mußten jeden Augenblick zu Vertheidigung solcher Plätze bereit sein. Dennoch unterlagen die letzteren oft dem Angriff der verwegenen Räuber, die bisweilen vortreffliche Waffen hatten. Häufig geschah es, daß beim Erscheinen einer stärkeren Bande die Besitzer von Fischereien dieselbe freiwillig hereinließen und ihnen „mit Salz und Brot" entgegenkamen, um mit ihnen zu unterhandeln. Gut bemannte und größere Barken wurden bisweilen von einer Handvoll Verbrecher überwältigt. Man schlich sich in kleinen Boote nahe an die Barke hinan, enterte plötzlich und warf sogleich die überraschten Schiffer zu Boden, um sie kahl auszuziehen und die Barke auszuplündern. Geraubt wurde besonders Geld, Munition — und Pässe. Es war für diese Ungebundenen von großem Werthe für den Fall der Verhaftung irgend einen Legitimationsschein vorweisen, sich mit einem falschen Namen produciren zu können. Wurden daher den Schiffern alle ihre Pässe abgenommen, so vertheilte man sie unter die paßlosen Räuber, wobei natürlich auf das Signalement Rücksicht genommen wurde, so daß es möglichst zu dem Aussehen der betreffenden Räuber paßte. Viele Pässe wurden, weil deren Signalement zu wenig entsprechend befunden wurde, weggeworfen. So kam es, daß manche Räuber je nach dem Passe, den sie in den Kleidern der Geplünderten fanden, ihre Namen mehrmals änderten und ihre eigentlichen Taufnamen gänzlich vergaßen. Auch wurden falsche Pässe gemacht.

Im Winter oder schon zum Herbst wurde das Flußpiratenleben durch die kalte Jahreszeit unterbrochen. Dann suchten die Räuber sich auf einige Zeit als Tagelöhner zu verdingen, oder irgend eine andere Zufluchtsstätte

zu finden. Mancher hatte wohl seine Hütte, wo er sich einige Monate hindurch verbarg; ein Anderer fand wohl bei der Wittwe eines Kosaken Aufnahme; die als Tagelöhner Lebenden halfen sich kümmerlich durch, schliefen Nachts in leeren Schiffen. Besonders im Herbst suchten die Räuber Pässe zu erhalten, um sich den Winter über fortzuhelfen. Dann verbargen sie ihre Böte im Schilf, Flinten und Säbel im Walde. Bei schlechter Kleidung froren die Räuber trotz der großen Holzhaufen, welche sie in verborgenen Schlupfwinkeln anzündeten, um sich daran zu erwärmen. Dann zerstreuten sich die Angehörigen der Bande allmählich, spähten vorsichtig umher, besuchten die Schenken, um dort Beziehungen zu der Bevölkerung anzuknüpfen, Arbeit zu suchen oder Gelegenheit zu ferneren Verbrechen.

Ein armseliges, elendes Leben, aber das Leben der Nichträuber war auch so reizlos, so leer, so schwer zu unterhalten, daß man, wenn man sich zum Räuberleben entschloß, nicht viel zu verlieren hatte.

Hauptpunkte, wo solche Flußpiraten gute Beute machten, waren die Gegenden von Zarizyn, der Hauptfestung an der unteren Wolga, die Umgegend von Dubowka und der sogenannten Katschalinskaja Pristan am Don, welche von der Wolga nur etwa 60 Werst entfernt ist und wo jetzt die Wolga-Don Eisenbahn beide Flüsse verbindet.

Von dort abwärts bis zum Kaspischen Meere hinab, trieben besonders zwei berühmte Räuber ihr Wesen: Kulaga und Sametajew. Ersterer hielt sich meist auf der Wolga bis zu deren Mündung auf; letzterer machte größere Fahrten auf das Meer hinaus, um dort Seeraub zu treiben. Aus den ungewöhnlichen Maßregeln, welche damals — im Jahre 1775, also unmittelbar nach Niederwerfung des Pugatschewschen Aufstandes — von den Behörden ergriffen wurden, ersieht man, wie gefährlich diese beiden Verbrecher gewesen sein müssen. Eine zahllose Menge Papiere wurden geschrieben, um die Organe der Regierung auf ihre Spur zu leiten. Sie waren populair. Man fürchtete auf Schritt und Tritt, daß die Bevölkerung geneigt sein werde sie vor dem strafenden Arm der Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen. In den officiellen Papieren ist von dem „berühmten“ Räuber Kulaga die Rede. Von Sametajew schreibt Suworow, welcher damals in jenen Gegenden das Commando führte: „Vor allen Dingen solle man herauszubringen suchen, worin dessen weitausblickende politische Entwürfe beständen: das Gerücht von ihm sei in vielen Ländern verbreitet.“ Das Gerücht sagte, Sametajew sei ein zweiter Pugatschew. Graf Peter Iwanowitsch Panin hatte den Auftrag für die Pacification

der durch den Pugatschewschen Aufstand aufgeregten Gegenden zu sorgen. Er und Suworow verfügten sehr ausgedehnte Operationen, um den Gefürchteten einzufangen. Ueberall wurden Cordons gezogen, Patrouillen streiften in allen Richtungen hin und her. Besonders sollte aufgepaßt werden, daß Sametajew mit seiner Bande nicht die Wolga hinauf in das Innere Rußlands entschlüpfen könne. Paulu versendete gedruckte Bekanntmachungen (den schriftlichen traute das Volk nicht), in welchen die Bevölkerung zur Ergreifung Sametajews aufgefordert wurde. Es half lange Zeit nichts. Fortwährend tauchten neue Gerüchte von Plünderungen auf, es erschienen geplünderte Schiffer, verwundete Lotsen, Schiffzieher, Fischer. Endlich kam es zu einem Conflict mit den Patrouillen. Sametajew wehrte sich wie ein Verzweifelter, erschoß einen Officier und wurde gefangen. Am 3. September 1775 erfolgte der Urtheilsspruch: Sametajew und seine Genossen sollten an allen jenen Orten gekuntet werden, wo ihre Raubanfälle stattgefunden hatten, und zuletzt zu lebenslänglicher Zwangsarbeit nach Nertschinsk verschickt werden. Der Hauptmann sollte jedesmal siebenzig Hiebe erhalten, jeder seiner Genossen je fünfzig.*) Die Execution fand zuerst in Zarizyn statt, dann in Astrachan, dann an mehreren Orten am Ufer des Kaspischen Meeres. Es ist unbekannt, wie viele solche Executionen diese Unglücklichen aushielten und ob sie noch nach Nertschinsk kamen. Aber es war der Befehl ertheilt worden die Genossen Sametajews, falls einer oder der andere unter der Knute sein Leben aushauchte, in die Erde zu verscharren, Sametajew aber, wenn auch als Leiche, an allen bezeichneten Orten zu knuten. In einer Note bemerkt Herr Mordowzew, daß in dem Gedächtnisse des Volks in jenen Gegenden, wo man sich Suworows nicht mehr erinnert, der Name Sametajews noch fortlebe. Man erzählt sich von ihm allerlei phantastische Märchen.

Man hatte unmöglich alle Theilnehmer an dem Aufstande Pugatschews strafen können. Viele derselben trieben sich lange herum, die vom Pferdediebstahl, von Raub und Plünderung lebten. Die Flußpiraten waren nicht einmal so schwer zu verfolgen und zu verhaften wie die Räuber, welche in Wald und Steppe hausten. Die Banden waren nicht groß, selten größer als 10, 20 oder 30 Mann stark. Manche Räuber gehörten zu gleicher Zeit mehreren Banden an, und doch konnte man nicht viel gegen sie

---

*) Man behauptet, daß es von dem Willen des Henkers abhängt, sein Opfer mit 3 oder gar mit 2 solcher Hiebe zu tödten.

ausrichten. Nicht die Menge der Räuber, aber die unzureichende Polizei und der Zusammenhang der Räuber mit der Bevölkerung, die an ihren Spitzbübereien Antheil hatte, machte die Verfolgung schwierig. Was mochte es helfen, daß nach großen Pferdediebstählen selbst die Bauern zur Verfolgung der Pferdediebe mit Heugabeln und andern dergleichen ursprünglichen Waffen auszogen, wenn sich unter den Bauern selbst Diebshehler befanden oder wenn eben die Schnelligkeit der gestohlenen Pferde den Dieben die Flucht über sehr weite Strecken hinweg erleichterte.

In den Unternehmungen solcher Abenteurer war kein Plan. Die Richtung derselben wurde vom Zufall bestimmt. Je nach den Bekanntschaften dieses oder jenes Theilhabers der Bande, je nach dem eintreffenden Gerüchte von der Reise eines Kaufmanns oder Beamten oder Officiers wurden Raubzüge gemacht. Die Art der Verfolgung oder die Spur einer neuen Beute änderte jeden Augenblick die Richtung der Vagabunden. Wer von ihnen Geld hatte, kam in alle Schenken und hörte und erfuhr dort Alles, was man zu wissen brauchte, um sich der Polizei zu entziehen und neue Pläne zu machen. Um einander in der Steppe über große Strecken hinweg Nachricht zu geben, zündeten die Räuber auf den erhöhten Punkten der Steppe Stroh auf langen Stangen an. So warnte man die Gefährten bei der Annäherung eines Trupps Soldaten.

Zuweilen hatten die Räuber völlig das Ansehen von Kosaken. Ein solcher Trupp konnte ungehindert in jedem Dorfe einkehren unter dem Vorwande, er sei mit einem wichtigen Auftrage ausgesandt worden. Damals waren viele Abtheilungen Bewaffneter in allen Richtungen unterwegs. Es hatte nichts Auffallendes, wenn Räuber, die sich den Anschein gaben, als wären sie in der Verfolgung von Räubern begriffen, sich ganz offenkundig sehen ließen. Dann entpuppte sich wohl eine solche Bande sehr plötzlich. Der Ataman Bragin, welcher es so machte, kam in ein Dorf, ließ den Gutsherrn ergreifen und am Thor seines Hofes aufknüpfen, das Haus ausplündern und sagte zu der um Schonung flehenden Familie des Erwürgten: „Gott, der Kaiser und ich schenken euch das Leben.“ Während die Räuberbande nur aus einer Handvoll Menschen bestand, waren die Bewohner des Dorfes ruhige Zuschauer eines solchen Dramas und leisteten keinerlei Widerstand. Bragin herrschte die Bauern an, man solle ihn gewähren lassen, sonst werde er das ganze Dorf in einen Aschenhaufen verwandeln — und man ließ ihn gewähren. Die Räuber zündeten ein großes Feuer an, um die Drohung noch wirksamer zu machen, und mittlerweile

bemächtigten sie sich aller Fuhrwerke des Guts, schirrten die Pferde, welche sie aus den Ställen nahmen, an, beluden alle Wagen mit den geraubten Gegenständen und verließen das Dorf. Der Vorgang ist charakteristisch für die Macht solcher Wagehälse, welche die jämmerlichen Zustände jener Zeit wohl auszubeuten verstanden.

Das Uebel war um so schwerer auszurotten, je mehr Zusammenhang zwischen den Räubern und dem Volke war. Die in allen Dörfern vorhandenen Bekannten und Hehler der Räuber unterrichteten letztere von allen Bewegungen der gegen sie ausgesandten Kosaken Es war etwas sehr Gewöhnliches, daß die Räuber ein Dorf überfielen, nachdem am Tage vorher eine Kosakenpatrouille dort Halt gemacht hatte, um sie dort zu suchen, oder auch daß die Kosaken gerade um einen Tag zu spät kamen, so daß die Räuber Zeit gehabt hatten sich aus dem Staube zu machen. Auch die deutschen Colonisten an der Wolga waren bisweilen Diebshehler. In den Proceßacten kommen Beispiele vor, daß die Räuber von ihnen aufgenommen und bewirthet wurden, wobei die Bezahlung mit gestohlenem Gute erfolgte. Hier war es ein Müller, dort ein Geistlicher, hier eine Kosakenwittwe, dort gar eine Gutsbesitzerin, welche Beziehungen zu den Räubern hatten. Der Räuber Bragin lebte einige Zeit bei der Wittwe eines Capitains Agischew auf deren Gute, während man überall nach ihm suchte. Einsame, tief im Walde versteckte Dörfer waren bisweilen die Schlupfwinkel der Räuber. Weil sie zeitweilig ihre Raubzüge aufgaben und, mit den gehörigen Legitimationsscheinen versehen, im ganzen Lande als Händler herumzogen um das gestohlene Gut zu verkaufen, so fanden sie überall Berührungspunkte mit den Einwohnern der Dörfer und Städte. Beim Glase Branntwein wurden manche Bekanntschaften angeknüpft. Die Schenken waren der Schauplatz solcher Geschäfte. Der Officier Zimmermann, welcher sehr energisch gegen das Räuberwesen handelte, machte die Regierung darauf aufmerksam, daß die Branntweinspacht der Räuberei großen Vorschub leiste, indem die Schenken die Mittelpunkte für die Anzettelung vieler Verbrechen darböten. Derselbe Zimmermann, welcher die Verhaftung von nicht weniger als 86 Verbrechern leitete, fand daß 8—9 Procent aller Räuber zu dem geistlichen Stande gehörten. Ein Räuber diente dazwischen als Kosak bei einem Officier, nachdem er ein andermal einige Zeit als Kürschner in einem Dorfe gelebt hatte. Der Diener eines Officiers in einer Stadt an der Wolga hatte in dem Garten seines Herrn Zusammenkünfte mit Räubern und entlief mit denselben, um sich ihrer Bande

anzuschließen. Aus den Proceßacten ist zu ersehen, daß es bei manchen Fällen Dörfer gab, wo kein Haus nicht irgendwie compromittirt gewesen wäre.

Aber noch mehr. Nicht bloß die Bevölkerung waren unzuverlässig und gefährlich. Auch die Organe der Regierung selbst waren in vielen Fällen nicht abgeneigt mit den Räubern und Prätendenten gemeinschaftliche Sache zu machen. Pugatschews Flucht aus Kasan, nachdem er als Deserteur verhaftet worden war, wurde nur dadurch ermöglicht, daß er den ihn begleitenden Soldaten betrunken machte; auf dem Wege nach Kasan schon hatte Pugatschew mit den Soldaten des Convoi's wegen seiner Freilassung unterhandelt, aber jeder von ihnen hatte dafür 100 Rbl. verlangt und so viel Geld hatte Pugatschew nicht. Unzählige Male entliefen Gefangene trotz der schweren Fesseln, trotz aller vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln, natürlich nicht ohne Betheiligung der Wächter, Beamten, Kosaken und Officiere. Aus einem Flußpiratenproceß ergiebt sich, daß die zur Verhaftung von Räubern ausgesandten Kosaken selbst Flußpiraten geworden waren und im Begriff standen von den geraubten Pässen zur weiteren Flucht Gebrauch zu machen. Es gab Beamte und Kosaken, welche Hehler waren. Mit einer „Gratulation" von einigen Rubeln konnten die Räuber bei ihren Verfolgern sehr viel Nachsicht erkaufen. Dann gab es Fälle, wo die verhafteten auf dem Transport befindlichen Räuber so lose gebunden waren, daß sie leicht flüchten konnten. Oft zogen sich die Processe ebendeßhalb so sehr in die Länge, weil so viele Kosaken und Beamte bei den Verbrechen betheiligt waren. Ein Officier, Noskow, war angeklagt bei Räubern gestohlenes Gut in der Zeit gestohlen zu haben, als er in der Eigenschaft eines Untersuchungsrichters fungirte. Er hatte für sich aus diesen gestohlenen Stoffen Kleider nähen lassen, hatte die Räuber unterwiesen, wie sie durch Meineid sich weißbrennen könnten und hatte sie dann hinterdrein betrogen und verrathen, nachdem sie ihn durch viele Geschenke bestochen zu haben meinten. Jenem Officier, Zimmermann, erzählte ein berühmter Räuber, Subakin, er habe als er aus der Haft entflohen sei, jeden Kanzleidiener der ganzen Gerichtsbehörde bestochen.

Wie in kleinen so konnte die Regierung auch in großen Dingen sich nicht auf ihre Organe verlassen, wie dieses am ehesten aus den gegen Pugatschew ergriffenen Maßregeln zu ersehen ist. Der General Carr zog nach dem ersten Zusammenstoß mit Pugatschew sogleich zurück, nachdem sich bei dieser Gelegenheit die verrätherische Haltung des Heeres kundgegeben hatte. Am Anfang der Schlacht rief ein Rebell den Truppen

Carrs zu, im Namen des Kaisers fordere er sie auf zu seinen Fahnen überzugehen, weil sie sonst als Rebellen angesehen werden würden; ein anderer las ein Manifest Pugatschews den Truppen Carrs vor und beide kehrten sodann zu den Haufen Pugatschews zurück. Das Heer weigerte sich gegen diese geheimnißvolle Persönlichkeit zu kämpfen. So konnte der Erfolg nicht günstig sein. In den in Zarizyn befindlichen Archivalien sind deutliche Beweise von der regierungsfeindlichen Stimmung im Heere enthalten. Bei den Soldaten, die im Kampfe gegen Pugatschew fielen, sind Papiere gefunden worden, welche das Heer compromittirten. Zur Strafe für diese zweideutige Haltung wurde das Wolgaheer nach dem Jahre 1775 an den Terek verbannt.

Aber außer dem Verrath und der Bestechlichkeit erschwerten Saumseligkeit, Vielschreiberei und Kleinlichkeit den Sieg der Regierung über die revolutionairen Elemente. Viele Maßregeln blieben auf dem Papier. Ueberall wurden Klagen über Mangel an Kriegsvorräthen, über schlechte Ausrüstung der Festungen laut. In den officiellen Correspondenzen der Kosakenhauptleute an Zypletow, den Commandanten von Zarizyn, findet sich immer und immer die Bitte um Pulver, Lunten, Blei u. dgl. Sehr langsam handelten sogar energischere Officiere wie Bibikew. Den Kosaken gab man je ein Pfund Pulver und je zwei Pfund Blei; damit war nicht viel auszurichten. Statt eine bedeutende Truppenmacht raschmöglichst zu concentriren und Pugatschew damit anzugreifen, schickte man anfangs Verordnungen, Drohungen, Warnungen an die Einwohner jener Gegenden. Ein auf Pugatschews Kopf ausgesetzte Preis von 1000 Rubel erscheint sehr gering im Vergleich zu dem ungeheuren Schaden, den er anrichtete, weil man dem Aufstande großzuwerden Zeit ließ. Während man bei dem Volke Reverse verlangte, daß es der Regierung treu bleiben werde, während man Ordres, Promemoria's schrieb und sie mit langsamen Boten beförderte, während hier und da die Wojewoden vor Schrecken sich verbargen, wuchs Pugatschews Heer ins Ungemessene. Die Festungsbauten von Saratow erwiesen sich als untauglich, von Pugatschew dagegen sagte ein Zeitgenosse, er habe Alles nach den Regeln der Kriegskunst gebaut und vortreffliche Batterien anzulegen verstanden, „die Laufgräben hätten von Vauban nicht besser angelegt sein können". Pugatschew leitete geschickt das Proviantwesen, ließ alles, was er brauchte gut bezahlen; seine Leute bekamen 4 Rubel monatlich, während die Soldaten der Regierung in vier Monaten nur 1½ Rubel erhielten. Wollte die Regierung Festungen in

Stand setzen, so fehlte es an Arbeitern. Viele Truppen waren damals in der Türkei; auf die Kalmücken, Tataren, Baschkiren konnte man sich nicht verlassen: als man sie zu sammeln anfing, desertirten sie haufenweise; Soldaten und Officiere stritten oft untereinander. Die Disciplin war schlecht. Ein Rangstreit der Officiere ermöglichte die Einnahme Saratow's durch die Truppen Pugatschews. Von allen oberen Officieren haben nach dem Eindruck, den Herr Mordowzew aus dem Studium der Archivalien genommen hat, nur Michelson und Zypletow Energie, Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit gezeigt. Alle andern haben viel kostbare Zeit verloren und durch Unschlüssigkeit, Kopflosigkeit und Weitläufigkeit dem Aufstande Vorschub geleistet. Als Reinsdorp, der Befehlshaber der Festung Talilchtschew, sogleich nach den ersten Erfolgen Pugatschews militairische Maßregeln ergreifen wollte, stieß er auf offenen Ungehorsam seiner Officiere.

Ebenso weigerten sich bei dem Einfangen der Räuber die Kosakenhauptleute sehr häufig bei den Nachforschungen oder der Verhaftung Hülfe zu leisten, oft hieß es man habe weder Pferde noch Waffen genug; unbedeutende Formfehler in den officiellen Correspondenzen, kleinliche Hetzereien der Behörden, die unglaubliche Schwerfälligkeit des bureaukratischen Mechanismus*) — alles dieses verzögerte die Ausführung aller von der Regierung getroffenen Maßregeln.

Vergegenwärtigt man sich, wie tiefgehend das Uebel war, wie aufgewühlt die Bevölkerung bei den obengeschilderten Verhältnissen sein mußte, wie relativ gering die Mittel waren, über welche die Regierung verfügte, so begreift man, wie die Nachwehen des Pugatschewschen Aufstandes und ähnlicher Erscheinungen noch lange fortdauern mußten. Man will eine Abnahme der Bevölkerung zu jener Zeit in den Gegenden wahrgenommen haben, wo diese Rebellionen ihren Schauplatz hatten. Auch hatte es nicht so viel für die dauernde Besserung der Zustände zu bedeuten, wenn man militairisch über diese oder jene Bande siegte und Hunderte grausam strafte. Ehe tiefgreifende Reformen in modernem Sinne das Volk auf eine höhere Culturstufe erhoben, mußten sich ähnliche Erscheinungen wie die obengeschilderten noch oft wiederholen. Es war die Hydra der Bauernkriege.

*) Folgendes mag als Beispiel der Vielschreiberei gelten. Bei der Abschätzung von gestohlenen Soldatenkleidungsstücken kommen folgende Zahlen vor. Ein Kaftan wird 2 Rubel $62\frac{3}{16}$ Kopeken taxirt, ein Paar Hosen $69\frac{1}{2}+\frac{2}{3}+\frac{1}{8}$ Kopeken!

Nicht bloß die Erinnerung an die Zeiten Pugatschews und anderer Räuber lebt in vielen Liedern des Volkes fort; es haben sich auch noch im neunzehnten Jahrhundert hin und wieder größere oder kleinere Räuberbanden in den Wolgagegenden gezeigt; namentlich der Pferdediebstahl wird vielfach in allergrößtem Maßstabe betrieben, mancherlei Verbrechen werden verübt. Aber eine so allgemeine, eine so systematische Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft erscheint in den letzten Zeiten unmöglich. In glücklicheren Bahnen bewegt sich Rußlands inneres Leben vorwärts.

A. Brückner.

Amerikanische Briefe eines Livländers.

IV.

New-York, den 4. Mai (22. April) 1868.

Amerika ist in ganz eminentem Sinne des Wortes das Land der Courtoisie gegen das weibliche Geschlecht. Da ich mich nun redlichst bestrebe ein echter und rechter Amerikaner zu werden, so wollte ich natürlich in dieser Beziehung am wenigsten hinter meinen neuen Mitbürgern zurückbleiben, und hatte mir daher fest vorgenommen dieses Mal ganz speciell den livländischen Damen über ihre amerikanischen Schwestern zu schreiben. Allein Sie wissen ja wohin die Wege führen, die mit guten Vorsätzen gepflastert sind; oder vielmehr Sie wissen es nicht, denn hier führen sie nur zuweilen, wie in Livland, zur Hölle, öfters aber auch in die — Academy of Music. Und dahin haben sie mich dieses Mal geführt. Meine freundlichen Leserinnen müssen daher, wohl oder übel, noch einen Monat Geduld mit mir haben.

Ich war zum sechsunddreißigsten Stiftungsfest der „α, δ, φ" in die Academy of Music geladen. „Alpha, Delta, Fei" ist eine Studentenverbrüderung (wenn ich denn die Schüler der hiesigen College's Studenten heißen soll; die Amerikaner halten ja einmal dieses Mixtum compositum von höherem Gymnasium und höherer Realschule für Universitäten; thun wir ihnen daher für heute den Gefallen sie gleichfalls als solche aufzufassen). Die Verbrüderung ist nicht etwa auf ein College oder die Stadt New-York beschränkt, sondern ist in allen den namhafteren College's des ganzen Landes vertreten. Ihr Zweck ist ein sehr allgemeiner, vorzüglich geselliger Natur; nebenbei aber haben sie auch das Bestreben, ehrenhafte Gesinnung und im Allgemeinen geistiges Leben — denn Wissenschaft kann ich beim besten Willen nicht sagen — zu pflegen.

Wie Alles, was in Amerika bestimmt ist von den Leuten gesehen zu werden, so trug auch dieses Stiftungsfest einen pompösen, großartigen Charakter. Die Verbrüderung hatte das größte, schönste und kostbarste Theaterlocal gemiethet und das beste Orchester engagirt. Selbst der Polizeiofficier, dem am Eingang die Einlaßkarten vorgewiesen werden mußten, gehörte zu den Stattlichsten der Stattlichen. Nur die Unsitte hat „Alpha, Delta, Fei“ mit allen anderen amerikanischen Gesellschaften gemein, daß sie, obgleich Alle geladen sind, Sitze reservirt. Daher mußten viele Dutzende von Damen stehen, obgleich noch dreihundert Sitze und drüber unbesetzt waren und auf unzähligen halbwüchsige Bürschchen saßen.

Eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit ward das Zeichen zum Anfang gegeben. Das Orchester spielte die Ouverture aus der Stummen von Portici meisterhaft Dann erhob sich einer der vier Herren, die in Reih und Glied auf der Bühne saßen, kündigte sich selbst als stellvertretenden Präsidenten an, und stellte der Gesellschaft den Mann zu seiner Rechten als den Herrn Pfarrer N. vor. Der Herr Pfarrer trat vor und hielt ein Gebet, das etwa zehn Minuten dauern mochte.

Das Stiftungsfest einer Gesellschaft, die keinerlei religiöse Tendenzen verfolgt und Glieder aller Confessionen vereinigt; ein Fest, das die Ouverture der „Stummen“ einleitete; ein Fest, dessen Hauptbestandtheil eine politische Rede war; ein Fest, da die mannigfaltigste Opernmusik gespielt wurde und das mit einem lustigen Kehraus (gleich nach einem abermaligen geistlichen Segen) endigte, ein solches Fest mit einem Gebete begonnen! Der Amerikaner muß nun einmal Alles mit Gebet beginnen. Das mag Vielen sehr schön klingen; aber in Wahrheit ist es ein Unfug, und ein verderblicher Unfug, und gerade die guten Christen sollten sich am meisten darüber bekümmern. So weit mein kurzes Gesicht reichte, sah ich auch nicht Einen, der dem Prediger andächtig zugehört oder es auch nur der Mühe werth gehalten hätte den Schein anzunehmen. Und doch wäre es viel gewesen, wenn man unter Hundert Einen gefunden, der nicht Zeter und Mordio geschrien, wenn das Gebet fortgelassen worden wäre. Und in der That, warum nicht hier beten, wo Einem nur Opernmusik in den Ohren nachtönt; beginnt doch jede Congreß-Sitzung mit Gebet, wo das Amen noch nicht verhallt ist, wenn schon die wüthendsten Parteileidenschaften sich zu bethätigen beginnen, ein Vertreter des Volks den anderen Dieb und Lügner schimpft, die schmählichste Thalerpolitik getrieben wird, die Interessen des Volkes von den Blauen wie von den Grünen auf's

Nichtswürdigste betrogen und verschachert werden, wilde Drohungen sich hören lassen und bei Gelegenheit wohl auch vor den Thüren des Hauses ein Mord versucht wird. Es ist ein übeles Ding vor den Leuten die Lippen zum Gebet zu bewegen, wenn das Herz an nichts so wenig denkt wie an's Beten, oder wenn es gar bis an den Rand voll Unflath ist. Das religiöse Leben wird dadurch in einem Grade zur bloßen Gewohnheitssache, in einem Maße verflacht, ja ertödtet, von dem es schwer ist sich einen Begriff zu machen. Ich habe mich oft gewundert, daß noch so viel wahres religiöses Leben unter den Amerikanern zu finden und daß die Sittlichkeit erst verhältnißmäßig so wenig durch dieses von den Vorfahren ererbte Paradiren mit der Religion geschädigt worden ist. Aber ich habe mich noch viel häufiger und noch viel mehr gewundert, daß die aufrichtigen Christen so unglaublich blind dafür sind, welch entsetzlicher Schaden ihrer Sache durch diesen Herkommensglauben und durch diese Schaustellung der Frömmigkeit zugefügt, welcher Mundglaube, welche Heuchelei dadurch großgezogen wird; wie vielen Leuten das Gelegenheit bietet ihre Gesichter hinter Katechismus und Bibel zu verstecken, Gesichter wie man sie gar nicht besser für den Pranger, ab und an wohl gar für den Galgen aussuchen könnte. Ich erinnere mich von einem Manne gehört zu haben, der die Leute nicht liebte, die „an den Ecken" standen und beteten. Den Mann kennen die Amerikaner genau; sollten sie nie dieses sein Wort gehört haben? Kennen sie es nicht, dann mögen sie ihre Pfarrer inständigst bitten, ihnen sonntäglich recht eindringlich davon zu erzählen. Sonst mögen sie sich hüten, denn dann ist der Tag nicht fern — und mich soll's nicht wundern, wenn ich ihn erlebe — da drei Viertheile von ihnen rationalistischer oder vielmehr religionsloser sind als irgend welche deutsche Freidenker. Sie steuern mit vollen Segeln auf dieses Ziel zu, wie höhnisch sie auch den auslachen, der es ihnen sagt. Und neben ihnen steuert mit vollen Segeln das irländische Element auf den fanatischen Katholicismus los!

Auf den Herrn Pfarrer N. folgte der Präsident, und las eine kurze, ziemlich nichtssagende Eröffnungsrede ab. Dann trat „der Poet des Tages" vor. Das ist auch solch eine unglückliche Marotte der Amerikaner, daß bei derartigen Gelegenheiten stets ein eigens für das Fest unter heißem Schweiß zusammengeschmiedetes Gedicht vorgetragen werden muß. Selten gelingt es einen Mann dazu aufzutreiben, der irgend auf den Namen eines Dichterlings Anspruch erheben könnte; Amerika ist nicht ein Land,

das geeignet wäre in großer Fülle poetische Talente zu erzeugen, wenn es gleich einzelne sehr bedeutende Dichter hervorgebracht hat. Aber was vermag der Mensch nicht, wenn er nur ernstlich will; selbst einen Reim sucht er sich am Ende doch noch zusammen. Ich will nicht behaupten daß es Allen so schwer wird, wie dem guten Professor M.; aber ich darf dreist sagen, daß Professor M. ein ewig denkwürdiges Beispiel dafür bleiben wird, was auch in dieser Beziehung Energie leisten mag. Hat einem die Natur jegliches poetische Talent verweigert, und man kann runde fünfzig Minuten selbstgemachte Reime ablesen und darf der Wahrheit gemäß behaupten, daß das nur „kleine Proben" eines größeren Gedichtes sind, dann gewinnt man die Ueberzeugung, daß es absolut nichts dem Menschen Unmögliches giebt.

Nachdem das Orchester uns dazu verholfen unsere verstörten Geister wieder einigermaßen in Fassung zu bringen, trat Mr. Curtis, „der Redner des Tages", an das Pult. Wir wurden jetzt reichlich für all' die bisher ausgestandenen Leiden entschädigt. Mr. Curtis, einer der ersten amerikanischen Redner, sprach lange aber ausgezeichnet; nur redet auch er zu sehr in dem hier allzuüblichen Kanzelton, der uns Deutschen wenig behagt. Von dem Inhalt der Rede will ich nur erwähnen, daß er sich ganz besonders gründlich und scharf über die entsetzliche Corruption und Immoralität in der Beamtenwelt und den Kreisen der Fachpolitiker ausließ. Es that wohl von einem Amerikaner in so schneidiger Weise einer amerikanischen Gesellschaft die sittliche Fäulniß, die ihr politisches und zum Theil ihr ganzes öffentliches Leben durchzieht, in's Gesicht schleudern zu sehen. Das thut wohl; aber was nützt es? Alles klatscht Beifall und ruft Bravo. Aber die, auf welche die Worte paßten, gehen nach Hause, und treiben fürderhin so frech und ungestraft wie zuvor ihr falsches, verbrecherisches Spiel; und die, welche persönlich rein sind, gehen nach Hause und begnügen sich fürderhin wie zuvor gelegentlich über die Verderbniß zu schimpfen. Unter Tausend von diesen findet man oft nicht Einen, der mit Energie eine Reform anstrebte. Und versucht es wohl Einer, so wird er bald laß und steht verzweifelnd von der Arbeit ab, weil er kein Herkules ist und nicht allein den Augiasstall auskehren kann. Hier aber liegt in Wahrheit der wunde Punkt: nicht das ist unser größtes Unglück, daß unsere Fachpolitiker und unsere Beamten in einer schrecklichen Mehrheit furchtbar corrumpirt sind; sondern das, daß die Guten und Besten so wenig ihre Pflichten als Bürger einer Republik kennen, daß sie träge

dreinschauen und ihren Zorn in eitelen Worten in die Luft verpuffen, statt zu handeln.

Von den anwesenden Deutschen erntete der Redner einen ungeheuren Beifallssturm ein, als er Preußen, wegen der hohen Bildung und Intelligenz seiner Bewohner „das erste Land der Erde“ nannte.

Nachdem der Pfarrer wiederum ein kurzes Gebet gesprochen, ward das Fest durch den Chor der activen Mitglieder mit dem Bundesliede beschlossen. Die Melodie war:

„O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Zweige!“

Bei dem Stiftungsfest einer echt amerikanischen Verbrüderung deren Mitglieder nach Tausenden zählen, erklärt der Festredner die Preußen für das erste Volk der Erde, und das Bundeslied wird nach der Melodie eines alten deutschen Volksliedes gesungen. Das giebt zu denken; um so mehr als trotzdem alle Alt-Amerikaner und alle Irländer die Deutschen doch nur für halbe Menschen ansehen und sie als solche behandeln und — als die Deutschen sich des ruhig gefallen lassen.

Eine russische Broschüre.

Schon im Aprilheft 1867 stellten wir die Ansicht auf: die russische Gesetzgebung der nächsten Jahre werde manches durch die unbedingte Anwendung importirter Doctrinen auf Verhältnisse, die diesen nicht immer adäquat waren, sowie durch die Durchführung von utopistischen sich aller Verbindung mit der Wirklichkeit entziehenden Principien Verfehlte hinwegräumen müssen, ein Ziel, das am Besten durch die rückhaltloseste Besprechung der bestehenden mit der Gesetzgebung der letzten Jahre im engsten Zusammenhang stehenden factischen Verhältnisse angebahnt werden würde.

Der seit jenem Augenblick verflossene Zeitraum hat unsere Worte nicht Lügen gestraft und unser oben ausgesprochener Wunsch ist bereits theilweise in Erfüllung gegangen. Die Nebel der ersten Begeisterung für die neuen Provinzialinstitutionen — dieselben im weitesten Sinn aufgefaßt, so daß alle in dem letzten Jahrzehnt eingeführten organischen Veränderungen in den Verwaltungs- und Justizverhältnissen der Landschaft unter demselben zu verstehen sind — die manchen Blick anfangs getrübt haben, sind unterdeß zerstoben und haben die nackte Realität der Dinge auch dem blödesten Auge offenbar gemacht. Daß dieses ungeschminkte Bild aber nicht immer ein erfreuliches ist, haben selbst die größten Freunde der durch die jüngste Gesetzgebung geschaffenen Zustände zugestehen müssen.

An der erforderlichen Beleuchtung der Dinge hat es denn auch ihrerseits die Presse nicht fehlen lassen, und es ist namentlich ein Hauptverdienst der aristokratischen „Westj“ die Dinge bei ihrem wahren Namen genannt und in ungefärbtem Lichte gezeigt zu haben. Dieses Organ des russischen Adels — wie dasselbe sich selbst nicht ungern nennt, worunter übrigens keineswegs ein im westeuropäischen Sinn feudales Blatt zu verstehen ist, indem dasselbe sich vorzugsweise den Schutz des Rechts im Gegensatz zur

administrativen Willkür, die Vertheidigung des persönlichen Eigenthums gegenüber den Angriffen der Vertreter des Gemeindebesitzes, die Vertretung der Rechte des Adels nicht als einer staatsrechtlich abgeschlossenen Kaste, sondern als des gebildetsten und begütertsten Standes gegenüber den Gelüsten einer absolutistischen Bureaukratie und einer Massenherrschaft roher Majoritäten zur Aufgabe gestellt hat — hat sich bei Beurtheilung der neubegründeten Selbstverwaltung meist in der von Wladimir Besobrasow in seinem von uns auszugsweise mitgetheilten Artikel eingeschlagenen Richtung bewegt und wiederholt auf die Reformbedürftigkeit dieser jüngsten organischen Erzeugnisse der Gesetzgebung hingewiesen.

Und auch in Regierungskreisen scheint sich diese Ueberzeugung allmählich Bahn gebrochen zu haben: sind doch die unbefriedigenden Resultate der neuen Provinzial- und Kreisstände selbst von dem officiellen Organ desjenigen Ministers constatirt worden, der für den Urheber dieser Institutionen gehalten wird (der ehemalige Minister des Innern Walujew) — einem Organ also, welches, wie man annehmen sollte, allen Grund hatte, dieselben möglichst schonend zu beurtheilen.

In derselben Richtung nun bewegt sich eine in neuester Zeit in St. Petersburg erschienene Broschüre, deren Autor den Regierungskreisen nicht fern stehen und außerdem, wie behauptet wird, zum obersten Verwaltungsbeamten einer unserer baltischen Provinzen designirt sein soll, — die schon um der rückhaltlosen Offenheit, mit der sie die durch die Bauernemancipation geschaffenen Zustände bespricht, auf unsere vollste Aufmerksamkeit Anspruch machen darf. Dieselbe trägt den Titel eines zur Zeit der Petersburger Feuersbrünste, als der Nihilismus sich fast der ganzen russischen Jugend bemächtigt hatte und man den faulen Westen durch einen kühnen Gedankensprung überholen zu können meinte, mit einem Wort zur Zeit vor dem letzten polnischen Aufstand, der für Rußlands innere Entwickelung einen bedeutsamen Wendepunkt bilden sollte, von einer geheimen Gesellschaft herausgegebenen Journals: Land und Freiheit und ironisirt schon hierdurch in geistvoller Weise jene unseligen Bestrebungen einer rohen und zuchtlosen Phantasie, die in vollständig mißverstandener Weise zwei der Grundelemente des staatlichen Lebens zu ihrer Devise erwählt hatten, trotzdem daß sie in ihren Zielpunkten den Staat eigentlich vollständig negirten. Wir würden es uns nicht versagt haben, den Inhalt dieser Broschüre, die in zwei Theile zerfällt, von denen der eine die russische Landwirthschaft im Jahre 1868, der andere das Friedensrichterinstitut und

die neuen Provinzial- und Kreisstände bespricht, unseren Lesern vollständig mitzutheilen, wären nicht bereits unsere leichter beschwingten Collegen von der Tagespresse uns hinsichtlich des ersten Theils: der Besprechung der durch die Bauernemancipation von 1861 geschaffenen agrarischen Zustände zuvorgekommen. Es bleibt uns somit nur noch übrig, die Ansichten des Autors über die neugeschaffenen Kreis- und Provinzialorganismen und ihre Thätigkeit zu referiren, wobei wir ihn in directer Weise selbstredend einführen wollen.

Nicht überflüssig dürfte es bei dieser Gelegenheit sein, vorher noch den politischen Standpunkt des Verfassers ein wenig zu skizziren, so wenig Eigenthümliches derselbe im westeuropäischen Sinn auch immerhin darbieten mag. Daß er eben die unwandelbaren Voraussetzungen der Culturentwickelung, die sich überall und unter allen Verhältnissen gleich bleiben, so nachdrücklich betont und sich mit warmer Ueberzeugung zu denselben bekennt, giebt ihm in Rußland, wo noch immer selbst hervorragende Geister, indem sie ihrem Vaterland die Bahnen künftiger Entwickelung weisen, von den allgemein menschlichen Voraussetzungen jeder Culturentwickelung glauben absehen zu dürfen, seinen eigenthümlichen Werth. Es ist daher eine tiefe Wahrheit, in der zugleich eine ernste Mahnung verborgen liegt, wenn Turgenjew in seinem „Rauch“ einen seiner Landsleute sagen läßt: Prüfet jede Maßregel die ihr für das Wohl unseres Landes unternehmen wollt vornehmlich darauf, ob sie unser Volk in der Cultur weiterbringt; verspricht sie es zu thun, so könnt ihr getrost beginnen. Es ist hiermit das stillschweigende Zugeständniß gegeben, daß es Maßregeln, Neuerungen geben kann und gegeben hat, die vielleicht von den hochherzigsten Intentionen dictirt waren, das Volk in der Cultur aber doch nicht weiter gefördert haben. Derselbe von Turgenjew ausgesprochene Standpunkt ist es denn auch, den der Verfasser von „Land und Freiheit“ einnimmt. Ihm genügt es nicht, daß ein großes Princip adoptirt wird, er will es auch in staatsmännischer Weise durchgeführt sehen, damit es denjenigen, für die berechnet ist, auch wirklich dient, sowohl materiell als auch intellectuell. Eine solche staatsmännische Behandlung der wichtigsten legislatorischen Fragen der Jetztzeit vermißt er nun aber häufig, und liefert an der Hand der Praxis die untrüglichsten Beweise dafür, daß die besten Absichten der Regierung durch ihre unpraktische Durchführung häufig das Gegentheil der beabsichtigten Wirkungen herbeigeführt haben.

Indem er sich daher im Princip mit der Bauernemancipation, durch die 40 Millionen Leibeigenen die Bedingungen einer staatsbürgerlichen Existenz gegeben wurden, sowie mit der Begründung der Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz vollständig einverstanden erklärt, so kann er sich doch nicht mit der Art und Weise der Durchführung dieser Principien befreunden. Wir haben es also hier keineswegs mit einem Reactionair (крѣпостникъ) zu thun, wofür bei einem Theil der russischen Presse jeder unbefangen Urtheilende gilt, der nicht allein darin sein Genüge findet, daß die auf dem officiellen Papier ausgesprochenen Grundsätze menschenbeglückend lauten: die Freiheit und das Wohl seines Volks liegen ihm zu sehr am Herzen, um über der schön klingenden Phrase auch nur für einen Augenblick das wirkliche Wohl und Wehe desselben übersehen zu können. Doch gehen wir von diesen einleitenden Bemerkungen zu dem Inhalt des zweiten Theils der angezeigten Broschüre selbst über und lassen wir den Verfasser nunmehr selbst reden.

Welches sind, so fragt er, die neuen innerhalb der Landgemeinden und Kreise, um sich hierauf zu beschränken, geschaffenen Hauptorgane der Selbstverwaltung? — und er beantwortet diese Frage dahin, daß es außer den Gemeindeversammlungen die Aeltesten der Dorfgemeinde und Vorsteher der Gesammtgemeinde (Wolostj), die aus sämmtlichen Dorfgemeindeältesten des Bezirks und dem Vorsteher gebildete Verwaltung der Gesammtgemeinde, das Gemeindegericht, die Kreispolizeiverwaltung mit den ihr untergeordneten Bezirksaufsehern, den Zehn- und Hundertmännern, die Friedensvermittler mit ihren Versammlungen, die Friedensrichter mit ihren Versammlungen, die Kreisständeversammlung (Kreistag) mit dem Kreisamt, das Naturalprästandencomité, und außerdem noch die rein ständischen Organe der adligen Kreistage, der adligen Pupillenbehörden u. s. f. sind. Diese Vertreter der Selbstverwaltung in Gemeinde und Kreis gehen aus den Wahlen der Ortseingesessenen hervor und werden, soweit sie nicht unentgeltliche Dienste thun, aus den Mitteln der Landschaft besoldet. Schon aus der Benennung der einzelnen Aemter geht, ohne daß ihre Functionen speciell aufgezählt zu werden brauchen, hervor, daß die Theilung der Gewalten hier bis aufs minutiöseste durchgeführt ist, so daß jede theoretisch nur irgend unterscheid- und theilbare Function einem besonderen Organ zugetheilt ist. Und beruht, fragt der Verfasser weiter, diese Gewalten- und Arbeitstheilung wirklich darauf, daß jede einzelne Function vorzugsweise geeigneten und vorbereiteten Personen übertragen ist? Ist der Friedensrichter A. wirklich Jurist, der Polizei-

hauptmann B. ausschließlich oder doch wenigstens besonders für den Polizeidienst vorbereitet, endlich der Vorsitzende des Kreisamts C. eine mit den erforderlichen volkswirthschaftlichen Kenntnissen ausgestattete Verwaltungscapacität? Keineswegs, denn da alle diese Aemter Wahlämter sind, so kommt es nicht selten vor, daß der Friedensrichter A. nach Ausdienung seines Trienniums Polizeihauptmann, der Polizeihauptmann B. aber Vorsitzer des Kreisamts und dieser wieder Friedensrichter wird. Ja, der noch häufiger vorkommende Fall besteht darin, daß bei dem Mangel an tauglichen Persönlichkeiten mehrere dieser Aemter in einer und derselben Person vereinigt werden, welche Cumulation für alle Kreisämter mit Ausnahme der Friedensrichter gestattet ist. Hieraus dürfte nun klar hervorgehen, daß das wirkliche Leben der in dem Gesetz durchgeführten Gewaltentheilung spottet und sie in der Ausführung häufig illusorisch macht, ja machen muß, da die zur Durchführung derselben nothwendigen Vorbedingungen fehlen. Dort aber, wo, wie beim Friedensrichter, eine solche Correctur des Princips durch die gegebenen Verhältnisse vor dem Gesetz unmöglich gemacht wird, erweist sich dasselbe keineswegs als praktisch. Denn je weiter die Gewaltentheilung durchgeführt wird, über ein desto umfangreicheres Territorium wird der mit einer solchen Specialfunction Betraute seine Thätigkeit zu erstrecken haben. Beamte, denen nur die Justiz zu verwalten obliegt, können natürlich nicht so dicht gesäet sein, als wenn sie zugleich Polizei- und Verwaltungsfunctionen auszuüben hätten; eine Instanz in Bagatellsachen aber, die man auf hunderte von Wersten aufzusuchen hat, hört, zumal für den unbemittelten Mann, der die Kosten einer weiten Reise und den entmißten Erwerb zu tragen nicht im Stande ist, auf, eine Instanz zu sein. Dazu kommt, daß der Bauer der bisher nur seinen Herrn als einzige zugleich private und öffentliche Autorität über sich hatte, plötzlich durch die vielen Obrigkeiten, deren verschiedenen Sinn und Bedeutung er sich durchaus nicht klar machen kann, vollständig verwirrt wird. Statt eine Persönlichkeit hinzustellen, an die der Bauer sich in seinen Rechtsnöthen wenden könne, die seine Streitigkeiten zu schlichten und ihn über seine Pflichten gegenüber Gemeinde und Staat nöthigenfalls mit obrigkeitlichem Nachdruck aufzuklären im Stande wäre, hat man die verschiedensten Institute geschaffen, die einander mehr lähmen als fördern und deren bunte Competenzbestimmungen dem Bauern wohl kaum klar zu machen sind. In höchst drastischer Weise wird bei dieser Gelegenheit an einem concreten Fall nachgewiesen, wie ein der Reparatur bedürftiger Weg,

weil der mit der Beaufsichtigung desselben betrauten Instanzen so viele sind, daß sie sich gegenseitig hindern und ihre Thätigkeit paralysiren, mittlerweile vollständig unfahrbar werden kann. Der Erklärungsgrund für alle diese gesetzgeberischen Mißgriffe wird dann in der abstract theoretischen Methode der Legislation des letzten Jahrzehnts und in dem vollständigen Verkennen des in Rußland bestehenden großen Unterschieds von Stadt und Land gesucht und gefunden. Alle diese Statute sind vorzugsweise das Elaborat von Menschen, die in Städten aufgewachsen sind, in denselben leben und deren Anschauungen sich lediglich durch Eindrücke des städtischen Lebens gebildet haben. Während nur die Städte mit dichter Bevölkerung den nicht allzu hoch gespannten Anforderungen einer civilisirten Gesellschaft zu befriedigen im Stande sind, beginnt jenseits des städtischen Weichbilds die mit Sümpfen und Wäldern bedeckte, nur selten durch Stücke angebauten Landes unterbrochene Fläche oder die steppengleiche unendliche Einöde. Die auf derselben meist dünn gesäete Bevölkerung verbringt ihr Leben baar aller Güter, die die moderne Civilisation geschaffen hat, so daß Land und Stadt durch eine Entwickelung von mehreren Jahrhunderten von einander geschieden zu sein scheinen. Deßhalb sind viele Gesetze und Verordnungen deren Autoren bei ihrer Abfassung lediglich städtische Verhältnisse vorschwebten, auf dem flachen Lande vollständig undurchführbar. Als Beispiel diene nur eine während der letzten Choleraepidemie den Gemeindeältesten ertheilter Befehl täglich über den Stand der Epidemie zum Theil sehr specielle Fragen zu beantworten. Da die meisten Dörfer durch nur einmal wöchentliche Postverbindung ihre Briefe in die nächstgelegene Kreisstadt und weiter gelangen lassen können, so mußte die Ausführung der Vorschrift schon an der mangelnden Communication scheitern, vorausgesetzt selbst, daß sich ein genügend intelligenter Schreiber gefunden hätte, um die von den Petersburger Medicinalbeamten gestellten Fragen zu verstehen und zu beantworten.

So sehr daher auch auf den höheren Stufen des staatlichen Lebens die Gewaltentheilung berechtigt ist und wohlthätig wirkt — sie bis auf die untersten und primitivsten Organe desselben durchführen, heißt entweder etwas Unmögliches oder doch wenigstens etwas höchst Unpraktisches wollen.

Was nun die Wirksamkeit der einzelnen Selbstverwaltungsorgane betrifft, so wendet sich die ganze Schärfe der Kritik des Verfassers vornehmlich gegen die durch das Emancipationsgesetz geschaffenen Landgemeindeverhältnisse. Während bis dahin der Gutsherr den auf seinem Gut

angesessenen Bauern gegenüber den Staat allein repräsentirte, ist man jetzt ins gegenseitige Extrem gefallen, indem man jeden Zusammenhang zwischen dem Großgrundbesitzer und der Bauergemeinde künstlich zu zerreißen versucht hat. Während die beiderseitigen Ländereien häufig im Gemenge liegen, ihre Interessen meist mit einander verflochten und sie demnach auf gegenseitige Unterstützung und Förderung angewiesen sind, hat man die Gemeinde als autonome Republik vollständig von dem Hof abgerissen, ohne sie zugleich mit den übrigen Organen der Selbstverwaltung in einen inneren Zusammenhang zu bringen. Und wie geht es in diesem inselartig abgeschlossenen „Staatsmikrokosmus“ her? Die Antwort lautet grade nicht sehr erfreilich. Die Versammlungen der Gesammtgemeinden, die ein Bild demokratischer Gleichheit darbieten, wie man es sich nicht gründlicher wünschen kann, indem in denselben Keiner vor dem Anderen hervorragt und alle in gleicher Unwissenheit beharren, beherrscht gewöhnlich der lauteste Schreier, der in seinen Mitteln gerade nicht immer wählerisch zu sein pflegt, wenn sie nicht, was noch schlimmer ist, das Bild vollständigster Anarchie darbieten. Die Verwaltungen der Gesammtgemeinde, die aus dem Gesammtgemeindevorstand und den Aeltesten sämmtlicher Dorfgemeinden des Bezirks bestehen, bilden das unterste Verwaltungsorgan, dem zum Theil sehr wichtige und vor Allem sehr mannigfaltige Functionen übertragen sind. Die Dorfgemeindeältesten als Beisitzer derselben erscheinen höchst selten, und wenn sie einmal den Weg nicht scheuen und die Arbeit im eigenen Hause und in der Dorfgemeinde verlassen, so vermögen sie doch nur die Rolle von Statisten zu spielen, weil ihnen die vorliegenden Geschäfte nur im seltensten Fall geläufig zu sein pflegen. Da auch der Vorsteher der Gesammtgemeinde nur selten des Lesens und Schreibens kundig ist, so liegt die ganze Verwaltung eigentlich in der Hand geriebener und wenig scrupulöser Schreiber. Auch die Gemeindegerichte die in ihren Urtheilen lediglich darauf angewiesen sind aus dem Brunnen ihrer Rechtsüberzeugung zu schöpfen, den sie aber meist trocken finden, erfreuen sich bei den Bauern keines Vertrauens. Es darf jedenfalls als ein Fortschritt angesehen werden, daß dieselben in jüngster Zeit durch Einführung des Rechtsmittels der Nichtigkeitsbeschwerde für die inappellabeln Gemeindegerichtsurtheile, die bei der Friedensrichterversammlung anzubringen ist, in einen organischen Zusammenhang mit dieser gebracht worden sind.

Das ist also das Resultat, um dessen willen man jeden Einfluß des Gutsbesitzers oder der höher gebildeten Repräsentanten der Selbstverwaltung,

die, sofern ihnen eine vor dem Gesetz scharf begrenzte Betheiligung an den Gemeindeverhältnissen eingeräumt werden würde, doch in jedem Fall nur wohlthätig auf dieselben einwirken könnten, abgeschnitten hat. Nicht mit Ungrund fürchtete man vielleicht, daß diese naturwüchsigen ruralen Körper beim ersten Zusammentreffen mit Culturelementen ihre vielgerühmte Selbstständigkeit, die nur die Selbstständigkeit des Ameisenhaufens ist, einbüßen würden. — Was denn weiter die Thätigkeit der Friedensrichter betrifft, so constatirt der Verfasser, daß, so gut sich dieses Institut in den Städten bewähren mag, es auf dem Lande mit Nichten dahin geführt hat, das Recht zur Herrschaft zu bringen. Es ist dieses wohl nicht die Schuld der neuen Richter allein, als vielmehr mancher nebenbei wirkender Umstände, die bei Creirung dieses Instituts nicht ins Auge gefaßt worden sind. Durch die weiten Entfernungen und manchen anderen Mißstand wird die Justiz dem Bauern illusorisch gemacht. Aber es erwartet auch der Grundbesitzer, dem bei der Emancipation seiner früheren Leibeigenen zugleich ein nicht unbeträchtlicher Theil seines Besitzes zu Gunsten der Freigelassenen abgeschnitten worden ist, umsonst für den ihm noch übrig gebliebenen Theil seines Vermögens des Rechtsspruches sicher zu sein. Die ihn umgebende oder in seiner Nähe liegende Gemeinde, der kaum das erste Dämmerlicht des Rechtsbewußtseins aufgegangen ist und der bei dem herrschenden Gemeindebesitz der Begriff des persönlichen Eigenthums und die Achtung vor demselben gar nicht klar gemacht werden kann, befindet sich in einem steten Angriffszustand auf seine Weiden, Felder und Wälder. Dieser Zustand wirkt aber um so peinlicher, als der Mensch lieber einmal ein großes Unglück hinnimmt als jene täglich sich wiederholenden Nadelstiche, die, obgleich sie nicht sehr schmerzhaft zu sein pflegen, ihn dennoch vollständig aufreiben können. Den Großgrundbesitzer gegen diese täglichen Attentate seiner Nachbarn zu schützen, hat der Friedensrichter aber um so weniger die Macht, als er bei jeder Untersuchung eines begangenen Waldfrevels oder einer sonstigen Besitzstörung gleichsam in ein Wespennest sticht. Denn die Vertreter des Gemeindebesitzes, zu denen die Bauerschaft gehört, stehen in solchen Fällen in Reih und Glied zusammen um einander zu decken und lassen diese feste Phalanx nur höchst selten durch einen Vertreter des persönlichen Eigenthums durchbrechen. Aber ein noch anderer Mißstand ist es, der die Wirksamkeit des Richters häufig illusorisch macht: das Polizeistrafgesetzbuch. Wie wenig dasselbe bei seiner gegenüber dem Strafgesetzbuch anerkannt humanen Färbung die Praxis im Auge hat, möge

folgendes Beispiel klar machen. Dasselbe droht nämlich für einen das erste oder zweite Mal begangenen Waldfrevel eine Geldstrafe im Betrage des doppelten Werths der verübten Verletzung an. Zieht man nun in Betracht, daß bei der häufig vorkommenden Vermögenslosigkeit der Inculpaten dieselben der Schuldhaft unterzogen werden müssen, wobei ein Tag Gefängniß 5 Rbl. S. gleichgestellt wird, der Lohn eines Tagelöhners für einen Wintertag aber nur 30 Kop., für einen Sommertag nur 50 Kop. beträgt, so folgt hieraus, daß das Gesetz den Forstfrevel augenscheinlich prämiirt hat, eine Einsicht, die sich auch der schlichteste Bauer ohne großes Kopfbrechen anzueignen versteht.

Nach einer kurzen Erwähnung der Friedensvermittler — vielleicht dem günstigst wirkenden der neuen Selbstverwaltungsorgane, das aber den Schwerpunkt seiner Thätigkeit bereits hinter sich hat — wird vom Verfasser noch der Kreistage gedacht. Dieselben sollen eine Verschmelzung der Großgrundbesitzer, der städtischen Bürger und des Bauerstandes bei allen ihren gemeinsamen Interessen zu fördern bestimmt sein. Sehr richtig wird nun bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß Rußland mit Ausnahme etwa seiner Grenzprovinzen gar keinen Mittelstand im westeuropäischen Sinne besitzt. Da außerdem, wie aus den Protocollen der Kreistagsverhandlungen deutlich hervorgeht, es sich bei denselben eigentlich immer nur um die Interessen des flachen Landes handelt, indem die gemeinsamen Interessen von Stadt und Land auf ein verschwindend kleines Minimum zusammengeschrumpft sind, die größeren Städte gleichsam nur um jener Verschmelzung willen zu den Kreistagen hinzugezogen worden sind, das Interesse der kleineren Städte aber von dem der größeren Dörfer nicht verschieden ist, so handelt es sich hinsichtlich der Wirksamkeit der Kreistage eigentlich nur um die Vertreter des großen Grundbesitzes und der Bauergemeinden. Den letztern ist nun aber, weil man bei Entwerfung der neuen Kreis- und Provinzialordnung fast ausschließlich die arithmetische Rechtsgleichheit im Auge hatte ein übermäßiges Gewicht beigelegt worden. Während sie doch nur in demselben Grade, als sie einer gewissen Bildung theilhaftig werden, die bis jetzt fast allein bei den Großgrundbesitzern zu finden ist, zur Vertretung des Landes heranreifen, hat man sie von vornherein dem Großgrundbesitzer als eine selbstständige Potenz gegenübergestellt, als ob sich die Bildung der Unbildung als gleichberechtigt an die Seite stellen läßt. Ueberhaupt protestirt der Verfasser bei dieser Gelegenheit gegen die

radicale Durchführung der Rechtsgleichheit auf politischem Gebiet und die Verwirklichung einer Gerechtigkeit nach communistischen Idealen.

Indem der Verfasser dem russischen Adel, dessen Entstehung man mit Unrecht auf das Adelspatent Katharinas II. zurückführt, — derselbe habe vielmehr seit der Zeit der monarchischen Unification Rußlands stets die Krone berathen und ihr gedient und dadurch eine hervorragende Stellung eingenommen — auch für die Zukunft die Rolle zugewiesen wissen will das vermittelnde Glied zwischen der breiten Basis des Volks und der Krone zu bilden, betont auch er die schon öfters in der russischen Publicistik vernommene Lehre, daß derselbe im Gegensatz zu dem aus dem Feudalsystem hervorgegangenen Adel Westeuropas keine abgeschlossene Kaste, sondern nur den durch Bildung, Reichthum, gesellschaftliche Stellung und Kenntniß der Verhältnisse hervorragenden und durch Aufnahme neuer Elemente sich täglich ergänzenden Theil des russischen Volks darstelle. An ihm also sei es, dem Lande auch für die Zukunft diejenigen Dienste zu leisten, denen er, freilich unter anderen Verhältnissen, seine jetzige Stellung verdankt.

Soweit der Verfasser der Broschüre, dessen Gedanken wir hier wiedergegeben haben, ohne uns genau an ihre Reihenfolge zu halten. Mögen dieselben auch vielfach den Eindruck machen, nicht sowohl Ergebnisse einer gründlichen und vorurtheilslos angestellten Untersuchung zu sein als vielmehr Eruptionen eines über das sinnlose Geschrei des Tages und die Misere der gegenwärtigen Zustände verstimmten Gemüths, — immerhin wird man ihnen wenigstens eine gewisse Berechtigung nicht absprechen dürfen. Die grellen Schlaglichter, die sie auf die Gegenwart werfen, werden von selbst zu Winken und Fingerzeigen für die Behandlung der Zukunft.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 27. Juni 1868.

Redacteur G. Berkholz.

Christian Konn.

Eine Criminalgeschichte.

Seit altersgrauen Zeiten herrscht in vielen Ländern der Volksglaube, daß sich die Wunden eines Gemordeten öffnen und das erstarrte Blut ihnen wieder zu entströmen beginnt, wenn der freche Mörder sich dem kalten Leichnam nähert, in welchem vor Kurzem noch warmes Leben pulsirte. Die Aufklärung der Neuzeit hat über diese Thorheit längst den Stab gebrochen, dessen ungeachtet aber liegt ein gewisser tieferer Sinn in der alten Fabel. „Blut ist ein ganz besonderer Saft", sagt sogar Mephistopheles trotz seines krassen Cynismus und er läßt auf diesen Satz die That folgen, indem er Faust zwingt, jenen entsetzlichen Wechsel auf das Jenseits mit Blut zu unterschreiben. Wem ferner ist die tiefe Aufregung entgangen, die in jedem geordneten Gemeinwesen alle Gemüther ergreift, wenn es heißt, daß die Mörderfaust wiederum einmal ihr unheimliches Handwerk getrieben, daß Blut vergossen, ein Menschenleben vorsätzlich vernichtet worden ist. Wie auf Flügeln des Windes fliegt die unheimliche Kunde von Ort zu Ort, sie dringt in die kleinste Hütte und in das prächtigste Schloß und wo der feige Mörder sich auch hin flüchten mag, von hundert Zeugen wird er immer an jene Schandthat erinnert werden, die den Lebensfaden eines Menschen wider alles göttliche und menschliche Recht durchschnitt. Die Größe des begangenen Verbrechens drängt jedem, und sei er der Ungebildetste, die Ueberzeugung auf, daß dasselbe gesühnt, daß der Thäter zur verdienten Strafe gezogen werden müsse. Keine Mühe, keine Anstrengung wird gescheut, um den dunkelen Schleier, welcher das düstere Geheimniß möglicherweise noch umhüllt, zu lüften, und wenn auch die Wunden des Opfers sich nicht öffnen, so schreit doch das vergossene

Blut gen Himmel und fordert Rache. Selten bleibt ein Mord unentdeckt, denn jedes Glied einer Gemeinde fühlt die solidarische Verpflichtung, alles zu thun, was in seinen Kräften steht, um dem Gesetze zu seinem Rechte zu verhelfen und für die Zukunft die Wiederkehr ähnlicher Greuelthaten zu verhüten. Wird doch das Recht des Staates, selbst auf die allerschwersten Verbrechen die Todesstrafe zu verhängen, von vielen Seiten mit Recht in Zweifel gezogen, weil diese Strafart nicht nur entsittlichend wirkt, sondern auch eine Berücksichtigung der Schuldunterschiede der einzelnen Fälle unmöglich macht, und hauptsächlich, weil nach Verhängung derselben ein etwaiger trauriger Irrthum nie wieder zurechtgestellt werden kann, — und da sollte es jeder menschlichen Bestie freistehn, mit frecher frevelnder Hand der Vorsehung ins Handwerk zu pfuschen und einen Organismus zu vernichten, welcher die Krone der Schöpfung ist. Dementsprechend steht denn auch das Volksbewußtsein in dem Morde eines der schwersten Verbrechen und macht, ähnlich wie bei dem Meineide, seine Entdeckung von einem wunderbaren Processe abhängig, welcher unbedingt die Bestrafung des Thäters herbeiführen muß.

Diese Gedanken drängten sich uns lebhaft auf, als sich am Morgen des 15. März des vorigen Jahres die traurige Kunde verbreitete, daß unsere ruhige und geordnete Stadt Dorpat nach langen Jahren wiederum der Schauplatz eines Mordes geworden. Der erste, welcher über das begangene Verbrechen nähere Auskunft geben konnte, war der Nachtfuhrmann Jakob Ennemann. Vom Techelferschen Berge kommend und die untere botanische Straße zwischen 2 und 3 Uhr Nachts passirend, erblickte derselbe nämlich etwa 200 Schritte vom Flusse einen mit zwei Pferden bespannten Fuhrmannsschlitten, welcher regungslos mitten in der Straße hielt. Da der Rosselenker selbst nirgends zu bemerken war, so fuhr Ennemann in der Meinung, daß die Pferde sich verlaufen, näher an den Schlitten heran, fand jedoch beim Näherkommen diese seine Voraussetzung nicht bestätigt, denn der Fuhrmann lag anscheinend schwer betrunken, mit dem Gesichte zur Erde mitten zwischen dem Kutschbocke und dem Rücksitze und zwar so, daß der Kopf und die Füße über die beiden Seiten des Schlittens hinausragten. In der Absicht nun, den Fuhrmann aufzuwecken, verließ Ennemann sein Fuhrwerk, und den Fuhrmann oben am Rücken fassend, begann er denselben kräftig zu rütteln. In demselben Momente fühlte er jedoch seine Hand von einer warmen Flüssigkeit überspült und überzeugte sich alsdann, daß der vor ihm liegende Körper von oben bis

unten mit Blut besudelt war, sowie daß das Leben denselben bereits verlassen hatte. Von innerem Grauen ergriffen und in hohem Grade entsetzt fuhr Ennemann hierauf unverzüglich zu dem betreffenden Stadttheilsaufseher und machte ihm von seiner Entdeckung Anzeige. Dieser eilte in Folge dessen ohne Zeitverlust zu dem Kreisarzt Dr. v. S. und beide zusammen begaben sich alsdann an Ort und Stelle, um die erforderliche Local-Inspection vorzunehmen.

Die Leiche, in welcher man den 18jährigen Sohn des Fuhrmanns Grünberg, Namens Friedrich, erkannte, lag wie schon vermuthet, mitten zwischen dem Bocke und dem Rücksitze des Schlittens und war noch warm anzufühlen. Bekleidet war dieselbe mit einen kurzen Schafspelz und einem darüber gezogenen dunkelgrauen Paletot, welcher von einem rothen Shawl zusammengehalten wurde, Hemd, Weste, wollenen Beinkleidern und Stiefeln. Die Mütze lag in der Nähe des Schlittens auf der Erde. Die Taschen der Kleidungsstücke, welche übrigens auf der Brust vielfach verschoben waren, erwiesen sich als leer, obschon der Getödtete, wie die spätere Untersuchung ergab, in einem Taschenbuch und in einem ledernen Geldbeutel über zehn Rubel in Creditbilleten und Kupfermünze bei sich geführt hatte. Die rechte Tasche des Pelzes insbesondere war augenscheinlich sammt dem Futter herausgerissen worden; die Fetzen lagen neben dem Schlitten auf dem Schnee. Auf dem Rücken der Leiche und zwar etwa 5 Zoll unter dem rechten Schulterblatte fand sich eine 6 Linien im Durchmesser haltende Schußwunde mit zerrissenen Rändern, deren nächste Umgebung stark nach Pulver roch. Der tödliche Schuß mußte mithin in nächster Nähe abgefeuert worden sein. Auf dem Boden des Schlittens entdeckte man eine große Blutlache, desgleichen war der hintere Theil des Kutschbockes und die vordere Seite des Rücksitzes dicht mit Blut bespritzt. Die weitere genaue Besichtigung des Fuhrwerks ergab nichts Auffälliges, mit Ausnahme etwa dessen, daß die Zügel der Pferde am Kutschbocke befestigt waren und daß die Zunge der Glocke fehlte. Statt deren war in derselben ein eiserner Nagel mit Hülfe eines kleinen Schnürchens angebracht. Die gerichtlich-medicinische Obduction der Leiche endlich constatirte, daß die Waffe, aus welcher der Schuß abgefeuert worden, mit fünf sogenannten Rehposten geladen gewesen, welche von rechts nach links in schräger Richtung verlaufend, die edelsten Theile durchbohrt hatten und theils mitten im Herzen, theils in der linken Lunge stecken geblieben waren.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, daß nach alledem nur eine fremde Hand den Tod des Unglücklichen herbeigeführt haben konnte; ja noch mehr: alle ermittelten Thatumstände deuteten mit zwingender Gewißheit darauf hin, daß hier ein frecher Raubmord verübt worden sei.

Der Jammer der bemitleidenswerthen Eltern, welche in dem Getödteten ihren ältesten Sohn, einen braven und tüchtigen Jüngling verloren hatten, war herzzerreißend. Letzterer hatte erst seit etwa einem halben Jahre das Gewerbe seines Vaters ergriffen und diese kurze Zeit war genügend gewesen, um ihm die Zuneigung und das Vertrauen aller seiner Gewerbegenossen zu gewinnen. Es war selbstverständlich, daß in Folge dieses schmählichen Mordes eine ungemeine Aufregung sich des ganzen, nicht wenige Mitglieder zählenden Fuhrmannsamtes bemächtigte. Hatten doch alle in dem Ermordeten nicht nur einen braven Kameraden verloren, sondern lag nicht auch die Befürchtung nahe, daß jeder von ihnen täglich einer gleichen Gefahr ausgesetzt sein könne? Gab es in einer Gemeinde Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft, die wegen der wenigen Rubel, welche ein städtischer Fuhrmann bei sich führen konnte, ein Menschenleben schonungslos aufzuopfern fähig waren, wer war dann noch seines Lebens sicher? Diese Erwägung war es denn auch, welche, nachdem sich die Nachricht von dem traurigen Vorfalle in der Stadt mit Blitzesschnelle verbreitet hatte, in allen Kreisen Bestürzung und Unruhe verursachte und Viele mit bangen Befürchtungen für die Zukunft erfüllte. Ist doch bekanntlich jedes Verbrechen, welchem nicht sofort und mit aller Strenge Einhalt gethan wird, einer schleichenden Epidemie zu vergleichen, welche heimtückisch weiter fortfressend, immer neue Opfer fordert. Hat sich insbesondere das Ohr des Volkes einmal daran gewöhnt, innerhalb kurzer Zeitfristen immer wieder von neuen Blutthaten zu hören, so liegt die Gefahr nahe, daß auch der Sinn dafür im Volke Raum und Boden gewinne und daß die leidige Macht der Gewohnheit der allgemeinen Demoralisation allmählich Thür und Thor öffne. Es mußte also mit aller Energie eingeschritten werden, um dem Gesetze zu seinem Ansehen zu verhelfen und den ruchlosen Thäter der verdienten Strafe zu unterziehen, — allein tiefes Geheimniß umhüllte fürs erste noch diesen und die die That begleitenden Umstände.

Wo und in welchen Kreisen war der Mörder zu suchen? — Unter den jugendlichen Gaunern und Taschendieben der Stadt schwerlich, denn diese kannte die Polizei hinlänglich, um die Annahme als ungerechtfertigt

abzuweisen. Die menschliche Natur ist zwar unberechenbar und Berge von Criminalacten beweisen es, daß mitunter durch die zwingende Macht der Verhältnisse in einer Brust die Keime zu einem entsetzlichen Verbrechen sich entwickeln, welches die betreffende Person unter anderen Umständen mit Abscheu von sich gewiesen hätte, allein es giebt doch eine gewisse Sach- und Personenkenntniß, die den Polizeirichter unter gewissen Verhältnissen hauptsächlich mit diesen und nicht mit jenen Factoren rechnen läßt. Keck, frech, unverschämt und verwegen sind die hiesigen jugendlichen Gauner allerdings, dessenungeachtet aber liegt in ihnen auf der anderen Seite ein gewisses Anständigkeits- und Rechtsgefühl, welches ihnen verbietet, wegen weniger Rubel ein Menschenleben zu opfern. Dagegen konnte man nun freilich anführen, daß wenige Monate vorher ein nächtlicher Raubanfall auf ein Haus stattgefunden hatte, bei welchem ein Hausbewohner fast nur durch ein Wunder dem sicheren Tode entgangen war, allein auch dieses Verbrechen konnte schwerlich den einheimischen Vagabunden zur Last gelegt werden, weil, wie die betreffende Untersuchung ergeben hatte, alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß fremde angereiste Industrieritter, von denen der größte Theil, obwohl ihnen wenig bewiesen werden konnte, in sicherem Gewahrsam saß, bei diesem Verbrechen die Hand im Spiele gehabt. Sollte nun einer oder einige von diesen, welche dem Auge der Polizei entgangen waren, die verabscheuungswürdige That verübt haben? — Die Vermuthung lag nahe, und deßhalb wurden alle städtischen und in der Nähe der Stadt belegenen Krüge, Schenken und sonstigen verdächtigen Orte zu einer und derselben Stunde von Polizeibeamten unter Hinzuziehung von Militair-Patrouillen einer genauen Durchsuchung unterworfen, jedoch ohne Erfolg. Man fand keine Persönlichkeit, deren Vergangenheit oder deren Effecten Anlaß zu dem Verdachte gegeben hätten, daß sie des in Rede stehenden Mordes schuldig wäre.

Inzwischen hatten jedoch einige Zeugenaussagen einiges Licht über den beklagenswerthen Vorfall verbreitet. Zwei Fuhrleute nämlich sagten aus, daß sie am Abende des 14. März, etwa um 11 Uhr, als sie gemeinschaftlich mit dem Ermordeten auf dem Platze vor dem Rathhause gestanden, von einem ihnen unbekannten, mit einem blauen Ueberrocke und einer Fellmütze bekleideten Menschen mittlerer Größe in estnischer Sprache angesprochen wären, welcher sie nach einander aufgefordert habe, mit ihm in den etwa 12 Werst von Dorpat entfernten Emwi-Krug zu fahren. Sie hätten einen Fuhrlohn von 2 Rbl. für diese Fahrt verlangt, der

Fremde habe jedoch nur 1 Rbl. 50 Kop. geboten, und da sie nicht handelseinig geworden, so habe sich derselbe zuletzt an den jungen Grünberg gewandt, welcher denn auch eingewilligt, für den gebotenen Preis die in Rede stehende Fahrt zu machen. Beide seien davon gefahren und seitdem sei der junge Grünberg nicht mehr lebend in der Stadt gesehen worden. Gleichzeitig meldete sich der Kerraferſche Bauer Jakob Franz bei der Polizei und machte nachstehende wichtige Anzeige: „Er habe sich", sagte er, „etwa um Mitternacht auf dem Wege vom Ewwi-Kruge zur Stadt befunden und sei mit seinem Fuhrwerk gerade 2 Werst diesseits von dem genannten Kruge entfernt gewesen, als ihm von der Stadt her ein sehr schnell fahrender Fuhrmannsschlitten begegnet sei, in welchem zwei Personen gesessen und zwar die eine auf dem Bocke, die andere hinten im Schlitten. Ohne sich um diese Begegnung weiter zu kümmern, sei er auf dem Embachflusse, welcher im Winter den Ewwi-Krug mit der Stadt verbindet, ruhig weitergefahren, als ihm etwa nach Verlauf von 40 Minuten derselbe Schlitten, nunmehr aber von hinten kommend, vorübergefahren sei und die Richtung zur Stadt eingeschlagen habe. Die Entfernung zwischen ihnen habe sich schnell vergrößert, da er wegen seines ermüdeten Pferdes nur langsam von der Stelle gekommen, und jener Schlitten sei schon fast seinen Augen entschwunden gewesen, da habe er plötzlich in demselben das Aufblitzen eines Schusses gesehen, dem augenblicklich ein dumpfer Knall gefolgt sei. Ob der Schlitten nach dem Schusse angehalten, wisse er nicht, jedenfalls aber sei derselbe, als er an der Stelle angelangt, wo muthmaßlich der Schuß abgefeuert worden (etwa 4 Werst von der Stadt) nirgends mehr zu erblicken gewesen. Er habe trotz seiner Wahrnehmung nichts Arges geahnt, da er geglaubt, daß der Passagier im Schlitten wahrscheinlich nach einem Hasen geschossen, die sich in der Nacht vielfach auf dem Flusse umhertreiben. Eine nähere Beschreibung des Schlittens und der in demselben Sitzenden könne er nicht geben, da die Begegnung wie gesagt, nur eine flüchtige gewesen und die nächtliche Dunkelheit jedes genauere Insaugefassen verhindert habe".

Jeder Leser, der die peinliche Lage kennt, in welcher sich eine Criminalbehörde befindet, so oft sie trotz aller Mühen und Anstrengungen den Schleier nicht sofort zu lüften im Stande ist, der irgend ein verabscheuungswürdiges Verbrechen umhüllt, während das Publicum diese Enthüllung von ihr als eine einfache Erfüllung ihrer Pflicht erwartet, wird die Freude aller Glieder derselben zu würdigen wissen, als sich auf Grundlage dieser

Zeugenaussagen doch wenigstens die Möglichkeit bot, den Nachforschungen nach dem Urheber des Mordes eine bestimmte Richtung zu geben. Ohne Zeitverlust wurde auf desfallsige Requisition ein Beamter des Ordnungsgerichts in den Ewwi-Krug abdelegirt, um an Ort und Stelle die näheren Erkundigungen einzuziehen. Derselbe ermittelte denn auch, daß etwa um 12½ Uhr Nachts ein Fuhrmannsschlitten vor dem Kruge angehalten habe und daß zuerst ein unbekannter, mit einem blauen Ueberrock und einer Fellmütze bekleideter Mann mittlerer Größe und einige Minuten nachher der Fuhrmann desselben in die Schenkstube eingetreten seien. Der kurze Aufenthalt des letzteren sei dadurch verursacht worden, daß er vor dem Verlassen seines Fuhrwerks den Ropkoischen Bauerwirth Johann Ilz, welcher mit seinem Schlitten gleichfalls vor dem Kruge gestanden, gebeten habe, seine Pferde zu halten. Auf die erstaunte Frage des letzteren: woher er so spät komme und wer denn der reiche Mann sei, der einen Dörptschen Marktsfuhrmann für eine so weite Fahrt bezahlen könne? habe dieser entgegnet: „O, mein Passagier hat Geld, er bezahlt mir 2 Rbl. 50 Kop. für die Fahrt. Halte nur meine Pferde, es wird mir auf ein gutes Trinkgeld für dich nicht ankommen“. Gleichzeitig habe der Fuhrmann mit dem Bemerken, daß der Klöppel der Glocke herausgefallen, an Stelle desselben einen starken Nagel in der Glocke befestigt und sei alsdann, wie erwähnt, seinem Passagier in den Krug gefolgt. Hier nun habe er eine Flasche Bier reichen lassen und beide hätten dieselbe gemeinschaftlich ausgetrunken. Nachdem hierauf der Fuhrmann die Zeche mit 10 Kop. berichtigt, welche er aus einem ledernen Geldbeutel hervorgeholt, hätten sie beide den Krug wiederum verlassen und seien in der Richtung nach Dorpat davongefahren. Der ganze Aufenthalt im Kruge habe höchstens 10 Minuten gedauert. Während desselben habe sich der Passagier des Fuhrmanns immer im Schatten der Krugsstube gehalten und sein Gesicht sei nicht zu erkennen gewesen, weil er seine Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt und den Kragen seines Ueberrocks weit über die Ohren geschlagen gehabt. Der Krüger und die Krügerin insbesondere gaben an, daß der Fremde selbst beim Austrinken der von dem Fuhrmann gekauften Flasche Bier sich dicht an den Thürpfosten der Lette gedrückt habe, so daß sie sein Gesicht durchaus nicht zu erkennen vermocht. Der Kleidung nach sei er jedoch augenscheinlich ein Este gewesen. Gleich nach ihrer Wegfahrt sei der Bauer Johann Ilz in die Krugsstube getreten und habe, während er für das erhaltene Trinkgeld sich einen Schnaps an der Lette reichen

lassen, die laute Aeußerung hingeworfen: „Nun das muß ein reicher Kerl sein, der für das Vergnügen, hier im Kruge eine Flasche Bier zu trinken, 2 Rbl. 50 Kop. wegwirft. Weß Geistes Kind der wohl sein mag?“ — Diese Aeußerung sei zu den Ohren eines gleichfalls im Kruge anwesend gewesenen und allen Zeugen unbekannten Bauern gedrungen, welcher hierauf erwidert: „Pa, von dem Taugenichts nimmt mich nichts Wunder. Er ist ein Knecht des Rathshofschen Bauerwirths Soo Jurri, dabei aber ein unverbesserlicher Dieb und Herumtreiber. Wer leicht verdient, der wirft auch das Geld zum Fenster hinaus“. Hiemit hätten sich alle beruhigt und sich um den Vorfall nicht weiter gekümmert.

Soweit die Ermittelungen des Delegirten des Ordnungsgerichts. Daß dieselben von der höchsten Tragweite waren, nachdem insbesondere alle Zeugen und namentlich der Krüger, dessen Frau, der Bauer Johann Ilz, sowie einige andere im Kruge anwesend gewesene Leute in der Leiche des jungen Grünberg den Fuhrmann recognoscirt hatten, welchen sie am Abende des 14. März im Ewwi-Kruge gesehen, — liegt auf der Hand, denn der Mörder des Fuhrmanns Grünberg und jener unbekannte Passagier desselben war unstreitig ein und dieselbe Person; wie das Zeugniß des Kerraferschen Bauern Jakob Franz bewies, welcher aller Warscheinlichkeit nach den tödlichen Schuß gehört hatte. Ergab sich also die Behauptung jenes unbekannten Bauern, daß der Fremde ein Knecht des Rathshofschen Bauerwirths Soo Jürri sei, als richtig, so hatte man eben den Urheber des frechen Mordes in der Hand. Aus diesem Grunde wurde denn auch derselbe Beamte des Ordnungsgerichts unverzüglich auf das in der nähesten Umgebung Dorpats belegene Gut Rathshof geschickt, um daselbst die erforderlichen Erkundigungen nach jenem Knechte einzuziehen und ihn im Ermittelungsfalle zu verhaften. Leider aber ließ hier die gefundene Spur den Untersuchungsrichter im Stiche, denn der Delegirte kehrte mit der niederschlagenden Nachricht heim, daß der Soo Wirth nicht nur gar keinen Knecht habe, sondern daß auch in Rathshof sowohl unter den Hofs- wie Bauerknechten keine einzige Persönlichkeit existire, auf die die scharfe Kritik jenes unbekannten fremden Bauern passe. Dazu kam, daß dieser letztere trotz aller Bemühungen des Ordnungsgerichts nicht ermittelt werden konnte. Derselbe war im Ewwi-Kruge aufgetaucht, wie ein Meteor; Niemand wußte anzugeben, woher er gekommen oder wohin er sich begeben, und er selbst ließ nichts weiter von sich hören, obschon er nicht nur durch die estnischen Zeitungen, sondern auch durch Publicationen

in den Kirchen dringend aufgefordert wurde, sich behufs der Zeugnißablegung zu melden.

War, wie vorhin bemerkt, die Lage der Polizei eine peinliche, so wurde sie nach den in dem Obigen referirten Ermittelungen eine geradezu trostlose. Da die bisherigen Resultate der Untersuchung nicht geheim gehalten worden waren, so war es natürlich, daß sie in allen städtischen Kreisen der Gegenstand vielfacher Discussionen wurden, welche gerade nicht günstig für die Polizei ausfielen. In ähnlichen Fällen ist nämlich der Bier- und Weinstubenpolitiker immer sehr viel klüger, scharfsinniger und erfindungsreicher als die von ihm kritisirte Justiz- oder Verwaltungsbehörde. Dem entsprechend begannen denn auch bald die abenteuerlichsten Gerüchte in der Stadt umherzuschwirren. Bald hieß es: „dieser oder jener sei am Morgen des 15. März von oben bis unten mit Blut besudelt gesehen worden, ohne daß er deßwegen auch nur befragt worden," oder: „hier habe sich ein Mensch offen zu der ruchlosen That bekannt und die Polizei lasse sich nicht herbei, ihn auch nur ins Verhör zu nehmen," oder gar: „der Mörder laufe auf offener Straße mit der Mordwaffe in der Hand umher und werde nicht handfest gemacht. Die Polizei könnte wohl, wenn sie wollte, aber sie will wie immer nicht." Forschte man nun diesen und ähnlichen Gerüchten genauer nach, so erwiesen sich zwar alle als alberne Ausgeburten einer erhitzten Phantasie oder waren wohl gar auf noch verächtlichere Quellen zurückzuführen, allein sie dienten doch dazu, einerseits das Vertrauen des Publicums in beklagenswerther Weise zu erschüttern, während sie andererseits den Gang der Untersuchung in hohem Grade erschwerten, indem sie die Behörde dazu zwangen, nach vielfachen gänzlich verfehlten Richtungen hin Schritte zu thun, die Zeit und Mühe kosteten, ohne doch zu anderen Resultaten, als „parturiunt montes, nascetur ridiculus mus" zu führen. Namentlich war es die Waffe, die der Mörder benutzt hatte, welcher zu den tollsten Erfindungen Veranlassung gab. Die Anzeigen, die in dieser Beziehung bei der Behörde einliefen, waren geradezu zahllos, denn eine Menge von eben nicht allzu geistreichen Personen, welche irgendwo oder irgendwann irgend einen Menschen mit einer Flinte oder einem Pistol in der Hand gesehen, hielten es für ihre Pflicht, diese ihre Wahrnehmung nicht nur überall auszuposaunen, sondern selbige auch mit ihren eigenen scharfsinnigen Commentaren zu begleiten, die dann bis ins Unendliche entstellt und vergrößert der Polizei zu Ohren gelangten.

Ganz abgesehen von diesen Inconvenienzen, gab es jedoch noch einen anderen Uebelstand, welcher der Untersuchung die bedeutendsten Schwierigkeiten in den Weg legte. Wir meinen den Mißgriff, daß die Polizeibehörden des flachen Landes häufig die wichtigsten processualischen Acte, als Haussuchungen, Local-Inspectionen, Verhöre u. s. w. durch ganz untergeordnete und deßhalb unfähige Beamte, d. h. durch ihre sogenannten Marschcommissaire ausführen lassen. Das vorliegende Verbrechen nun war, obschon man die Leiche in der Stadt gefunden, außerhalb des städtischen Weichbildes verübt worden und solchemnach hätte die Voruntersuchung in dieser Sache eigentlich dem Dörptschen Ordnungsgerichte competirt, dessenungeachtet aber konnte sich die städtische Polizei im Interesse der öffentlichen Sicherheit nicht der Aufgabe verschließen, selbstthätig die einmal begonnene Untersuchung weiter fortzusetzen, weil die Möglichkeit nicht ausgeschlossen war, daß gerade die Mauern Dorpats den Verbrecher verbargen, und weil überhaupt jede Criminalbehörde der anderen die hülfreiche Hand zu bieten verpflichtet ist. Der Fall selbst brachte es jedoch mit sich, daß alle speciellen Erhebungen und Ermittelungen nur auf dem Lande ausgeführt werden konnten und bei der unglückseligen Trennung von Stadt und Land blieb der Polizei zur Vornahme derartiger processualischer Schritte natürlich nur der Weg der Requisition offen. Ist nun aber, namentlich in Untersuchungssachen der Weg der Requisition überhaupt ein mißlicher, da das Mißverhältniß zwischen der leitenden Idee und der ausführenden Hand schwerlich völlig ausgeglichen werden kann, so wird solches um so mehr dort der Fall sein, wo die bezüglichen processualischen Maßregeln nicht von sich dazu qualificirenden, criminalistisch gebildeten Persönlichkeiten, sondern von unfähigen Subalternbeamten ausgeführt werden. Jedem, der nur über die Elemente des Strafprocesses hinaus ist, muß es klar sein, daß peinlichste Genauigkeit, sorgfältigste Erwägung aller Möglichkeiten, exacteste Ermittelung aller verschiedenen Einzelheiten eines Falles die unumgänglich nothwendigen Erfordernisse einer guten Criminaluntersuchung sind, und da soll es jedem Pfuscher gestattet sein, durch seine häufig ganz unpräcisen, unpassenden und einseitigen Manipulationen jedes befriedigende Resultat einer Untersuchung völlig in Frage zu stellen. Es genügt in dieser Beziehung daran zu erinnern, welcher Erfolg z. B. von einer Haussuchung zu erwarten steht, die von einem derartigen Neophyten vorgenommen wird, welcher sich nicht einmal denken kann, daß gerade diese oder jene aufgefundene Kleinigkeit, und sei es ein

vergessenes Bändchen oder ein kleiner Knopf, für den weiteren Verlauf der Untersuchung von der höchsten Wichtigkeit ist. Eine sehr genaue Instruction wird nun zwar diesem Uebelstande mitunter abhelfen, es liegt jedoch auf der Hand, daß in sehr vielen anderen Fällen eine derartige specielle Instruction überhaupt nicht möglich ist, weil während des betreffenden processualischen Actes sich neue Momente ergeben können, die nur ein erfahrener gebildeter Untersuchungsrichter, nicht aber ein sogenannter Marsch-commissair, und sei er im Uebrigen ein Phönix unter seinen Collegen, in ihrem richtigen Werthe zu würdigen im Stande ist.

Der freundliche Leser verzeihe diese Abschweifung; sie ist jedoch für die vorliegende Untersuchung zu wichtig, als daß wir sie mit Stillschweigen hätten übergehen können. Nur durch den von uns gerügten Mißgriff wurde, wie wir im Voraus bemerken wollen, aller Wahrscheinlichkeit nach die sofortige Entdeckung des uns hier interessirenden Verbrechens verhindert und dieses eine Factum allein scheint uns genügend, um das Urtheil zu rechtfertigen, welches wir so eben über ein derartiges Verfahren aussprachen. Die einfache Folge davon war, daß die Untersuchung selbst verhältnißmäßig nur sehr langsam vom Flecke rückte und daß mehrere Tage vergingen, ohne daß man zu irgend nennenswerthen Resultaten gelangte. Ueber das Verbrechen selbst konnte man sich nun zwar auf Grund des vorhandenen Materials ein ziemlich deutliches Bild machen. Danach stand soviel fest, daß der Ermordete am Abende des 14. März in Begleitung eines unbekannten Menschen zum Ewwt-Kruge gefahren war, daß er sich daselbst höchstens 10 Minuten aufgehalten hatte und daß er auf der Rückfahrt etwa 4 Werst von der Stadt von jenem unbekannten Passagier durch einen Schuß in den Rücken getödtet worden war. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte alsdann der Mörder, nachdem er die Leiche unten in den Schlitten gelegt und beraubt, die Pferde zur Stadt gelenkt, war in die auf den Embachfluß mündende botanische Straße eingebogen und hatte dort, wo seine Fußspuren unter den vielen übrigen verschwanden, das Fuhrwerk sich selbst überlassen. Wohin er sich aber hiernach begeben, wer er war, sowie welche Motive ihn speciell bei seiner That geleitet, blieb nach wie vor in Dunkel gehüllt. In dieser letzteren Beziehung schien übrigens eine noch nicht berührte Zeugenaussage von einiger Wichtigkeit zu sein.

Außer den obenerwähnten zwei Fuhrleuten nämlich hatte der mysteriöse Unbekannte etwas früher auch noch einen dritten Fuhrmann zu einer Fahrt

dingen wollen, dabei aber nicht den Ewwi-Krug, sondern die etwa zwei Werst weiter entfernte Falkenausche Soppi Buschwächterei als Ziel angegeben. Es lag hiernach der Gedanke nahe, daß der Soppische Buschwächter möglicher Weise einige Auskunft über die Person des Mörders geben könne, und er ward daher eingehend darüber befragt, ob er einen Besuch am Abende des 14. März erwartet oder ob er eine Person anzugeben wisse, die zu dem gedachten Zeitpunkt mit ihm irgend ein Geschäft abzumachen beabsichtigte. Der Buschwächter ein sehr ordentlicher Mensch, dem von seinen Vorgesetzten das beste Zeugniß ertheilt wurde, verneinte alle diese Fragen und fügte hinzu, daß er an jenem Abende gar nicht daheim gewesen, sondern auf dem benachbarten Stadtgute Sotaga in Gesellschaft seines Weibes einer Hochzeit beigewohnt habe. Der Name des Rathshofschen Bauern Soo Jürri war ihm gänzlich unbekannt, wie er denn überhaupt keinen Rathshofschen Knecht namhaft zu machen im Stande war, der irgend ein Geschäft zu ihm hätten führen können.

Demnach war denn auch die leise Spur, die das Zeugniß jenes dritten Fuhrmanns darzubieten schien, in Nichts verflossen. Dessenungeachtet aber hatte sich durch dieses Zeugniß dem Richter eine Perspective eröffnet, die man nicht unbedacht von der Hand weisen durfte. In Ansehung der Motive des Verbrechers nämlich hatte man bis hiezu völlig im Dunkel getappt. Hatte der Unbekannte wirklich von Hause aus einen Raubmord auszuführen beabsichtigt, war er wirklich ein so furchtbar depravirtes Subject, daß der Wunsch, sich der wenigen Rubel zu bemächtigen, die ein Fuhrmannsjunge allenfalls bei sich führen konnte, stark genug war ihm die Mordwaffe in die Hand zu drücken? — Gegen diese Voraussetzung machten sich erhebliche Bedenken geltend, denn angenommen, der Mörder habe gleich von Hause aus diese Absicht gehabt, so wäre er ja ein Thor gewesen, wenn er diesen Vorsatz nicht schon auf dem Wege zum Ewwi-Kruge ausgeführt hätte. Wozu brauchte er zu diesem Zwecke erst noch jenen Ewwi-Krug zu besuchen, sich dort der Gefahr auszusetzen durch irgend einen Zufall erkannt zu werden und auf diese Weise um so eher dem rächenden Arm der Gerechtigkeit zu verfallen? Dem steht nicht entgegen, daß man hie und da ein seltsames Schwanken der Verbrecher zwischen Entschluß und Ausführung beobachtet hat, denn hätte im vorliegenden Falle ein derartiges Schwanken wirklich stattgefunden, so spricht die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Verbrecher, nachdem er einmal durch sein Zaudern den günstigsten Moment der Ausführung verab-

säumt, seinen Entschluß entweder ganz aufgegeben, oder doch auf einen geeigneteren Zeitpunkt verschoben hätte. Wenn aber eine derartige direct auf die Beraubung des gemietheten Fuhrmanns gerichtete Absicht aus den angeführten Gründen nicht angenommen werden konnte, was in aller Welt konnte denn die Ursache gewesen seyn, die den Mörder zum Feuerrohr greifen ließ? — Ein trauriger Zufall allem Anscheine nach nicht, denn ein Unglücklicher, welcher gegen seinen Willen Menschenblut vergossen, wäre schwerlich im Stande gewesen, denjenigen, der durch seine Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen nachträglich noch zu berauben. Hiernach blieb keine andere Voraussetzung übrig, als daß der Thäter zwar von Hause aus nicht die Absicht gehabt einen Raubmord zu begehen, daß aber während der Fahrt aus irgend welchen Gründen dieser Entschluß in ihm entstanden, dem er die Ausführung folgen ließ. Hatte nun die geringe Baarschaft, welche der Unbekannte bei Gelegenheit der Bezahlung der Zeche im Besitze des Fuhrmanns möglicher Weise gesehen, den Dämon in seiner Brust geweckt? Es war dieses allerdings möglich, allein auf der anderen Seite machte sich die Erwägung geltend, daß nach den obenangeführten Gründen den Mörder unstreitig ein gewisser Zweck in den Ewwi-Krug geführt hatte. Welcher war nun dieser Zweck und stand er nicht in irgend einer Verbindung mit der später erfolgten Mordthat? In dieser Beziehung war jenes Zeugniß von Wichtigkeit, nach welchem der Unbekannte ursprünglich zur Falkenautschen Soppi Buschwächterei zu fahren beabsichtigte. Der Soppi Buschwächter nämlich galt in der ganzen Umgebung für einen sehr wohlhabenden Mann, der unstreitig Geld oder Geldeswerth in seiner Wohnung aufbewahrte. Derselbe war, wie erwähnt, am Abende des 14. März nicht daheim gewesen, — sollte der Mörder nicht hiervon Kenntniß gehabt und die gute Gelegenheit einen Diebstahl zu verüben, zu benutzen Willens gewesen seyn. Hielt man diesen Gedanken fest, so war es möglich, daß der Mörder in dem Fuhrmann einen Gehülfen zu seinem projectirten Verbrechen zu erwerben gehofft, daß er diesem auf dem Wege zum Kruge seinen Plan entdeckt und denselben später, nachdem seine Vorschläge mit Verachtung zurückgewiesen worden, aus Furcht verrathen zu werden niedergeschossen hatte. Wie sehr diese Vermuthung mit der Wahrheit übereinstimmte, wird der Leser aus dem weiteren Verlaufe dieser Darstellung entnehmen; in dem gegenwärtigen Stadium des Processes aber konnte sich der Richter nicht der Erwägung verschließen, daß auch diese Annahme auf sehr unsicheren Prämissen beruhte,

denn einerseits war und blieb es höchst unwahrscheinlich, daß der Unbekannte einem wildfremden Menschen ohne Weiteres den Vorschlag gemacht haben sollte, mit ihm ein Verbrechen zu verüben und andererseits erschien das Motiv der Furcht vor Verrath unter den obwaltenden Umständen nicht schwerwiegend genug, um den Anstifter dazu zu veranlassen, den Mund seines widerspänstigen Gehülfen auf immer verstummen zu machen. Brauchte er ja doch einem etwaigen Verrathe seinerseits bloß starres Leugnen entgegenzusetzen, um jede Gefahr von sich abzuwenden, die ihm möglicher Weise aus der unvorsichtigen Mittheilung seines verbrecherischen Anschlages erwachsen konnte.

Ein derartiges Geheimniß umschleierte noch alle näheren Umstände des vorliegenden Verbrechens, als der Behörde plötzlich von glaubwürdiger Seite die Kunde zuging, daß wenige Tage vor dem Morde ein junger Mensch vor dem etwa fünf Werst von der Stadt entfernten Rathshofschen Soppako-Kruge mit einer Pistole nach Sperlingen geschossen und daß dieser junge Mensch — ein Neffe und Pflegesohn des vielgenannten Rathshofschen Bauern Soo Jürri sei. Was lag näher, als diese Nachricht mit der Aeußerung jenes unbekannten Bauern im Ewwi-Kruge in Verbindung zu bringen, nach welcher der Passagier des jungen Grünberg angeblich ein Knecht des obenerwähnten Soo Jürri gewesen und das Ordnungsgericht säumte daher auch nicht, seinerseits alle Maßregeln zur sofortigen Inhaftirung jenes jungen Menschen zu ergreifen. Der betreffende Beamte dieser Behörde traf den Gesuchten im Walde beim Holzfällen und ehe er noch Zeit hatte, irgend eine Frage an ihn zu richten, stürzte derselbe auf die Kniee und flehte, sein Verbrechen eingestehend, um Gnade. Auf diese Weise war denn der grobe Fehler dieses Beamten, dessen er sich ursprünglich bei seinen Nachforschungen nach jenem angeblichen Knechte schuldig gemacht und der eben darin bestand, daß er den Wald vor Bäumen nicht gesehen, zwar glücklich reparirt worden, allein fatal war und blieb die Sache dessenungeachtet. Wie leicht hätte man Wochen ja Monate lang noch im Dunkeln tappen können, wenn nicht der Mörder selbst durch sein unzeitiges Spatzenschießen Anlaß zu seiner Entdeckung gegeben hätte. Der Grund hiervon war einzig und allein der, daß eine Requisition ganz einseitig aufgefaßt und dem entsprechend erfüllt worden war. Lag es doch auf der Hand, daß jener Aeußerung des unbekannten Bauern nur eine ganz allgemeine Bedeutung beigelegt werden konnte und daß sie in Folge dessen bloß als Fingerzeig für die Untersuchung zu benutzen war, insofern sie

auf das Gut Rathshof und speciell auf das Soo Gesinde als Domicil des Mörders wies. Ob dieser letztere nun Knecht, Wirthssohn oder gar Wirth selbst war, durfte den betreffenden Beamten bei seinen Nachforschungen nicht stören, er mußte seine Augen nach allen Richtungen hin schweifen lassen, jede noch so entfernte Möglichkeit in Betracht ziehen und nur, wenn alle diese erschöpft und alle seine bezüglichen Erkundigungen erfolglos geblieben, war er berechtigt, der requirirenden Behörde die Mittheilung zu machen, daß jene vielbesprochene Aeußerung aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem Irrthum beruhe. Statt dessen aber begnügte er sich mit der Feststellung der Thatsache, daß der Soo Wirth gar keine Knechte habe; alle übrigen Personen, die mit dem Soo Gesinde in irgend einer Verbindung stehen könnten, sind ihm gleichgültig, er „fragt nicht" und wie einst Parcival vom Schlosse des heiligen Gral zieht er unverrichteter Sache von dannen, obschon es ihm nur wenige Worte gekostet hätte, um der Wahrheit mit einem Schlage auf den Grund zu kommen.

Was nun die persönlichen Verhältnisse des Mörders betrifft, so hieß derselbe Christian Konn und war, wie erwähnt, der Neffe und Stiefsohn des Rathshofschen Wirths Soo Jürri. Nach dem Pastoralatteste stand er in seinem zwanzigsten Lebensjahre. Ueber sein früheres Leben gaben ihm sowohl seine Pflegeeltern, als die örtliche Gutsverwaltung im Allgemeinen ein gutes Zeugniß, obschon erstere anführten, daß er leider seit dem Januar-Monate d. J. sich vielfach in Krügen und Tracteurs umherzutreiben begonnen habe, um seiner Vorliebe für das Billardspiel nachzugehen. Dieses Spiel sei bei ihm in letzter Zeit vollständig zur Leidenschaft geworden, so daß er darüber seine Arbeiten verabsäumt und dadurch seinem Pflegevater mehrfachen Anlaß zu ernster Unzufriedenheit gegeben habe. Seine Gesichtsbildung anlangend, so bewies auch der vorliegende Fall, daß die Physionomik eine sehr trügerische Wissenschaft ist. Wenigstens hätte niemand in dem zwanzigjährigen Jüngling mit dem blonden Haar, den blauen Augen und dem gutmüthigen, obgleich etwas stumpfen Gesichtsausdrucke einen Verbrecher vermuthen können, dem es auf ein Menschenleben nicht ankam. Seine Schulbildung war für seine Verhältnisse keine geringe, da er nicht nur des Lesens, sondern auch des Schreibens und Rechnens kundig war. Hiemit im Einklange stand auch seine Erziehung im häuslichen Kreise, denn seine Pflegeeltern, sehr brave und arbeitsame Leute, hatten nichts verabsäumt, um ihren Adoptivsohn, den dereinstigen Nachfolger im Gesinde zu einem brauchbaren und ordentlichen Menschen

heranzubilden. Daß ihre Bemühungen leider von keinem Erfolge gekrönt wurden, durfte ihnen wahrlich nicht zur Last gelegt werden, sondern war eben auf Rechnung jenes dämonischen Elementes in der menschlichen Brust zu stellen, welches, durch die Macht der Verhältnisse einmal geweckt, den Menschen zu den beklagenswerthesten Verirrungen fortzureißen im Stande ist.

Die Aussage des Inquisiten ist für den Criminalisten in mehrfacher Hinsicht von Interesse. Wir geben sie hier zwar nicht wörtlich aber doch genau nach ihrem Sinne wieder. „Seit dem Anfange dieses Jahres", sagte der Verbrecher, „schien sich ein ganz eigenthümliches dunkles Verhängniß meiner bemächtigt zu haben, denn ich, der ich früher ein fleißiger und ordentlicher Mensch gewesen, begann mit einem Mal eine unüberwindliche Scheu vor jeder geregelter Beschäftigung zu empfinden und es vorzuziehen, statt dessen in Krügen und Schenken umherzulungern und in Gesellschaft liederlicher Vagabunden und Taugenichtse allerhand Allotria zu treiben. Namentlich war es das Billardspiel, welches mich wie mit tausend Armen von Hause fort in die Tracteurs lockte, wo ich Tage und Nächte hindurch mich am Klappern der Bälle ergötzen konnte. Dieses Spiel, ich gestehe es offen, war in mir derart zur Leidenschaft geworden, daß ich demselben unbedingt nicht nur die Liebe und Zufriedenheit meiner alten Pflegeeltern, sondern auch die Ruhe meines eigenen Gewissens aufzuopfern im Stande war. Keine Ermahnungen, keine Vorwürfe fruchteten dagegen. Ich wäre an das Billard geeilt, auch wenn ich gewußt hätte, daß mein Verderben die unausbleibliche Folge davon gewesen wäre. Natürlich jedoch konnte dieses Leben so nicht weiter fortgehen. Meine Pflegeeltern quälten mich Tag und Nacht mit ihren nur zu begründeten Vorwürfen und weil ich nicht die Kraft hatte mich zu bessern, so beschloß ich sie zu verlassen und mir fern von der Heimat ein anderes Unterkommen zu suchen. Hierbei nun kam mir die Bekanntschaft eines jungen Menschen sehr gelegen, die ich kürzlich in Dorpat in einem Kruge gemacht hatte. Ueber die persönlichen Verhältnisse dieses Menschen kann ich durchaus gar keine nähere Auskunft geben. Mir ist von ihm bloß bekannt, daß er Michel hieß und von einem Gute hinter Werro gebürtig war. Dessenungeachtet wurden wir sehr intim mit einander und als ich ihm eines Abends in trunkenem Muthe meine traurigen Zerwürfnisse mit den Eltern mitgetheilt, machte er mir den Vorschlag, ihn ins Werrosche zu begleiten, wo es ihm angeblich ein Leichtes sei, mir eine Stelle zu verschaffen Ich willigte ohne Bedenken ein, äußerte jedoch gleichzeitig, daß ich im

Augenblicke durchaus keine Mittel hätte, um die Kosten der ziemlich weiten Reise zu bestreiten. — „O deßhalb mache dir keine Sorgen, dafür wollen wir schon Rath schaffen," entgegnete mein neuer Bekannter. „In der Nähe Dorpats nämlich wohnt ein sehr reicher Buschwächter, der ist heute Abend nicht daheim, da könnten wir ohne Gefahr eine kleine Anleihe versuchen." — Ich stutzte anfänglich; mit Diebstahl hatte ich bis hiezu meine Hände noch nicht befleckt, allein trunken, wie ich war, und von Noth gedrängt, fand ich nicht die Kraft dem Versucher zu widerstehen. Wir verabredeten daß der Michel die Besorgung eines Fuhrwerks übernehmen und wir uns um 10 Uhr Abends in einem vorstädtischen Kruge treffen sollten, um alsdann gemeinschaftlich zur Falkenauschen Soppi Buschwächterei aufzubrechen. Ich, obschon noch immer berauscht, hielt den verabredeten Zeitpunkt inne, allein wer nicht kam, war mein neuer Freund. In der Voraussetzung nun, daß ich diesen letzteren möglicher Weise in dem etwa 2 Werst von der Buschwächterei entfernten Ewwi-Kruge auf mich wartend finden würde, engagirte ich für 1½ Rubel einen städtischen Fuhrmann und ließ ihn die Richtung zum Ewwi-Kruge einschlagen. Unterwegs entspann sich zwischen uns eine längere Unterhaltung, mir kam der junge Fuhrmann etwas leichtfertig vor, und schwatzhaft, wie ich durch die genossenen Getränke geworden war, theilte ich demselben den Anschlag mit, der mich zum Kruge führte. Zu meinem Schrecken hielt hierauf der Fuhrmann die Pferde an und weigerte sich weiterzufahren. Ich bat, ich flehte, ich versprach einen höheren Fuhrlohn, allein alles umsonst. Erst gegen meine ausdrückliche Versicherung, daß wir unser verbrecherisches Vorhaben aufgeben wollten und daß es für meine fernere Existenz von der größten Wichtigkeit sei, noch am heutigen Abend mit dem Michel, der mir im Werroschen Kreise eine Stelle zugesagt, im Ewwi-Kruge zusammenzutreffen, ließ sich der Fuhrmann endlich bewegen, unsere Fahrt fortzusetzen, und versprach mir außerdem noch auf meine dringenden Bitten, mich später nicht zu verrathen. Im Ewwi-Kruge angelangt, fand ich den Michel leider nicht vor. Wir warteten etwa 10 Minuten, jedoch vergeblich. Um den Fuhrmann, welcher zur Heimkehr drängte, zu beruhigen, bestellte ich eine Flasche Bier, die wir gemeinschaftlich austranken. Kaum damit fertig erneuerte der Fuhrmann seine Aufforderung zur Stadt zurückzukehren, und da es inzwischen schon so spät geworden war, daß auch ich die Hoffnung, den Michel noch zu treffen, nothgedrungen aufgeben mußte, so entschloß ich mich, der Aufforderung zu folgen, bezahlte unsere Zeche und

wir brachen auf. Daß mein Benehmen im Kruge auffällig gewesen, gebe ich gern zu, denn einerseits zwang mich mein böses Gewissen, mich nicht den Blicken der Leute preiszugeben und andererseits hegte ich noch immer die geheime Furcht, daß der Fuhrmann den Angeber machen und meine verbrecherische Absicht verrathen würde. Auf der Rückfahrt nun kehrte diese Furcht mit verdoppelter Stärke zurück. Da ich den Michel nicht getroffen, besaß ich nicht genug Geld, um den versprochenen Fuhrlohn zu bezahlen, und ich mußte mir sagen, daß der Fuhrmann mich nicht weiter schonen werde, wenn er in seiner Hoffnung auf Bezahlung getäuscht würde. Tausend wirre Gedanken begannen sich in meinem Hirn zu kreuzen. Der Schlitten flog so widerwärtig schnell über die weite öde Schneefläche dahin, die alten Weiden am Ufer nickten so gespensterhaft zu mir herüber und das Schilf, vom Winde bewegt, rauschte und knisterte so seltsam, als ob hundert schadenfrohe Zungen sich über mich und mein Unglück lustig machten. Mir wurde wild und fieberhaft zu Muth, das Blut kreiste in meinen Adern, ich fühlte, daß meine ruhige Ueberlegung schwand, und ich war allein — allein auf dem stillen Flusse mit dem Menschen, dem es meiner Meinung nach nur ein Wort kostete, mich ins Zuchthaus zu bringen. Unwillkürlich erfaßte ich den Griff der Pistole, welche ich seit einiger Zeit immer geladen in meiner Brusttasche bei mir trug, mein Auge, von Haß und Ingrimm erfüllt, richtete sich stier auf den Menschen, der breit und im Gefühl seiner Sicherheit und Ueberlegenheit vor mir saß und, wie von hundert Dämonen fortgerissen, hob ich den Arm, um den tödlichen Schuß abzufeuern. In demselben Momente flog ein dunkeler Schatten an mir vorüber. Entsetzt ließ ich die Mordwaffe wieder sinken. Es war ein Bauer, der mit seinem Heufuder zur Stadt fuhr. Ein kalter gräßlicher Schauder überlief mich. Ein Fingerdruck hätte genügt, um mich in Gegenwart eines Zeugen zum Mörder zu machen. Auf einen Augenblick kehrte meine Besinnung wieder zurück, allein es lag noch immer vor meinen Augen wie ein blutiger rother Schleier. Dieser vergrößerte sich, je näher wir der Stadt kamen, und der Schlitten sauste noch immer mit unverminderter Schnelligkeit weiter. Wieder kamen die bösen Gedanken zurück, wieder begann glühendes Fieber meinen Körper zu durchschütteln, wieder brannte mein Kopf, als ob geschmolzenes Blei in demselben wäre, wieder sah alles so gespenstig, so dunkel, so zur Mordthat einladend aus. Ich konnte mich nicht mehr halten, mein Gehör dürstete danach, den scharfen Knall meines Pistols zu vernehmen, mein Auge danach, das

rothe warme Blut über den breiten selbstbewußten Rücken strömen zu sehen. Wieder erhob ich die Waffe, mein Finger berührte den Drücker und ein rother Feuerstrahl blendete mein Auge, vor dem Tausend kleine schwarze Punkte und Pünktchen auf und abzutanzen begannen. War es die nackte Wirklichkeit, oder war es ein schreckliches Trugbild der Hölle, welches ich vor mir sah? — Derselbe Mensch, den ich soeben unfehlbar erschossen zu haben wähnte, saß immer noch so breit vor mir, wie einen Augenblick zuvor, und wie Donnerschläge schlugen die vorwurfsvollen Worte an mein Ohr: „Warum hast du auf mich geschossen?"*) Ha ich habe gefehlt! — Dieser Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitzstrahl und ingrimmig erhob ich mich im Schlitten, um den Kolben meines Pistols auf das Haupt meines Wiedersachers niederschmettern zu lassen. Doch ehe ich noch den tödlichen Schlag führen konnte, schwankte die Gestalt vor mir auf dem Bocke und stürzte der Länge nach schwer in den Schnee. In demselben Momente fiel es mir wie Schuppen von den Augen, mein Verbrechen stand in seiner ganzen Riesengröße vor mir und entsetzt faßte ich die Zügel, um die dahin brausenden Pferde zum Stehen zu bringen. Es gelang mir, ich kehrte zurück, hob den Körper, der nicht ein Lebenszeichen mehr von sich gab, auf und setzte ihn mit dem Rücken an den Rücksitz gelehnt unten in den Schlitten hinein. Alsdann bestieg ich selbst den Bock und jagte, von tausend höllischen Fratzen verfolgt, der Stadt zu. Daselbst angelangt, lenkte ich die Pferde in die auf den Embach mündende botanische Straße hinein und überließ dort den Schlitten mit der Leiche seinem Schicksal. Wie ich höre, vermißt man das Taschenbuch des Ermordeten, welches etwa 10 Rbl. enthalten haben soll. Da ich den Mord, das größere Vergehen unumwunden eingestanden habe, so wird man mir hoffentlich Glauben schenken, wenn ich betheuere, daß mir die Beraubung der Leiche fremd ist. Ich habe, wie gesagt, die Leiche bloß angerührt, um sie unten in den Schlitten zu setzen, keine Macht der Erde aber hätte mich bewegen können, noch die Taschen derselben zu durchsuchen, um die wenigen Rubel mir anzueignen, die der Ermordete allenfalls bei sich führen konnte. Da übrigens der Körper von den Gerichtsherren nicht in sitzender, sondern in liegender Stellung im Schlitten gefunden worden, so ist es vielleicht möglich, daß irgend ein Vorübergehender nach meiner Flucht die Leiche

---

*) Wir überlassen den Herrn Medicinern die Beantwortung der Frage, ob ein mitten durch das Herz geschossener Mensch noch einige Worte sprechen kann.

beraubte. — Nachdem ich den Schlitten verlassen", fuhr der Angeklagte fort, „eilte ich, ohne mich meiner Schritte recht bewußt zu sein, willenlos der Heimat zu. Ich wagte jedoch nicht das Haus meiner Pflegeeltern zu betreten, sondern verbrachte die Nacht, von Gewissensbissen gefoltert und bittere Thränen vergießend, auf einem großen Feldsteine in der Nähe unseres Gartens. Endlich brach der langersehnte Morgen an. Ich besah meine Kleider, Blutspuren waren an denselben nicht zu bemerken. Nach Hause durfte ich nicht, denn mein verstörtes Aussehen hätte mich daselbst sofort verrathen und da ich Hunger fühlte, beschloß ich, mich in den Rathshoffschen Soppako-Krug zu begeben, um dort etwas zu genießen. Hastig verschlang ich im Kruge für die wenigen Kopeken, die ich noch bei mir führte, einige Butterbröte und trank eine Flasche Bier. Mit der langentbehrten Nahrung kehrten auch meine Kräfte und ein Theil meines Selbstvertrauens wieder. Ich vermochte es über mich, heiter und sorglos zu erscheinen, und — ich gestehe es offen — als der Krüger mich aufforderte mit ihm einige Partien Billard zu spielen, hatte ich nicht die Kraft es ihm abzuschlagen, obschon ich mir nach den Vorgängen der letzten Nacht über das Verderbliche meiner Leidenschaft für dieses Spiel vollkommen klar war. Ich würde, glaube ich, gespielt haben, selbst wenn mir der Tod aus jedem Loche entgegen gegrinzt hätte. Nachdem ich hierauf noch meine Pistole, die mir auf der Seele brannte, an einen unbekannten Bauern für 50 Kop. verkauft, begab ich mich Tags darauf auf den Hof um mich daselbst als Holzfäller zu verdingen. Meine Dienste wurden angenommen und ich eilte zu den übrigen Knechten in den Wald, wo ich denn endlich am siebenten Tage nach meiner Unthat verhaftet wurde. Mein Verbrechen lastet mir schwer auf dem Herzen; die verdiente Strafe soll mir willkommen und eine Woltbat sein."

Soweit daß Geständniß des Unglücklichen. Daß dasselbe an mannigfachen Mängeln laborirt, wird jedem Unbefangenen schwerlich entgangen sein, denn einerseits erscheint es sehr unwahrscheinlich, daß die persönlichen Verhältnisse des Michel, der ja den Angeklagten angeblich zu dem projectirten Einbruchsdiebstahl beim Soppi Buschwächter verleitet haben soll, demselben unbekannt geblieben und andererseits drängen sich erhebliche Bedenken gegen die Behauptung des Inquisiten auf, daß er den Ermordeten nicht beraubt habe. Was den ersteren Punkt anbetrifft, so haben alle Nachforschungen nach jener mysteriösen Persönlichkeit zu gar keinem Resultate geführt. Inquisit hat keinen einzigen Zeugen namhaft zu

machen gewußt, der ihn in der Gesellschaft des Michel gesehen, und ebenso wenig sind die Erkundigungen von einem Erfolge begleitet gewesen, welche die untersuchende Behörde in denjenigen Krügen angestellt hat, welche der Christian angeblich in Begleitung des Michel besucht haben will. Es spricht mithin alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß der verbrecherische Anschlag, den Soppi Buschwächter zu bestehlen, nur in dem Kopfe des Inquisiten selbst seinen Ursprung hat und daß dieser wirklich von Hause aus sich der leichtsinnigen Hoffnung hingegeben hat, in dem auf gut Glück angenommenen Fuhrmannsknechte einen brauchbaren Gehülfen seines Anschlages zu finden. War aber dem wirklich so, so konnte das Motiv der Furcht vor Verrath, nachdem der Fuhrmann den ihm gemachten Vorschlag mit Entrüstung zurückgewiesen, schwerlich so sehr ins Gewicht fallen, um ein Menschenleben im Interesse der eigenen Sicherheit zu opfern. Bedurfte es ja doch nur eines hartnäckigen Leugnens, um alle nachtheiligen Folgen eines unter vier Augen mitgetheilten verbrecherischen Anschlags von sich abzuwenden. Hiemit sind wir aber bei dem zweiten Punkte, d. h. bei der Frage angelangt, ob eine Beraubung der Leiche von Seiten des Inquisiten stattgefunden oder nicht. War jenes einseitige Motiv der Furcht vor Verrath aller menschlichen Berechnung nach nicht von der Tragweite, um den Mord zu erklären, so kann dasselbe, vereinigt mit dem Wunsche, sich des Geldes des Ermordeten zu bemächtigen, wohl hinreichend stark sein, um den Inquisiten zur Mordwaffe greifen zu lassen, namentlich wenn man berücksichtigt, daß die Gelegenheit günstig und der Thäter berauscht war. Mit dieser Erwägung entscheidet sich die von uns gestellte Frage eigentlich von selbst. Will man jedoch auch diese Beweisführung nicht gelten lassen, so erinnere man sich der falschen Behauptung des Angeklagten, daß er die Zeche im Emwi-Kruge berichtigt, während durch die übereinstimmenden Aussagen mehrerer Zeugen hinlänglich festgestellt ist, daß der Ermordete es gewesen, welcher dort bezahlte. Hatte der Inquisit sich wirklich eines Raubmordes schuldig gemacht und wollte er diesen leugnen, so lag es in seinem Interesse, Alles zu vermeiden, was zu der Vermuthung Anlaß geben konnte, daß er um die Baarschaft des Fuhrmanns gewußt habe. Bei der Bezahlung der Zeche durch den Fuhrmann mußte er nothwendig das Geld desselben ebensowohl wie die Zeugen gesehen haben, und er sagt daher: er selbst sei es gewesen, welcher Zahlung geleistet.

Der Annahme eines Raubmordes ferner widerspricht nicht, daß der Angeklagte die Beraubung der Leiche so entschieden in Abrede stellt, obschon

er das größere Verbrechen unumwunden eingesteht, denn abgesehen davon, daß ihm die schwerere Strafe des Raubmordes sehr wohl bekannt sein konnte, giebt es eine gewisse Verbrecherehre, die den Verbrecher hindert, sich eines Delicts für schuldig zu bekennen, welches in Ansehung seiner Motive für gemein und niedrig gilt. Auch der Verbrecher — jeder praktische Criminalist wird mir diesen Satz zugeben — kennt einen gewissen Stolz welcher ihm verbietet: „sich mit Kleinigkeiten abzugeben." Der professionsmäßige Dieb z. B. stiehlt wohl, wo immer er nur ankommen kann, aber man würde sich sehr irren, wenn man ihn deßhalb auch der Unterschlagung in jedem Falle für fähig hielte. Oft genug liegt es in seiner Art das in ihn gesetzte Vertrauen weder gegen Seinesgleichen noch sonst zu täuschen. Der Einbrecher ferner sieht mit Verachtung auf die Taschendiebe herab und der Raubmörder par excellence fühlt sich in hohem Grade verletzt, wenn man ihn mit einem gewöhnlichen Langfinger auf eine Stufe stellt. Sie alle kennen ein Standesgefühl. Weßhalb also sollte unser Held nicht auch lieber als „anständiger" Mörder, denn als gemeiner Dieb in den Annalen der Criminalgeschichte zu paradiren gewillt gewesen sein? Der innere Zusammenhang der Thatsachen deutet mit aller Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß man in dem Mörder auch denjenigen suchen muß, der die Erbschaft des Ermordeten angetreten, obgleich die betreffenden Haussuchungen und übrigen Nachforschungen diesen Satz nicht zu bewahrheiten im Stande gewesen sind. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß ein kleines Taschenbuch überhaupt nur sehr schwer aufgefunden werden kann, und die Erfolglosigkeit dieser Recherchen dürfte mithin nicht geeignet sein, den Angeklagten von dem Verdachte eines Raubmordes zu entlassen. Vielmehr glauben wir aus den obenangeführten Gründen uns zu der Annahme hinneigen zu müssen, daß im vorliegenden Falle dem Inquisiten wirklich ein Raubmord und nicht bloß ein einfacher Mord zu imputiren gewesen, obschon wir zugeben, daß der an den Brüsten der alten starren Beweistheorie großgesäugte Richter sich nicht der Möglichkeit verschließen durfte, daß irgend eine fremde Persönlichkeit, welche den regungslos im Schlitten liegenden Fuhrmann für betrunken gehalten, sich des Geldes desselben bemächtigt haben konnte. Dieser letzteren Erwägung folgend, hat denn auch das Dörptsche Landgericht, dessen bezügliches Urtheil von der Oberbehörde in allen Punkten bestätigt worden, den Angeklagten nur des einfachen Mordes schuldig erklärt und ihn dementsprechend in Anleitung der Artikel 1454, 139 und 25 des Strafgesetz-

buches unter Entziehung aller Standesrechte zur Abgabe zu schwerer Zwangsarbeit in den Bergwerken auf acht Jahre und darauf folgender lebenslänglicher Ansiedelung in Sibirien verurtheilt. — Wie gesagt, wir erkennen die Berechtigung dieses Urtheils vollkommen an, ja noch mehr, wir hätten in ähnlichem Falle aller Wahrscheinlichkeit nach ebenso geurtheilt, allein es bleibt dabei immer noch die Ungereimtheit bestehen, daß der Angeklagte einzig und allein aus der auf einem Hirngespinnste beruhenden Furcht, verrathen zu werden, ein Menschenleben geopfert habe, und, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, wir glauben nicht, daß ein so schrankenloser Egoismus überhaupt möglich ist.

Doch sei dem nun, wie ihm wolle. Der Gerechtigkeit war ihr Recht geschehen und Dorpats Pöbel hatte wiederum einmal Gelegenheit, sich an dem widerlichen Schauspiel der Ausstellung eines Unglücklichen am Pranger zu weiden. Schweigend hatte Christian sein Urtheil angehört, schweigend bestieg er den schwarzen Karren und, dumpfe Resignation in jedem Zuge des blassen Gesichts, ließ er sich willenlos auf den Markt führen, um auf eine Viertelstunde der Gegenstand der Neugierde alberner Dienstmädchen und boshafter Straßenjungen zu sein. Wir fragen, wozu diese Zurschaustellung beklagenswerther menschlicher Verdorbenheit und Gesunkenheit? Erwartet man etwa, daß sie einen tiefen Eindruck auf das Volk machen und diesen oder jenen schwankenden Tanzkünstler auf dem Seile des Gesetzes von dem einmal betretenen Wege abschrecken soll? Mit Nichten. Wie die Erfahrung zur Genüge lehrt, dient sie bloß dazu, jenem großen Haufen, der nichts lieber hat, als Maulaffen feil zu halten, eine vorübergehende Zerstreuung zu bieten. Ein praktischer Erfolg ist durch sie nicht zu erzielen, denn wie jede inhumane Herabwürdigung des Menschen zu einem äußern, ihm fernliegenden Zweck weckt sie in dem gebildeteren Menschen bloß Widerwillen oder Abscheu, während sie in dem ungebildeten Haufen gar leicht Schadenfreude oder noch verächtlichere Leidenschaften hervorzurufen geeignet sein dürfte. Man betrachte nur einmal aufmerksam jene Menschen, die lärmend, schwatzend, lachend und schlechte Witze reißend dem dumpf durch die Gassen der Stadt polternden Karren folgen, man überzeuge sich, mit welchem Leichtsinn, mit welcher Frivolität das ganze traurige Schauspiel von ihnen aufgefaßt wird! Dazu kommt, daß jede sog. beschimpfende Strafe mit dem Besserungssysteme völlig unvereinbar ist, weil sie das Ehrgefühl zerstört. Christian Konn insbesondere war durchaus keine völlig depravirte Persönlichkeit. Leichtsinn, Genußsucht und Charakter-

schwäche hatten ihn der Versuchung unterliegen lassen und er war schon zum Mörder geworden, ehe ihm noch sein verbrecherisches Vorhaben recht zum Bewußtsein gekommen war. Ihm wie so vielen Anderen war an seiner Wiege wahrlich nicht gesungen worden, daß einmal Menschenblut an seinen Händen kleben würde. Noch wenige Stunden, ja Minuten vor seiner That hätte er den Gedanken, einen Mord auf sein Gewissen zu laden, wahrscheinlich für eine verrückte Ausgeburt seiner Phantasie erklärt und dessenungeachtet war in seiner Brust urplötzlich jener Dämon aufgetaucht, der aus menschlicher Schwäche, böser Lust und Gelegenheit so trefflich Capital zu schlagen versteht.

Hiemit schließen wir unsere Darstellung. Seitdem ist in Dorpat der alte Schandkarren nebst Anhängseln öffentlich versteigert worden. Wie es heißt, soll derselbe jedoch dafür in den Gouvernementsstädten sein bleibendes Domicil aufgeschlagen haben.

M. Stillmark.

Zur Lösung der russischen Valutafrage.

(Schluß.)

5) Rußlands schwebende Staatsschulden.

Nach unseren früheren Erörterungen ist im Interesse der Herstellung der Valuta die Regulirung der gesammten schwebenden Schuld Rußlands nothwendig geboten. Die betreffenden drei Posten dieser Schuld sind die Creditbillete, die Bankdepositen und die Reichsschatzscheine oder sogenannten Serien. Die uns erforderlich scheinenden Maßregeln zur Regulirung dieser Schulden ergeben sich aus einer statistischen Analyse des gegenwärtigen Zustands der schwebenden Schuld überhaupt, wodurch zugleich unsere unten folgenden Vorschläge ihre Begründung bereits theilweise erhalten.

In formeller Hinsicht unterscheiden sich die Creditbillete und Bankdepositen gemeinsam von den Serien dadurch, daß jene ein Passivum der Reichsbank, diese ein solches des Reichsschatzes sind. Da jedoch die gegenwärtige russische Reichsbank im strengsten Sinne des Wortes ein reines Staatsinstitut ist, welches nicht nur von einer Staatsbehörde verwaltet, sondern auch ausschließlich (ohne jede Betheiligung von Privatactionären, wie z. B. die Preußische Bank) mit seinen Activen und Passiven Staatseigenthum ist, so sind die Schulden dieser Bank, die Creditbillete und die Depositen, im Grunde auch nur Staatsschulden. Sie mittelbar, wenn man will, die Serien unmittelbar, was aber um so weniger einen tiefergreifenden Unterschied bedingt, als die Activa der Reichsbank, als Deckungsmittel der Passiva, zum größten Theil aus Schulden des Staats an die Bank bestehen. Die Reichsbank ist daher eigentlich nichts Andres, als eine Rechnungsinstanz oder als eine Anstalt, welcher ein

besondrer Theil der Staatsschuld unter gleichzeitiger Ueberweisung gewisser Activa des Staats (Baarfonds, Forderungen an Private) zur abgetrennten Verwaltung übertragen worden ist. Formell und materiell ist dies nicht ganz bedeutungslos, aber erheblich ist der Vortheil einer solchen bei der Umgestaltung des Bankwesens in den Jahren 1859 ff. herbeigeführten Einrichtung nicht, und zwar um so weniger, wenn letztere, was auch in Rußland der Fall gewesen, zu dem Wahne verführt, als wäre mit dieser formellen Regulirung des Staatsschuldenwesens ein wichtiges Resultat erzielt. Vielmehr sind für unsere Aufgabe die Passivposten der Reichsbank, die Creditbillete und die Depositen, so gut als die Serien in ihrer Eigenschaft als schwebende Staatsschuldposten zu betrachten und demgemäß zu behandeln, wobei nur die Activa, welche der Staat als Inhaber der Reichsbank besitzt, allen jenen Passiven gegenüber zu stellen sind.

Der Stand der Creditbillete und der hier in Betracht kommenden Depositen, sowie die Deckungen beider ergeben sich aus dem allwöchentlich veröffentlichten Bilanzausweis der Reichsbank und den monatlich, aber immer erst nach etwas längerer Zeit erscheinenden Ausweisen der Filialen. Im Folgenden halten wir uns an den Status der Reichsbank vom 1. Januar und 1. Mai und an denjenigen der Filialen vom 1. Januar 1868, wobei die nachfolgenden Tabellen zum Ueberblick des Geschäftsgangs in den letzten Jahren zugleich die betreffenden Daten einiger früheren Ausweise mittheilen. Trotz mancherlei Veränderungen und auch einigen Verbesserungen, welche die Bankausweise nach und nach erfahren haben, läßt die Klarheit, Verständlichkeit und Unzweideutigkeit im Einzelnen immer noch viel zu wünschen übrig. Namentlich legen die starken Veränderungen einiger Posten in kurzer Zeit (z. B. „öffentliche der Bank gehörende Werthe", Billets à Ordre, Contocorrente zwischen der Bank und den Succursalen u. a. m.) die Vermuthung nahe, als würden darunter mancherlei verschiedene Geschäfte versteckt. So wird eine ganz sichere Rechnung schwierig, doch stören die etwa verbleibenden Fehler das Endergebniß nicht erheblich.

Um den richtigen Einblick in den Zustand der schwebenden Schuld zu gewinnen, müssen vor Allem die Bank- und übrigen schwebenden Schuldposten nach jenem wichtigsten Gesichtspunkte alles Bankwesens, der (rechtlichen) Kündbarkeit der Passiva und Realisirbarkeit der Activa gruppirt werden. Wenn zur Zeit die rechtliche Kündbarkeit des größten

Tabelle 1.

Passiva der Reichsbank.

	1. Januar 1866.	1. Juli 1866.	1. Januar 1867.	1. Juli 1867.	1. Januar 1868.	1. Mai 1868.
	Mill. Rbl.					
) Ausgegebene Creditbillete	650,46	649,72	709,04	689,07	715,12	720,38
ab Kasse der Bank	7,05	13,74	7,46	c. 10,00	12,19	23,78
Dsgl. der Filialen	12,99	19,07	12,22	11,84	12,21	?
Rest in Umlauf	629,52	616,01	689,36	665,13	690,13	c. 685
) Contocorrente auf Zinsen, Bank	8,36	14,59	9,71	12,68	13,59	20,95
Dsgl. bei den Filialen	?	?	7,41	9,41	10,29	?
Dsgl. bei dens. ohne Zinsen	?	?	?	1,93	1,40	?
Summa	?	?	?	23,03	25,38	?
) Verzinsliche Depositen.						
Auf Sicht zahlb. (3%) Bank	52,39	49,47	46,04	42,41	38,80	36,10
Dsgl. Filialen	Unten inbegriffen				42,47	?
Bis auf 5 Jahre (4%) Bank	7,46	7,13	0,85 (?)	6,64	6,40	6,04
Bis auf 10 J. (4½%) Bank	25,37	25,40	27,72	18,39	14,13	12,20
Auf Termin bei den Filialen	In folgender Ziffer inbegriffen				26,28	?
Auf Sicht u. Term. b. d. Fil.	66,82	68,33	70,35	69,14	—	—
Summa	151,04	150,42	144,96	136,78	128,14	?
) Billets à Ordre rc., Bank	5,20	10,41	10,17	13,03	9,34	14,47
Dsgl. Filialen	?	?	5,73	7,62	7,89	?
Summa	?	?	15,02	20,60	17,23	?
) Depositen der alten Creditanstalten, Bank	45,74	41,05	37,09	33,06	31,46	30,24
Dsgl. Filialen	3,03	2,68	2,25	2,00	1,70	?
Summa	48,77	43,73	39,34	35,06	33,19	?
) Verschied. rückst. Summen, Schuld, Depositenzins., Bank	12,23	12,07	12,95	11,26	11,31	10,22
Ausgeloste rc. Staatspapiere	?	?	4,02	4,01	2,64	5,26
Dsgl. u. rückst. Bankbillete (nebst Zinsen)	6,40	7,21	3,24	4,27	8,21	6,19
Summa	19,37	20,88	20,21	19,54	22,16	21,67
) Schulden an den Reichsschatz u. s. w. Contocorr. dess. u. and. öff. Anstalten	9,02	28,61	19,72	19,20	35,62	35,19
Für s. Rechn. eingen. Zinsen	—	3,21	—	0,66	—	1,63
Sein Gewinn- u. Verlustconto	1,05	—	2,18	—	9,24	9,24
Summa	10,97	32,82	22,30	19,86	44,86	46,06
) „Verschiedenes" Bank	22,12	22,09	9,23	7,02	8,43	11,41
Dsgl. Filialen	?	?	1,41	4,07	1,00	?
Summa	?	?	10,64	11,09	9,43	?
) Fundirte Bankschuld.						
5% Bankbillete	262,18	262,18	258,36	258,14	254,13	254,13
4% dsgl.	67,12	69,31	69,31	68,60	12,00	12,00
Summa	329,30	331,49	327,67	326,74	266,13	266,13

Passivpostens, der Creditbillete, aufgehoben ist, so handelt es sich ja grade darum, diese anomale Lage wieder zu beseitigen. Eine solche Gruppirung der Posten zeigt zugleich die *völlige Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustands der Reichsbank*. Wollte man diesen etwa mit unserem eigenen obigen Argument beschönigen, daß die Reichsbank eben nicht mit dem Maßstabe einer eigentlichen Bank gemessen werden dürfe, weil sie eine bloße Staatsschuldenabtheilung sei, so trifft dieser Einwand doch nicht zu, denn *die Passiva der Reichsbank* nebst den *Serien verlangen ihrer Natur nach*, wenn auch unter Zulassung einiger Modificationen der strengen Grundsätze des Bankwesens, *eine Regelung nach Bankprincipien*, mag im Uebrigen eine wirkliche Bank oder unmittelbar der Reichsschatz der haltende Schuldner sein. Endlich giebt jene Gruppirung auch einen wichtigen *Fingerzeig hinsichtlich des Weges, welcher zur Reform der schwebenden Schuld einzuschlagen ist*. Die beifolgenden vier Tabellen 1—4 sind nach dem angegebenen Gesichtspunkt entworfen.*)

---

*) Folgendes zur *formellen* Erörterung der Tabellen. Soweit möglich sind die Bilanzen der Reichsbank und ihrer Filialen *vereinigt* worden. Die Daten der letzteren beziehen sich von Mitte 1867 an auf die drei sibirischen Zweige Tomsk, Jenisseisk und Irkutsk *nicht* mehr mit, durch welche Auslassung bei dem kleinen Geschäft dieser Zweige die allmonatlich um viel größere Beträge schwankenden Zahlen nicht wesentlich alterirt werden. Der Posten *Capital der Succursalen* im Activum der Hauptbank und Passivum der Zweige hebt sich (1866 $9_{,2}$, 1868 $9_{,8}$ Mill. Rbl.). Das *eigene Stammcapital* der Bank, also der *Staatseinschuß* nebst angesammeltem Reservefonds (1866 $18_{,55}$, 1868 $20_{,41}$ Mill., wovon $1_{,41}$ Mill. auf Reservefonds), kommt hier nicht in Frage und blieb in den Tabellen unberücksichtigt. Nicht zu beseitigende Schwierigkeiten machte bei der für unseren Zweck nothwendigen *Vereinigung* der Bilanzen der Bank und ihrer Succursalen der *Passivposten* „Contocorrente mit den Succursalen" (d. h. *Schulden* in laufender Rechnung *an* diese Zweige) in der Bilanz der Hauptbank und der *Activposten* „Contocorrente mit der Bank" (d. h. *Forderungen an* diese) in der Bilanz der Succursalen. Letztere haben von der Bank zu *fordern*, wenn sie an dieselbe Geld übertragen oder von ihr einen Credit eröffnet bekommen haben. Im ersten Fall werden die Summen aus Depositen bestehen, welche als Schulden der Succursalen an das Publicum in der Tabelle schon berücksichtigt sind. Im zweiten Fall kann die Bank, wie es in den letzten Jahren ja wirklich geschah, für die Zweige neues Papiergeld ausgegeben haben, dessen Betrag, soweit er zu ermitteln war, im obigen ebenfalls inbegriffen ist. Wir haben es vorgezogen, bei der Zweideutigkeit des genannten Bilanzpostens denselben aus der Zusammenstellung *fortzulassen*, was für unseren speciellen Zweck statthaft erschien. — Im Uebrigen sind die Posten in den Tabellen 1 und 2 einzeln so aufgeführt, wie sie in den amtlichen Veröffentlichungen erscheinen und nur *thunlichst* nach dem aufgestellten Gesichtspunkt

Gemäß der Praxis andrer Banken sind in Tab. 1 die in den Bankkassen befindlichen Creditbillete vom Umlauf abgezogen, obwohl ein Theil der Kasse zur Fortführung des regelmäßigen Bankgeschäfts, vollends nach der seit 1867 erfolgten starken Einschränkung des Privatvorschußgeschäfts, nöthig sein dürfte. So erscheint der Papiergeldumlauf also nicht unwesentlich kleiner als die Emission. Um so weniger konnte, obgleich die Creditbillete ja eigentlich Staatspapiergeld sind, der in den Staatskassen liegende Betrag abgezogen werden. Diese Summe ist ohnedem unbekannt und der Reichsschatz kann auch nicht ohne Weiteres compensiren, weil er die Kassenbestände zur regelmäßigen Geschäftsführung braucht. Nach dem Brauch andrer Banken sind ferner die liquiden Forderungen des Schatzes an die Bank unter dem Namen der öffentlichen Depositen (Tab. 3 sub C.) aufgeführt worden. Auch hier kann die formell zulässige Compensation zwischen der Schuld der Bank als eines Staatsinstituts an den Schatz und der Schuld des Schatzes an die Bank nicht wohl sofort erfolgen, weil die öffentlichen Depositen einen großen Theil der bereiten Staatskassenbestände bilden und als solche der Finanzverwaltung unentbehrlich sind. Auch von den Serien befinden sich jederzeit größere Beträge in den Staats- und Bankkassen. Mit den ersteren kann der Reichsschatz aus den eben angeführten Gründen nicht compensiren. Die im Besitz der Bank befindlichen Serien bilden einen Theil der disponiblen Betriebsmittel der Bank, sie sind statt eines gleichen Betrags Creditbillete bei der Abzahlung der von der Bank gewährten Credite zurückgeflossen. Da die Bank Staatseigenthum und die Ausdehnung der Bankgeschäfte mittelst der Wiederausgabe der Serien nicht durchaus nothwendig ist, so kann dieser Posten Serien, gegenwärtig 20—25 Mill. R., allerdings von der schwebenden Schuld abgesetzt werden. Allein dies ist gleichwohl in Tab. 4 nicht geschehen,

---

— Kündbarkeit der Passiva und Realisirbarkeit der Activa — und noch sonstiger Verwandtschaft gruppirt, wobei freilich im Einzelnen Zweifel hinsichtlich der Richtigkeit der Vereinigung blieben und nicht immer genau gleichartige Posten vereinigt werden konnten. — Da das Bankcapital im Passivum weggelassen ist, so müßten eigentlich die Activa die Passiva in Tabelle 3 genau um den Betrag dieses Capitals und des Reservefonds übertreffen, wenn es gelungen wäre, jeden Posten richtig einzusetzen. Die Hauptdifferenz erklärt sich wohl durch die Nichtberücksichtigung der Contocorrente der Bank mit den Filialen. Der große Ueberschuß der Activa über die Passiva im Jahre 1866 wird speciell ein Beleg dafür sein, daß in der That, wie wir früher vermutheten, die Mehremission von Papiergeld für die Succursalen, resp. für die Unterbringung der Prämienanleihe weit früher erfolgt ist, als sie (erst im August 1867) in den Bankausweisen erscheint.

denn ein gewisser Betrag disponibler Mittel für die Bank ist bei den Maßregeln zur Herstellung des Geldwesens passend mit in Rechnung zu ziehen. Auch haben wir dafür die Serienbestände der Bank unter die realisirbaren Activa gestellt. Die Creditoperationen zur Regelung des Geldwesens müssen eben einen solchen Umfang erhalten, daß der Finanz- und Bankverwaltung die erforderliche baare Kasse zugeführt wird.

Die Bewegung der Hauptpassivposten, welche sich aus den Tabellen ergiebt, bestätigt frühere Behauptungen. Auch in der letzten Zeit noch haben sich die Creditbillete um 35—40 Mill. R. gegen 1866 und um 65—70 Mill. R. gegen 1865 vermehrt! Freilich ist mit Hülfe dieser Emission und der inzwischen wieder erfolgten starken Einschränkung der Privatvorschüsse (Tab. 3 sub I.) der Baarvorrath ansehnlich vermehrt worden. Allein dies ist nur nothwendig, wenn man bald ernstlich an die Herstellung der Valuta geht, und gradezu zweckwidrig ist die erfolgte Auffüllung des Baarvorraths mittelst neuer Emission uneinlösbaren Zwangscurspapiergelds. Da steigen die Passiva bei der Entwerthung dieses Papiergelds viel rascher als die Activa, mit denen man jene tilgen will!

Die verzinslichen sowie die alten (jetzt 2%igen) Bankdepositen haben bemerkenswerther Weise in den letzten Jahren beständig abgenommen, vom 1. Januar 1866—68 zusammen um über 39 Mill., wofür die Zunahme der Billets à Ordre und der Contocorrente weder quantitativ noch qualitativ eine entsprechende Entschädigung gewährte, (s. d. Rubrik „Privatdepositen" in Tabelle 3 sub B.). Von Einfluß war offenbar der wachsende Geldbedarf des Verkehrs, woraus auch der hohe Bankdisconto hervorging. Die Gesammtmasse der Privat- und öffentlichen Depositen, ungefähr 278 Mill. R. (Mai 1868), bildet nun allerdings eine sehr verschiedenen Kündigungsbedingungen unterliegende Schuld der Bank. Nur die sofort fälligen Depositen können ganz auf eine Stufe mit den Creditbilleten gestellt werden, die übrigen sind Terminschulden (s. Näheres unten unter Nr. 7). Indessen ist der Unterschied zwischen den verschiedenen Haltungen der Depositen in der Praxis nicht so groß, als es scheinen könnte, weil thatsächlich auch von den sofortfälligen Depositen immer große Beträge lange Zeit ruhig bei der Bank stehen, ebenso wie große Massen Noten in Umlauf bleiben, — ein ganz entscheidender Punkt. Man darf ferner die ganze Depositensumme hier um so mehr unter die kündbaren Bankschulden neben den Creditbilleten einreihen (Tab. 3 sub D.), weil unter die als bankmäßig und realisirbar bezeichneten Deckungsmittel (Tab. 4 sub F.)

auch ein größerer Betrag diverser Staatsschuldposten eingerechnet worden ist (Tab. 3 sub L. = Tab. 2 sub 6 a und b). Ob und wieviel davon wirklich im erforderlichen Maße realisirbar ist, steht dahin. Die Posten „öffentliche der Bank gehörende Werthe", „öffentliche in Zahlung hypothekarischer Forderungen angenommene Werthe", „öffentliche Fonds im Einlösungsfonds" erregen in dieser Hinsicht nicht allzu viel Vertrauen. Indem man die Passivsumme durch Einbeziehung aller Depositen und die Activsumme durch Einrechnung aller eben erwähnter Activa etwas zu hoch ansetzt, hebt sich der etwa begangene Fehler einigermaßen auf.

Die Serien sind in Tab. 4 zu dem vollen, im betreffenden Zeitpunkte gesetzlich zur Emission bestimmten Betrage bei der schwebenden Schuld eingestellt worden. Ein kleiner Theil davon mag mitunter erst einige Monate später wirklich in Umlauf gebracht worden sein (so z. B. von der letzten Ende Decbr. 1866 decretirten Emission von 9 Mill. Rbl.).

Die gesammte schwebende Schuld hat sich auch in den letzten Jahren wieder fortwährend vermehrt, in 2⅓ Jahren von ca. 1107 auf ca. 1179 Mill. Rbl., Serien und Creditbillete allein von 856 auf 901 Mill., also um 45 Mill., d. h. etwa um ebenso viel, als die Abnahme der alten und neuen verzinslichen Depositen betragen mag (ca. 43 Mill.). Diese Verminderung der Depositen erweist sich auch hier wieder als die mitwirkende Ursache der Vermehrung der beiden anderen, soviel schädlicheren Posten der schwebenden Schuld. Man sieht, aus dieser Zwickmühle kommt man ohne besondere Creditoperationen zum Zweck der Fundirung der schwebenden Schulden nicht heraus, man dreht sich mit den Conversionen der einen Art dieser Schulden in die andere nur im Kreise herum.

Für die weitere Untersuchung nehmen wir nun den gegenwärtigen Stand der schwebenden Staatsschuld Rußlands mit 1179 Mill. Rbl. an, wovon auf die Creditbillete 685, die Depositen 278 und die Serien 216 Mill. Rbl. fallen. Die beständigen kleineren Schwankungen dieser Posten und andere Kategorien schwebender Schulden kommen für unsre Frage nicht in Betracht. Auf diese riesige, wahrhaft erschreckende Summe von 1179 Mill. Rbl. hat eine Finanzpolitik die schwebende Schuld auflaufen lassen. Es stellt sich die unumgängliche Aufgabe hier Ordnung zu schaffen.

Hinsichtlich dieser Aufgabe haben wir zwei Fragen zu beantworten. Erstens: muß die Beseitigung dieser ganzen schwebenden Schuld jener

drei Kategorien als Umwandlung des Betrags von 1179 Mill. Rbl. in eine fundirte Schuld erfolgen, oder, wenn dies, wie es von uns geschieht, verneint wird, welcher ungefähre Betrag der einzelnen Posten muß unbedingt fundirt werden? Sodann: muß im letzteren Fall eine Umgestaltung, und eventuell welche, mit dem verbleibenden Reste der schwebenden Schuld vorgenommen werden?

In beiden Fragen wird der bloße Routinier und der reine Doctrinär jeder an einer andern Klippe scheitern. Der Doctrinär wird den Fundirungsoperationen den durch die Ziffer von 1179 Mill. Rbl. bezeichneten (theoretischen) Maximalumfang geben wollen, „weil dies die Doctrin fordere", weil Staatspapiergeld in irgend einer Form verwerflich sei, Staatsbankwesen nichts tauge, Schatzscheine verurtheilt werden müssen. Der Routinier wird umgekehrt geneigt sein, wegen der zu bewältigenden praktischen Schwierigkeiten jener Operationen einen möglichst niedrig gegriffenen Minimalumfang zu geben. Er berücksichtigt hierbei nicht, daß dieser Minimalumfang oder die Untergrenze dessen, was unbedingt im Interesse der Umgestaltung des Geld- und Creditwesens gefordert werden muß, in erster Linie nach theoretischen Gesichtspunkten im Anhalt an die concreten Verhältnisse Rußlands zu ziehen ist. Er wird daher niemals etwas Solides begründen, nur für den Augenblick, für den Schein arbeiten. Derartig waren alle die zahlreichen Valutaexperimente seit 1848 in Oesterreich, mit Ausnahme der Plenerschen Bankacte von 1862, deren glückliches Resultat der leichtsinnige Krieg von 1866 wieder über den Haufen warf; war insbesondere die leichtfertige Bankpolitik Brucks in den J. 1858—59. Derartig waren auch die russischen Maßregeln von 1862—63. Der Doctrinär erwägt dagegen die praktischen Schwierigkeiten und die aus ihnen hervorgehende Widerstandsmacht nicht genügend, beachtet nicht, daß sich gewisse theoretische Grundsätze nicht so absolut hinstellen lassen, wie es fälschlich oft geschieht, und ebendeßhalb eine Modification bei der praktischen Durchführung recht wohl gestattet sein kann, und erreicht aus diesem Grunde das Ziel nicht. Der Eine verlangt zu wenig, färbt die Dinge schöner, als sie sind, und glaubt trotz des Verstoßes gegen Grundregeln des Creditwesens doch „schon durchzukommen". Der Andere verlangt zu viel und verwirft fälschlich jede (auch die begründete) modificirte Durchführung eines theoretischen Princips in der Praxis. Dieser will gar kein, jener will unerlaubtes Compromiß, während in der Finanzpolitik, wie in der Politik, die organische Fortentwicklung auf

richtigen Compromissen beruht. Der wirkliche Umfang jener Fundirungsoperationen muß zwischen der Minimalgrenze des Routiniers und der Maximalgrenze des Doctrinärs gezogen werden gemäß der Grundregeln des Creditwesens, den durch die Verhältnisse Rußlands statthaften Modificationen dieser Regeln und im Uebrigen nach praktischen Gesichtspunkten, d. h. mit maßgebender Rücksicht auf das in gegebener Lage praktisch Erreichbare aber auch Genügende, selbst wenn es nicht das „an sich Beste“ ist. Auf diesem Standpuncte des juste milieu stehen wir in den folgenden positiven Vorschlägen.

Wir nennen es daher eine doctrinäre, weil radicale Forderung, wenn als der einzig richtige Weg zur dauernden festen Ordnung des russischen Geld- und Creditwesens die vollständige Beseitigung der ganzen schwebenden Schuld von 1179 Mill. Rbl. verlangt wird. Das geschieht folgerichtig von absoluten Gegnern des Staatspapiergelds, auch des einlösbaren, und des Staatsbankwesens, ferner von denen, welche das Staatsbankwesen schon jetzt in Rußland unbedingt verwerfen und welche nicht nur die jetzigen Serien, sondern überhaupt alles, auch das richtig organisirte Schatzscheinwesen verurtheilen. Auf diesem einseitigen Standpunkte stehen die Anhänger der möglichsten Trennung von Staat und Volkswirthschaft und die Vertreter jener Auffassung, wonach die volkswirthschaftlichen Gesetze, welche Entwicklungstendenzen unter gegebenen Voraussetzungen darstellen, im wirklichen Leben absolut, nicht nur relativ richtig sind.

In den Schatzscheinen sehen wir sogar ganz allgemein eine richtige und zweckmäßige organische Form des modernen Staatscreditwesens. Die Einführung dieser Schuldform neuerdings sogar in den so höchst soliden preußischen Staatshaushalt ist z. B. unseres Erachtens ein Fortschritt. Auch in Rußland stände der ersten neuen Einführung der Schatzscheine nichts entgegen. Wie die Dinge jetzt liegen, handelt es sich hier vollends nur um eine Reform und — bei dieser Schuldkategorie stets eine praktische Hauptfrage — um eine richtige Beschränkung der Serien.*)

Die völlige Beseitigung des Staatsbankwesens und die Verwandlung alles Papiergelds in eigentliche, von unabhängigen Banken ausgegebene

*) Die Begründung dieser noch ziemlich vereinzelten günstigen Ansicht über Schatzscheine s. in meiner Ordnung des österr. Staatshaush. S. 76—92 u. im Art. Staatsschulden im Staatswörterb. Bd. X, S. 23, 24.

Noten wird dagegen Vielen auch in Rußland schon, Manchen grade in Rußland eine aufzuwerfende Frage sein. Unter Voraussetzung einer tabula rasa, wie sie z. B. im Falle einer der Werthlosigkeit fast gleichkommenden Entwerthung der Creditbillete oder eines totalen Staatsbankerotts vorläge, vielleicht mit Grund, aber dennoch auch noch keineswegs unbedingt. Denn der früher ziemlich allgemein anerkannte Hauptgrund gegen Staatsbankwesen, daß nämlich letzteres in Staatsnothlagen allein oder besonders leicht zur uneinlösbaren Papierwährung führe, ist durch die neueren nordamerikanischen Erfahrungen vollends beweisunkräftig geworden. Dort hat nicht einmal das decentralisirte Vielbankwesen vor dieser Gefahr geschützt. Gegenwärtig, wo keine solche tabula rasa vorhanden ist, kann für die Reorganisation des Geld- und Creditwesens jene Forderung nur um so weniger unbedingt aufgestellt werden. Die Voraussetzung ihrer praktischen Durchführung wäre die Beseitigung jedes Schuldverhältnisses des Staats hinsichtlich der Creditbillete und der Depositen, was wiederum eine Fundirungsoperation im Betrage der ganzen jetzigen Summe dieser beiden schwebenden Schuldposten erforderlich machte. Die dadurch erhöhete Schwierigkeit der Durchführung der Maßregel wäre allerdings noch kein durchschlagender Gegengrund, wenn zur Herstellung des Geldwesens wirklich kein andrer minder schwieriger Weg übrig bliebe. Ein solcher ist aber zu finden und seine Beschreitung ausreichend theoretisch zu rechtfertigen. Es genügt danach die theilweise Fundirung der Depositen und Creditbillete, verbunden mit einer Verbesserung der Deckungsmittel für die als schwebende Schuld des Staats verbleibenden Depositen und Noten. Dadurch beschränkt sich der Umfang der erforderlichen Creditoperationen um ein Beträchtliches, was gewiß ein nicht zu unterschätzender Punkt ist.

Nach dem Gesagten wird es verständlich und zugleich für den rationellen Praktiker schon gerechtfertigt erscheinen, wenn sich unsere Vorschläge möglichst dem Bestehenden anschließen, mehr Umbau als Neubau empfehlen. Aufmerksame Beobachtungen während mancher Jahre haben zur Ueberzeugung geführt, daß in Ländern von den Culturverhältnissen Oesterreichs und Rußlands grade auf volkswirthschaftlichem und ganz speciell auf finanziellem Gebiete die beständigen Versuche eines Neubaus meistens sehr wenig Erfolg haben, weil die Widerstände, welche vor Allem auch aus verletzten mächtigen Einzelinteressen hervorgehen, unüberwältigbar sind. Freilich wird durch schwächliche Versuche des Umbaus,

durch Flickwerk oft auch viel verdorben. Aber diese Fehler lassen sich viel leichter vermeiden. Ein durchgreifender Umbau auf der Basis der einmal gegebenen Verhältnisse scheint uns das Ziel sein zu müssen.

In Rußland halten wir die Anknüpfung der Reformen im Geld- und Creditwesen an die einmal bestehende und einer rationellen Umgestaltung fähige Reichsbank für das Zweckmäßigste, das am wenigsten Widerstand finden wird. Für die uns hier allein beschäftigende Frage der Herstellung der Valuta scheint uns daher auch die Lostrennung des Depositen- und Notengeschäfts von der Reichsbank, die Ueberweisung beider oder eines von beiden Zweigen an Gouvernements- oder Communalbanken oder die Uebertragung der Zettelausgabe an ein einziges großes aber vom Staate mehr oder weniger unabhängiges Centralinstitut nicht nothwendig geboten zu sein. Die Centralisation des Bankwesens ist in Rußland jetzt die gegebene Grundlage, dasselbe gilt von der ausschließlich staatlichen Zettelausgabe. Diese Grundlage braucht für unseren Zweck um so weniger verlassen zu werden, als sie für letzteren mehr Vortheile als Nachtheile bieten möchte. Die gerade in Rußland allerdings mannigfach empfehlenswerthe Decentralisation des Bankwesens und Lostrennung desselben vom Staate wird zweckmäßiger doch wohl erst nach gelungener und längere Zeit bestehender Herstellung der Valuta eine praktische Frage.

Gern gestehen wir indessen zu, daß grade in diesem Punkte auch mancherlei Zweckmäßigkeitsgründe dafür sprechen, bei der Umgestaltung des Geld- und Creditwesens von vornherein die Gründung einer oder mehrerer selbständiger Zettelbanken mit ins Auge zu fassen, um mit deren Hülfe die Aufgabe leichter zu erfüllen. Jedenfalls müssen aber auch hier verschiedene Maßregeln des Staats allein, deren gemeinsames Wesen in der Fundirung schwebender Staatsschulden besteht, im Voraus durchgeführt werden, so die Regulirung der Serien, die theilweise Rückzahlung von Depositen und Einziehung von Creditbilleten. Erst darnach kann die Frage eine praktische Bedeutung gewinnen, ob die Reichsbank als eine reine Staatsanstalt fortdauern und demgemäß die Creditoperationen so eingerichtet werden sollen, daß diese Bank in ihrem Depositen- und Zettelgeschäft wirklich solvent werde, oder ob gleichzeitig diese beiden Geschäftszweige an unabhängige Banken übertragen werden sollen. Die in beiden Fällen erforderlichen Maßregeln sind keineswegs so grundverschieden, wie man leicht meinen wird. Wir werden im Folgenden von der Voraussetzung des Fortbestehens

der Reichsbank ausgeben. Die Vorschläge modificiren sich nicht so erheblich, wenn man von vornherein vorziehen sollte, die Reichsbank ganz zu beseitigen. In dem Abschnitte, welcher von der Regulirung der Creditbillete handelt, soll auch die letztere Eventualität kurz besprochen werden.

Die Aufgabe der Regulirung der schwebenden Schulden gliedert sich naturgemäß nach den drei Kategorien der Serien, der Depositen und der Creditbillete. In dieser Reihenfolge werden wir diese Schuldgattungen auch besprechen. Die Erörterungen über den Umfang der Fundirung jeder Kategorie, über die dabei zu befolgenden Grundsätze und über die zu erzielende Beschaffenheit der restirenden Beträge dieser Schulden werden dabei in dem durch die Sache gebotenen Zusammenhang bleiben.

Die Regelung der gesammten schwebenden Schuld kann als eine einzige große Maßregel der praktischen Finanzpolitik behufs der Herstellung der Valuta betrachtet werden. Im Einzelnen bildet die Regelung zuerst der Serien auch einen wichtigen Schritt zur Besserung des Geld- und Bankwesens, der auch allein für sich vorausgehen kann, wenn weitere Operationen zur Herstellung der Valuta noch verschoben werden. Dasselbe gilt alsdann von der Regelung des Depositenwesens gegenüber den Creditbilleten. Beide Maßregeln werden durch den Zustand dieser Geschäftszweige gefordert und der Valuta, selbst ohne weitere Maßregeln für letztere, indirect zu Gute kommen, weil sie die notorisch große Gefahr beseitigen, daß die Papiergeldwirthschaft nicht immer durch neue Emissionen von Creditbilleten zur Ersetzung der in die Staatskassen zurückströmenden Serien oder zur Rückzahlung von Depositen verschlimmert werde.

Ein planmäßiges Vorgehen mit der Regulirung zuerst der Serien, dann der Depositen empfiehlt sich namentlich auch viel mehr als ein etwaiges neues isolirtes kleines Finanzexperiment mit den Creditbilleten, wie z. B. die Fundirung einer Anzahl Millionen der letzteren, womit wenig erreicht wird. In russischen Zeitungen verlautete wieder von dieser Absicht (Mai 1868) und die günstige Lage des Geldmarkts kann leicht dazu verleiten. Man kann gewiß sein, daß vor der Regulirung der Serien und Depositen jede solche Operation bald wieder in ihren etwaigen günstigen Wirkungen durch den ungeordneten Zustand jener beiden anderen Schuldposten rückgängig gemacht sein wird, wie dies bisher stets der Fall war.

5) Die Regulirung der Serienschuld.

Die Serien müssen unumgänglich ihrer Eigenschaft eines (verzinslichen) Quasipapiergeldes entkleidet, in reine Schatzscheine verwandelt und in ihrem Gesammtbetrage erheblich beschränkt werden.

In ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit bilden die sogenannten „Serien Reichsschatzbillete", zumal in der jetzigen Uebermasse, einen ganz unhaltbaren Bestandtheil der russischen Staatsschuld. Nach den geltenden, nur in einem Punkte neuerdings veränderten Bestimmungen umfaßt jede Serie 3 Mill. Rbl. in Fünfzigrubelscheinen mit 18 Kop. monatlichen oder 4,32% jährlichen Zinses und wird auf acht Jahre ausgegeben. Die Krone nimmt diese Billete in allen Zahlungen an (also „Papiergeld mit Steuerfundation") und giebt sie ebenso bei allen Zahlungen aus, wonach man kaum anders vermuthen kann, als daß diese Scheine Zwangscurs für Zahlungen des Staats an Private haben, ohne daß das Correlat, der Zwangscurs für Zahlungen der Privaten unter einander, ausdrücklich ausgesprochen ist. Die Tilgung soll im Laufe von 8 Jahren erfolgen; bei den früheren Emissionen mit der weiteren Bestimmung, daß in den ersten drei Jahren nur die Zinsen, in den letzten fünf Jahren alle Billete zurückgezahlt werden, in dem Maße, wie sie an die Krone zurückgelangen, wobei sich letztere das Recht vorbehielt, die Billete auch vor diesem Termine einzuziehen, andrerseits die nicht in Zahlung eingehenden gegen neue Billete einzuwechseln „falls solches nach dem Gang der Geldoperation für nöthig erachtet werden sollte". Später ist nur von der Tilgung der Billete nach dem Ermessen der Regierung im Lauf von 8 Jahren die Rede und in Betreff einer früheren Einziehung kein Vorbehalt mehr gemacht. — Die Billete werden übrigens, zum Unterschied von eigentlichem Papiergeld, nicht unbedingt, sondern nur dann von den Renteien in Zahlung angenommen, wenn der Zahlbetrag nicht geringer ist als die Summe des Billets sammt aufgelaufenen Zinsen. Die letzteren werden bei Zahlungen zwischen den Renteien und dem Publicum nur für vollabgelaufene Monate berücksichtigt. Solche Bestimmungen müssen zu mancherlei Unzukömmlichkeiten führen und tragen zur Erhöhung der Integrität des Kassenpersonals gewiß nicht bei. Nach Umständen, z. B. bei hohem Disconto, wird die Verweigerung, Schatzbillete für kleinere Summen in Zahlung anzunehmen, ein Disagio dieser

Scheine oder, wie in jüngster Zeit, ein stärkeres Rückströmen derselben in die Bank bewirken können. Besonders ausgezahlt werden die Zinsen immer nur für voll abgelaufene Jahre, jetzt mittelst abzuschneidender Coupons, in der Hauptrentei und den Kreisrenteien der Gouvernementsstädte.

Sehr charakteristisch sind nun die Ursachen der starken Vermehrung der Serien und die Thatsache, daß wenigstens in den letzten zwölf Jahren auch nicht ein einziges Mal die ablaufenden Serienbeträge, obgleich sie stets nur zur Abhülfe einer vorübergehenden Verlegenheit der Finanzverwaltung emittirt worden waren, wirklich zurückgezogen, sondern immer gegen neue Serien ausgetauscht worden sind. In die frühere Zeit konnten wir uns keinen speciellen Einblick verschaffen, für die Jahre 1855—67 haben wir den interessanten Verlauf genau verfolgt. Ende 1855 circulirten 21 Serien im Betrag von 63 Mill. Rbl. (Nr. XVI—XXXVI). Seitdem sind bis 1867 51 neue Serien für 153 Mill. Rbl. ausgegeben, 40 inzwischen abgelaufene erneuert worden, so daß im Jahre 1867 72 Serien im Betrag von 216 Mill. R. in Umlauf verblieben sind — eine ganz übermäßige Summe! Und für welche Zwecke! Fast ausnahmlos für solche, welche rechtzeitige Steuererhöhungen oder jedenfalls, wenn nicht sofort, so doch möglichst bald die Aufnahme fundirter Anleihen erheischt hätten!*)

Die Möglichkeit, diese Papiere so stark zu vermehren, in zwölf Jahren fast um das Vierfache, und die, wie es scheint, erst in den letzten Jahren, besonders seit 1866 stärker hervorgetretene Schwierigkeit, sie

*) Neu ausgegeben wurden: 1856 10, 1860 5, 1862 10, 1863 durch verschiedene Ukase 4, dann 1, dann noch 5 und 3, 1864 wiederum nach einander je 8, 1865 4, 1866—67 8 Serien. 1856: „wegen der außerordentlichen Bedürfnisse in gegenwärtiger Zeit" (Krimkrieg, Ukas vom 31 Decbr. 1855). 1860: „wegen der starken Zurücknahme der Depositen seit der Rentenreduction" weßhalb schon mehrmals, aber immer noch unzureichend die Bankkassen aus Mitteln des Reichsschatzes und Geldern der letzten Anleihe hätten gefüllt werden müssen (Ukas vom 8. Juni 1860). 1862: um der Hauptgesellschaft der russischen Bahnen die Mittel zum Ausbau ihres Netzes zu bieten (Ukas vom 5. Decbr. 1861). 1863: die ersten fünf neuen Serien, um dem Reichsschatz die Mittel zu gewähren, die Ausgaben nach dem Budget von 1863 zu decken (Ukase vom 19. Februar und 30. Mai 1863), die weiteren 8 Serien, „um die außerordentlichen Ausgaben des Schatzes bei dem gegenwärtigen Zustande des Königreichs Polen und einiger angrenzender Gouvernements zu decken" (Ukase vom 30. Mai und 26. Novbr. 1863). 1864, 1865 und 1866—67 zur Deckung der laufenden Ausgaben nach dem Reichsbudget (Ukase vom 28. Mai und 19. August 1864, 7. Juni 1865 und 26. Octbr. 1866).

unterzubringen, sind allerdings eigenthümlich, jedoch durch die Lage der russischen Volkswirthschaft erklärlich und dürfen jedenfalls nicht zu Gunsten der ferneren Beibehaltung dieser großen und gefährlichen schwebenden Schuld ausgelegt werden. Die bereitwillige Aufnahme dieser Papiere im Verkehr steht sicherlich mit den beiden anderen wichtigen Creditoperationen dieser Periode, nämlich der Vermehrung der Creditbillete in und nach dem Krimkriege und der Herabsetzung der Depositenzinsen, in engem ursächlichem Zusammenhange. In ersterer Hinsicht ist die Zunahme der Serien wesentlich dieselbe Erscheinung wie die Anschwellung der Depositen in den Banken bis zur Zinsreduction: das neue Papiergeld ließ sich vorläufig nicht anders unterbringen als durch Einlage in die Banken zu 4% oder lieber noch durch Anlage in den Serien, welche noch etwas höheren Zins gaben und als Zahlungsmittel an öffentlichen Kassen zu verwenden waren. Schon damals oder sogar grade damals hätten sicher noch mehr Serien Nehmer gefunden, wenn der Staat sie ausgegeben hätte. Später mußte die Herabsetzung des Depositenzinses von 4 auf 3% (20. Juli 1857), vom 1. Januar 1860 an sogar auf 2% (abgesehen vom neuen Depositengeschäft der Reichsbank) vollends einen Theil der zurückgenommenen Gelder der Anlage in den Serien zuführen. Die Folge hiervon war aber nichts Anderes, als daß ein guter Theil der mit großen Kosten durchgeführten Rückzahlung und Fundirung der Depositen nur fictiv war: die schwebende Creditbilletschuld war in die schwebende Depositenschuld und diese wieder in die schwebende Serienschuld verwandelt worden, die Menge hatte sich insoweit nicht verändert, die Qualität nur wieder verschlechtert. Die Serienemission gewann hier für die Verminderung der Depositen zwar dieselbe Bedeutung wie die Ausgabe der 5 und 4% Bankbillete und der 4% ununterbrochen Renten tragenden, aber letztere Maßregel führte durch die Conversion zu einer Fundirung eines Theils der schwebenden Schuld, erstere nicht.*) Später als das Papiergeld in die Verkehrscanäle des großen Reichs eingeströmt war, ein Druck auf den Geldmarkt und ein hoher Discont entstand, häuften sich die Serien dagegen nothwendig in den Staats- und Bankkassen an, — dieselbe

*) Vgl. Goldmann a. a. O. S. 76 ff. Wenn auch nicht durchweg der Form, so doch der Wirkung nach hat die Emission jener drei Arten fundirter Schulden (einschließlich der 4% ununterbrochen Renten tragenden Billete) zur Fundirung von ca. 500 Mill. Rbl. Privatdepositen, dem größten Theil der am 1. Januar 1859 vorhandenen 725 Mill. Rbl. älteren Einlagen, geführt.

Erscheinung wie die Rückforderung der Depositen. Bei den zukünftigen Operationen zur Herstellung der Valuta wird der Drang, Serien in Creditbillete zu verwandeln, noch stärker werden, deßhalb muß man um so mehr die Fundirungsoperation auf die Serien ausdehnen.

Der Mangel der *jetzigen* russischen Schatzscheine liegt vor Allem in der *unbedingten Annahme an Zahlungsstatt* für Beträge über 50 Rbl. *an den Staatskassen*, in der zum Theil diese Eigenschaft bedingenden *viel zu langen Umlaufszeit* und der *übergroßen Masse* dieser Papiere. Letztere werden dadurch eine Art *Papiergeld*, ein *verzinsliches* Papiergeld nach der alten falschen Idee neben dem unverzinslichen, den Creditbilleten. Da die Serien nicht die volle Eigenschaft des Papiergelds besitzen, so ergeben sich die bekannten Mißstände, die Anhäufung in den Bank- (und auch wohl den Staats-) Kassen, sobald der Verkehr mehr gewöhnliche Umlaufsmittel braucht. Für den Staat kommt noch der Nachtheil der Verzinslichkeit in Betracht, der für die Volkswirthschaft kaum durch den Vortheil aufgewogen wird, daß die Serien wenigstens theil- und zeitweise nicht als Papiergeld, sondern als Geldpapier fungiren, nicht zu Zahlungen, sondern zu Capitalanlagen verwendet werden. Die Reform muß unseres Erachtens in der *Verwandlung nicht des halben in volles Papiergeld, sondern in reines Geldpapier und in der definitiven Beseitigung der größeren Masse der Serien* bestehen.

Der einzuziehende Betrag Serien hängt von der Größe desjenigen Serienbetrags ab, welcher in der Form eigentlicher Schatzscheine vom russischen Verkehr bequem aufgenommen werden kann. Letztere Größe läßt sich nur aus der Erfahrung richtig bestimmen. Analogieschlüsse nach den Verhältnissen andrer Länder sind gewagt. Doch zeigt der Vergleich mit den anderen europäischen Großstaaten, selbst mit Frankreich und Oesterreich, welche wie alle finanziell derangirten Staaten unter der Bürde übermäßiger schwebender Schulden leiden, daß die gegenwärtige russische Serienschuld, 48_{16} % der Bruttoeinnahme des Reichs, wirklich ganz unverhältnißmäßig groß ist, und doch bilden die Serien in Rußland nur den kleinsten Theil der schwebenden Schuld. Selbst ein Betrag von 100 Mill. Rbl. *eigentlicher* Schatzscheine ist immer noch 22_{4} % der Bruttostaatseinnahme. Auf 100 Mill. werden die Serien mindestens zu reduciren sein und auch

dann sind die Verhältnisse der anderen Länder meistens noch günstiger.*) Der Betrag von 100 Mill. Rbl. übersteigt immer noch die bis zum Jahre 1860 ausgegebene Summe. Ist die Erfahrung nicht ganz ermuthigend, so empfiehlt sich für später eine weitere Verminderung. Vorläufig proponiren wir die Einziehung der Serien bis auf 100 Mill. Rbl.

Falls die Valutaoperationen nicht ein rascheres Vorgehen erheischen, was kaum anzunehmen ist, da ein Zeitraum von 4—5 Jahren für die gesammte Operation wohl mindestens nothwendig sein dürfte, so kann die Fundirung der einzuziehenden Serien am besten wohl auf die Weise bewerkstelligt werden, daß die grade von 1868 an wegen der starken Emission vor acht Jahren in größeren Beträgen jährlich ablaufenden Serien nicht wieder gegen neue umgewechselt werden. Es werden fällig im Jahre 1868 (resp. in den nächsten Monaten des folgenden Jahres) 15, 1869 6, 1870 60, 1871 39, 1872 54, 1873 33, 1874 9 Mill. Rbl. Serien. Eine theilweise Fundirung dieser Summe ist von *jedem* Gesichtspunkte aus *absolutes* Erforderniß, selbst wenn die Finanzleitung sonst wie bisher die Hände in den Schooß legt. Nach unserem Vorschlage werden 116 Mill. Rbl., vornehmlich in den Jahren 1870 und 1871, einzuziehen

*) In *Großbritannien* wird der Betrag der Schatzkammer*bills* jährlich, derjenige der Schatz*bons* (mit längrer Verfallzeit) für *längere* Finanzperioden bestimmt. In den letzten Jahren gab es von jenen 12,4 Mill. Pfd. St. (18,8 % der Bruttostaatseinnahme), von diesen 3,4 Mill. Pfd. St., eingetheilt in verschiedene Serien, welche immer ein halbes Jahr nach einander fällig sind. In Zeiten besondrer Anforderungen an die Finanzen, z. B. in den Revolutionskriegen, im Krimkrieg, war der Betrag viel höher. In *Preußen* hat man erst nach den Ereignissen von 1866 mit der Ausgabe von Schatzscheinen begonnen. Das Gesetz vom 28. September 1866 gestattete den eröffneten Credit von 60 Mill. *eventuell vollständig* durch *verzinsliche Schatzanweisungen*, längstens auf ein Jahr lautend, zu decken. Doch ist von dieser Erlaubniß nur schüchtern Gebrauch gemacht und zuerst nur ein Betrag von 5 (Verordn. vom 31 Mai 1867), dann von weiteren 5 Mill. Thlrn. 3% Scheine emittirt worden (ca. 4,4 % der Bruttostaatseinnahme, welche einschließlich der neuen Provinzen und inbegriffen die vom preußischen auf das norddeutsche Bundesbudget übertragenen Einnahmen ca. 220 Mill. Thlr. beträgt). In *Oesterreich* giebt es, neben dem Staatspapiergeld und den Zwangscursbanknoten, 100 Mill. Fl. Schatzscheine (sog. Salinenscheine, deren Entwicklungs- und Vermehrungsgeschichte derjenigen der russischen Serien analog, auch für die reine Theorie des Geld- und Creditwesens interessant ist, s. meine Ordn. d. österr. Staatshaush. S. 82) oder 24% der Bruttoeinnahme. In *Frankreich* endlich bilden die Bons du Trésor den Hauptbestandtheil der über 900 Mill. Fr. (fast 50% der Bruttoeinnahme) betragenden schwebenden Schuld, eine übermäßige Summe und eine der vielen schlimmen Seiten der neueren französischen Finanzwirthschaft. Seit länger vergebliche Regulirungsversuche!

sein. Der Staat muß zu diesem Behufe über eine ratenweise eingehende größere Anleihesumme rechtzeitig verfügen.

Die übrigen 100 Mill. Serien sind in eigentliche Schatzscheine, eine Art Schatzwechsel wie in anderen Staaten, zu verwandeln. Diese neuen Schatzscheine werden im Allgemeinen nicht an den Staatskassen in Zahlung angenommen, ihre Verfallzeit ist dagegen erheblich zu verkürzen und für bequeme Einlösung beim Verfall ist Sorge zu tragen. Auch für Rußland empfiehlt sich die englische Einrichtung von Schatzscheinen verschiedener Verfallzeiten, wie der englischen Bills (bis 1 Jahr) und der Bons (über 1 Jahr bis 6 Jahr). Die ersteren, welche wir Schatzanweisungen nennen wollen, können etwa auf 3, 6, 9, 12 Monate, die anderen, die Schatzobligationen, wohl auf 1½, 2, 3, 4, 5 und 6 Jahre ausgestellt werden. Nach der Beseitigung des Papiergeldcharakters der Schatzscheine ist die Beschränkung auf 50-Rbl.-Scheine unnöthig, kleinere und größere runde (am Besten durch 10 ohne Rest theilbare) Beträge können ausgegeben werden. Bei den Schatzanweisungen wird der Zins passend als Discont vorweg bezahlt, was auch die Geldmanipulation an den Staatskassen erleichtert, falls die Scheine kurz vor Verfall in Zahlung angenommen werden. In letzterer Beziehung könnte man etwa die Scheine 1—2 Monate vor Verfall gegen den Discontabzug in Zahlung annehmen lassen, in den entlegeneren Gouvernements vielleicht auch etwas länger vorher, — grade in den Hauptstädten ist dies am wenigsten nothwendig.

Der Zinsfuß der Schatzscheine darf ferner nicht wie gegenwärtig ein stabiler sein. Er muß nach dem marktgängigen Disconto für die Anweisungen und die 1—2 Jahre laufenden Obligationen und in verschiedener Höhe nach den Verfallzeiten festgesetzt werden, nämlich nach den allgemeinen Normen der Regulirung des Leihzinses und der bekannten Regel des Depositenbankgeschäfts niedriger für kurze und höher für lange Verfallzeit. Denn in gewissem Sinne sind sich Verfügbarkeit, resp. Kürze der Kündigungsfrist, und Zinshöhe ebenso gut umgekehrt proportional als letztere und Sicherheit der Anlage. Für die Obligationen mit längerer Verfallzeit, über zwei Jahre hinaus, kommt wieder ein anderes Moment in Betracht, nämlich der Vortheil auf länger hinaus hinsichtlich des Pari des Capitals gesichert zu sein. Daher kann der Zinsfuß für diese Obligationen wohl wieder etwas ermäßigt werden.

Im Uebrigen muß das Schatzscheingeschäft nach Bankgrundsätzen geführt werden. So ist namentlich auch ein gewisser Baarfonds erforderlich, den

wir bei 100 Mill. Schatzscheinen vorläufig auf 5 Mill. veranschlagen wollen. Gegen stärkere Kündigungen resp. Verweigerung der Prolongationen hat die Verwaltung in der Erhöhung des Zinsfußes das probate, rationelle und doch nicht sehr kostspielige Mittel der Banken zur Verfügung; bei veränderten Conjuncturen kann bald wieder eine Herabsetzung des Zinsfußes erfolgen. Wenn der Betrag der Schatzscheine gesetzlich fest normirt ist und das Geschäft ordentlich geleitet wird, so verliert auch die Gefahr der Discontirung der nur noch kurze Zeit laufenden Scheine durch die Reichsbank ihre Bedeutung. Im Gegentheil kann wie in England und Frankreich eine große Bank alsdann zweckmäßige Dienste bei der Verwaltung dieses Geschäfts leisten. Unter gewissen Cautelen kann letzteres auch der Reichsbank übertragen werden.

Die Schatzscheinemission von 100 Mill. Rbl. würde vorläufig etwa je zur Hälfte auf Anweisungen und Obligationen zu vertheilen sein. Die Anweisungen machen der Geschäftstratte und dem gesunden Depositengeschäft der Banken bei den zur Discontirung und zur Depositeneinlage bestimmten Geldcapital leicht besondere Concurrenz. Dies schadet in reichen Ländern mit ausgebildetem Credit- und Bankwesen nicht viel, in Ländern wie Oesterreich und Rußland kann es bedenklich werden. Deßhalb ist es wünschenswerth, den Betrag der Anweisungen nicht zu hoch anzusetzen. Werden Anweisungen an öffentlichen Kassen in Zahlung angenommen, so müssen sie an die Hauptkasse zur Einlösung gesandt und dürfen nicht wieder ausgegeben werden.

Die Raum- und Verkehrsverhältnisse des russischen Reichs sind der Ausgabe von Schatzobligationen wohl günstig. Auch die Unterbringung eines größeren Betrags als 50 Mill. wird kaum erhebliche Schwierigkeiten machen. Doch die gesicherte Ordnung des Staatshaushalts verlangt, den Betrag nicht zu hoch zu greifen, weil sonst für eine längere, unberechenbare Zukunft Verpflichtungen übernommen werden, welche gelegentlich recht lästig fallen können. Bei 1—6 Jahren Verfallzeit werden jährlich 10 Mill. Rbl. fällig, deren Termine passend halb- oder vierteljährlich, also mit 5 und $2\frac{1}{2}$ Mill. zu wählen sind. Allerdings kann der Schatz die von ihm gewünschte Prolongation auch bei diesen Obligationen wohl durch Erhöhung des Zinsfußes bis zu einem gewissen Umfang erzwingen. Aber diese Hülfe kann bei Papieren längrer Verfallzeiten leichter versagen oder anderseits zu kostspielig werden. Sehr große Summen Schatzobligationen würden eine besonders unbequeme Staatsschuld mit kurzer Tilgungsperiode und

starker Tilgungsquote bilden. — Die Umwandlung der übrig bleibenden Serien in neue Schatzscheine beider Arten erfolgt wohl am passendsten beim Ablauf der jetzigen Serien.

Die Kosten der hier vorgeschlagenen Regulirung der Serien werden wir unten im Zusammenhang mit den Kosten der gesammten Operationen besprechen.

6) Die Regulirung der Depositenschuld.

Wenn die Serien einmal in der angegebenen Weise geordnet sind, so hat dies für die Depositen und Creditbillete, die eigentlichen Bankschulden, einen doppelten Vortheil. Es ist alsdann nämlich die Gefahr beseitigt, daß zum Ersatz der rückströmenden Serien Creditbillete ausgegeben werden müssen, und die leichter realisirbaren Bankactiva bleiben allein verfügbar für Depositen und Noten, während sie gegenwärtig, wo die Serien täglich in den Staats- und Bankkassen in Zahlung angenommen werden, in der That auch als verfügbare Deckungsmittel der Serien mit betrachtet werden müssen, wenn dieses Verhältniß auch durch die Form des Bankausweises verdeckt wird. Der Fortschritt tritt darin zu Tage, daß nach Tabelle 4 im Mai 1868 nur 20,2 % der schwebenden Schuld leidlich ordentlich gedeckt waren, nach Absetzung der Serienschuld — was aber erst nach der Regulirung der letzteren statthaft ist — dagegen bereits 24,7 %.

In den Bankausweisen sind die Activa, zum Theil allerdings auf Grund früherer gesetzlicher, jedoch in allen Punkten willkürlich durchbrochener Bestimmungen, den verschiedenen Arten der Passiva gleichsam als deren specielle Deckung zugetheilt. Das ist gegenwärtig eine ziemlich gleichgültige Fiction, welche man nur etwa dazu brauchen kann, um einen leichteren Ueberblick über die Deckungsverhältnisse der Bankschulden zu gewinnen.*) Diese gestalten sich hiernach folgendermaßen.

*) Die gleichartigen Posten sind im Ausweis nicht einmal zusammengezogen. So befindet sich darin ein „Conto des Auswechselungsfonds und der Creditbillete“, im Passivum mit 691,89 Mill. Rbl. Creditbilleten (1. Mai 1868), im Activum mit der „Metallkasse“, d. h. dem größten Theil des in der Bank liegenden Golds und Silbers, aber — wiederum nach einer Fiction — einschließlich eines Betrags von 24 Mill Rbl. „öffentliche Fonds“ (Tab. 2 sub 6 b.), und mit dem „Découvert des Schatzes für die Creditbillete“. In einem besonderen Conto sind die „Summen in Creditbilleten emittirt für die Succursalen“ gebucht Eine specielle Deckung dafür ist in der Bilanz nicht ausgeworfen Die durch Schatzscheine garantirte Emission von Creditbilleten ist jetzt zu den ersten Hauptposten hinzugeschlagen.

1) Conto der Creditbillete.

Passiva.	(Mill. Rbl.)	Activa.			oder %
Creditbillete (Hauptsumme)	691,68	Metallkasse	Gold	94,55	13,6
			Silber	4,66	0,7
			Oeff. Fonds	24,00	3,5
		Découvert		568,47	82,2
			Summa	691,68	100,0

2) Conto der übrigen kündbaren Schulden.

Passiva.		Activa.			
Creditbillete für die Succursl.	28,5	Kasse	Metall	19,95	6,5
Privatdepositen	c. 232,0		Creditbill. und 4% Bill.	23,19	7,6
Oeffentliche Depositen	c. 46,0		Creditbillet bei den Fil.	12,0	3,9
		Privatforderungen		c. 55,0	17,9
		Realisirbare Staatsschuldposten		c. 45,2	14,8
			Summa	155,93	50,9
		Découvert (resp. anders gedeckt)		150,57	49,1
Summa	306,5		Summa	306,5	100,0

3) Zusammengezogenes Conto aller kündbaren Schulden.

Passiva.		Activa.		
Creditbillete (excl. Kasse)	c. 685,0	Metallvorrath	113,37	11,8
Depositen	c. 278,0	Privatforderungen	c. 55,0	5,7
		Realisirbare Staatsschuldposten	c. 69,2	7,2
		Summa	237,57	24,7
		Découvert (resp. anders gedeckt)	725,43	75,3
Summa	963,0	Summa	963,0	100,0

Man sieht, daß nach dieser Gruppirung die Hauptsumme der Creditbillete für sich allein zwar metallisch besser, sonst aber noch schlechter als sowohl die Gesammtheit der kündbaren Schulden wie die übrigen kündbaren Schulden gedeckt ist. Auch eine rechtliche Bedeutung hat die höhere Metalldeckung der Creditbillete nicht, denn nach der Wieder-

einführung der Metallwährung kann natürlich für die Depositen so gut als für die Creditbillete Münze gefordert werden.

Um das Ziel zu bezeichnen, welches man bei der Regulirung des Depositengeschäfts erreichen muß, wird man zuerst die Depositen analysiren müssen. Alsdann kann man passend in Anknüpfung an die eben vorgeführte Gruppirung durch eine kleine Umgestaltung der letzteren hypothetisch aus den jetzigen Bankactivis eine möglichst gute Deckung des Depositengeschäfts zusammenstellen. Daraus ergiebt sich, ob und was eventuell selbst noch für das Depositengeschäft allein weiter Noth thut und welche Operationen vollends für die Regulirung der Creditbillete auf Grund einer solchen, den zu stellenden Anforderungen entsprechenden Hypothese noch erforderlich sind. So führt diese Hypothese zur Begründung der praktischen Vorschläge.

Die aus den alten Creditanstalten herrührenden Depositen (Tab. 1 sub 5) sind in langsamer aber stetiger Verminderung durch Abzahlung begriffen. Dasselbe gilt von den Rückständen für schuldige Depositenzinsen. Beide Posten zusammen, welche in der unten folgenden Zusammenstellung mit Inbegriff der übrigen Rückstände ältere Depositen genannt werden, betragen ungefähr 42 Mill. Rbl. Für die allmähliche weitere Tilgung dieser Summe sind die Mittel zu beschaffen. Die Rückstände für ausgeloste Staatspapiere, Bankbillete, Zinsen derselben u. s. w. werden dagegen in der jetzigen Lage des russischen Staatsschuldenwesens und bei der voraussichtlichen Zunahme der Obligationen fundirter Anleihen im Gesammtbetrage eher wachsen als abnehmen, indem für behobene Rückstände immer wieder neu zu behebende zeitweilig stehen bleiben. So bedarf dieser Posten von 11—12 Mill. Rbl. wenigstens nicht unbedingt einer besonderen Creditoperation zu seiner Regulirung. Für diese 54 Mill. „ältere Depositen" genügt daher vorläufig eine Anleihe von 42 Mill. Rbl.

Die öffentlichen Depositen sind in letzter Zeit besonders stark angeschwollen (Tab. 1 sub 7). Vermuthlich muß die Bank auf diesem Conto bald an den Staat und seine Institute größere Rückzahlungen leisten. Deßhalb muß dieser Posten wie die kurz- oder stetsfälligen Privatdepositen streng bankmäßig, d. h. durch baare Kasse und leicht realisirbare Forderungen gedeckt werden. Da auch die Privatdepositen abnehmen, so muß diese Deckung um so dringender verlangt werden.

Die Privatdepositen zerfallen in zwei größere Klassen, die stets auf Verlangen und die erst nach gewissen Kündigungsterminen

rückzahlbaren Depositen. Die Summe der ersteren beträgt ca. 133 Mill. Rbl. (eigentliche Sichtdepositen, Contocorrente und Billets à Ordre), diejenige der Termindepositen ca. 45 Mill. Rbl. Doch befinden wir uns in Betreff dieser letzteren in einigen Zweifeln. Es scheint nämlich, daß sich neuerdings grade auch die auf *längste* Kündigungstermine hinterlegten Depositen recht stark vermindert haben. So sind die 4½% Depositen von April 1867 bis Mai 1868 von 20,25 auf 12,20 Mill. Rbl. gesunken. Unter solchen Umständen wird man später kaum umhin können, selbst für diese Termindepositen eine *bessere* Deckung mit in Aussicht zu nehmen. Um so strenger muß man daher jetzt schon an der Forderung bankmäßiger Deckung für die *übrigen* Depositen festhalten.

Weist man nunmehr hypothetisch alle leichter realisirbaren Activa der Reichsbank (sammt Filialen) dem Depositengeschäft zu, so erhält man folgende *Bilanz* des letzteren:

Passiva.	Mill. Rbl.	Activa.	Mill. Rbl.
Kurzfällige Depositen . . .	133,0	Metallvorrath	113,37
Oeffentliche Depositen . .	46,0	Privatforderungen . . .	55,0
Summa	179,0	Real. Staatsschuldposten. .	69,2
Termindepositen	45,0	Summa: bankmäßig	237,57
Aeltere Depositen	54,0	Découvert (andre Deckung) .	40,43
Summa	278,0	Summa	278,0

Diese Lage des Depositengeschäfts entspräche zwar noch nicht allen gerechtfertigten Anforderungen, aber sie wäre doch eine im Ganzen genügende. Der Metallvorrath brauchte bei Weitem nicht so hoch zu sein, dafür dürfte aber ein entsprechender Theil desselben nur in leicht realisirbare Werthe verwandelt werden. Jedenfalls müssen die bankmäßigen Activa mindestens auf dieser Höhe von ca. 238 Mill. Rbl. bleiben. Es ergiebt sich mithin aus dieser hypothetischen Bilanz, *welche gleichwohl gar keine brauchbaren Activa für die Creditbillete übrig lassen würde*, daß die neuen Creditoperationen dem Depositengeschäft wenigstens eine ähnliche Deckung, wie nach dieser Bilanz, geben müssen.

Diese neuen Creditoperationen müssen sonach flüssige Mittel für die successive Abzahlung von 42 Mill. Rbl. und eine gute bankmäßige Deckung für wenigstens 180 Mill. Rbl. stehen bleibende Depositen beschaffen. Selbst dann sind die

Termindepositen noch nicht bankmäßig gedeckt. Wenn auch das erreicht werden soll, so muß die letztgenannte Summe noch auf wenigstens 220 Mill. Rbl. erhöht werden. Diese Ziffer der Operation ist keineswegs zu hoch, wenn auch wohl vorläufig die niedrigere von 180 Mill. genügen möchte. Die eigentlichen verzinslichen Depositen haben nämlich von Monat zu Monat in den letzten Jahren abgenommen. Die Zunahme der Contocorrente ist auf der andern Seite freilich ein Symptom des geringer werdenden Geldbedarfs, doch kann sie sehr wohl auch nur durch die neue Vermehrung der Creditbillete verursacht worden sein. Bei der Geldklemme, welche im Gefolge der Operationen zur Herstellung des Geldwesens nothwendig entstehen muß, kann auch leicht wieder eine stärkere Zurückziehung der Depositen eintreten. Nur der Wunsch, die erforderlichen Anleihen auf das irgend statthafte Minimum zu beschränken, bewegt uns dazu, die Operation zur Beschaffung der bankmäßigen Deckung der Depositen mit 180 statt mit 220 Mill. Rbl. in Rechnung zu stellen.

Weist man wirklich, wie in der obigen Hypothese, die vorhandenen realisirbaren Activa dem Depositengeschäft ausschließlich zu, so verkleinert sich natürlich dem entsprechend die neue Operation für diesen Geschäftszweig, während sich um ebenso viel die Regulirungsoperation der Creditbillete vergrößert. Im Endresultat kommt dies auf dasselbe hinaus. Wir wollen von der Annahme ausgehen, daß der vorhandene Baarvorrath von 113 Mill. Rbl. — obwohl das Depositengeschäft auch aus dem Grunde schon jetzt einen Theil davon beanspruchen könnte, weil der Vorrath zum Theil nur durch die ungewöhnlich starke Einschränkung des Wechsel- und Lombardgeschäfts seine gegenwärtige Höhe erreicht hat, — ganz dem Zettelgeschäft, die übrigen brauchbaren Activa von 125 Mill. Rbl. aber ganz dem Depositengeschäft zugewiesen werden. Dann stellt sich hinsichtlich dieses Theils der schwebenden Schuld die Aufgabe dahin: es müssen zur Rückzahlung von 42 Mill. Depositen und zur erforderlichen Ergänzung der bankmäßigen Deckung um 55 Mill. Rbl. für das verbleibende Depositengeschäft Creditoperationen im Betrage von 97 Mill. Rbl. unternommen werden.

Die erste Maßregel ist wesentlich dieselbe wie die im vorigen Abschnitt befürwortete hinsichtlich der 116 Mill. Rbl. einzuziehender Serien: die betreffende schwebende Schuld muß in beiden Fällen endgültig beseitigt werden; an ihre Stelle tritt eine fundirte Staatsschuld.

Die zweite Maßregel hat einen ähnlichen Charakter und Zweck wie die Verwandlung der 100 Mill. restirender Serien in eigentliche Schatzscheine. Die Depositen müssen zu einer durch eine veränderte Organisation ihrer Deckung ungefährlichen schwebenden Schuld werden. Weil der Staat schon in den Schatzscheinen eine große schwebende Schuld besitzt, dürfen die Depositen um so weniger ohne geeignete specielle, d. h. hier aus Kasse und leicht realisirbaren Forderungen bestehende Deckung, nicht auch wie die Schatzscheine auf bloßen Staatspersonalcredit hin als schwebende Schuld verbleiben.

Aus einer Anleihe von 55 Mill. Rbl. zur Beschaffung einer bankmäßigen Deckung der Depositen muß zuvörderst eine baare Kasse auch für diesen Geschäftszweig beschafft und der Rest in solchen Werthen angelegt werden, welche eine Ergänzung dieser Kasse im Fall stärkerer Rückforderungen der Depositen leicht machen. Sonst muß das Depositengeschäft, wie auch die bisherige Erfahrung in Rußland beweist, stets auf die Kasse des Notengeschäfts recurriren oder, was auf dasselbe hinauskommt, es müssen neue Creditbillete emittirt werden, wenn die Depositen zurückverlangt werden.

Der Zeitpunkt und die Durchführungsmodalitäten der vorgeschlagenen Creditoperation hängen theils von der Stärke der Rückforderungen der Depositen, theils von der Einrichtung der Hauptoperationen zur Regulirung der Creditbillete ab. Jedenfalls muß von vornherein eine Anleihe speciell zur Rückzahlung und Regulirung der Depositen mit in Aussicht genommen werden, welche in passenden Terminen ratenweise einzuzahlen ist. Wir können ferner nur nochmals betonen, daß eine solche Creditoperation zur Ordnung des Depositengeschäfts ganz unabhängig von allen weiteren eigentlichen Maßregeln zur Herstellung der Valuta nothwendig ist. Sie wird wenigstens die früher oft so verhängnißvolle Gefahr beseitigen, daß der Insolvenz des Depositengeschäfts durch neue Emission uneinlösbaren Zwangscurspapiergelds abgeholfen werden muß.

Es überschreitet unsere Aufgabe, das Depositengeschäft der Reichsbank abgesehen von seiner Beziehung zur Valutafrage hier näher zu besprechen. Unseres Erachtens sollte übrigens auch in Rußland der Grundsatz der Stabilität des Zinsfußes wenigstens bei den Sichtdepositen zu Gunsten des wandelbaren, der Bewegung des Disconts folgenden Zinsfußes aufgegeben werden. Dadurch läßt sich der Rückforderung der Depositen in Zeiten der Geldklemme eher Einhalt gebieten und zugleich gewinnt dabei das Depositengeschäft gegenüber dem Notengeschäft mehr Boden.

Beides liegt im Interesse des Geld- und Creditwesens. — Ueber die Kosten der Operation sprechen wir ebenfalls unten noch.

8) Die Regulirung der Papiergeldschuld oder der Creditbillete.

a. Die Einziehung eines Theils der Creditbillete.

In den weiteren Erörterungen setzen wir nun die erfolgte Regulirung der Serien- und Depositenschuld voraus. Sonst müßten unbedingt hinsichtlich der Regulirung der Creditbillete viel weiter gehende Forderungen gestellt werden, als dies im Folgenden geschieht. Wir gehen nach dem Gesagten von einer Papiergeldmenge von 685 Mill. Rbl. im Passivum aus, welcher im Activum von brauchbaren oder realisirbaren Werthen nur der Baarvorrath von 113 Mill. Rbl. gegenüber steht. Auch dieser ist aber bloß unter der Bedingung für das Zettelgeschäft ausschließlich verfügbar, daß für den erforderlichen Kassenbestand des Schatzschein- und Depositengeschäfts anderweit Vorsorge getroffen ist.

Bei unseren positiven Vorschlägen machen wir nun die schon oben berührte Voraussetzung, daß man sich auch bei der Regulirung der Creditbillete möglichst an das Bestehende halte. Wir weisen also namentlich auch jedes Project nochmals zurück, welches auf eine gänzliche Beseitigung auch einlösbaren Papiergelds oder eigentlicher Banknoten hinausläuft. Dagegen sprechen praktische und theoretische, finanz- und creditpolitische Gründe die Menge, ohne daß ein ausschlaggebender Grund dafür ins Gewicht fiele. Die Creditoperationen würden dadurch ganz unnöthig vergrößert, ebendeßhalb vertheuert und erschwert werden. Die Gefahr, wenn bloß Münze in Zukunft statt der Creditbillete umliefe, wieder von Neuem in Papiergeldwirthschaft zu gerathen, wird mit Nichten vermindert. Die principielle Verwerfung alles Banknotenwesens (und einlösbaren Staatspapiergelds), welche allerdings hier und da noch vertreten wird, beruht auf einer Reihe theoretischer Irrthümer über Geld- und Creditwirthschaft, Papiergeld- und Banknotenwesen und darf mit Recht als widerlegt und antiquirt gelten. Daher darf auch in unserem concreten Falle von der Herbeiführung einer ausschließlichen Münzcirculation ganz abgesehen werden.

Hiernach gestaltet sich die Aufgabe auch in diesem ebenso wie in den beiden bereits erörterten Fällen der Serien und Depositen. Es muß

nämlich einmal ein Theil der Creditbillete, deren Gesammtmenge unbedingt zu groß ist, eingezogen, m. a. W. die vom Papiergeld dargestellte schwebende Schuld in einem noch näher zu bestimmenden Betrage fundirt werden. Sodann ist die Deckung der übrigbleibenden Creditbillete anders und zwar derartig einzurichten, daß diese Billete stets sofort auf Verlangen des Inhabers von der Bank (oder wer sonst die Ausgabe leitet) eingelöst werden können. Diese beiden Maßregeln lassen sich getrennt von einander betrachten und durchführen. Die erste ist eine reine Finanzoperation, deren Besorgung dem Staate obliegt. Bei der zweiten handelt es sich ebenfalls um Finanzoperationen, daneben aber um eine etwaige Veränderung der ganzen Organisation des Papiergeld- und Zettelbankwesens.

Die erste Maßregel setzt die Ermittelung einer Ziffer des vorläufig jedenfalls zu beseitigenden Theils des Papiergelds voraus. Diese Ziffer fällt verschieden aus, je nachdem man die (gänzliche oder theilweise) Beseitigung der kleinen Creditbillete, der 1- und 3- Rubelscheine, von vornherein mit in Aussicht nimmt oder vorläufig alle jene Umsätze, welche jetzt durch Creditbillete vermittelt werden, auch fernerhin noch ausschließlich durch (einlösbar gewordenes) Papiergeld bewerkstelligen läßt. Wir wollen die Frage trennen und zuerst die Ziffer der zur beseitigenden Papiergeldmenge in dem Falle festzustellen suchen, wenn das kleine Papiergeld noch verbleibt.

Unseres Erachtens muß man nun das offene Eingeständniß machen, daß eine solche Ziffer a priori nur mehr oder weniger willkürlich angenommen, um nicht zu sagen errathen werden muß. Zwar ist die principielle Forderung leicht hinzustellen: die Papiergeldmenge muß auf den wirklichen, bei Metallgeldpreisen der Waaren und Leistungen vorhandenen Bedarf an den durch die Creditbillete dargestellten Umlaufsmitteln beschränkt werden. Auch giebt es wohl einige erfahrungsmäßige Anhaltspunkte, um wenigstens annähernd diesen Geldbedarf zu ermitteln. Aber schon bei der näheren Formulirung jener theoretischen Forderung stößt man auf große Schwierigkeiten. Man kann vollends bei der eigenthümlichen Entwicklung, welche das russische Geld- und Creditwesen in den letzten fünfzehn Jahren genommen, schwer die Rolle würdigen, welche die übrigen Creditumlaufsmittel, die Serien u. s. w., neben den Creditbilleten

gespielt haben. Ebenso wenig läßt sich im Voraus näher ermessen, wie die vorgeschlagene Verminderung der Serien den Bedarf an Creditbilleten etwa erhöhen möge. Im Anhalt an die wichtige aber noch sehr wenig erforschte Theorie der Stückelung der Creditumlaufsmittel und mit Hülfe genereller Beobachtungen im russischen Verkehr lassen sich vielleicht einige allgemeine Sätze aus den Grundregeln des Geld- und Creditwesens ableiten aber zu keiner näheren, geschweige zur ziffermäßigen Genauigkeit bringen. Auf empirischer, statistischer Grundlage kann man nur mit etwas größerer Sicherheit Daten für die ungefähre Ober- und Untergrenze gewinnen, zwischen welchen die gesuchte Größe vermuthlich liegt. Drei verschiedene Wege, welche hier zugänglich sind, führen wenigstens zur Auffindung einer ähnlichen Ziffer, und diese muß in Ermanglung einer besser begründeten genügen. Man kann nämlich zur Ermittelung der Bedarfsgröße an al pari mit Münze stehenden Creditbilleten ausgehen: 1) von der Ziffer der ausgegebenen Menge Creditbillete während der Papiergeldwirthschaft selbst (seit dem Krimkriege), oder 2) von der Ziffer der einlösbaren Creditbillete vor dem Kriege unter Mitberücksichtigung der vermuthlichen Größe der Münzcirculation, oder 3) von der Ziffer der ausgegebenen Creditbillete unter gleichzeitiger Beobachtung des Curswerths des Papiergelds. Die Ergebnisse dieser drei verschiedenen Untersuchungen controliren sich gegenseitig einigermaßen. Man begeht übrigens in allen dreien den gleichen theoretischen Fehler, die Creditbillete und die Münze als die einzigen hier in Betracht kommenden Umlaufsmittel anzusehen, was eigentlich um so weniger erlaubt ist, da auch das Verhältniß der übrigen Circulationsmittel zu den Creditbilleten und der Münze, unter Anderem schon in Folge der starken Vermehrung der Serien und der Veränderungen im Depositenbankwesen, sich im Laufe der Jahre vielfach verändert, man es also auch nicht mit einem constanten Fehler zu thun hat.

Auf dem ersten der genannten Wege kommt man, da im Mechanismus des russischen Creditwesens ein genaueres Controlmittel fehlt, um die ausgegebene Papiergeldmenge von der activen Circulation zu unterscheiden, kaum zu einem bestimmteren Ergebniß, als daß die vermuthliche Untergrenze für den Bedarf des russischen Reichs an den durch Creditbillete repräsentirten Umlaufsmitteln 500–550, die Obergrenze 600–650 Mill. Rbl. während der verflossenen Periode der Papiergeldwirthschaft gewesen sein mag. Zu beachten ist dabei, daß die Billete seit Ende 1857

wegen des Metallagios für die Beträge bis zu 1 Rbl. herab das so gut wie ausschließliche Circulationsmittel statt der Münze gewesen sein müssen.*)

Auf dem *zweiten* Wege findet man, daß um das Jahr 1853 neben reichlich 300 Mill. Rbl. Creditbillets eine immerhin nicht unbeträchtliche Münzcirculation vorhanden gewesen sein muß.**) Die handelsstatistischen

---

*) Seit der letzten Zeit des Krimkriegs ist die Emission stets, meistens erheblich, mehr als 500 Mill. Rbl gewesen. Um die *wirkliche* Circulation zu ersehen, müßte in Rußland wie bei den großen Centralbanken von England, Oesterreich das Disconto- und Lombardgeschäft bedeutender sein, weil dann ersichtlich werden kann, welchen Betrag des auf anomale Weise in den Umlauf gelangten Papiergelds der Verkehr zur Abzahlung der von den Banken gewährten Credite wieder abstößt. Nur aus der Bewegung des Depositengeschäfts kann man auch in Rußland wenigstens für einen einzelnen wichtigen Zeitpunkt den wirklichen *Umlauf* einigermaßen schätzen. In der Zeit der Maximalemission von über 700 Mill. Rbl. Papiergeld im Jahre 1857 lagen 180 Mill. in den Bankkassen brach, waren also nur 520 Mill. Rbl. in Umlauf, von den sonstigen anderswo müßig liegenden Summen abgesehen. Die Reduction der Depositenzinsen drängte jene Summe in den Verkehr. Das jetzige Depositen-, Disconto- und Lombardgeschäft und die daraus bei einer Fixirung der Papiergeldmenge vornehmlich hervorgehende Bewegung der Bankkassen lassen zwar den steigenden und sinkenden Bedarf an Umlaufsmitteln auch wohl erkennen, doch kann man dennoch die Unterscheidung zwischen Zettelausgabe und Circulation nicht weiter durchführen. Die Bewegung der Bankkasse und andre Anzeichen machen es nur wahrscheinlich, daß der wirkliche Papiergeldumlauf nach und nach der ausgegebenen Papiergeldmenge immer näher gekommen ist. Darauf deutet die glaubhaft versicherte relativ stärkere Zunahme der kleinen Zettelstücke hin. Die Preissteigerung, der Uebergang zur Geldwirthschaft u. v. a. m. mußten dies bewirken. Eine Differenz zwischen Emission und Circulation besteht indessen gewiß auch heute noch, denn diese ist eine *allgemeine* Erscheinung des Geldwesens.

**) Die Emission der Creditbillete betrug Ende 1847—53 resp. 289_{6}, 306_{4}, 300_{3}, 301_{4}, 308_{4}, 311_{4}, 383_{6} Mill. Rbl., der Metallvorrath, welcher bei der damaligen Einlösbarkeit unter dem Einfluß des Verkehrsbedarfs stand, gleichzeitig resp. 117_{4}, 117_{1}, 107_{3}, 108_{1}, 111_{3}, 123_{7}, 131_{4} Mill. Rbl. Die Vermehrung des Metalls entsprach in 1852—53 also einigermaßen der Zunahme der Creditbillete. Im „Russkij Westnik“ (s. Baltische Monatsschr. Bd. 1 S. 86) wird aus der Vergleichung zwischen der Bewegung des Metallvorraths und der Creditbillete in 1848—50 geschlossen, daß „der Verkehr nur wenig über 300 Mill. Creditbillete ertragen konnte“, — ein übereilter Schluß, welcher den Zusammenhang zwischen jenen beiden Größen für viel zu eng und das Moment der *Menge* — gemäß der Ricardoschen Quantitätstheorie — für viel zu entscheidend hinsichtlich dieses Punktes annimmt. Im controlirten Edelmetallverkehr mit dem Auslande müßte in den zwei Jahren 1852—53 über die Steigerung des Bankvorraths um 20_{3} Mill. Rbl. noch an 6 Mill. Rbl. dem Lande zugeführt worden sein, abgesehen von der heimlichen Silberausfuhr, die bei den damaligen Wechselcursen wenigstens im europäischen Verkehr nur ganz unbedeutend gewesen sein kann. Die inländische Goldproduction jener 2 Jahre bildete dann einen reinen Ueberschuß, der im Inlande blieb.

Daten und der Stand der Wechselcurse führen zu dem Schluß, daß namentlich in den beiden Jahren 1852 und 1853 während der günstigen Getreideexportconjunctur die eigene russische Goldproduction mit zusammen etwa 40 Mill. Rbl. im Lande und zwar noch außerhalb des Einwechslungsfonds der Creditbillete verblieben sein muß. Für die Schätzung der Größe der Münzcirculation und der brachliegenden Baarvorräthe außerhalb jenes Fonds ist man aber wieder auf wenig genügende Anhaltspunkte angewiesen. Wäre die Productionsstatistik von Gold und die Ein- und Ausfuhrstatistik der Edelmetalle ganz zuverlässig, so könnte man bei gleichzeitiger Berücksichtigung der Bewegung des Baarvorraths der Bank wohl das Minimum des aus der Circulation erfolgten Metallabflusses ins Ausland ermitteln und daraus auf den mindesten Betrag der früheren Münzcirculation einen Schluß ziehen. Doch zeigt eine auf diese Weise zusammengestellte Edelmetallbilanz Rußlands für die Jahre 1854—66, daß die vorhandenen Daten zu lückenhaft sein müssen, um ein richtiges Resultat zu ergeben, obgleich der in der Productions- und in der Ausfuhrstatistik gemachte Fehler sich noch einigermaßen ausgleichen müßte. Nach dieser Bilanz müßte nämlich außerhalb des Metallvorraths der Reichsbank zu Anfang 1867 noch ein Betrag von 95,29 Mill. Rbl. Edelmetall mehr im Lande gewesen sein als Ende 1853, was kaum glaublich ist.*)

*) Dies ist nämlich das Resultat folgender Zusammenstellung.

Edelmetallbilanz Rußlands 1854—66. (Mill. Rbl.)

I. Einnahme:	Gold.	Silber.	Zusammen.
Baarvorrath der Bank 1. Januar 1854	?	?	131,48
Neue inländische Production 1854—66	262,78	c. 10,62	273,40
Einfuhr im europäischen Verkehr 1854—66	28,64	48,37	77,01
Dsgl. im asiatischen Verkehr 1854—66	1,47	0,34	1,81
Summe	—	—	483,70
II. Ausgabe:			
Ausfuhr im europäischen Verkehr 1854—66	248,02	9,58	257,60
Dsgl. im asiatischen Verkehr 1854—66	35,22	36,56	71,78
Baarvorrath der Bank 1. Januar 1867	—	—	59,03
Summe	—	—	388,41
Demnach Ueberschuß	—	—	95,29

Die Goldproduction betrug nämlich nach der amtlichen Angabe von 1854—66 genau 19,855 Pud legirten Goldes zu 13,210 Rbl. per Pud. Die Daten des asiatischen Verkehrs im Jahre 1866 lagen mir noch nicht vor und sind hier nach Maßgabe der Vorjahre ergänzt.

Hierbei ist freilich die regelmäßige Silberausfuhr im asiatischen Verkehr während des Silberausfuhrverbots (29. Decbr. 1850 bis 5. August 1855, resp. 25. Mai 1862), die — übrigens aus früher schon zur Sprache gekommenen Gründen kaum sehr hoch anzurechnende — heimliche Goldausfuhr im europäischen Verkehr in der Verbotszeit (27. Februar 1854 bis 12. April 1857, auch nur für russisches Gepräge), ferner die inländische Consumtion zu technischen Zwecken, zu Schmuck und Geräth, endlich das Aufspeichern und Vergraben von Münze nicht berücksichtigt worden. Immerhin beweist jener Ueberschuß der Edelmetallbilanz wohl soviel, daß diese verschiedenen uncontrolirbaren Abzugsquellen des Metalls entweder eine kaum annehmbare außerordentliche Bedeutung haben müssen oder aber die Münzcirculation vor dem Krimkriege nicht so hoch angeschlagen werden darf, als man vielfach zu thun geneigt war. Eine Ziffer aufzustellen, ist nach dem Allen sehr gewagt. Im Gesammtüberblick aller Momente dürfte man vielleicht im Maximum bis auf 100—150 Mill. Rbl. Münze geben, wovon etwa 40 Mill. erst aus den letzten Jahren vor dem Kriege herrührten.*)

Die Summe der Creditbillete und der Münze, mit Ausnahme des Baarvorraths der Bank, wäre dann auf 400—450 Mill. Rbl. zu veranschlagen, wovon über zwei Drittel auf das Papier, fast ein Drittel auf die Münze kommen. Man greift mit dieser Ziffer wohl eher zu hoch als zu niedrig.

Gegenwärtig muß dieser Bedarf auch bei vollwichtiger Währung nicht unerheblich gewesen sein. Die Entwicklung der Volkswirthschaft, besonders der Industrie hat dazu beigetragen, mächtiger wirkte wohl die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Umgestaltung der Agrarverhältnisse ein, weil sie mit dem Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft verbunden waren.

*) Auch diese Ziffer wird nur erreicht, wenn die Ausfuhr auf ca. 100 Mill. Rbl. mehr als nach den Handelsausweisen, das Aufspeichern auf 100 Mill., der industrielle Neuverbrauch auf 50 Mill. Rbl veranschlagt wird, — sicher lauter Ziffern von fraglicher Höhe, die heimliche Goldausfuhr insbesondere müßte dann 1854—57 eine unwahrscheinliche Stärke erreicht haben. Die Ziffer für das Aufspeichern ist natürlich ganz gewagt. Die auffallend geringe Höhe, welche die europäische Silberausfuhr auch nach der Aufhebung des Verbots erreicht — selbst in dem Jahre der ungeheuren Metallausfuhr in Folge der Einlösungsoperation, 1863, nur 1,76, selbst 1866 bei dem abnorm schlechten Wechselcurse nur 5,43 Mill., sonst in keinem Jahre auch nur 1 Mill. Rbl. — macht es nur wahrscheinlich, daß die ländliche Bevölkerung vorzüglich Silbermünze aufgesammelt hat, wie dies ihren Wirthschafts- und Wohlstandsverhältnissen ja auch entspricht.

Die wirkliche Steigerung des Bedarfs kann auch hier nur von der Erfahrung gelehrt werden. Die Annahme einer Vermehrung um 100 bis 150 Mill. Rbl. ist nur unter Vorbehalt all der oben erwähnten Cautelen hinsichtlich der Richtigkeit einer solchen Ziffer statthaft. So gelangte man zu einer jetzigen Bedarfsgröße von ca. 550 Mill. Rbl. Creditbilleten, wenn die kleinen Stücke von 1 und 3 Rubel statt der Münze noch im Umlauf bleiben.

Der dritte Weg endlich wird bekanntlich am liebsten zur Ermittlung der fraglichen Größe beschritten: mittelst einer Reduction der Papiergeldmenge auf den Curswerth will man den „wahren" Geldbedarf finden. Das Gewagte und Mißliche auch oder vielmehr grade dieses Verfahrens ergiebt sich jedoch schon aus allen unseren früheren Erörterungen über die das Agio bestimmenden Factoren, über die unrichtige Annahme eines unmittelbaren Zusammenhangs zwischen Papiergeldmenge und Agio und die Nothwendigkeit, zwischen der Entwerthung des Papiergelds gegen Münze und der Werthverminderung gegen Waaren zu unterscheiden. Die wirkliche Umrechnung spricht für die Richtigkeit des deductiven Räsonnements und zwar selbst in dem für die gegnerische Theorie günstigsten Falle, wenn man von den Schwankungen der Menge und des Agios in kürzeren Zeiträumen absieht — und nur den Jahresdurchschnittsumlauf nach dem Jahresdurchschnittsagio reducirt. Man nimmt auch dabei nicht einmal eine deutliche Entwicklungstendenz des „wahren" Bedarfs an Creditbilleten während einer Reihe von Jahren wahr und kann kaum auf einen anderen Punkt Gewicht legen, als daß die Ziffer der auf den Curswerth reducirten Creditbillete nur wenig und nur selten unter 550 Mill. Rbl. sinkt, so daß man wiederum auch auf diesem Wege zu dieser Summe gelangt.*)

*) Die Reduction auf den Durchschnittscurs ergiebt folgende Zahlenreihe.

	Creditbillete allein. Mill. Rbl.	Creditbillete und Serien. Mill. Rbl.		Creditbillete allein. Mill. Rbl.	Creditbillete und Serien. Mill. Rbl.
1854	329	377	1861	637	733
1855	408	468	1862	636	746
1856	596	674	1863	635	786
1857	693	784	1864	547	794
1858	648	735	1865	597	703
1859	605	690	1866	524	688
1860	656	751	1867	604	787

Durch die vorstehenden Erörterungen wird demnach wohl der Beweis geliefert, daß wir die Summe von 550 Mill. Rbl., auf welche die Creditbillete zu vermindern, also die Summe von 135 Mill. Rbl., auf welche die erste Fundirungsoperation auszudehnen ist, mit einigem Grunde wählen und wenigstens nicht unnöthig große Anleihen hier befürworten. Der Fehler, welcher bei der Bestimmung dieser Ziffer etwa gemacht wird, läßt sich ferner gut machen. Ist die Summe von 550 Mill. Rbl. noch zu hoch gegriffen, so muß nur um so größere Vorsicht auf die richtige Deckung dieser übrigbleibenden Creditbillete gewendet werden. Dann kann man durch Realisirung weiterer Activa den Ueberschuß leicht einziehen. Ist umgekehrt jene Summe nicht hoch genug, so schadet dies nicht, denn wenn der Verkehr grade mehr Creditbillete braucht, so kann er sich dieselben durch Einbringung von Münze in die Bank verschaffen. Die Hauptsache bleibt, daß die Deckung zugleich eine Cautel gegen den ersten bei der Festsetzung des Bedarfs auf 550 Mill. etwa begangenen Fehler bilden muß.

Die Einziehung von 135 Mill. Rbl. Creditbillete wird passend aus dem Ertrag einer inländischen Anleihe (eventuell zum Theil auch einer besonderen Vermögensteuer zu diesem Zwecke) vor sich gehen; nicht mit überstürzender Raschheit, sondern besser allmählich im Lauf einiger Jahre; schneller oder langsamer, je nachdem man den Termin für die endliche Herstellung der Valuta ansetzt; einigermaßen gleichzeitig mit der Regelung der Serien- und Depositenschuld oder unmittelbar danach, als dritter Schritt zum Ziele jedenfalls vor allen etwaigen anderen Maßregeln zur Ordnung der Creditbillete speciell. Hieran muß man sich auch nicht irre machen lassen, wenn die Einziehung von 135 Mill. Rbl. Creditbilleten die Geldklemme steigern, den Verkehr sehr belästigen sollte, die

---

Die Menge der Creditbillete allein zeigt hier allerdings z. B. 1860—63, 1864—66, incl. Serien 1860—62, 1864—66 nicht allzugroße Abweichungen. Die Ziffern der Jahre 1856—58 ff. reduciren sich ferner, wenn man die brach in den Banken liegenden Summen vom Umlauf abzieht, erheblich, z. B. 1857 auf resp. 618 und 609 und weichen dann von denen der vorhergehenden und folgenden Jahre etwas weniger ab. Aber groß genug sind die Differenzen immer noch, und vollends die Sprünge von 1863 auf 1864 und von 1866 auf 1867 sind so außerordentlich, daß man selbst unter Berücksichtigung des abnorm störenden Einflusses der Einlösungsoperation von 1863, des Kriegs von 1866 und des Goldankaufs von 1867 doch auf eine Geldbedarfsgröße wenig Werth legen kann, welche durch solche Berechnungen gefunden worden ist. Und welche Verschiedenheit der Ziffern gar, wenn man die Papiergeldmenge innerhalb eines Jahres, wie z. B. 1866, auf ihren jeweiligen Curswerth reducirt!

schon öfters betonte wahrscheinliche Folge, bevor Preise und Curse entsprechend gewichen, zugleich aber ein nothwendiges Mittel zur Herbeiführung des Umschwungs der Wechselcurse und des wirklich oder annähernd erreichten Pariwerths des Papiergelds. Erst beim Paricurse darf man wagen, die Creditbillete wieder einlösbar zu machen und den Zwangscurs aufzuheben, zu welchem Zweck dann eben die Deckung des übrig bleibenden Papiergelds gehörig zu ordnen ist. Erst dann kann Münze in den Verkehr strömen und darin verbleiben, erst dann die zeitweilig nothwendige Geldklemme gehoben werden.*) — Ueber die Kosten der Operation ebenfalls weiter unten.

Die Einziehung der 135 Mill. Rbl. Billete wird vielleicht die einzelnen Größenkategorien von Scheinen nicht ganz gleichmäßig treffen, vermuthlich relativ stärker die großen als die kleinen Stücke. Doch können wir diesen Punkt hier nicht weiter verfolgen, weil uns leider ein Nachweis über die Zusammensetzung des russischen Papiergelds nach diesen Größenklassen fehlt. Darf man für den Restbetrag von 550 Mill. Rbl. Creditbillete eine ähnliche Vertheilung wie früher in Oesterreich annehmen, so würden etwa 183 Mill. Rbl. auf die Scheine von 1 und 3 Rbl. und 367 Mill. auf die größeren (von 5 Rbl. an) kommen.**) Ohne Zweifel wäre es nur erwünscht, zur völligen Ordnung des Geldwesens das kleine Papiergeld ganz zu beseitigen. Denn die Verwendung von Münze für solche Umsatzgrößen ist notorisch bequemer und auch in hochentwickelter Creditwirthschaft bleibt es wünschenswerth, im kleinen Verkehr stets Münze zu gebrauchen. Der verbleibende Fünfrubelschein ist immer noch ein recht niedriger Appoint, später sollte der Zehnrubelschein lieber das niedrigste Stück werden. Allein

---

*) Nimmt man schließlich das Devalvationsprincip doch noch in diesem oder jenem Umfange an, so vermindert sich der nothwendige Anleihebetrag zur Einziehung jener 135 Mill. überflüssiger Creditbillete und damit auch die Kosten der Operation natürlich entsprechend. Bei 5, 10 oder 15% Devalvation sind statt 135 Mill. Rbl. nur noch resp. $100_{,75}$, $66_{,4}$ oder $32_{,45}$ Mill. Rbl. erforderlich. Freilich eine beträchtliche Erleichterung, hinsichtlich deren Bedenklichkeit aber auf das früher Gesagte verwiesen werden muß.

**) Die russischen 1- und 3-Rubelscheine sind hier den österreichischen 1-, 2- und 5-Fl.-Noten gleichgestellt deren Gesammtbetrag einige Jahre nach der starken Vermehrung des Papiergelds (1859) fast ein Drittel (1861 $32_{,83}$ %) des Notenumlaufs war. Wenn man die Hälfte der Fünfzigrubel-Serienscheine den Creditbilleten als Umlaufsmittel (nicht als Capitalanlage) hinzufügt, so kämen auf die Summe von 793 Mill. Rbl. Papiergeld nach der wohl einigermaßen zutreffenden Analogie mit österreichischen Verhältnissen 264 Mill. Rbl. kleine und 520 Mill. Rbl. größere Scheine (von 5 Rbl. aufwärts).

selbst die jetzige Beseitigung nur der 1- und 3-Rubelscheine würde die erforderliche Creditoperation um runde 180 Mill. Rbl. Metall (wohl eher noch eine Minimal- als Maximalziffer) vergrößeren, dadurch die Maßregeln überhaupt schwieriger machen und die finanziellen Opfer bedeutend steigern. Wäre nun die *sofortige gänzliche* Einziehung jener kleinen Scheine um des Zwecks willen, also zur Herstellung der Valuta unumgänglich geboten, so dürfte man auch vor dieser Vergrößerung der Operation nicht zurückschrecken. Diese Voraussetzung trifft indessen *nicht* zu. Aus praktischen Gründen scheint uns vielmehr *vorerst* wiederum die Aufgabe durch gänzliche Beseitigung der kleinen Scheine nicht wieder unnöthig erschwert werden zu dürfen, sonst könnten leicht wieder alle Versuche, einen *guten* Zustand zu schaffen, im Jagen nach dem *besten* Zustande scheitern. Einstweilen muß auch hinsichtlich der kleinen Scheine nur das Unumgängliche oder höchstens noch das durch ganz überwiegende Zweckmäßigkeitsgründe Geforderte in das Programm der Finanzmaßregeln aufgenommen und durchgeführt werden. Alsdann beschränkt sich die zu lösende Aufgabe in Betreff der kleinen Scheine vorläufig noch erheblich, und das ist sehr wichtig.

Unbedingt müssen auch die kleinen Scheine strict auf Verlangen einlösbar sein. Das allein ist der principielle Punkt. Ob und wie viele dieser Scheine wirklich im Verkehr durch Münze ersetzt werden, das kann man großentheils von der Entwicklung des Verkehrs selbst abhängen lassen. Im Voraus vermag man wiederum nicht genau zu bestimmen, wie viel kleine Noten der Verkehr ausstoßen wird, um Münze für den Umlauf zu erhalten. Giebt man kleine einlösbare Noten, welche dann fest accreditirt sind und al pari stehen, überhaupt aus, so wird bei freier Gestaltung der Dinge vornehmlich die *Bequemlichkeit* darüber entscheiden, welcher Theil der Umsätze durch Münze, welcher durch kleine Scheine bewerkstelligt wird. Für den gewöhnlichen täglichen Kleinverkehr im Betrage eines oder weniger Rubel ist die Münze sicherlich bequemer, für die etwas größeren Umsätze hat die *grobe Silbermünze* schon nicht mehr, wohl aber noch das *kleine Goldstück* Vorzüge vor der Note. Für alle Versendungszwecke ist letztere wieder ungleich bequemer, ein in Rußland besonders zu beachtender Punkt. Man kann nun unseres Erachtens bei dem Uebergang zur Goldwährung *vorläufig* die Prägung von Goldstücken *unter* 20 Fr. (dem veränderten Halbimperial) oder unter 5 Rbl. Gold ganz oder fast ganz unterlassen. Dann kann der Verkehr noch nicht auf Beträge unter 5 Rbl., also hierfür noch nicht auf Goldstücke zurückgreifen, so daß sich ohne Nachtheil für das Geldwesen die

größere Menge kleiner Noten vermuthlich noch in Umlauf erhält. Das wird namentlich von den 3-Rubelscheinen gelten. Nur einen größeren Betrag Einrubelscheine wird der Verkehr wohl ausstoßen, ohne daß auch diese Scheine, ähnlich wie in Preußen die Kassenanweisungen von 1 Thlr., wegen ihrer Bequemlichkeit für manche Zwecke in Rußland ganz aus dem Umlauf verschwinden werden. Da der Verkehr aber jedenfalls gern einen Theil der Einrubelscheine durch Münze ersetzt haben wird, so empfiehlt sich wohl die absichtliche Einziehung eines Theils dieser Scheine vermittelst einer besonderen Finanzoperation, indem die Maximalsumme dieser Kategorie auf einen entsprechenden Betrag unterhalb des gegenwärtigen festgesetzt wird. Dadurch wird ein zweifacher weiterer Vortheil erreicht. Einmal die factische Circulation von Münze und Rubelscheinen neben einander, was das Publicum gewöhnt, beide im täglichen Verkehr im gleichen Werth zu halten und seine etwaigen Aufspeicherungen an Münze eher an das Tageslicht zu bringen; sodann der Zwang für den Verkehr, auf die dann allein erlangbare Münze zurückzugreifen, wenn er mehr Umsatzmittel von 1 Rbl. Größe bedarf. Dann muß also Münze statt des bequemeren und deßhalb bevorzugteren Scheines gebraucht werden, was kein erheblicher Nachtheil für den Verkehr und ein Vortheil für den Rubelschein ist, welchem sich eine stärkere Nachfrage (dafür vielleicht gelegentlich selbst ein kleines Agio) zuwendet. Dadurch wird die Wahrscheinlichkeit, daß solche Scheine in größerer Masse zur Einlösung zurückströmen, geringer. Unter der Voraussetzung, daß also einstweilen Goldstücke unter 5 Rbl. nicht geprägt werden, wird man mit der Ziffer von 50 Mill. Rbl. für die absichtliche und die vom Verkehr selbst ausgehende Einziehung kleiner Billete wohl kaum zu niedrig greifen. Es ist daher vorläufig speciell für diesen Zweck eine solche Summe Münze zu beschaffen. Diese Summe muß wirklich in den Umlauf geleitet, also zur Zeit der Decretirung der Wiedereinlösbarkeit der Billete hierfür parat sein. Vorher, wenn das Papiergeld noch nicht ganz und nicht fest al pari steht, darf die Münze noch nicht ausgegeben werden, weil sie sich dann noch nicht sicher in Umlauf erhalten würde. Bei bestehender Goldwährung werden jene 50 Mill. Rbl. Münze wohl ganz aus etwas leichter geprägten Silbertheilmünzen bestehen können, was die betreffende Anleihe minder kostspielig macht oder deren Betrag um ca. 7 % vermindert.*)

*) Die erforderliche Münze, vornehmlich Ein- und Halb-Rubelstücke, dürfen niedriger ausgebracht werden, am passendsten wohl im genauen Anschluß an die Bestimmungen der

So reducirt sich also die Finanzoperation zur Einziehung der kleinen Scheine vorläufig, unbeschadet der Ordnung des neuen Geldwesens, von 180 auf ca. 46,5 Mill. Rbl. Im Ganzen wird dann nach unserem Vorschlage der Betrag von 185 Mill. Rbl. Creditbilleten mittelst einer Anleihe von 181,5 Mill. Rbl. einzuziehen sein. 500 Mill. Rbl. Creditbillete bleiben dann noch übrig, wovon etwa 130 Mill. Rbl. auf die kleinen (1- und 3-Rubelscheine), 370 Mill. auf die größeren Scheine kommen, resp. 26 und 74%. Für die jetzt durch Creditbillete bewerkstelligten Umsätze erübrigt noch dieser Betrag von 500 Mill. Rbl. Noten und von 50 Mill. Rbl. Münze, wenn die Einlösbarkeit der Billete wieder begonnen haben wird, oder von 550 Mill. Rbl. Noten und 50 Mill. Rbl. zu dem besonderen Zweck der Einziehung von kleinen Scheinen in der Bank bereit liegender Münze *unmittelbar* vor diesem Zeitpunkte. Nunmehr bleibt uns nur noch der letzte Theil der Aufgabe zu erörtern übrig:

b. Die Regulirung der übrig bleibenden Creditbillete.

Die 500 Mill. Rbl. Creditbillete, welche nach der abgesonderten Durchführung der im Vorhergehenden befürworteten Operationen noch übrig und durch 113 Mill. Rbl. Metall gedeckt sein würden, müssen nach unsrer schon früher aufgestellten Forderung wieder strict auf Verlangen des Inhabers einlösbar werden Zu diesem Behufe handelt es sich eben um die *richtige Organisation* der *Deckung* dieser Billete.

Diese Organisation sollte unseres Erachtens hinsichtlich der Größenklassen der Scheine keine principiell verschiedene sein. Allerdings sind die kleinen Scheine mehr als die größeren, namentlich bei den hier befürworteten Modalitäten der Emission, „durch das Verkehrsbedürfniß gebunden“, so daß ihre wirkliche Einlösung nicht so leicht auf einmal in größerem Umfange beansprucht werden wird. Aber da die kleinen Scheine im Princip auch

---

Münzconvention von Frankreich, Belgien, Italien und der Schweiz zu 835 statt zu 900 Tausendtheilen Feinheit. So werden die Prägekosten und die Anleihezinsen eines Jahres gedeckt, resp. der Anleihebetrag entsprechend verringert. Auch neben den übrigen Einrubelscheinen und der (freilich dann auch reformbedürftigen) Scheidemünze dürften 50 Mill. Rbl. halbe und ganze Rubel (2- und 4-Fr.-Stücke) in Rußland kaum zu viel sein. Es wäre ca. $^2/_3$ Rbl. oder $2^2/_3$ Fr. per Kopf, während in der genannten Münzconvention, allerdings für *alle* kleine Münze bis zu 20 Cent. herab und als *alleiniges* Umsatzmittel für solche Beträge, 6 Fr. per Kopf festgestellt ist. Rußlands geringerer Wohlstand steigert aber den relativen Bedarf an kleinem Gelde gegenüber allem Gelde und die spärliche Bevölkerung macht den Umlauf langsamer, was wieder den absoluten Geldbedarf erhöht.

einlösbar sein sollen und der Betrag, welchen der Verkehr lieber durch Münze ersetzt haben wird, sich doch im Voraus nicht sicher bestimmen läßt, so wird man doch die gleiche Deckung wie für die größeren Scheine verlangen müssen. Dann kann nöthigenfalls auch ohne weitere besondre Schwierigkeiten ein fernerer Betrag jener kleinen Billete eingezogen werden mittelst Realisirung von Activen. Die Anforderungen in Betreff der gesammten Deckung aller Creditbillete dürfen aber mit Rücksicht darauf, daß sich unter den 500 Mill. Rbl. Papiergeld noch 130 Mill. Rbl. kleine Stücke befinden, etwas gemildert werden. Im Folgenden wird daher die weitere Unterscheidung der Notenkategorien für die Frage der Organisation der Deckung bei Seite gesetzt, wodurch dann auch der etwaige Fehler in dem von uns angenommenen Verhältniß von 74% größeren und 26% kleineren Noten in dieser Frage einflußlos wird.

Das Ziel, welches die Einrichtung der Deckung vor Augen haben muß, nämlich die Ermöglichung einer steten, sicheren Einlösbarkeit der Creditbillete, läßt sich auf verschiedene Weise erreichen. Es ist auch hier wiederum nicht schwer, die an und für sich beste Weise zu bezeichnen, wenn man keine Rücksicht auf die Größe, Schwierigkeit und Kosten der alsdann erforderlichen Operationen nimmt. Die praktisch überhaupt in Frage kommende beste Deckung*) ist ohne Zweifel auch in Rußland die sogenannte bankmäßige. Hier sind sämmtliche einlösbare Noten vollständig mit baaren Fonds (Edelmetall in Münze und Barren, und zwar insbesondere Währungsmetall und -Münzen) und mit leicht realisirbaren Werthen (namentlich Forderungstiteln) in zweckentsprechender Combination gedeckt. Von kleineren, auch bei dieser Deckungsmethode zulässigen Modificationen, wie z. B. der Belassung eines kleinen Staatsdécouverts für einen beschränkten Notenbetrag, abgesehen,

*) Die mitunter wohl auch verlangte volle Baardeckung der Noten kommt praktisch nicht in Frage. Sie wäre nichts Andres als die vollständige Einziehung aller Noten und deren Ersetzung ausschließlich durch Münze im Verkehr, vom finanziellen Gesichtspunkte betrachtet. Ganz unnützer Weise nimmt sie der Note die Eigenschaft des Creditumlaufsmittels und giebt ihr diejenige des reinen Depositenscheins, ein credittechnischer Rückschritt. Hinsichtlich der Notendeckungssysteme, welche hier nicht weiter entwickelt werden können, verweise ich übrigens auf die eingehenden Untersuchungen in meinen früher genannten Schriften und auf die Zusammenfassung dieser Untersuchungen in den Artikeln „Zettelbank" in Rentzsch' Handwörterb. d. Volkswirthschaftslehre und im Staatswörterb. v. Bluntschli und Brater Bd. XI.

müssen dann doch in der Hauptsache die Mittel zu einer solchen Deckung der Noten flüssig gemacht werden. Da nach unsrer Voraussetzung den 500 Mill. Rbl. Creditbilleten keine andren bankmäßigen Activa als die 113 Mill. Rbl. Edelmetall der Bank gegenüberstehen, so wären mithin einmal ein weiterer Betrag Metall, sodann für den Rest der Noten leicht realisirbare Deckungen zu beschaffen. Als letztere sind wie überall discontirte gute inländische Wechsel mit kurzer Verfallzeit am meisten zu empfehlen, daneben für einen Theil der Noten etwa auch sichere Vorschüsse auf Faustpfand (Lombarddarlehen). Eine solche Organisation der Deckung ist im Ganzen der Typus aller Pläne, welche auf eine radicale Umgestaltung des ganzen russischen Papiergeldwesens gerichtet sind: wo möglich soll der Staat der Ausgabe auch einlösbaren Papiergelds für sich ganz entsagen; wenn nicht, so soll er wenigstens die angegebene Deckung durchführen; wird die Notenausgabe in Zukunft von einer großen, aber nicht im Eigenthum des Staats befindlichen Centralbank oder mit Concessionszwang oder selbst völlig frei von einer decentralisirten Vielbankwesen übernommen, so soll die Deckung der Noten streng bankmäßig sein. Wie man nun auch in der Durchführung dieses Planes im Einzelnen abweiche: die Voraussetzung seiner Verwirklichung ist stets eine Creditoperation im Betrag von 387 Mill. Rbl., mittelst deren der Staat definitiv aus jedem Verhältniß eines unmittelbaren Schuldners für die Creditbillete heraustritt. Dieser Plan ist nun auch unseres Erachtens gewiß vorzüglicher und gewährt für die Zukunft hinsichtlich der Sicherung der steten Noteneinlösbarkeit bessere Garantien als jedes Compromiß, welches man um der praktischen Schwierigkeiten und Kosten der Operation willen eingeht. Aber nach unserem mehrfach vertheidigten Standpunkte halten wir es trotzdem für richtiger, ein solches Compromiß anzunehmen, weil an dem Umfang, welchen die Operationen nach jenem Plane sonst erlangen müßten, wieder Alles scheitern könnte, während doch eine solche Ausdehnung **nicht** unumgänglich nothwendig ist. Das Rationelle ist doch auch hier, die Operationen auf denjenigen Umfang im Interesse der Durchführbarkeit und geringeren Kostspieligkeit vorläufig zu beschränken, welcher aus allgemeinen theoretischen Gründen oder wegen der besonderen Verhältnisse Rußlands zulässig erscheint, ohne der Erreichung des Endziels zu präjudiciren. Erlauben die Verhältnisse **späterhin**, ja baldmöglichst, weitere durchgreifende Maßregeln: desto besser. Einstweilen beschränke man sich auch hier lieber auf das von vornherein Unumgängliche.

Unser Vorschlag geht daher darauf hin, daß fürerst die Einlösbarkeit der Creditbillete, welche auch in Rußland eine unbedingte und möglichst gesicherte sein muß, grade in Rußland durch eine der bankmäßigen zwar möglichst nahekommende aber nicht vollkommen bankmäßige Deckung hergestellt werde. Diese Abweichung von den strengen Forderungen der Theorie wagen wir hier um so mehr zu befürworten, wenn unsere obigen Vorschläge hinsichtlich der Serien, Depositen und einzuziehenden Creditbillete genau zur Ausführung kommen. Je laxer man in dieser Beziehung wäre, desto weniger dürfte man von der bankmäßigen Deckung der Creditbillete abgehen.*)

Als erlaubte Abweichungen vom Principe der bankmäßigen Deckung der Creditbillete stellen wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen Rußlands folgende hin.

1) Es verbleibt vorläufig noch ein Staatsdécouvert für die einlösbaren Creditbillete (resp. auch eine unrealisirbare Deckung, z. B. durch hypothekarische Darlehen, welche während einer längeren Reihe von Jahren durch kleine Amortisationsquoten getilgt werden, oder eine schwer realisirbare Deckung durch gewöhnliche Hypotheken). Dieses Découvert wird auf eine nicht zu überschreitende Maximalziffer gesetzlich festgestellt.

An und für sich ist die Fortdauer eines solchen Découverts gewiß nicht erwünscht. Nur die Rücksicht auf die finanziellen Schwierigkeiten und Opfer der gänzlichen Beseitigung dieses Découverts bestimmt uns zu obigem Vorschlage. Und nur die bedingungsweise Zulässigkeit eines solchen richtig beschränkten Découverts unter rationellen Cautelen hinsichtlich der übrigen Deckungen der Creditbillete und andrer ähnlicher Schulden läßt es erlaubt und räthlich erscheinen, jene Rücksicht zu nehmen.

Als besondre Rechtfertigungsgründe dieses Vorgehens darf man noch den Umstand anführen, daß in jedem Staate, zumal in einem großen Reiche mit noch fast ganz ausschließlicher Münz- und Notencirculation, eine gewisse Menge einlösbaren Papiergelds sich al pari in Umlauf erhält, ohne daß die wirkliche Einlösung beansprucht wird, sobald nur Sorge getragen ist, daß jede Note, welche factisch zur Einlösung präsentirt wird,

*) Diese Bemerkung sei zugleich eine Verwahrung gegenüber der beliebten kritiklosen Kritik, einzelne Punkte solcher Vorschläge heraus- und anzugreifen. Alle hier gemachten Vorschläge stehen im engen Zusammenhang mit einander.

auch jeder Zeit eingelöst wird. Ferner den weiteren Umstand, daß grade in den weiten Territorien Rußlands mit seiner spärlichen Bevölkerung eine sonst gut fundirte, stets einlösbare Note sich wohl im Umlaufe al pari erhalten kann, ohne daß wiederum die wirkliche Einlösung thatsächlich in Frage kommt.

Der praktische Hauptpunkt bleibt die richtige, vor Allem die nicht zu hohe Normirung jedes Découverts. Theoretisch kann man a priori die zulässige Größe des letzteren abermals nicht zu einer unangreifbaren Ziffer bringen, sondern nur die maßgebenden Momente bezeichnen. Das Découvert darf im Maximum nicht ganz die Höhe erreichen, unter welche der Notenumlauf einmal herabgehen kann. Hier kommt es neben der Accreditirung der Note, welche aber erfahrungsmäßig bald Platz greift, sowie einmal die stete Einlösbarkeit der wirklich zur Einlösung präsentirten Noten eine sichere und bekannte Thatsache ist, vor Allem auf die Größe der einzelnen und speciell der kleinsten Notenstücke, sodann auf die volkswirthschaftlichen Verhältnisse, die räumliche Ausdehnung, die Bevölkerungsdichtigkeit des Umlaufsgebiets, endlich auf die etwaige Concurrenz andrer Geldsurrogate oder Creditumlaufsmittel oder die Benutzung von Noten wie Münze ersparenden Einrichtungen des Credit- und Bankwesens an. In Rußland liegen die Dinge, zumal wenn die kleinen Noten noch großentheils im Umlaufe bleiben, im Ganzen hinsichtlich dieser Punkte insofern günstig — obwohl sich grade die geringe Entwicklung des Landes darin ausspricht — als ein größeres Découvert für die Noten danach wohl statthaft erscheint. Es darf speciell wieder um so höher angesetzt werden, je solider die Serien und Depositen regulirt, je mehr Creditbillete aller Kategorien, besonders der großen Stücke eingezogen, je besser die übrigen Deckungen der Noten beschaffen sind.

Unter der Voraussetzung, daß in allen anderen Punkten unsere Anforderungen oder statt derer nur noch weitergehende zur Ausführung gelangen, wagen wir es, das vorläufig verbleibende Staatsdecouvert für die Creditbillete auf ein Maximum von 200 Mill. Rbl. anzusetzen. Bei diesem Vorschlage nehmen wir ferner den Fortbestand der bisherigen Reichsbank als einziges Institut der Zettelausgabe oder wenigstens die Ersetzung dieser Bank nur durch eine unabhängige Centralbank mit ausschließlichem Recht der Notenausgabe an. Bei der Decentralisation der Notenausgabe z. B. in Folge einer Uebertragung an ein wie immer geartetes Vielbankwesen wird man jene Ziffer von

200 Mill. Rbl. von vornherein mehr oder weniger reduciren müssen. Erlauben es die finanziellen Rücksichten, jenes Découvert auch bei centralisirter Notenausgabe zu vermindern, desto besser.

Wir legen keinen großen Werth darauf, ob das Découvert des Staats unverhüllt bestehen bleibt, indem eben 200 Mill. Rbl. Noten auf den bloßen Personalcredit des Staats hin in Umlauf sind, oder ob der betreffenden Verwaltungsbehörde oder der Bank für diesen Betrag eigentliche Staatspapiere übergeben werden, welche unter gewissen Umständen zur Verstärkung der verfügbaren Deckungsmittel veräußert werden dürfen. Denn wenn es erst einmal zu einer solchen Nothwendigkeit kommt, so wird dies Veräußerungsrecht schwerlich praktisch mehr viel nützen. Dann müssen überhaupt andere energischere Hülfen geleistet werden. Die Höhe des Découverts darf gar nicht anders bestimmt werden, als daß eine solche Nothwendigkeit zu den allergrößten Unwahrscheinlichkeiten gehört.*)

---

*) Unser Vorschlag, eine Staatsschuld als Deckung eines Theils einlösbarer Noten zu belassen, beruht, so wird man sagen, auf einem der englischen Peel'schen Acte und dem nordamerikanischen Notendeckungsprincipe verwandten Gedanken. Der Verfasser dieser Arbeit scheint insoferne hier mit seinen früheren Ansichten in Widerspruch zu kommen, als er die beiden genannte Deckungsarten und insbesondere die Peel'sche Acte stets angegriffen und zu Gunsten der streng bankmäßigen Notendeckung plädirt hat. Ich glaube jedoch auch in diesem neuen Vorschlage meiner noch heute bekannten theoretischen Ansicht nicht untreu geworden zu sein. Die rein bankmäßige Deckung scheint mir nach wie vor in jeder Hinsicht vorzüglicher. In einem entwickelten Bankwesen, wie dem englischen und nordamerikanischen und im Ganzen auch dem mittel- und westeuropäischen, halte ich die Deckung des ganzen oder eines großen Theils des Notenumlaufs durch eine Staatsschuld oder auch durch Staatspapiere für entschieden gefährlich, weil es hier mehr darauf ankommt, durch die Einziehung realisirbarer Activa nöthigenfalls rasch einen starken Druck auf die Umlaufsmittel auszuüben, auf die Notenmenge, welche nicht zur Einlösung gegen Münze zurückströmt, zu reagiren. Am anderen Orte habe ich auch eingehend nachgewiesen, daß bei den nordamerikanischen Banken und dann besonders bei der englischen Bank selbst eine Abweichung von den Grundsätzen der bankmäßigen Deckung zwar in der Form, der Hauptsache nach aber nicht im Wesen besteht. In England speciell ist es eine Fiction, daß die Bank Noten durch die unrealisirbare Staatsschuld gedeckt habe, vielmehr ist dort das eigene Stammcapital dem Staate großentheils geliehen, oder, wenn man die Noten durch jene Staatsschuld gedeckt ansieht, so ist eben dieses Bankcapital von ungefähr gleicher Höhe wie der metallisch ungedeckte Notenumlauf (dieser jetzt 15 Mill., jenes 14,553 Mill. Pfd. St.) disponibel, was auf dasselbe hinauskommt. — In Rußland nun erscheint bei den Verkehrsverhältnissen des Landes eine theilweise Deckung der Noten durch eine Staatsschuld viel weniger bedenklich. Wir wiederholen aber nochmals, daß wir auch hier von der Forderung streng bankmäßiger Deckung nur aus finanziellen Rücksichten

Wo die Zettelausgabe einmal nicht, wie andre Bankgeschäfte, freigegeben ist, da bezieht der Staat als Vertreter der Gesammtheit mit Recht den Gewinn aus ihr. In Rußland machen es die finanziellen Rücksichten wünschenswerth, diesen Gewinn zu capitalisiren. Dies geschieht, ähnlich wie in Großbritannien, Frankreich, Oesterreich, nach unserem Vorschlage vorläufig auch für eine weitere Zukunft durch die Form eines Découverts für die Creditbillete, denn dieses Découvert ist nichts Andres als der capitalisirte Theil des Gewinns aus der Zettelausgabe. Die preußische und belgische Einrichtung, nach welcher der Staat nur am jährlichen Gewinn der monopolistischen Zettelbanken einen Antheil hat, ist für die Solidität des Notengeschäfts auch wieder ersprießlicher, aber wegen der angedeuteten finanziellen Schwierigkeiten vorläufig wenigstens in Rußland noch nicht durchführbar. Bei einem Zinsfuß von 6% bezieht der Staat aus der Monopolisirung der Notenausgabe jährlich 12 Mill. Rbl., was gewiß eine genügende Summe ist, wenn dabei die Garantie eines geordneten Geldwesens besteht.

2) Für die übrig bleibenden 300 Mill. Rbl. Creditbillete ist in erster Linie die streng bankmäßige Deckung durch Edelmetall und einheimische Wechsel (eventuell auch durch Lombardforderungen für einen gewissen Betrag) zu verlangen. Da aber die Bereithaltung eines sehr hohen Metallvorraths große finanzielle Opfer fordert und das einheimische Wechselgeschäft noch sehr beschränkt ist, so daß die Anlage der Noten- (und Depositen-) Capitalien in solchen Wechseln besondere Schwierigkeit zu finden scheint, so darf ein Theil des sonst erforderlichen Baarvorraths in auswärtigen Wechseln und anderen möglichst liquiden Forderungen der gleich zu erwähnenden Art placirt und ein Theil des jetzigen Staatsdécouverts vermittelst einer auswärtigen Anleihe in eine Deckung durch solide fremde Werthpapiere, insbesondre solche mit kurzer Verfallzeit, wie englische, französische und preußische Schatzscheine oder ähnliche Bons großer Bank- oder Eisenbahngesellschaften, eventuell auch durch Activ-Conto-corrente mit großen Bankhäusern verwandelt werden.

Auch für diese Vorschläge berufen wir uns vor Allem auf finanzielle Rücksichten. Abgesehen von dem besonderen Baarvorrath für einzuziehende

abstehen. In praktischen Fragen, wie die vorliegende, soll eben nicht ein Princip geritten sondern ein Compromiß auf Grundlage einer zulässigen Modification bei der praktischen Durchführung dieses Princips geschlossen werden.

kleine Noten wird für die übrigen 500 Mill. Noten, von denen 200 Mill. bloß durch das Staatsdecouvert gedeckt sind, ein Metallfonds von 150 bis 200 Mill. Rbl. wohl in Betracht zu ziehen sein. Dies wäre relativ noch immer viel weniger, als in den letzten Jahren der Einlösbarkeit der Creditbillete vor dem Krimkriege vorhanden war. Allerdings sind in Folge der zufälligen Goldankäufe der Reichsbank in den Jahren 1867—68 bereits 113 Mill. Rbl. Edelmetall da, die Beschaffung der weiteren Summe machte keine so erheblichen Schwierigkeiten. Aber der ganze Baarvorrath kostete doch eine erkleckliche Anzahl Millionen jährlicher Zinsen, wovon es wünschenswerth ist, im Interesse der Reichsfinanzen zu sparen. Je mehr dies geschieht, desto größere Anforderungen darf man wieder hinsichtlich der Regulirung der gesammten schwebenden Schulden machen.

Es giebt nun ein ganz gutes Mittel, an den Kosten des Baarvorraths zu sparen, ohne die jederzeitige Verfügung über das Edelmetall, welche im Interesse der Einlösbarkeit nicht fortfallen darf, zu verlieren. Bei einem stärkeren Andrang an die Einwechslungskassen behufs Erlangung baaren Geldes handelt es sich vornehmlich um den Bedarf für ungewöhnlich starke auswärtige Zahlungen. Dieser Bedarf erhöht sich zeitweilig in den einzelnen Volkswirthschaften aus verschiedenen Ursachen, in capitalreichen Ländern z. B. beim Hochgang der Speculation, großen Capitalanlagen, starken Geschäften im Auslande, oder in solchen Ländern mit dichter Bevölkerung und regelmäßigem großen Getreidebedarf nach schlimmen Mißernten, wenn ein anomal hoher Getreideimport zu sehr theueren Preisen stattfindet. In Ländern von der Lage Rußlands (ähnlich Oesterreichs, zum Theil auch Nordamerikas), welche regelmäßig große laufende Credite im Waarenimport, Vorschüsse im Export erhalten, stark an das Ausland durch gewöhnliche verzinsliche Werthpapiere aller Art (Staatsschuldscheine, Actien, Prioritätsobligationen u. s. w.) verschuldet sind, tritt ein ungewöhnlich großer Bedarf für auswärtige Zahlungen im Falle mercantiler und politischer Krisen im Inlande oder im geschäftlich verbundenen Auslande ein, wodurch die Creditverhältnisse erschüttert, die auswärtigen Credite gekürzt oder eingezogen werden und viele Werthpapiere zurückströmen. Hier wird nun vor Allem auf das Edelmetallreservoire der Banken, namentlich der großen Centralbanken zurückgegriffen, um Metall zu erlangen. Der Verkehr braucht aber nicht sowohl dieses selbst, als vielmehr die Verfügung über Metall im Auslande. Hat die Bank daher entsprechende solide und leicht realisirbare Werthe, mittelst deren sie sicher über Metall im Auslande

verfügt, so kann sie diese Werthe eventuell ebenso gut und ebenso gern genommen wie das Edelmetall selbst in Zahlung geben, während sie doch im Besitze der genannten Werthe Zinsen gewinnt. So ist man denn neuerdings mehrfach zu dem Vorschlage gelangt, weil die eben dargelegten Verhältnisse einigermaßen typisch sind und sich nur in Nebenpunkten in den verschiedenen Ländern modificiren, den Metallbestand theils im Inlande baar in der Kasse zu haben, theils ihn in sicheren ausländischen Werthen anzulegen.*) Für das russische Geldwesen in seiner hier befürworteten Neugestaltung scheint uns diese Einrichtung so zweckmäßig und empfehlenswerth zu sein, wie kaum anderswo.

Die Schwierigkeit liegt nur in der Auffindung und Beschaffung der geeigneten Werthe, namentlich wenn das Zettelwesen fernerhin von einer reinen Staatsanstalt, wie die Reichsbank, verwaltet wird. Sie läßt sich indessen auch in diesem Falle überwinden. Eine solche Staatsanstalt oder Staatsbehörde besitzt vielleicht nicht immer die erforderliche geschäftliche Gewandtheit zur Leitung einer derartigen auswärtigen stets verfügbaren Capitalanlage in demselben Grade wie eine eigentliche Bankdirection. Jedoch kann in dieser Beziehung durch eine passende Organisation der Verwaltung Vieles erreicht werden. Bedenklicher ist der Umstand, daß eine Anstalt wie die Reichsbank dem Auslande gegenüber nicht politisch unabhängig da steht, so daß die Staatspolitik etwa zu einer peinlichen Rücksichtnahme auf die auswärtigen Capitalanlagen der Reichsbank, d. h. ja eben des Reichsschatzes selbst, gezwungen erscheinen könnte, namentlich etwa in dem Falle, daß die Metallbestände vornehmlich in auswärtigen Staatspapieren, Schatzkammerscheinen oder dgl. m. placirt sind. Wird auch nach den heutigen völkerrechtlichen Anschauungen eine Confiscation des Vermögens, welches auf diese Weise unter der unmittelbaren Herrschaft eines fremden Staats steht, nicht leicht zu befürchten sein, so können doch Inconvenienzen aller Art aus einem solchen Verhältniß hervorgehen. Man wird diesen aber auch kaum ganz entgehen, wenn das Zettelwesen einer unabhängigen Bank übertragen und von dieser die betreffenden ausländischen Werthe zur Anlage eines Theils des Baarvorraths erworben

*) Ein ähnlicher Vorschlag in einer officiellen Denkschrift des österreichischen Finanzministeriums vom Jahre 1861. Eine insolvente Bank wie die österreichische wird mit Recht, wie die Nationalbank neuerdings gethan, ihren Baarfonds zum Theil in auswärtige Valuten convertiren.

werden. Deßhalb spricht dieser Punkt noch nicht so unbedingt für die Aufhebung der jetzigen Reichsbank, wie es scheinen könnte.

Die Abhülfe gegen jene Inconvenienzen wird vielmehr wohl am zweckmäßigsten darin gefunden werden, daß eine Anstalt wie die Reichsbank die auswärtigen Capitalanlagen nicht alle unmittelbar, sondern zum Theil durch Vermittlung von auswärtigen Bankgesellschaften und Privatbankhäusern vornimmt. Allerdings kostet dies eine Provision oder läuft direct und indirect auf eine Verringerung des Zinsgewinnes bei diesen Capitalanlagen hinaus. Damit wird aber die größere Sicherheit und Geeignetheit dieser Anlagen nicht zu theuer bezahlt.

Wechsel von Rußland auf das Ausland, vornehmlich für ausgeführte Producte gezogen und auf die fremden Metallwährungen lautend, kann die Bank jederzeit erwerben. Die vortheilhafte Abwicklung eines solchen im Großen betriebenen Geschäfts in auswärtigen Wechseln setzt schon die Verbindung mit großen fremden Banken oder Privatbankhäusern voraus. Wir denken uns die Sache in der Weise weiter ausgebildet, daß das russische Zettelinstitut an den großen Weltbörsen insbesondere London, Berlin (schon jetzt wohl der wichtigste Geldplatz für Rußland), Paris, ferner in Amsterdam, Hamburg, vielleicht auch Frankfurt mit großen Bankfirmen in regelmäßige Geschäftsverbindung tritt, bei ihnen stets bedeutende Guthaben in Contocorrent stehen hat und diesen Häusern den Auftrag giebt, mit diesen Geldern auswärtige leicht realisirbare Werthe zu erwerben, Wechsel zu discontiren, Schatzkammerscheine, einzelne den Cursschwankungen wenig unterworfene Staats- und Industriepapiere zu kaufen u. s. w. Die Organisation einer solchen Geschäftsverbindung kann im Einzelnen verschieden sein. Die Hauptsache bleibt für Rußland die möglichste Disponibilität dieser Capitalanlagen im Interesse der Einlösbarkeit der Creditbillete und, soweit es mit diesem Zwecke vereinbar ist, eine gehörige Rente aus jener Anlage im Interesse der Finanzen. Am besten wird daher wohl sein, wenn jene Bankhäuser die genannten Werthe auf Rechnung des russischen Instituts erwerben, aber in Depot behalten und gegen eine Provision die Verpflichtung übernehmen, dem Institut einen bestimmten Theil der angelegten Capitalien jederzeit gegen das Recht, alsdann die Werthe auf Rechnung des Eigenthümers zu realisiren, zur Verfügung zu stellen. Gewisse Beträge könnten solchen Häusern auch als laufendes verzinsliches Activcontocorrent überlassen

werden. Dieselben Firmen lassen sich auch als Vermittler der auswärtigen Zinszahlungen benutzen.

Der Umfang derartiger Capitalanlagen im Auslande wird außer von der erforderlichen Höhe des Metallvorraths auch von der Ausdehnung des inländischen Wechsel- und Lombardgeschäfts abhängen. Wir haben mehrfach den Einwand vernommen, daß die bankmäßige Veranlagung der Zettelcapitalien in Rußland wegen des Mangels geeigneter Wechsel besondere Schwierigkeiten finde. Vieles mag hier an notorischen Mängeln des russischen Rechts, des Processes u. dgl. m. liegen. Der Gesetzgebung steht auch hier noch ein Feld größerer reformatorischer Thätigkeit offen. Die Bankausweise lassen in der mitunter bedenklich hohen Ziffer der nothleidenden Wechsel und ebenso der unbezahlt gebliebenen Vorschüsse auf Werthpapiere in der That auf große Uebelstände schließen. Auch zeigen die früher mitgetheilten Daten, welche geringe Höhe, absolut und relativ, das Wechsel- und Lombardgeschäft, selbst mit Inbegriff desjenigen der Filialen, immer noch erst erreicht.*) Nach den bisherigen Verhältnissen wird man kaum mehr als 75 Mill. Rbl. Durchschnittsbestand an Wechseln und Vorschüssen bei der Bank und ihren Zweigen annehmen können und darunter haben die Vorschüsse auf Werthpapiere ein bedenkliches Uebergewicht. Doch scheint es immerhin wahrscheinlich und durch darauf abzielende Maßregeln erreichbar zu sein, daß sich das Wechselgeschäft auch in Rußland bald stärker entwickle, resp. die Creditverhältnisse im Handel die Wechselform annehmen. Auch die Einziehung der durch das Staatsdéconvert gedeckten Noten wird einer Ausdehnung des Wechselgeschäfts günstig sein. Dann kann doch wohl ein Durchschnittsbestand von 100—150 Mill. Rbl. für künftige Jahre angenommen werden. Solange dieser

---

*) S. d. Tab. 2 im früheren Abschnitt 6. Das Maximum der Wechsel war bei der Bank in den letzten Jahren am 1. Decbr. 1866 $14_{,25}$ Mill. Rbl. davon nothleidend 49,000 Rbl., bei den Filialen am 1. Novbr. 1866 $26_{,28}$ Mill., wovon (vielleicht mit Inbegriff gewisser Vorschüsse?) nothleidend 422 000 Rbl. Das Maximum der Vorschüsse auf Fonds — im Zusammenhange mit der Emission der zweiten Prämienanleihe und der großen Ausdehnung der Vorschüsse darauf mittelst neuer Papiergeldausgabe — war bei der Bank am 1. Octbr 1866 $33_{,03}$ Mill. Rbl., wovon, als unbezahlt zum Termine, noch rückständig 838,000 Rbl., und bei den Filialen am 1. Novbr. 1866 $26_{,76}$ Mill., wovon 1,330,000 Rbl. rückständig. So waren zeitweilig auf $100_{,5}$ Mill. Ausleihungen dieser Art $2_{,16}$ Mill. Rbl. oder etwa ebenso viel Procent nothleidend. Ueber 40 Mill. Rbl. ist das Wechselportefeuille der Bank und ihrer Filialen bisher nur selten und nur wenig gestiegen, vornehmlich zur Zeit der genannten Operation der zweiten Prämienanleihe.

Betrag nicht erreicht ist, wird jene auswärtige Capitalanlage nur im finanziellen Interesse um so größer sein müssen, und zwar vollends im Falle der Durchführung unserer Vorschläge. Denn nach den letzteren soll das vorhandene Wechsel- und Vorschußgeschäft nicht nur ganz dem Depositengeschäft als dessen specielle Deckung zugewiesen sein, sondern auch noch zur weiteren Deckung desselben ausgedehnt werden (um ca. 35 Mill. Rbl. unter Voraussetzung eines Kassenbestands von 20 Mill. für diesen Geschäftszweig, wobei allerdings der gegenwärtige sehr niedrige Betrag der Privatforderungen von nur 55 Mill. Rbl. zum Ausgangspunkt der Berechnung dient).

Unter diesen Umständen wird fürerst wenigstens, vielleicht zur speciellen Deckung der Creditbillete auf die inländischen Wechsel (und Vorschüsse) fast gar nicht gerechnet werden können. Wollte man das jetzige Geschäft zur Deckung dieser Billete verwenden, so befände man sich doch in demselben Dilemma, denn das Depositengeschäft bliebe dann ungeregelt, was unbedingt unstatthaft ist. Will man daher nicht das noch dazu vom Zweck nicht geforderte Opfer bringen und einen ganz übermäßigen Baarvorrath halten, oder anderseits durch Erhöhung des Staatsdécouverts für die Creditbillete oder durch Annahme schwer oder gar nicht realisirbarer Deckungen die Noteneinlösbarkeit gefährden, so muß man nothwendig auf die hier vorgeschlagene auswärtige Capitalanlage recurriren.

Im schließlichen Ergebniß würde sich die Sache also folgendermaßen gestalten: es wird eine auswärtige Anleihe aufgenommen, deren Ertrag ganz oder fast ganz im Auslande, möglichst jederzeit verfügbar angelegt, stehen bleibt. Die Zinsen der Anleihe werden von dem Gewinn dieser Veranlagung gedeckt, insofern also vom Auslande selbst bezahlt. Die jedenfalls verbleibende Differenz zwischen den höheren Zinsen der Anleihe und dem niedrigeren Erträgniß dieser Anlage bildet allein das eigentliche finanzielle Opfer für Rußland. Damit wird aber die dauernde Zahlungsfähigkeit des Zettelinstituts erkauft.

Die richtige Vertheilung der Deckung für die noch übrig gebliebenen 300 Mill. Rbl. Creditbillete in Baarfonds, inländische Wechsel und Vorschüsse und auswärtige Placements muß und kann erst durch die Erfahrung der Praxis nach erfolgter Wiedereinlösbarkeit genau bestimmt werden. Wir würden vorläufig etwa eine Combination von 100 Mill. Rbl. Baarfonds und 200 Mill. Rbl. auswärtiger Capitalanlagen befürworten.

Später könnte von letzteren ein Theil in inländischen Wechseln u. s. w. placirt, auch vielleicht der Baarfonds etwas verkleinert werden. Die inländische Anlage wird sich höher verzinsen als die auswärtige, da der russische Durchschnittsdisconto höher als der fremde ist und die im Ausland stehenden Summen vornehmlich in solchen Anlagen untergebracht werden müssen, deren Zinserträgniß im Ganzen vom laufenden Disconto bestimmt wird. Die Größe des Baarfonds wird u. A. auch von der Zahl der Einlösungsstätten der Creditbillete abhängen. Grade in Rußland mit seinen unvollkommenen Communicationen ist bei fortdauernder Centralisation des Zettelwesens die Eröffnung zahlreicher Einlösungskassen dringend geboten. Die hierdurch bedingte Zersplitterung des Baarvorraths macht eine stärkere Höhe des Gesammtfonds um so nothwendiger, als sich die einzelnen Kassen bei den jetzigen Communicationen nicht so leicht aushelfen können und in Nebenplätzen die Zahlung mit Wechseln auf's Ausland statt mit Münze nicht genügt.

Nach diesem Plane wäre also der Ueberschuß des jetzigen Metallbestands über 100 Mill. Rbl. vielleicht für die Kasse des Depositengeschäfts verfügbar. Die Durchführung der veränderten Deckung setzt dann keine besondere Manipulationen mit den Creditbilleten voraus, solange die letzteren auch nach wieder eingetretener Einlösbarkeit nicht in größerer Menge zur Kasse zurückströmen. Ein Anleihebetrag von ca. 200 Mill. Rbl. muß dagegen bis zum Zeitpunkt der Zahlungseröffnung im Auslande aufgenommen und in der angegebenen Weise placirt und verfügbar gestellt worden sein.

Wir sind auch in den letzten Vorschlägen ebenso wie in den früheren von der Voraussetzung ausgegangen, daß die Reichsbank als eine Abtheilung der Finanzverwaltung für einen besonderen Zweig des Staatsschuldenwesens bestehen bleibe. Wie wir schon früher hervorgehoben bietet eben auch die völlige Trennung des Staats vom Zettelgeschäft in Nothlagen kaum größere Garantien gegen einen Mißbrauch. In einer absoluten Monarchie wie Rußland scheint uns eine solche Trennung vollends von secundärer Bedeutung zu sein. Man möge auch hier die Reichsbank gegenüber der übrigen Finanzverwaltung durch möglichst bestimmt präcisirte rechtliche Cautelen unabhängig hinstellen. Das wird immerhin Einiges nützen und wohl mindestens ebensoviel als die Errichtung von selbständigen

Banken, welche sich, wie die Geschichte der Banken von England, Oesterreich, Italien, zum Theil auch Frankreich, Nordamerika beweist, in den Krisen des Staatslebens auch nicht vor einer finanziellen Ausbeutung durch den Staat, nach der Maxime „Noth kennt kein Gebot", retten können. Im Uebrigen halten wir eine Aufhebung der Reichsbank, wie gesagt, nicht für geboten und aus praktischen Gründen für bedenklich.

In Rußlands gegenwärtiger Lage sprechen dann aber auch wieder schwerwiegende finanzielle Rücksichten für die wenigstens vorläufige Fortdauer der Reichsbank. Wollte man bei der nothwendigen Reform des Geldwesens das Bankwesen vom Staate trennen und das Depositen- und Zettelgeschäft an wie immer organisirte neue Banken übertragen, so stände man vor folgender Alternative: entweder völlige Abwicklung des bisherigen Schuldverhältnisses des Staats hinsichtlich der Creditbillete und Depositen oder theilweises Verbleiben eines solchen Schuldverhältnisses und Einfügung desselben in das neue Bankwesen. Im ersten Falle muß die ganze betreffende schwebende Schuld, da Steuererhöhungen namenswerther Art zu diesem Zwecke kaum in Frage kommen (s. übrigens unten), in eine fundirte Schuld verwandelt werden. Dann wäre allerdings der Boden für ein ganz neues Bankwesen bereitet, und ohne Zweifel auf die beste Art, auch auf diejenige, welche man eigentlich verlangen müßte, wenn das neue Bankwesen wenigstens in normalen Zeiten des Staatsleben reell unabhängig dastehen soll. Aber die finanziellen Schwierigkeiten und Opfer wären auch noch viel größer, zumal auch in diesem Falle die Regulirung der Serien nicht unterbleiben dürfte. Ebendeßwegen haben wir schon früher aus praktischen Gründen von diesem Plane abgemahnt. Im zweiten Fall lassen sich die finanziellen Leistungen allerdings ähnlich herabmindern wie im Fall der Fortdauer der Reichsbank. Aber der Unterschied zwischen letzterer und der oder den etwaigen neuen Banken kann dann auch gar nicht so durchgreifend sein Sowohl die Stellung dieser Banken als vollends die Deckung ihrer Passiva, der Noten und Depositen würde keine so entschieden andere, bessere als bei der Reichsbank selbst. Da unseres Erachtens die praktischen Rücksichten auf die Finanzen nur der zweiten Alternative einige Aussicht auf Realisirung geben, so lohnt es auch nur, bei dieser Eventualität einen Augenblick zu verweilen, wobei wir die Depositen nicht weiter berücksichtigen, sondern uns nur an die Creditbillete halten. Wir nehmen dabei unsere früheren

Vorschläge als soweit durchgeführt an, daß noch ein Betrag von 500 Mill. Rbl. Creditbilleten übrig ist.

Ein vom Staate getrenntes Zettelbankwesen kann centralistisch oder decentralistisch gestaltet werden. In beiden Fällen wäre den neuen Banken die vorhandene Creditbilletschuld von 500 Mill. Rbl. und der Baarvorrath dafür, 113 Mill. Rbl. Edelmetall, zu übertragen. Die weitere Aufgabe ist dann insoweit die gleiche wie in dem Fall der Reorganisation der Reichsbank, daß nämlich für den ganzen Rest von 387 Mill. Rbl. Creditbillete oder für einen Theil desselben eine andere passende Deckung beschafft werden muß. Da der Staat aus den angedeuteten Rücksichten nicht diese Schuld von 387 Mill. Rbl. abwickeln kann, so muß er eben darauf bedacht sein, die erforderlichen Creditoperationen soweit zu beschränken und so billig zu bewerkstelligen, als es irgend die Erreichung des Zwecks aller Reformen, die dauernde Zahlungsfähigkeit der Bank, gestattet. Nach unserem Vorschlage bleibt eben deßhalb ein Découvert von 200 Mill. Rbl. vorläufig stehen und der Rest der Creditbillete wird möglichst durch selbst wieder zinstragende, in- und ausländische, leicht realisirbare Capitalanlagen gedeckt. Will man dagegen an Stelle der Reichsbank ein neues Bankwesen einführen, so kann man unter gleichzeitiger Wahrnehmung jener finanziellen Rücksichten etwa in folgender Weise, verschieden je nachdem man das Zettelbankwesen centralisirt oder decentralisirt, vorgehen.

Im einem Falle gründet man eine einzige große neue Centralbank, eine Actiengesellschaft nach dem Muster der großen Banken von England, Frankreich, Preußen, Oesterreich. Diese Bank übernimmt die jetzigen Creditbillete und den Baarfonds. Da der Staat auch hier nicht die Schuld von 387 Mill. Rbl. ganz abtragen soll so gestattet er der Bank, einen bestimmten Notenbetrag, etwa gleichfalls 200 Mill. Rbl., durch eine directe Forderung an den Reichsschatz zu decken. Das Verhältniß ändert sich hierdurch im Vergleich zu unserem Vorschlage insofern, als diese 200 Mill. Rbl. Creditbillete jetzt zunächst eine Schuld der Bank, mittelbar aber doch auch nur wieder eine Schuld des Staats sind. Dieser an sich bloß formelle Unterschied gewinnt einige reale Bedeutung, abgesehen von den etwaigen günstigen Folgen einer eigentlichen privaten Bankverwaltung statt einer Staatsverwaltung des Zettelgeschäfts durch das Vorhandensein eines eigenen Stammcapitals der neuen Bank. Je höher dieses Capital ist, um so mehr bessert sich die reelle Deckung jener fast nur durch das Découvert von 200 Mill. Rbl. gedeckten Billete. Denn da

dieses Capital zunächst disponibel ist und bankmäßig placirt werden kann, so hat sein Vorhandensein die Wirkung, daß ein dem Stammcapital gleicher Betrag jener 200 Mill. Rbl. Noten bankmäßig gedeckt ist, — ohne Zweifel eine günstige Wirkung und eine vorzüglichere Einrichtung als nach unserem Vorschlage. Das eigene Bankcapital würde für eine russische Centralbank mit so riesigem Geschäfte, so bedeutenden Passiven — 500 Mill. Rbl. Creditbillete sind fast der doppelte Betrag des letztjährigen Notenumlaufs der größten Zettelbank der Welt, der französischen — und nach Analogie der anderen Centralbanken wohl mindestens 100 Mill. Rbl. betragen müssen. Dadurch würde jenes Découvert für Creditbillete um ein Viertel oder um die Hälfte reducirt.

Allein dieser Vortheil repräsentirt nur die eine Seite der Sache. Das Stammcapital der Bank erheischt nothwendig eine genügende Verzinsung. Wir wollen nun selbst den günstigen Fall annehmen, es sei gelungen, die 187 Mill. Rbl. — die Differenz obiger 387 Mill. Rbl. Creditbillete nach Abzug des Betrags der eben besprochenen 200 Mill. Rbl. — welche der Staat jedenfalls auch hier durch eine Anleihe flüssig machen müßte, im In- und Auslande ordentlich bankmäßig in leicht realisirbaren verzinslichen Werthen in der früher geschilderten Weise anzulegen. Die Zinsen dieser Summe würden jetzt der neuen Bank zufallen, während sie früher der Reichsbank, also m. a. W. dem Reichsschatze zuflossen und als ein theilweiser Ersatz der Zinsen der Anleihe von 187 Mill. Rbl. dienten. So erhöhete sich die finanzielle Last der Herstellung der Valuta für den Staat bei der Gründung einer solchen Bank sofort um ein Bedeutendes. Aber daran nicht genug, schwerlich würde doch der Ertrag dieser Capitalanlagen von 187 (eventuell nach dem früheren selbst von 200 Mill. Rbl.) eine genügende Verzinsung des Actiencapitals von 100 Mill. Rbl. abwerfen. Eventuell bliebe dann nichts Andres übrig, als daß der russische Reichsschatz zur erforderlichen Ergänzung der Bankdividende jene nunmehrige „Schuld des Staats an die Bank“ von 200 Mill. Rbl., wenn auch vielleicht nur theilweise oder nur nach einem niedrigen Zinsfuße verzinst, wie dies bei der englischen, französischen und österreichischen Bank seitens des Staats ebenfalls geschieht. Dann wäre also jener Vortheil einer partiell besseren Deckung der Creditbillete mit neuen finanziellen Opfern erkauft. Scheut man aber vor diesen nicht zurück, so kann man auch in unserem Projecte „die Anleihe zur Verminderung des Découverts der Creditbillete“ — denn darauf kommt unser Plan

hinaus — noch erhöhen und erreicht dann gleichfalls eine bessere Notendeckung, vielleicht noch um einen geringeren Preis. Auch der weitere Einwand der Befürworter einer selbständigen neuen Bank, daß wenigstens hier nicht die Staatscreditoperationen einen noch größeren Umfang erreichen und dadurch noch erheblicheren Schwierigkeiten begegnen müßten, will nicht viel besagen. Denn statt dessen kommt eben ein Gründungscomité einer neuen Bank mit ebenso großen Ansprüchen an den Capitalmarkt und wiederum für ein russisches Unternehmen. In speculativer Zeit, wie der gegenwärtigen (Sommer 1868) wird ein solches Bankunternehmen leicht günstige Chancen haben, aber die gesammten Anforderungen Rußlands an das europäische Capital für die Hülfe bei der Herstellung der russischen Valuta bleiben die gleichen wie in dem Falle, daß jenes Découvert noch unter 200 Mill. Rbl. herabgesetzt wird. Nur unter einer Voraussetzung stellen sich die Verhältnisse in finanzieller Beziehung bei der Gründung einer Bank etwas günstiger für den Reichsschatz, als wir sie hier schilderten, nämlich wenn das Stammcapital der neuen Bank erheblich kleiner als mit 100 Mill. Rbl. angesetzt wird. Dann genügt vielleicht der Ertrag der übrigen 187 Mill. Rbl. Capitalanlagen zur gehörigen Verzinsung dieses Bankcapitals. Aber nicht nur entgeht auch hier noch dem Schatze der Gewinn aus diesen Anlagen, der Staat und die Volkswirthschaft profitiren auch nicht einmal auf der anderen Seite durch bessere Ordnung des Geldwesens erklecklich, denn je kleiner dieses Capital, ein desto größerer Betrag jener 200 Mill. Rbl. bleibt dann doch nur durch die Staatsschuld gedeckt. So bewahrheitet sich doch in der That unsere Behauptung, daß die Fortdauer der Reichsbank und die Errichtung einer unabhängigen Central- (Actien-) Bank nicht so wesentlich verschiedene Wirkungen haben, wie man sonst leicht denkt.

Aber auch von der Einführung eines decentralisirten Zettelbankwesens gilt dasselbe. Würde das verbleibende Découvert für die Creditbillete auf eine Anzahl Banken vertheilt, so werden die finanziellen Schwierigkeiten und Opfer für den Reichsschatz leicht noch größer ausfallen als im Falle der einen Centralbank. Denn die Summe aller Stammcapitale jener Banken und daher die Summe der zur gehörigen Verzinsung dieser Capitale erforderlichen Erträgnisse wird dann eher noch größer sein, zumal es bei einer Zersplitterung des Zettelwesens leicht noch eines höheren Baarvorraths im Ganzen bedürfte. Am meisten spräche etwa noch für die Errichtung von Zettelbanken der Gouvernements oder ganzer Gruppen von

Gouvernements. Bei der jetzigen Strömung der inneren Politik Rußlands wird man sich aber vielleicht grade vor einer solchen Decentralisation scheuen, in welcher nationale Heißsporne separatistische Tendenzen wittern könnten. Die finanziellen Schwierigkeiten würden ohnehin auch hierbei kaum geringer werden, vielleicht aber ließe sich eine bessere Notendeckung erzielen. Wir dächten uns z. B. den Notenumlauf und das Découvert von 200 Mill. Rbl. auf die Gouvernements nach einem freilich schwer auffindbaren richtigen Maßstabe vertheilt, etwa nach einer Combination der Volksmenge, des Flächenraumes und des Steuerertrags. Dann könnte den Gouvernements die Aufbringung des entfallenden Betrags des Découverts vermittelst einer eigenen Anleihe, vielleicht auch einer besonderen (Vermögens-) Steuer oder wie früher einmal in Dänemark durch Zwangshypothek auf den Grundbesitz zur Pflicht gemacht oder doch freigestellt werden, so daß die „Gouvernementsbank“ ihr Zettelgeschäft „rein“ mit guten Activen begönne. Aber letztere sind bei der geringen Entwicklung des inländischen Wechselgeschäfts schwer im erforderlichen Umfange zu beschaffen, die einzelnen kleinen Banken könnten auswärtige Capitalanlagen der besprochenen Art kaum erfolgreich durchführen. Die Aufnahme von Gouvernementsanleihen würde im schließlichen Effect an den Geldmarkt dieselbe Ansprüche stellen wie diejenige noch größerer Staatsanleihen und der steuerzahlenden Bevölkerung wohl eher noch größere Opfer auferlegen, weil solche Anleihen noch schwieriger und kostspieliger als Staatsanleihen sein dürften. Der Staat und seine Theile machten sich selbst Concurrenz. Die Erhebung von Extrasteuern (oder Zwangshypotheken) zur reellen Abzahlung eines Theils der Creditbilletschuld hat Einiges für sich, wenn sie überhaupt durchführbar ist, und die vorläufige Repartition der Quoten auf die Gouvernements und die weitere Untertheilung auf Kreise, Gemeinden und Individuen seitens der Gouvernements-Verwaltungen könnte manche Härten einer von der Centralstelle aus durchgeführten Repartionen auf die Einzelnen mildern oder beseitigen. Vielleicht knüpften sich aber an solche Maßregeln wieder mancherlei bedenkliche Manipulationen grade seitens der Obrigkeiten russischer Gouvernements. Jedenfalls kann man eine solche reelle Tilgung der Creditbilletschuld auch in den Rahmen unseres Plans aufund eventuell die Thätigkeit der Gouvernementsbehörden dafür in Anspruch nehmen. Bei dem Allen würde nur die Gesammtheit der finanziellen Opfer der Bevölkerung abermals über das von uns vorgeschlagene Maß erhöht. Es fragt sich, ob mit diesem Nachtheil und der daraus entsprin-

genden Gefahr eines Mißlingens des ganzen Reformwerks die zwar erwünschte, aber nicht unbedingt erforderliche Herbeiführung einer größeren Münzcirculation an Stelle von einlösbaren Creditbilleten — denn dies wäre das Endergebniß einer solchen Repartition und Tilgung des Découverts von 200 Mill. Rbl. — nicht zu theuer erkauft ist. Wir glauben dies und halten deßhalb an den Hauptpunkten unseres Planes fest.*)

9) Umfang, Kosten und Ergebniß der gesammten Operationen zur Regulirung der schwebenden Schuld.

Der Umfang der sämmtlichen Operationen behufs der Herstellung des Geldwesens, die Kosten dieser Maßregeln und die Umgestaltungen im Bestande und der Deckung der schwebenden russischen Staatsschuld stellen sich nach unserem Plane etwa folgendermaßen heraus.

A. Operationen.	Umfang der Organisation. Mill. Rbl.	Kosten, resp. Mehrkosten gegen bisher, oder gegen die neue Ausleihung. Mill. Rbl.
I. Reelle Verminderung der schwebenden Schuld durch Fundirung.		
Einziehung von Serien	116	2,63
Rückzahlung von Depositen	42	1,80
Einziehung von Creditbilleten aller Art	135	8,78
Dsgl. speciell von kleinen Scheinen mit Münze (50 Mill.)	47	3,13
Summa	340	16,33
II. Veränderungen der Deckung schwebender Schulden.		
a. Neue Baarvorräthe.		
Baarfonds für die Serien	5	0,33
Dsgl. für die Depositen (nach Uebertragung von 13 Mill. aus dem Fonds der Creditbillete)	7	0,45
Summa	12	0,78
b. Neue verzinsl. leicht realisirbare Deckungen.		
Für die Depositen	35	0,08
Für die Creditbillete.	200	7
Summa	235	7,08
Gesammtbetrag der Operationen	587	25,00

*) Manches Hierhergehörige über die Frage der principiellen Veränderung der Bankorganisation bei der Wiederherstellung einer festen Währung s. in meiner Schrift: „Oesterr. Valuta" Thl. I. S. 9—23, insbesondere auch über Decentralisation des Bankwesens.

B. Erzielte Resultate.

I. Menge der schwebenden Schulden.

	Vor der Regulirung. Mill. Rbl.	Nach der Regulirung. Mill. Rbl.
Menge der Serien	216	100
„ „ Depositen	278	236
„ „ Creditbillete	685	500
Summa schwebender Schulden	1179	836
Menge der umlaufenden Münze (vorläufig)	0	50

II. Specielle Deckung.

	Vor	Nach
1) Der Serien.		
Baarvorrath	0	5
oder %	0	5
Staatsdécouvert	216	95
oder %	100	95
2) Der Depositen.		
Baarvorrath	0	20
oder %	0	8,5
Leicht realisirbare Werthe	125	160
oder %	45,0	67,7
Decouvert resp. andere Deckung	153	56
oder %	55,0	23,8
3) Der Creditbillete.		
Baarvorrath	113	100
oder %	16,4	20
Leicht realisirb. bes. im Auslande angelegte Deckung	0	200
oder %	0	40
Decouvert	572	200
oder %	83,6	40
4) Der ganzen schwebenden Schuld.		
Baarvorrath	113	125
oder %	9,6	14,9
Leicht realisirbare Deckung	125	360
oder %	10,6	43,1
Découvert und andere Deckung	941	351
oder %	79,8	42,0

Wir haben hier zur Berechnung der **Kosten** für alle neuen Anleihen einen Zinsfuß von $6_{,5}$ % angenommen, allerdings etwas mehr, als den gegenwärtigen Cursen russischer Staatspapiere entspricht, und alsdann bereits eine kleine Amortisationsquote enthaltend. Bei dem großen Umfange der Operationen wird jener Zinsfuß aber eher zu niedrig als zu hoch angenommen sein. Da Rußland noch kaum in bedeutendem Umfange reine Rentenschulden wird contrahiren können, so wünschenswerth dies wäre, so wird man noch auf eine Amortisation Rücksicht nehmen müssen, welche mit durchschnittlich ½ % wohl hoch genug angesetzt wird und streng genommen nicht zu den laufenden Kosten uns.rer Operation gehört. Die Verzinsung von 587 Mill. fundirter Anlehen zu $6_{,5}$ % beträgt $38_{,15}$ Mill. Rbl., dazu ½ % Tilgung mit $2_{,93}$ Mill. ergiebt einen jährlichen Aufwand für die Regulirung der ganzen und die allmähliche Tilgung eines Theils der schwebenden Schuld von $41_{,08}$ oder rund 41 Mill. Rbl. Theils durch Ersparung an den Zinsen der jetzt schon verzinslichen schwebenden Schuld (Serien $4_{,32}$ %, Depositen 2 %), theils durch die neue Ausleihung der aufgenommenen Anleihesumme im Depositen- und Notengeschäft (in unserer Rechnung angesetzter Zinsfuß für die Deckungen des Depositengeschäfts 4 %, für diejenige des Notengeschäfts unter Berücksichtigung des niedrigeren Zinsfußes für die auswärtigen Anlagen 3 %, also zuzuzahlende Zinsdifferenz resp. $2_{,5}$ und $3_{,5}$ %) vermindert sich die **neue** Last ohne Tilgung auf ca. 25, mit solcher auf ca. 28 Mill. Rbl. jährlich.*) Muß der Baarfonds des Depositen- oder des Notengeschäfts noch höher gehalten werden oder gelingt es nicht, die passenden in- und ausländischen leicht realisirbaren verzinslichen Deckungen in dem hier angenommenen Umfange zu beschaffen, so erhöht sich diese jährliche Ausgabe noch weiter. Doch möchte in längeren Jahresdurchschnitten der erwähnte Betrag wohl ausreichen, auch wird selbst nach Abrechnung der im ausländischen Geschäft zu zahlenden Provisionen ein Reinertrag von 3 % in diesem Geschäfte öfters überschritten werden können.

---

*) Goldmann a. a. Orte kommt auch auf einen Kostenbetrag von ca. 25 Mill. Rbl. bei seinem Reformprojecte (S. 140). Letzteres ist allerdings radicaler in Betreff der Credibillete, aber es beruht auf dem bedenklichen **Devalvationsprincip**, noch dazu auf einer Devalvation um **ein Drittel** nach den **anomalen** Kriegscursen von 1866! Auch bezieht es sich auf Depositen und Serien **nicht** mit. So ist unser Vorschlag auch finanziell vortheilhafter.

Ohne Zweifel ist diese Vermehrung der Jahresausgabe um 25 Mill. Rbl., ohne Amortisation, eine ernste Sache. Die Reineinnahme des Jahres 1867 von 340 Mill. müßte dadurch z. B. um ca. 7,3 % gesteigert werden. Indessen ist eben zu bedenken, daß mindestens eine solche oder eine ähnliche Summe der unumgänglich zu zahlende Preis für eine volks- und staatswirthschaftlich gleich wichtige Einrichtung, für die Ordnung des Geld- und Creditwesens ist. Diese Ausgabe wächst im Grunde gar nicht neu in Folge der hier befürworteten Operationen zu, sondern geht aus früheren Staatsnothlagen nothwendig hervor. Sie ist in der Hauptsache die durch den Krimkrieg veranlaßte Last, welche jetzt nur erst in diese richtige Form umgelegt wird, bisher aber auch schon in der Form der Papiergeldwirthschaft reell getragen wurde von Volk und Staat. Die neu gewonnene Ordnung des Geld- und Creditwesens erspart der Volkswirthschaft gewiß viele Kosten, welche der neuen, schließlich doch im Wege der Besteuerung zu beschaffenden Steigerung der Staatseinnahmen gegenüberzustellen sind und sich mit ihr mehr oder weniger compensiren müssen, wenn sich das auch nicht ziffermäßig belegen läßt. Etwas genauer kann man schon für die Finanzen selbst eine solche Compensation nachweisen. Die mancherlei Ausgabeersparnisse und Einnahmesteigerungen im Gefolge der Ordnung des Geldwesens wurden schon früher gelegentlich betont. Hier sei nur eine Ziffer hervorgehoben. Im Budget von 1866 standen 33,6 Mill. Rbl. auswärtiger Zins- und Amortisationskosten. Bei einem Agio von 20% sind darauf allein 6,34 Mill. Rbl. zuzusetzen. Alle auswärtige Zahlungen im gewöhnlichen Budget, diplomatischer Dienst, gewisse Marineauslagen, Anschaffungen von Waffen u. s. w. erhöhen diese Ausgaben im Auslande gewiß durchschnittlich auf 50 Mill. Rbl., die also 10 Mill. Rbl. Agio kosten. Bei einem Agio, wie wir es im Sommer 1866 einige Wochen erlebten, 40—50 %, ist allein für die auswärtigen laufenden Zahlungen in einem Jahre soviel an Agio zuzusetzen, als die ganze Herstellung des Geldwesens nach unserem Vorschlage kostet. Dazu rechne man die ähnlichen Verluste der Eisenbahngesellschaften, der inländischen Production, welche, wie wir früher nachwiesen, dem Auslande die exportirten Erzeugnisse zum Theil schenkt, sobald die Preise im Inlande nicht im Verhältniß des Agios gestiegen sind. Man wird unter Berücksichtigung aller dieser Umstände kaum ernstlich vor den nur in einer anderen Form hervortretenden Kosten der Operationen, welche vielmehr die Kosten des

Krimkriegs und andere älterer Vorkommnisse im Staatsleben sind, zurückschrecken. Verbunden mit einigen Ersparungen in anderen Zweigen der Ausgaben und mit ohnehin nöthigen Steuerreformen können diese Kosten um so weniger ernstliche Schwierigkeiten machen, als sie nicht auf einmal im ganzen Betrage, sondern nur ratenweise im Laufe mehrerer Jahre während der allmählichen Durchführung der Operationen in's Budget zu stellen sind.

Größeren Bedenken als diese Kostenübernahme wird der Umfang der vorgeschlagenen Creditoperationen begegnen. Fast 600 Mill. Rbl. — selbst bei einer Vertheilung auf fünf Jahre, die passend sein möchte, jährlich beinahe 120 Mill. Rbl. „neuer Schulden", neuer russischer Ansprüche an den Capitalmarkt, besonders den auswärtigen, und daneben doch die ebenfalls unumgänglichen Anleihen für Eisenbahnen, vielleicht selbst für ein kleines chronisches Deficit.

Was die Ziffer von nahezu 600 Mill. Rbl. Anleihen betrifft, so haben wir sie, wie wir glauben, nicht willkürlich herausgegriffen, sondern sind zu ihr durch eine detaillirte Analyse der Verhältnisse gelangt. Zu groß oder größer, als der Zweck unbedingt verlangt, ist sie schwerlich. Im Gegentheil haben wir selbst wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß streng genommen eher mehr als weniger Abzahlungen und Conversionen unrealisirbarer in realisirbare Deckungen gefordert werden müßten. Die gefundene Ziffer hat daher unseres Bedenkens mehr die Eigenschaft einer Minimal- als einer Maximalgröße. Denjenigen, welche die Operation etwa durch die unterbleibende Regulirung der Serien und Depositen ermäßigen wollten, können wir nur unsere Auseinandersetzungen im Vorhergehenden entgegenhalten.

Zweierlei Einwände sind uns, u. A. auch im persönlichen Verkehr in Petersburg, gegen den Vorschlag einer solchen colossalen Regulirungsoperation entgegengetreten. Man zweifelt an der Durchführbarkeit derselben oder man giebt auch wohl etwas ironisch die Ersprießlichkeit und den guten Erfolg einer solchen Maßregel zu, bemerkt aber, daß man mit solchen Summen auf dem Papiere leicht um sich werfe, es handle sich in der Praxis darum, mit geringeren Mitteln eine Heilung herbeizuführen.

Wir möchten dem gegenüber vor Allem immer nur wieder, wie schon weiter oben geschehen ist, daran erinnern, daß hier ja gar kein neues Schuldenwesen, sondern nur eine Conversion alter Schulden vorgeschlagen

wird. Die riesige Summe von fast 1200 Mill. Rbl. schwebender Schulden ist nun einmal da, eine Convertirungsoperation von nicht 600 Mill. Rbl., noch dazu reell zu wenig über 4% Kosten durchgeführt, ist trotz ihrer absoluten Höhe relativ niedrig. Kann man wirklich im Laufe mehrerer Jahre nicht 600 Mill. Rbl. Anleihen aufnehmen, wie Manche behaupten, so muß man eben die schwebende Schuld in ihrem bisherigen Zustande lassen und wird dann sehen, daß man bald in größere Schwierigkeiten verwickelt ist, als wenn man mit Energie die unvermeidliche Conversion unternimmt, welche freilich auch ihre Schwierigkeiten bietet und manche neue, aber vorübergehende, schafft. Vor einer Operation wie der hier vorgeschlagenen zurückscheuen heißt uns nichts Anderes, als dem Staatsbankerott, bewußt oder unbewußt, zusteuern. Die Erscheinungen des Jahres 1866, ein Agio höher als das österreichische, die früher nachgewiesene wachsende Sensibilität des russischen Wechselcurses gegenüber discreditirenden Einflüssen lassen wahrlich für die Zukunft das Schlimmste befürchten. Grade bei der Lage des Geldmarkts im Jahre 1868 und bei dem immer noch hohen Credite, welchen Rußland auf den Börsen genießt, ist eine Operation für einen so eminent productiven Zweck wie die Herstellung der Valuta gewiß eines Erfolgs sicher, zumal die erforderliche Summe nach heutigen Verhältnissen so übermäßig eben nicht ist. Die russischen Staatsmänner, welche die Durchführbarkeit einer solchen Creditoperation bezweifeln, schlagen da den Credit ihres Staats niedriger an, als er, mit Recht oder Unrecht, trotz der großen Sünden der Finanzverwaltung thatsächlich immer noch ist.

Aber der andere Einwand: „freilich mit 600 Mill. Rbl. kann man helfen, das haben wir aber schon bisher gewußt, dazu braucht es nicht erst eine lange Beweisführung, die ein reines hors d'oeuvre ist; solcher Rath ist billig, wir bedürfen vielmehr eines leichter und mit geringeren Kosten ausführbaren Planes.“ Dieser Einwand beruht auf einem ebenso bedenklichen Optimismus, wie der vorige auf übertriebenem Pessimismus. Es ist ein Irrthum, wenn man, von Gewaltmaßregeln, wie Devalvation, abgesehen, sich einbildet, gegenüber einer so hohen und qualitativ so gefährlichen schwebenden Schuld wie der russischen mit kleineren Mitteln durchzukommen. Diese nützen nichts und sind deßhalb die kostspieligsten von allen. Wie gesagt, die Summe von 600 Mill. Rbl. ist eher eine Minimal- als eine Maximalziffer. Dafür können wir nur auf das Frühere verweisen.

Wenn wir vielmehr ein Bedenken hegen, so ist es das, ob die Summe von 600 Mill. Rbl. genügen wird, zur Beschaffung einer die Ordnung des Geldwesens, die Herstellung der Valuta, die stete Einlösbarkeit der Creditbillete verbürgender Deckung der schwebenden Schuld. Wir glauben, darauf allerdings einigermaßen bauen zu dürfen, aber wir verhehlen uns auch nicht, daß womöglich und wenn nicht in den ersten Jahren, so doch in etwas späterer Zeit noch mehr zur Regulirung und Fundirung der schwebenden Schulden geschehen muß. In Betreff der Begründung unserer Zuversicht, daß wenigstens mit der Summe von ca. 600 Mill. Rbl. das füreerst Unumgängliche aber auch einigermaßen Genügende geschehen kann, und in Betreff weiterer Details der Durchführung der Operationen würden wie ebenfalls nur Früheres zu wiederholen haben. Es sei zum Schluß nur noch bemerkt, daß die Einlösung der Creditbillete erst beginnen darf, wenn die Operationen durchgeführt und damit die Mittel zur steten Einlösbarkeit wirklich verfügbar gestellt sind, daß ferner auch erst dann eventuell — es scheint uns erwünscht, aber nicht unbedingt nothwendig grade in Rußland — der Zwangscurs der Creditbillete aufgehoben werden darf, weil erst durch die stete Einlösbarkeit der Noten deren Paristand, selbst wenn er durch die Conjuncturen bereits herbeigeführt sein sollte, dauernd gesichert ist, wovon wieder die bleibende Einbürgerung der Münze im Verkehr abhängt.

Im Uebrigen muß die Reichsbank bei der Regulirung ihrer Geschäfte den anerkannten und erprobten Grundsätzen der Depositen- und Zettelbanken in der Discontopolitik, in der Bewegung ihres Zinsfußes und ihrer Ausleihungen folgen, worüber hier nichts Besonderes weiter zu bemerken ist.

Geht man mit Umsicht und Energie ans Werk, so kann mann gewiß auf Erfolg rechnen. So schwierig und so groß die Aufgabe ist, sie übersteigt nicht die Kräfte eines großen, wenn auch armen und noch unentwickelten Reiches wie Rußland, das trotz mancher inneren und äußeren politischen Schwierigkeiten nicht fürchten muß, durch die Sorge und den Kampf um seine Existenz, wie Oesterreich, immer wieder von der Lösung einer solchen Aufgabe abgezogen zu werden. Die Hauptsache bleibt wie stets in solchen Problemen des Staatslebens: der Muth des Wollens, der Muth der Initiative. Möge er nicht fehlen!

Adolph Wagner.

Notizen.

Durch die Herausgabe des ersten Heftes einer „Zeitschrift für Rechtswissenschaft" hat die Dorpater Juristen-Facultät ihr bereits vor einiger Zeit dem baltischen Publicum gegebenes Versprechen zu lösen begonnen. Somit besitzt auch sie jetzt ein eigenes Organ gleich der theologischen und medicinischen Facultät unserer Landesuniversität, deren erstere bereits seit einigen Jahren die „Zeitschrift für Theologie und Kirche" herausgiebt, während die letztere unlängst die Petersburger medicinische Zeitung, für welche auch schon früher vorzugsweise Schüler der Universität Dorpat thätig waren, zu ihrem Organ erklärt hat.

Es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe unserer „Notiz" sein, eine Beurtheilung der wissenschaftlichen Leistungen in dem uns vorliegenden Hefte zu unternehmen: nur über Bedeutung und Zweck dieser Veröffentlichung erlauben wir uns einige Worte zu sagen, die um so freimüthiger sein dürfen, als wir gerade durch dieselbe unsere Meinung mit der der Herausgeber in Uebereinstimmung gebracht sehen.

Man hat unserer heimischen Juristen-Facultät vielfach den Vorwurf literarischer Unfruchtbarkeit gemacht. Daß sie außer den zur Erlangung der gelehrten Grade oder zur Habilitation nöthigen Schriften so gut wie nichts producire — diese Beobachtung wagte vor einigen Jahren die gerade in einer gewissen Sturm- und Drangperiode befindliche Tagespresse sogar öffentlich auszusprechen, indem sie zugleich an frühere, bessere Zeiten erinnerte. In den dreißiger und vierziger Jahren, hieß es, hätten Dorpater Professoren wie Bunge, Madai, Osenbrüggen und Andere neben den nicht der Universität angehörigen J. R. L. Samson-Himmelstiern und R. v. Helmersen eine juristische Literatur geschaffen, die leider von der jetzt lebenden Generation nicht fortgeführt worden sei. Wie natürlich, erregte diese

Indiscretion einen Aerger, rief auch ein paar Entgegnungen hervor und — Alles blieb für's Erste beim Alten. Inden nun aber die Dorpater Juristen-Facultät ein periodisch erscheinendes Organ für ihre wissenschaftlichen Arbeiten begründet, hat sie selbst anerkannt, daß es ihre Pflicht sei außer ihrer regelmäßigen Lehrthätigkeit auch durch das gedruckte Wort zu wirken und sich in einen festen Rapport zu der Rechtspflege des Landes zu setzen.

Und in der That, je höhere Anforderungen an diese Facultät in Folge der besonderen Lage der Dinge gestellt werden müssen, desto lebhafter wurde ihre zeitweilige Unproductivität empfunden. In einem Lande, in dem Rechtsinstitute verschiedensten Ursprungs und mannigfachster Structur über einander geschichtet liegen, einem Lande, in dem nichts so sehr gefürchtet und gehaßt wird als das Eingreifen der Gesetzgebung in die altherbrachten Rechtsverhältnisse, einem Lande, für dessen Rechtszustand mit besserem Recht als irgendwo anders die Bezeichnung des organischen, geschichtlich erwachsenen zutrifft, bedarf es vor Allem, in Ermangelung anderer ordnender Factoren, der sichtenden Hand der Wissenschaft, soll nicht schließlich das bestehende Rechtsleben in sich versumpfen. Wo fast jedes Rechtsinstitut eine tiefe historische Wurzel hat, da ist es die Aufgabe der Rechtswissenschaft die Gegenwart aus der Vergangenheit zu erklären; wo die authentische Interpretation uns meist im Stich läßt, da erweitert sich naturgemäß der Kreis und die Bedeutung der doctrinellen. Und wem anders als unserer Landesuniversität liegt vorzugsweise die Pflicht ob, an der Hand der Geschichte und Dogmatik hier zu construiren, dort zu erklären? Wem anders als ihr ist die schöne Aufgabe zu Theil geworden aus dem bunten Nebeneinander unserer verschiedenen Particularrechte die höhere Einheit zu suchen und zu finden?

Nicht anders also als mit der größten Genugthuung konnte man in einem Verzeichniß der auf unsere Landesuniversität zu haltenden Vorlesungen aus der letzten Zeit die Ankündigung eines Collegiums über die Exegese einheimischer Rechtsquellen lesen, und mit ebenso großer Freude begrüßen wir jetzt das erste Heft der „Zeitschrift für Rechtswissenschaft" als ein hoffnungsvolles Zeichen erregten neuen Lebens. Es ist zu wünschen, daß auch unsere Praxis die ihr von der Hochschule dargebotene Hand freudig ergreife, um in möglichst vollständiger Ansammlung und Vorführung des reichen Materials unseres täglichen Rechtslebens das Ihrige zum Gedeihen unserer juristischen Publicistik beizutragen.

Vor einigen Jahren verlautete unter uns etwas von der Idee einer höhern Schule mit durchgängig estnischer Unterrichtssprache, die von dem gesammten Volke der Esten vermittelst einer freiwilligen Selbstbesteuerung von 2 bis 3 Kopeken per Kopf zum eigenen Nutz' und Frommen zu gründen wäre. Der Urheber dieses Planes — so hörte man — sei ein geistig angeregter junger Este Namens Jaan Adamsohn, Schulmeister zu Holstfershof, Kirchspiel Paistel; es sei auch eine betreffende Bittschrift zu Stande gekommen und dem Generalgouverneur übergeben worden. Aus dem letzterschienenen Hefte des Journals des Unterrichtsministeriums erfahren wir nun Genaueres sowohl über den Inhalt jener Bittschrift als auch über die Chancen ihres Erfolges. Wir glauben nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir im Nachfolgenden die betreffende Stelle in vollständiger Uebersetzung wiedergeben, indem wir nur noch, zur Vervollständigung des Citats, bemerken, daß dieselbe in derjenigen der regelmäßig wiederkehrenden Rubriken des ministeriellen Journals zu finden ist, welche überschrieben wird: „In Sachen der Centralverwaltung des Unterrichtsministeriums".

„Außerdem" — so heißt es, nachdem im Vorhergehenden die Rede gewesen ist von der demnächst in Riga zu eröffnenden russischen Töchterschule, dem „Lomonossowschen weiblichen Gymnasium" — „haben livländische Esten selbst, Kirchspiels Tarwast und Paistel, zur Zeit, da noch der Generaladjutant Graf P. A. Schuwalow dortiger Generalgouverneur war, vermittelst einer im Namen von 500 Bittstellern durch deren Bevollmächtigte dem Generalgouverneur übergebenen Bittschrift die Gründung einer höhern Volksschule angeregt, die, zum Andenken an die Aufhebung der Leibeigenschaft in den baltischen Provinzen durch Kaiser Alexander I., Alexanderschule heißen und dem Ressort des Unterrichtsministerium untergeordnet werden solle. Die letztere Bedingung kennzeichnet den Wunsch der Gründer dieser Anstalt, dieselbe dem deutschen Einfluß zu entziehen, welcher in der allen livländischen Volksschulen vorgesetzten Oberlandschulbehörde herrschend ist; da aber hier weit über den gewöhnlichen Cursus der Volksschulen hinausgegangen werden soll, so darf diese Bitte um Unterordnung unter das Unterrichtsministerium nicht unberücksichtigt bleiben. Der Lehrplan dieser beabsichtigten höhern national-estnischen Alexanderschule besteht in Folgendem. Der Lehrcurs umfaßt 4 Jahre und gliedert sich in 4 Klassen. Er beginnt da, wo die Elementar-Volksschulen aufhören. Aufgenommen werden beim Beginn jedes Lehrjahres lutherische Esten im Alter von nicht

unter 16 und nicht über 20 Jahren. Die Eintrittsprüfung fordert von ihnen Kenntniß der biblischen Geschichte alten und neuen Testaments und der 5 Hauptstücke des evangelisch-lutherischen Katechismus, ferner daß sie geläufig und mit Verständniß in der Muttersprache lesen und ziemlich richtig schreiben können, endlich Rechnen nach den 4 arithmetischen Species mit unbenannten und benannten, ganzen und gebrochenen Zahlen. In der Schule wird gelehrt: Religion (auf Grund des evangelisch-lutherischen Katechismus, Bibellesen, kurze Uebersicht der Kirchengeschichte) — russische, estnische, deutsche Sprache — Geographie, Geschichte, Naturkunde im allgemeinen Umriß und mit besonderer Rücksicht auf die Geographie, Geschichte, Naturkunde des Vaterlandes — Physik (mit anschaulich experimenteller Erläuterung der physikalischen Gesetze) — Arithmetik und Geometrie (mit praktischen Uebungen in der Landmessung) — Zeichnen (vorzüglich in Beziehung auf Gegenstände die im Leben der Bauern vorkommen) — ein kurzer Cursus der Landwirthschaft, des Gartenbaus und der Hauswirthschaft — endlich Musik (Gesang für Alle, Instrumentalmusik entweder nur für besonders Befähigte oder auf Verlangen, in letzterem Falle gegen Bezahlung). Für die Zukunft, falls sich Geldmittel und befähigte Lehrer finden sollten, wird auch ein zweijähriger pädagogischer Cursus zur Ausbildung von Volksschullehrern in Aussicht genommen."

„Für eine höhere Volksschule ist dieser Lehrplan, im Allgemeinen angesehen, befriedigend genug. Hinsichtlich der russischen Sprache gedenkt man es vermittelst praktischer Uebungen so weit zu bringen, daß die Schüler sich mit Leichtigkeit mündlich und schriftlich ausdrücken können, und zwar sowohl im gewöhnlichen Verkehr als auch in allen amtlichen Beziehungen. Wenn aber, wie angenommen, der ganze Unterricht in estnischer Sprache ertheilt werden soll, so wird ein solcher Erfolg hinsichtlich der russischen Sprache durchaus nicht zu erreichen sein. Andrerseits kann in Betracht der Sachlage, da in den baltischen Elementar-Volksschulen die russische Sprache noch gar keinen Unterrichtsgegenstand bildet, freilich vor der Hand nicht gefordert werden, daß in der höhern estnischen Volksschule aller Unterricht in russischer Sprache gegeben werde: weder würden die Schüler im Stande sein einem solchen Unterricht zu folgen, noch würden sich genügend dafür vorbereitete Lehrer finden. Die Bedingung, daß das Russische Unterrichtssprache für alle Fächer sein solle, könnte, bei ihrer vorläufigen Unerfüllbarkeit, geradezu die Gründung der Anstalt verhindern und so den Esten, zuwider ihrem eigenen Wunsche, jedes, wenn auch

unvollkommene Erlernen der russischen Sprache wiederum auf lange unmöglich machen; damit aber wäre zugleich auch das zuverlässigste und directeste Mittel, allmählich russische Bildung unter ihnen zu verbreiten, beseitigt worden. Indessen, ohne die russische Unterrichtssprache für alle Fächer obligatorisch zu machen, muß immerhin als unumgängliche Bedingung für die Eröffnung jener Schule gesetzt werden, daß wenigstens Geographie und Geschichte russisch gelehrt werde. Damit aber dieser Unterricht den Esten verständlich sei, wird derselbe nur in den zwei obersten Klassen statt haben müssen. Es ist zu verlangen, daß die Schüler der beiden oberen Klassen bis zum Verständniß eines einfachen russischen Vortrags fortgeschritten seien, und zu diesem Behufe, daß in den beiden unteren Klassen täglich russischer Sprachunterricht ertheilt werde. Alle diese Bedingungen würden auch den Wünschen der Esten selbst aufs beste entsprechen, indem dadurch ihren Kindern die Möglichkeit gegeben wäre, wenigstens in einem gewissen Grade russisch sprechen und schreiben zu lernen, sowohl zum Behufe des gewöhnlichen Verkehrs als auch der amtlichen Beziehungen. Der geographische und besonders der geschichtliche Unterricht in russischer Sprache wird, vermöge der dabei erforderten mehr oder weniger ausführlichen und folgerichtigen Erzählung, vorzugsweise dazu dienen, die russische Umgangssprache den Schülern geläufig zu machen, während es für die zu erwerbende Sprachfertigkeit in amtlichen Angelegenheiten unerläßlich sein wird, wenigstens in der obersten Klasse die Schüler noch besonders in der Abfassung von russischen Geschäftspapieren zu üben."

„Als erster, an das Gedächtniß ihres Befreiers Kaiser Alexander I. anknüpfender Versuch der Esten, sich eine höhere Volksschule zu gründen, verdient dieses Unternehmen — unter den oben angegebenen Bedingungen — jegliche Unterstützung und Förderung. Was die Frage nach den Mitteln zur Verwirklichung des gemeinnützigen und patriotischen Planes betrifft, so wird in demselben zum Schlusse gesagt: „Nach erlangter Bestätigung der im Obigen dargelegten Grundbestimmungen — sobald also als man Sicherheit darüber haben wird, daß die Gründung der Alexanderschule gestattet wird — beabsichtigt man eine öffentliche Subscription zu diesem Zwecke zu veranstalten, deren Erfolg für die verwendbaren Geldmittel maßgebend sein wird, wodurch wiederum die Eröffnung der Schule sei es nach einem größerem oder kleinerem Zuschnitt, mit einer größeren oder kleineren Zahl von Lehrern und Schülern, sowie auch die Aufstellung eines genauen Voranschlags über die Kosten und eines speciellen Reglements

über die Ausstattung und Verwaltung der Anstalt bedingt sein werden." — Diese Mittel müssen ziemlich bedeutend sein, da die Schüler nichts für Unterricht und Logirung, sondern nur für Beköstigung und Bücher etwas zu zahlen haben werden Das Ministerium des Innern findet seinerseits kein Hinderniß, für die Eröffnung der beabsichtigten Subscription die Allerhöchste Genehmigung nachzusuchen, scheint aber zu wünschen, daß die Gründer, im Gegensatz zu ihrem ursprünglichen Plane, sowohl die Größe der erforderlichen Summe als auch die Frist, innerhalb welcher dieselbe zusammengebracht werden müsse, im Voraus bestimmen sollen. Die hierüber erforderlichen Auskünfte sollen von dem livländischen Gouverneur entweder direct oder durch Vermittlung des Ministeriums des Unterrichts dem Ministerium des Innern zugefertigt werden. In Berücksichtigung des gemeinnützigen und patriotischen Zwecks, den die Esten des Tarwastschen und Paistelschen Kirchspiels sich vorgesetzt haben, sowie insbesondere des Umstandes, daß sie in weiterer Instanz auch die Gründung eines zweijährigen pädagogischen Curses zur Ausbildung von Volksschullehrern beabsichtigen, kann man nur wünschen, daß diese Angelegenheit nach Möglichkeit gefördert und beschleunigt, für die öffentliche Subscription ein möglichst freies und kostenloses Verfahren nachgegeben und das Unternehmen mit einem vollen Erfolg gekrönt werde, sowie endlich, daß das von den Tarwastschen und Paistelschen Esten gegebene gute Beispiel auch in andern estnischen und lettischen, sowohl lutherischen als auch rechtgläubigen Kirchspielen Nachahmung finde."

Von der Censur erlaubt. Riga, den 24. Juli 1868.

Redacteur G. Berkholz.



